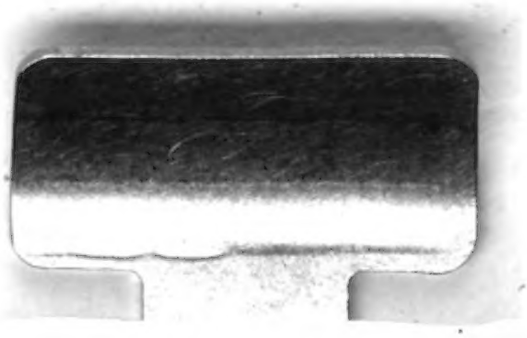
Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Fri Sel 142 F.

Der evangelische Protestantismus

in

seiner geschichtlichen Entwicklung

in

einer Reihe von Vorlesungen dargestellt

von

Dr. K. R. Hagenbach,

Prof. der Theol. in Basel, der histor. theol. Gesellschaft in Leipzig ord. Mitglied.

Erster Theil:

Vom Augsburger Religionsfrieden bis zum dreißigjährigen Krieg.

Leipzig,

Weidmann'sche Buchhandlung

1837.

Digitized by Google

Vorlesungen

über

Wesen und Geschichte

der

Reformation

in Deutschland und der Schweiz

mit

späterer Beziehung auf die Richtungen unserer Zeit

von

Dr. K. R. Hagenbach,
Professor in Basel.

Dritter Theil.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung
1837.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorlesungen

über

Wesen und Geschichte

der

Reformation.

Von

Dr. K. R. Hagenbach,
Professor in Basel.

Dritter Theil.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung
1837.

Digitized by Google

Digitized by Google

Druckfehler.

S. 16 Z. 18 v. u. ſt Rückſicht l. Rückhalt
— 19 Note Z. 4 ſt. Aubiqué l. Aubigné
— — — — 5 ſt. Micheles l. Michelet
— 24 Z. 12 v. u. ſt. den l. denn
— 28 — 18 v. o. ſt. entgegenſtellt l. entgegenſtellte
— 33 Note Z. 1 ſt. Schröcks l. Schröckh
— 41 Z. 17 v. o. ſt. denn l. dran
— 43 Note l. Er ſaß vorher in ꝛc.
— 51 — Z. 1 v. u. ſt. Thiercy l. Thierry
— 56 — — 2 v. u. ſt. „Huß" l. „Huſt"
— 60 Z. 7 v. o. l. die der Bauern ꝛc.
— 64 — 5 v. u. ſt. Staub l. Raub
— 83 Z. 15 v. u. ſt. würgen l. würzen
— 85 — 12 v. u. ſt. römiſchen l. römiſchkatholiſchen
— 100 Note Z. 13 v. u. ſt. Claru l. Clara
— 106 Z. 17 v. u. ſt. wird l. ward
— 110 — 14 v. o. ſt. Pleſſis-les-Sours l. Pleſſis-les-Tours
— 111 Note Z. 1 v. u. ſt. mors l. mort
— 113 — — 4 v. u. ſt. Davilo l. Davila
— 118 Z. 4 v. u. tilge „ihm" vor „die Beiſpiele"
— 122 — 3 v. o. ſt. Wort l. Werk
— 130 — 7 v. o. hinter „erinnerte" ſchalte ein: ſich
— 132 — 2 v. o. ſt. dem l. den
— 140 Note Z. 1 v. u. l. Plieninger
— 148 Z. 8 v. o. l. Antillo
— 156 — 9 v. o. l. Geiſel
— 168 — 14 v. u. ſt. muß l. mußte
— 170 — 8 v. u. ſt. ſchließen l. ſchießen
— 184 Note Z. 1 l. Viſch
— 197 Z. 3 v. u. ſt. Roceſen l. Rocheſter
— 199 — 6 v. u. ſt. Ochim l. Occhin
— 211 — 2 v. u. ſt. ſolchen l. ſolch
— 219 Note Z. 3 l. Knox
— 220 Z. 1 v. o. l. von noch nicht 24 Jahren
— 241 — 12 v. u. ſt. des Britten l. der Britten
— 245 — 9 v. o. ſt. zeigte l. zeugte
— 281 — 14 v. o. ſt. dort l. doch
— 288 — 16 v. u. l. Erfahrungsſeelenkunde

S. 290 Z. 18 v. o. st. laute l. bunte
— 293 — 6 v. u. st. Deputirten l. Deputaten
— 308 — 12 v. u. l. Hogerbeets
— 326 — 4 v. u. st. Kloſter l. Kanton
— 349 — 9 v. u. l. willfahrten
— 427 — 4 v. u. l. 1473
— 459 — 6 v. u. l. Sendomir
— 477 — 16 v. o. l. 11000
— 513 — 3 v. o. } st. Lehrer l. Leſer
— — — 10 v. u. }
— 539 — 8 v. o. l. gefoltert
— 542 Note Z. 1 v. u. st. vollendet l. vollends.

Bloße Buchſtabenfehler ſind in obigem Verzeichniſſe nicht angegeben.

Die auf pag. 3 und 4, 47 und 48, 153, 172, 221 und 222, 248, 256, 359, ſtehen gebliebenen Druckfehler ſind durch Cartons beſeitigt.

Vorwort.

Die unerwartet günstige Aufnahme, welche meine Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation bei dem deutschen und schweizerischen Publicum gefunden haben, leiht mir den Muth, auch diese Fortsetzung derselben einem weitern Kreise mitzutheilen, als dem, für welchen sie ursprünglich bestimmt war. Da das Buch in seiner nunmehrigen Gestalt durchaus kein systematisch gehaltenes Lehrbuch, sondern in der That nichts anders, als der möglichst wortgetreue Abdruck wirklich gehaltener Vorlesungen sein soll (wie man es ja auch in der Regel bei gedruckten Predigten zu halten pflegt), so werden sich auch die Ansprüche an dasselbe anders gestalten, als bei einem eigentlichen Geschichtswerke. Das Subjective, das örtlich Bedingte, das Zeitgemäße, ja sogar das Zufällige wird mehr vorwalten dürfen, als in einem nach den Grundsätzen der „Historik" abgefaßten Kunstproduct. Obwohl sich nun diese im verflossenen Winter gehaltenen Vorträge an die vor

drei Jahren mitgetheilten anschließen und auch von dem Verleger als 3ter Theil ausgegeben werden, dem, so Gott will, ein 4ter als Schluß des Ganzen in Jahresfrist nachfolgen soll, so darf man doch nach dieser mehrjährigen Unterbrechung kein so genaues Anschließen an den früher behandelten Stoff erwarten, daß dabei keine Lücken auf der einen, und keine Wiederholungen auf der andern Seite stattfänden. Der Plan dieser Vorlesungen, die wieder ein Ganzes unter sich machen, erforderte es, hie und da wieder auf die eigentliche Reformationsgeschichte zurückzugehn und einiges weiter auszuführen, was in den frühern Vorlesungen nur in flüchtigen Zügen angedeutet war. Dahin rechne ich namentlich die Reformationsgeschichte des Auslandes, die dort nur nebenbei in Betracht kam, hier aber nachgeholt werden mußte, da die Beschränkung „auf Deutschland und die Schweiz" für unsern dießmaligen Zweck wegfiel. Zu andern Ergänzungen, z. B. zu einer ausgeführtern Biographie Calvins und zu einer weitläufigern Geschichte des Schmalkaldischen Krieges, die man an den frühern Bänden vermissen könnte, fand sich hier kein Ort. Für das Erstere ist indessen durch Henry, für das Letztere durch Marheinecke im dritten Bande gesorgt worden.

So wenig als eine planmäßige Vollständigkeit, eben so wenig wird man eine Ausbeute von neu erforschten geschichtlichen Resultaten zu erwarten haben. Was mir von Quellen zugänglich war, das habe ich so gut als möglich benützt und auch hie und da zu Berichtigung von Thatsachen mitzuwirken

gesucht. Doch blieb dieß Nebensache. Mein Hauptzweck war ein praktischer, und so glaubte ich nichts Unnützes und auch nichts meiner Stellung Unwürdiges zu unternehmen, wenn ich das, was durch die verdienstvollen Forschungen Anderer bereits ausgebeutet ist, was sich aber in vielen, den Laien oft unbekannten Büchern zerstreut findet, zum Behufe der Letztern, namentlich der Gebildeten unter ihnen, in ein übersichtliches Ganze zusammenstellte und es pragmatisch bearbeitete, wobei ich nicht unterlassen habe, meine Gewährsmänner zu nennen. Ihnen gebührt, wenn je etwas Gutes durch diese Vorträge geleistet worden ist, vor allem der Dank. Das Wenige, was bei der Beurtheilung meiner geringen Leistung in Anschlag kommen dürfte, wird fast mehr vom ethischen und praktisch-theologischen, als vom rein historischen Gesichtspunkt aus zu beurtheilen, und namentlich die Frage zu erörtern sein, in wie weit die Aufgabe, durch solche geschichtliche Vorträge auf die christlich-protestantische Gesinnung der gebildeten Mitwelt zu wirken und das Interesse für kirchliche Gegenstände zu wecken, Mißverständnisse zu heben und Wahrheit in Liebe zu befördern, erreicht worden sei? Hierüber erwarte ich gerne das Urtheil und die Zurechtweisung der Sachverständigen. Nur Eines muß ich noch bemerken, daß wegen der Entfernung des Druckortes und der Beschleunigung des Druckes selbst sich nicht allein mehrere Druckfehler, welche das Verzeichniß nennt, eingeschlichen, sondern auch einige Unebenheiten des Stils und Nachlässigkeiten des Ausdrucks, an deren Wegfeilung man ge-

wöhnlich erſt bei der Correctur gemahnt wird, ſich zu meiner nicht geringen Verwunderung erhalten haben, für die ich um ſo mehr um Nachſicht bitten muß, als man allerdings das Recht hat, grade in Hinſicht der Darſtellung an derartige Vorträge einen ſtrengern Maßſtab zu legen.

Baſel, in den Sommerferien 1837.

Hagenbach.

Inhalt.

Seite

Erſte Vorleſung. Einleitung und Plan. 1

Zweite Vorleſung. Rückblick auf die Reformationsgeſchichte. Kirchlicher und politiſcher Zuſtand Europa's von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis um die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Schickſale des Proteſtantismus in Deutſchland ſeit dem Religionsfrieden. Frankreichs Reformation bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts. 19

Dritte Vorleſung. Weitere Schickſale des Proteſtantismus in Frankreich. Annas du Bourg und andere Märtyrer. Ausbruch des Religionskriegs. Schriftſteller über dieſen Gegenſtand: Lacretelle, Schiller, Wachler. Parteien der Bourbonen und Guiſen. Verſchwörung von Amboiſe. Ueber die Benennung Hugenotten. L'Hôpital und das Triumvirat. Geſpräch von Poiſſy. Edict von St. Germain en Laye. Greuel zu Cahors und anderwärts. Blutbad in Vaſſy. Schlacht von Dreux. Tod des Franz von Guiſe. Friede von Amboiſe. 40

Vierte Vorleſung. Katharina von Medicis und der Fanatismus Karls IX. Reiſe mit ihrem Sohne durch Frankreich und Zuſammenkunft in Bayonne. Zweiter Religionskrieg. Schlacht bei St. Denis. Tod des Montmorency. Kleiner und hinkender Friede von Longjumeau. Flucht von Condé und Coligny nach Rochelle. Jeanne d'Albret und Heinrich von Navarra. Der dritte Religionskrieg. Schlacht von Jarnac und Condé's Tod. Schlacht von Moncontour. Coligny's chriſtliche Geſinnung. Friede von St. Germain en Laye. Die Vermählung Heinrichs von Navarra mit Margaretha Tod der Jeanne d'Albret. Coligny's Tod und die Bluthochzeit. 65

Fünfte Vorleſung. Allgemeine Betrachtung über den Eindruck der Bartholomäusnacht in Deutſchland, England u. ſ. w. L'Hôpitals letzte Tage und Tod. Wiederausbruch des Krieges. La

Seite

Rochelle und Sancerre. Die Politiker. Karls IX. Tod und Nachträgliches aus seinem Leben. Heinrich III. Neuer Friede und Friedensbruch. Die Ligue. Die Ständeversammlung zu Blois. Krieg der drei Heinriche. Schlacht von Coutras. Heinrichs von Navarra Demüthigung vor dem Heere. Sechzehnerherrschaft in Paris. Die Barricaden. Der Tod der Guisen und der Katharina von Medicis. Haß gegen Heinrich und Ermordung desselben. Schlacht bei Ivry. Belagerung von Paris. Allgemeine Aufregung. Hungersnoth. Ständeversammlung von Paris. Anerkennung Heinrichs IV. unter der Bedingung des Uebertritts. 90

Sechste Vorlesung. Einige Gedanken über den Uebertritt Heinrichs IV. zur katholischen Kirche. Du Plessis Mornay. Sein und Sully's Urtheil über Heinrichs Uebertritt. Abschwörung in St. Denis. Johann Chatel und die Jesuiten. Heinrichs Absolution durch den Papst. Friede von Vervins. Edict von Nantes. Zustand der protestantischen Kirche von Frankreich um diese Zeit. Heinrichs IV. Tod. Die Zeiten Ludwigs XIII. Mornay's Tod und Glaube. 115

Siebente Vorlesung. Schluß der französischen Reformationsgeschichte. Spanien und die Inquisition. Reformatorische Versuche daselbst. Protestantismus in den Niederlanden. Zustand derselben unter der Statthalterin Margaretha. Granvella. Wilhelm von Oranien. Egmont und Horn. Verfolgungen der Protestanten. Der Geusenbund. Bilderſturm in Antwerpen. Spaniens Vertilgungsplan. Uneinigkeit der Gegenpartei. Vorspiel zu Alba's Verwüstungen. 139

Achte Vorlesung. Ueber den Charakter Philipps II. und das Wesen des Fanatismus. Alba. Seine Ankunft in den Niederlanden. Der Blutrath. Egmonts und Horns Hinrichtung. Wilhelms Unternehmungen. Die Meergeusen. Zütphen und Naarden. Alba's Abgang. Requesens. Schlacht auf der mooker Haide. Der Prinzen Ludwig und Heinrich von Nassau Tod. (Mütterlicher Brief der Juliana von Stollberg an Ludwig von Nassau.) Die Stadt Leyden. Pacification von Genf. Uneinigkeit der Protestanten und protestantischer Fanatismus. Utrechter Union. Wilhelm von Oraniens Tod. Rückblick auf Philipps II. Charakter; über seinen und Alba's Tod. 165

Neunte Vorlesung. Die englische Reformation. Rückblick auf die frühern Kirchenverhältnisse Englands. Heinrich VIII. Fryth und Tindal. Cranmer. Eduard VI. Bucer, Fagius, Martyr u. s. w. Johanna Gray. Die katholische Maria. Gardiner,

Seite

Polus. Verfolgungen. Ridley und Latimer. Cranmers Tod und Rückblick auf ſein Leben und ſeine Geſinnung. Weitere Verfolgungen. Maria's Tod. Eliſabeth. 190

Zehnte Vorleſung. Eliſabeths Regierung. Die 39 Artikel. Schottlands Reformation. Hamilton. Cardinal Beaton. Hinrichtungen. John Knox. Walter Mill. Unruhen in Edinburg. Congregation Chriſti. Vorfälle in Perth. Weitere Unruhen. Entſetzung und Tod der Regentin. Edinburger Vertrag. Charakter der ſchottiſchen Reformation. Presbyterianismus. Maria Stuart. Die vormundſchaftliche Regierung. Knox ſtirbt. . . 214

Eilfte Vorleſung. Die Spaltung der Conformiſten und Nonconformiſten (Puritaner) zu Eliſabeths Zeiten. Parker. Die Zeiten Jacobs I. Pulververſchwörung. Karl I. Erzbiſchof Laud. Unruhen in Edinburg. Der Covenant. Das lange Parlament. Hinrichtung Straffords. Aufruhr in Irland. Hinrichtung Lauds. Independenten und Gleichmacher. Prozeß und Tod Karls I. Rückblick auf das Bisherige. 240

Zwölfte Vorleſung. Innerer Zuſtand der proteſtantiſchen Kirche in Deutſchland. Das alte und neue Kurhaus, Jena und Wittenberg. Agricola. Amsdorf und Major. Strigel und Flacius. Oſiandriſcher Streit. Hartes Verfahren der Obrigkeiten. Erneuerung des Sacramentſtreites in Bremen und der Pfalz. Heidelberger Katechismus. Kryptocalviniſten. Peucers Schickſale. Concordienformel. 263

Dreizehnte Vorleſung. Ueber den pſychologiſchen Eindruck der Streittheologie jener Zeit. Stellung der baſelſchen Kirche zu der lutheriſchen und reformirten. Erzbergerſcher Streit und ähnliche. Weitere Folgen der Concordienformel. Fortſetzung der kryptocalviniſtiſchen Unruhen. Streit über Exorcismus. Prozeß und Hinrichtung Crells. Der Streit über die Gnadenwahl in den Niederlanden. Gomarus und Arminius. Dordrechter Synode. Oldenbarnevelds Tod. 287

Vierzehnte Vorleſung. Ueber das Weſen der Myſtik und des Myſticismus. Rückblick auf die ältere Geſchichte. Caſpar Schwenkfeld. Theophraſtus Paracelſus. 311

Funfzehnte Vorleſung. Valentin Weigel (Eſaias Stiefel. Ezechiel Meth. Robert Fludd) und Jacob Böhm. 336

Sechszehnte Vorleſung. Noch etwas über Böhm und ſeine Schriften. Johann Arnd und das wahre Chriſtenthum. . . . 360

Siebenzehnte Vorleſung. Reformatoriſche Wirkung der Wiſſenſchaft. Johann Valentin Andreä und ſeine Schriften.

Seite

Die Rosenkreuzer. Aus dem guten Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes. Die Christenburg. 386

Achtzehnte Vorlesung. Franz Baco von Verulam. Johann Kepler und der Kalenderstreit nebst andern protestantisch dogmatischen Eruditäten. Hugo Grotius. 413

Neunzehnte Vorlesung. Noch ein Wort über Grotius und die arminianische Theologie. Geschichte der protestantischen Secten. Die Wiedertäufer und Mennoniten. David Joris und sein Proceß. Unitarier. Reformation in Italien. Bernhardin Ochino. Lälius Socinus und sein Neffe Faustus. Reformation in Polen. Lehrbegriff der Socinianer. 442

Zwanzigste Vorlesung. Der Katholicismus nach der Reformation. Das Concil von Trident. Neue Orden: Capuziner, Theatiner, Somasker, Priester des Oratoriums. Vincenz von Paula und die Priester der Mission (Lazaristen). Die barmherzigen Schwestern, Ursulinerinen und Visitantinen. Ignaz Loyola und der Jesuitenorden. Die Missionen der katholischen Kirche. 465

Einundzwanzigste Vorlesung. Das Papstthum und die Päpste nach der Reformation. Paul IV. Pius IV. und V. Gregor XIII. Sixtus V. Carlo Borromeo und die katholische Schweiz. Franz von Sales und die katholische Mystik. Fra Paolo Sarpi. Michael Bajus. 491

Zweiundzwanzigste Vorlesung. Recapitulation. Ueber den Einfluß des Protestantismus und Katholicismus auf Politik, Wissenschaft, Kunst, öffentlichen Cultus und Sitte. Das Kirchenlied der Lutheraner und die reformirten Psalmen. Palestrina. Die Predigtweise. Beiträge zur Sittengeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Hans von Schweinichen. Dorothea Sibylla. Schlußbetrachtungen. 517

Erste Vorlesung.

Einleitung und Plan.

Drei Jahre sind nun dahin geschwunden, seit ich an dieser Stätte meine Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation gehalten habe. Noch ist mir die liebende Nachsicht, die Aufmunterung, die mir von verschiednen Seiten geworden, in erfreulichem Andenken, und schon dieß könnte hinreichend sein, mir zu einer Fortsetzung des damals unternommenen Werkes Muth zu machen. Allein es ist noch etwas anderes, das schon seit dem Schlusse der damaligen Vorlesungen in mir gearbeitet und mich zu verschiedenen malen gedrungen hat, den Faden wieder aufzunehmen, wo ich ihn abbrechen mußte, und nur äußere Umstände waren die Gründe, daß ich erst jetzt diese alte Schuld löse. Es ist nämlich die lebhafte Ueberzeugung von der Mangelhaftigkeit des damals Geleisteten, die mich treibt, das Versäumte, so gut es sich nach einem solchen langen Zwischenraume thun läßt, nachzuholen und das Unvollendete, so viel in meinen Kräften steht, zu vollenden. Allzusehr fühlte ich nämlich bald nach dem Schlusse meiner Vorlesungen das Ungenügende derselben nicht nur in Beziehung auf das, was sich jetzt schwer mehr ändern läßt, ich meine in Beziehung auf Inhalt und Form des bereits Mitgetheilten, sondern auch in Beziehung auf den Zweck, den sie sich vorsetzten und den sie wohl schwerlich in dem Umfang erreicht haben mögen, der dabei beabsichtigt wurde. Ich wollte, wie Sie sich erinnern werden, schon damals nicht bloß Geschichte erzählen der Unterhaltung, selbst auch nicht des bloßen Wissens wegen, sondern mein Zweck war ein religiös-sittlicher, und wenn ich so sagen darf, ein erbaulicher Zweck. Ich wollte an der Geschichte der Reformation ihr Wesen anschaulich machen, wollte, damals in einer bewegten Zeit, aus der wir aber auch jetzt noch nicht heraus sind, zeigen, wie die Reformation zur

Revolution sich verhalte, und wie ein kräftiges Auftreten gegen Mißbräuche, wenn es auf dem Grunde einer erleuchteten Gesinnung und auf dem Wege der Besonnenheit und des Rechts geschieht, himmelweit verschieden sei von dem stürmischen Eifer einer in sich unklaren, mit unbefugten Waffen kämpfenden Freiheitslust. Diesen Zweck glaube ich nun zwar zum Theil durch die Darlegung der Reformationsgeschichte erreicht zu haben, und in so fern will ich das Alte nicht wiederholen und auch das Einzelne darin, so sehr es der Verbesserung bedarf, nicht wieder zur Sprache bringen. Aber etwas that mir leid nicht ausführen zu können, nämlich zu zeigen, wie das Princip des evangelischen Protestantismus, das wir in der Reformationsgeschichte kennen gelernt haben, weiter fortgewirkt habe im Laufe der Zeit und welche Früchte es gebracht habe. In meiner letzten Vorlesung habe ich zwar Andeutungen gegeben über den Einfluß der Reformation auf Religion, Sitten, Wissenschaft, Kunst, Politik u. s. w.; aber es blieb auch bei bloßen und flüchtigen Andeutungen, und schon damals äußerte ich, daß ich zur Ausführung dieses Gegenstandes wohl einer eignen Reihe von Vorlesungen bedürfte: diese Reihe eröffne ich jetzt. Es ist zunächst eine Fortsetzung meiner Vorlesungen über Reformationsgeschichte, die ich Ihnen zu geben gedenke, wenn wir nämlich den Begriff der Reformationsgeschichte nicht auf den damals abgesteckten Zeitraum vom Jahre 1517 — 1555 beschränken sondern ihn in einem ausgedehntern Sinne nehmen. So wie wir nämlich schon damals gesehen haben, daß die Reformation, ihrem Wesen und ihrer Idee nach, schon früher thätig gewesen war, ehe Luther auftrat, so müssen wir auch bekennen, daß sie noch immer nicht zu Ende ist, und so muß alles, was das Princip der Reformation bis auf diesen Tag herab gewirkt, alles was sich diesem Princip feindlich entgegengestellt oder was sich ihm Fremdartiges angesetzt und aufgedrungen hat, genug alles was auf dieses Princip Bezug hat, als eine Fortsetzung der Reformationsgeschichte betrachtet werden. Mit andern Worten ist es demnach die neuere Geschichte seit der Reformation, doch mehr nach ihrer kirchlichen, sittlichen und literarischen, als nach ihrer politischen Seite hin, die ich Ihnen in diesen Winterabenden vorzutragen gedenke. Kirchengeschichtliche Vorlesun-

gen im streng wissenschaftlichen Sinne des Worts sollen diese Vorträge auch dießmal nicht sein, denn manches, was man in jenen suchen würde, müssen wir hier unberührt lassen, während wir andres mit in den Kreis unsrer Betrachtungen hereinziehen werden, das der Kirchenhistoriker gewöhnlich der allgemeinen oder auch der Literaturgeschichte überläßt. Besonders wird das Persönliche und Individuelle in stärkern Zügen hervortreten, als es etwa der akademische Vortrag der Kirchengeschichte gestattet, welcher seiner Natur nach mehr das Ganze, als das Einzelne im Auge hat und eher fragt, was die Kirche durch die Personen geworden, als was die Personen durch die Kirche geworden sind. Wir werden uns bei dem Leben und den Schriften einzelner ausgezeichneter Männer, in denen sich der Geist des Protestantismus auf diese oder jene Weise ausgeprägt hat, oder auch wieder bei solchen, an denen das Gegentheil sichtbar wird, länger aufhalten und so nicht selten in das Gebiet der Biographie und der Literargeschichte hinüberschweifen. Nicht bloß Theologen und kirchliche Männer im engern Sinne, auch ausgezeichnete Staatsmänner, Krieger, Philosophen, Dichter, Künstler werden in weitern oder engern Umrissen unserm Auge sich darstellen. Auch höher begabte Frauen werden nicht minder Anspruch auf unsre Theilnahme zu machen haben. Um aber uns nicht zu sehr ins Weite und Unbestimmte zu verlieren, werden wir immer den Begriff der Reformationsgeschichte in so weit festhalten, daß wir solche Individualitäten vorzüglich nur in der Beziehung vorführen, als sie irgend eine reformatorische Wirksamkeit wirklich geäußert haben oder haben äußern wollen. So werden wir z. B. dichterische und philosophische Werke nicht sowohl nach ihrem allgemeinen ästhetischen oder metaphysischen Gehalte, nach ihrem technischen oder wissenschaftlichen Werthe, als vielmehr nach dem Einfluß beurtheilen, den sie auf das christliche Volk, auf den Glauben und die sittliche Lebensansicht ihrer Zeitgenossen geübt haben, wobei wir freilich nicht werden umhin können, auch theilweise die wissenschaftlichen Elemente mit hineinzuziehen, soweit diese mit der religiösen und sittlichen Seite in Berührung stehen. Ebenso wird das Politische uns nur in so weit beschäftigen, als es den Boden bildet, auf welchem das große Schauspiel des geistigen Lebens sich bewegt,

oder auch in sofern es selbst wieder mit bewegt und bestimmt wurde durch die Vorgänge in der religiösen und kirchlichen Welt. Wir werden den Protestantismus besonders nach zwei Seiten hin zu betrachten haben, nach seiner äußerlichen nämlich und seiner innerlichen Seite. So werden wir also, uns anlehnend an die politische Geschichte, fürs Erste zu zeigen haben, wie die junge Gemeinde der Protestanten in Deutschland, in Frankreich, in England, den Niederlanden, in der Schweiz unter vielfachen Bedrükkungen und Kämpfen sich endlich ein selbstständiges Dasein errungen und sich die politische Anerkennung von Seiten der europäischen Mächte erworben hat. Wir stehen in dieser Beziehung auf einem mit Blut getränkten Boden, der des Blutes noch nicht genug hat, und der nur nach heftigen Erschütterungen, nach furchtbaren Entladungen des in ihm gährenden Feuerstoffes, zur Ruhe gebracht werden konnte. Hinter uns liegen zwar schon die ersten Glaubenskämpfe, die noch in das Zeitalter der eigentlichen Reformationsperiode gehören, der Schmalkaldische Krieg in Deutschland, der Kappeler Krieg in der Schweiz, aber vor uns liegen noch in ernste Gewitterwolken gehüllt die Bartholomäusnächte, die blutgetränkten Schaffote der Stuarts, Alba's gräuliche Verwüstungen in den Niederlanden, der dreißigjährige Krieg, die Dragonaden in Frankreich und die Tage von Villmergen in der Schweiz. Physische und geistige Kräfte, Päpste und Concilien, Fürsten und Pöbelmassen, Inquisition und Jesuitismus erheben ihre drohenden Gestalten gegen die junge Kirche, welche das Recht der Glaubensfreiheit mit Hinopferung aller Lebensgüter, ja des Lebens selbst, geltend zu machen sucht. Schöne, erhebende Züge des Glaubensmuthes, der Tugendstärke, des Liebeseifers werden uns aus dem Qualm der Scheiterhaufen, aus dem Getöse der Schlachten, aus der Nacht der Kerker, aus dem Dunkel der Verbannung entgegenleuchten; aber auch der Fanatismus wird mit seinem schauerlichen Chor über die tragische Bühne schreiten und seine blutige Geißel über unsern Häuptern schwingen. Und zwar nicht immer wird auf der Seite der alten Kirche allein das Unrecht, noch auf der der abgetrennten allein das Recht zu finden sein; sondern wie in allen menschlichen Erscheinungen Licht und Schatten sich auf tausendfältige Weise mischt, so wird es auch in dieser Zeit der alten katho-

liſchen Kirche nicht an frommen Märtyrern, der evangeliſchen nicht an tollkühnen Schwärmern fehlen: denn wie in der Reformationsgeſchichte der Bauernkrieg und ähnliche Erſcheinungen uns die Verirrungen des proteſtantiſchen Glaubenseifers darſtellten, ſo werden wir auch in dieſer Periode nicht ſelten die Fackel des politiſchen Aufruhrs und des Bürgerkrieges ſich vermiſchen ſehen mit dem reinern Lichte der evangeliſchen Freiheit. Nicht nur aber bei dieſen äußern Kämpfen wird unſer Auge verweilen; mitten durch ſie hindurch wird es dringen in das innere Heiligthum der evangeliſchen Kirche. Aber auch hier wird es leider! nicht überall angezogen werden von dem ſtillen Frieden Gottes, den der Chriſt bei dem Eintritt in das geweihte Haus des Herrn ſucht. Auch hier, im Innern der proteſtantiſchen Kirche ſtoßen wir auf feindliche Elemente, die ſich bekämpfen, und den Alleinbeſitz der gottſeligen Lehre ſich ſtreitig machen. Nicht um über das Heilige zu ſpotten, auch nicht um in ſelbſtgefälligem Dünkel über die Weisheit der Väter uns zu erheben, aber wohl um uns der Beſchränktheit der menſchlichen Erkenntniß bewußt zu werden, die auch nicht ſelten bei guter Meinung in falſchen Eifer ausartet, werden wir die unerbaulichen Zänkereien der Lutheraner und Reformirten, die ſie mit und unter einander führten, betrachten, ohne uns jedoch zu tief in die dogmatiſchen Unterſcheidungen einzulaſſen, welche allein für den Theologen von Beruf von Bedeutung ſind, und auch für dieſen oft nur von untergeordneter, hiſtoriſcher Bedeutung. Lieber und anhaltender werden wir dann bei jenen Männern Gottes verweilen, die mitten unter dem lärmenden Gezänke die Leuchte des Glaubens aufrecht erhielten und mit dem Oel der Liebe und Duldung ſie tränkten, wenn andere das Oel der Leidenſchaft in das lodernde Feuer goſſen. Selbſt die einſeitige Gefühlsrichtung, die bodenloſe Tiefe des Myſticismus, die ſanfte Liebesgluth edler Schwärmerei wird uns bei allen ihren Mängeln willkommen ſein neben der harten, froſtigen und eiſernen Conſequenz eines einſeitigen theologiſchen Verſtandes. Auch den Sonderlingen werden wir nachgehen, die unbefriedigt mit dem, was die größere Gemeinde, ſei es der Lutheraner oder der Reformirten, ihnen bot, ihren eignen Weg verſuchten und entweder im Verein mit Gleichgeſinnten ſich als beſondere Parteien und Secten conſtituirten

oder, von Allen verlassen, bald als Ungläubige, bald als Schwärmer und Unsinnige von der Mehrzahl verfolgt wurden. In allen diesen Erscheinungen werden wir das Princip des Protestantismus aufsuchen und wenn wir in der Regel finden werden, daß sich dasselbe statt in seiner Reinheit und Ganzheit, meistentheils getrübt und einseitig sowohl in diesen äußerlichen Erscheinungen, als in der Kirche selbst abgespiegelt hat, so wird uns dieß eine neue Aufforderung sein, die Wahrheit, die am Irrthum ist, aufzusuchen und aus den aufgefundenen Bruchstücken uns im Geiste jenen Tempel aufzubauen, in dem der Ewige im Geist und in der Wahrheit verehrt wird. —

Nach zwei Seiten hin finden wir nämlich den Protestantismus sich ausbilden, die endlich in zwei Pole auslaufen, welche wir wohl nicht unpassend einen positiven und einen negativen Pol nennen können. Ich will mich darüber deutlicher erklären.

Es ist gewiß ein Mißverstand des Protestantismus, wie wir dieß schon früher gezeigt haben, wenn man denselben bloß in das Negative, ins Protestiren und Verneinen setzt. Gleichwohl gehört das Protestirende und Verneinende mit zum Protestantismus. Ohne dieses kritische Salz, ohne dieß zweischneidige Schwert des Zweifels können wir uns seine geistige Macht gar nicht denken. Diese Richtung ist eben das, was wir den negativen, den verneinenden Pol des Protestantismus nennen möchten. Und so finden wir denn auch, daß die Einen vorzugsweise in dem Widerspruch gegen das Bestehende verharrten und diesen Widerspruch zu allen Zeiten erneuerten, da wo die Stabilität im Glauben und der Verfassung der Kirche überhand nehmen wollte. Diese protestantische Opposition geht durch die ganze neuere Geschichte hindurch, und zeigt sich auf verschiedene Weise, bald mehr als eine besonnene, verständige, in der Form wissenschaftlicher Prüfung und populärer Aufklärung, bald mehr als eine stürmische, verwegene, in der Form des Puritanismus auf der einen, in der des falschen Rationalismus auf der andern Seite. Ihren Höhepunkt hat die negirende Seite der Reformation in der Revolution erreicht; aber eben durch dieses Ausschlagen in die Revolution hat sie den ursprünglichen reformatorischen Charakter verläugnet und eine nothwendige Reaction hervorgerufen. Wenn aber, wie gesagt, das ver-

neinende Princip nur die eine Seite, nur der negative Pol des Protestantismus ist, so fragt sich, worin denn das Positive, das Bejahende und Aufbauende desselben sich zeige. Einzig, antworten wir, in der Feststellung des religiösen, des christlichen Princips, in der Aufrechterhaltung des Wortes Gottes. Durch dieses und nicht durch bloßes Verneinen, hat die Reformation gesiegt, und nur in der Bewahrung dieses positiven Elementes wird ihr ferner ihr Sieg zu allen Zeiten gesichert bleiben. Das haben denn auch die Nachkommen Luthers wohl gefühlt und während die Einen fortwährend im Niederreißen ihren protestantischen Geist beurkunden wollten, fehlte es nicht an solchen, welchen das Erhalten des einmal Errungenen, die Sicherung der reinen Lehre, als das Wichtigere, ja als das einzig Nothwendige erschien. Freilich zeigte sich dann auch wieder auf dieser Seite Mißverstand und Einseitigkeit. Unter dem Worte Gottes, auf dem allein die Kraft der protestantischen Kirche als auf einem sichern Grundstein ruhen sollte, verstanden Viele den bloßen Buchstaben der Lehre, wie ihn Luther und seine Genossen für die Bedürfnisse ihrer Zeit fest gestellt hatten in den Bekenntnißschriften, und sie glaubten sich vorzüglich dadurch verdient zu machen, daß sie diesen Buchstaben wo möglich in noch engere Grenzen faßten und jeder weitern Prüfung den Weg versperrten. Ueber dem Halten am Positiven vergaßen sie dann allerdings, daß der Protestantismus auch mit ein negatives und kritisches Element in sich schließt. Sie führten zur Stabilität einer todten Orthodoxie zurück, und gaben mit der Freiheit der Untersuchung die Freiheit des protestantischen Glaubens auf. Nur wenige erleuchtete Männer, wie ein Philipp Jacob Spener zu seiner Zeit, wußten den wahren und tiefern Glaubensgrund zu unterscheiden von dem, was grübelnde Menschenweisheit darüberhin gebaut hatte, und lenkten wieder zum einfachen Bibelchristenthum, zur reinen und gesunden positiven Lehre zurück. Und so fing der wahre evangelische Protestantismus an sich wieder Bahn zu brechen durch die hölzernen Schranken des Lutherthums und Calvinismus hindurch. Aber auch hier zeigte sich bald wieder eine neue Einseitigkeit, die zwar an einem bessern und lebendigern Glaubensgrund festhielt, als die Orthodoxie des neuen Scholasticismus war, die aber bald in ihrer

Aengstlichkeit sich allen Einflüssen der Wissenschaft entzog, von der Berührung mit der Welt sich absonderte und so in der Gestalt des sogenannten Pietismus zwar die gläubige Herzensfrömmigkeit Luthers und auch in vielen Stücken seine dogmatische Sprache und Denkweise festhielt, dabei aber jene Munterkeit und Frische des Geistes, jene kecke Untersuchungskraft und jenen offnen Sinn für freie Wissenschaft vermissen ließ, durch welche Luther und die Reformatoren sich so herrlich ausgezeichnet hatten. So griff denn in der Folge der Zeiten jeder ein Stück auf von dem, was einst ganz und verbunden in jenen großen Männern gelebt hatte, der Eine mehr ihren durchdringenden Verstand und ihre Forschbegierde, der Andere mehr ihre zähe Festigkeit im Halten auf dem Errungenen, ein Dritter mehr ihre gemüthliche Gläubigkeit, ihren kindlich frommen Sinn. — Lassen Sie uns dieß aber nicht irre machen, verehrteste Freunde! Gerade dieses Brechen des Lichtes in verschiedene Strahlen ist es ja, was Leben und Mannigfaltigkeit in die Geschichte bringt; genug, wenn wir nur die verschiedenen Nüancen und Schattirungen auf die eine Ursache zurückzuführen bemüht sind, und uns durch Leidenschaft und Vorurtheil nicht den Blick zum Voraus einnehmen lassen.

Nicht nur aber innerhalb der protestantischen Kirche werden wir die mannigfaltigsten Geistesrichtungen kennen lernen und an ihnen eben sowohl das Gute aufsuchen, als wir das Mangelhaftige und Einseitige an ihnen nicht verdecken wollen; sondern auch in der katholischen Kirche, die sich unsrer bunten Mannigfaltigkeit gegenüber ihrer Gleichförmigkeit rühmt, werden wir den Geist des Protestantismus und der Reform unter verschiedenen Gestalten und Verhüllungen sein Recht behaupten sehen. Wenn wir sie auf der einen Seite mit neuen Kräften ausgerüstet, namentlich mit der geistigen Macht des Jesuitismus umgeben, unsrer Kirchenpartei gegenüber in feindlicher Stellung erblicken, auf der andern wieder sie bemüht sehen, den alten Frieden herzustellen; wenn wir Einzelne aus ihrer Gemeinschaft in die unsrige und umgekehrt aus der unsrigen in die ihrige werden übergehen sehen, so wird uns doch nicht dieses gegnerische Verhältniß ausschließlich beschäftigen. Mit der Unbefangenheit, welche die Geschichte fordert, werden wir auch der innern Entwickelung der

katholischen Kirche nachgehen und mit Freuden es erkennen, wie auch in dieser Kirche, wenn auch nicht selten unter dem unbewußten Einfluß des Protestantismus, sich mitten in betrübten Zeiten ein schönes religiöses Leben entwickelt hat; wie auch hier Männer und ganze Gesellschaften thätig, besonnen und mit edler Uneigennützigkeit gewirkt haben zur Einführung eines bessern Unterrichtes, zur Linderung und Verminderung des menschlichen Elendes, zur Pflege der höchsten geistigen Güter. — Von dem gewonnenen freiern Standpunkte aus werden wir dann auch über die Parteiinteressen der einzelnen Confessionen und Secten hinaus den Blick erheben auf die großen Interessen der gesammten Kirche, der Christenheit überhaupt, indem wir sehen, wie in der Verbreitung des Christenthums unter nicht christlichen Völkern, in dem christlichen Missionswerke, die Thätigkeiten der verschieden Kirchenkörper bald einander störend, bald aber auch wieder in höherer Eintracht verbunden sich begegneten. Wir werden sehen, wie auch unabhängig von den bestimmtern Formen des Kirchenthums, das Christenthum sich unter den verschiednen Lebensverhältnissen beurkundet hat, obwohl wir auch hier den Einfluß des Confessionellen nie ganz verkennen werden. Aus dem stillen Kreise des häuslichen Lebens und der häuslichen Sitte, wie aus dem Hofleben und dem Feldlager, aus den Raths- und Kanzleistuben, aus dem Schulwesen und dem bürgerlichen Leben werden wir uns Beispiele zu sammeln suchen, an denen wir sehen können, wie weit dem christlichen Geiste ein Einfluß gestattet war auf diese Verhältnisse, oder wie weit eine gegebene Zeit hinter ihrer Aufgabe zurückgeblieben sei. Endlich werden auch die Angriffe auf das Christenthum von Seiten der Wissenschaft aus und die Art, es zu vertheidigen, uns nicht fremd bleiben dürfen. So haben wir, dieser kurzen Andeutung nach, einen reichen mannigfaltigen Stoff vor uns, wobei uns nur bange werden kann, ob die uns so kurz zugemessene Zeit auch ausreichen werde, das Verheißene zu erfüllen. Wir werden darum wohl thun, unsre Aufgabe chronologisch zu theilen und uns die Grenzsteine abzustecken, an denen der Weg uns vorüber führen wird. Der Zeitraum von dem Schlusse der Reformation bis auf unsre Zeit läßt sich in drei kleinere Perioden zerlegen, an welche wir uns zu halten gedenken, ohne jedoch uns

ſclaviſch an dieſelben zu binden, wenn der Zuſammenhang der Begebenheiten ein Rück — oder Vorwärtsſchreiten in dieſer Hinſicht gebietet. Eine natürliche Grenze für unſere erſte Periode bildet der dreißigjährige Krieg, auf welchen hin alles arbeitet und von welchem aus ſich eine neue Art des Lebens in manchen Beziehungen entfaltet. Die erſte unſerer Perioden wird demnach gehen von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis auf die Zeiten des dreißigjährigen Kriegs, deſſen Schluß bekanntlich der weſtphäliſche Frieden iſt, (1648)*). Bei dieſer erſten Periode, die uns vor der Hand ſchon hinlänglich beſchäftigen wird, werden wir genöthigt ſein, hie und da in die Zeit der Reformation ſelbſt wieder hinauf zu ſteigen, namentlich werden wir die Reformationsgeſchichte der Länder nachzuholen haben, die ich in meinen frühern Vorträgen entweder gar nicht oder nur flüchtig berührt habe, vor allem die Reformation in Frankreich, in England und den Niederlanden, ſo wie auch theilweiſe in andern Gegenden, woran ſich dann leicht die weitern Begebenheiten anreihen laſſen, welche den äußern Kampf um die politiſche Exiſtenz des Proteſtantismus betreffen.

Mit Rückſicht auf dieſe vorherrſchende Richtung können wir dieſe 1. Periode als die Periode der Verfolgungen und Religionskriege bezeichnen, wenn gleich die letzteren auch in den folgenden Jahren noch nicht aufgehört haben. Aber auch innerlich macht ſich während dieſer Periode der Kampf der Syſteme auf eine gewaltſame Weiſe geltend; denn nicht nur dauert der Zwieſpalt zwiſchen Proteſtantismus und Katholicismus in der alten Weiſe fort, ſondern auch die Spannung zwiſchen Lutheranern und Reformirten wird aufs Höchſte getrieben. Dieſe Periode iſt es denn auch zugleich, in welcher die drei großen Hauptbekenntniſſe der Chriſtenheit ihren förmlichen Abſchluß erhalten: das lutheriſche durch die Concordienformel, das römiſch-katholiſche durch das Concil von Trident, das reformirte durch die helvetiſche Confeſſion, den Heidelberger Katechismus und die Synode von Dordrecht; —

*) Bei der Ausführung wurde ich genöthigt, ſchon den Anfang des dreißigjährigen Krieges als Schluß der Periode anzunehmen, um mit der Geſchichte deſſelben die zweite zu eröffnen. Dieß hielt mich indeſſen nicht ab, einzelne Erſcheinungen, die mit der Kriegsgeſchichte ſelbſt weniger zuſammenhängen, dennoch bis gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts zu verfolgen.

ſo daß wir ſagen können, die ganze Periode bilde zunächſt die Fortſetzung der Reformationsgeſchichte ſelbſt, wenn auch nicht immer von ihrer Lichtſeite.

Die 2. Periode iſt als Uebergangsperiode in die neuere Zeit zu betrachten. Sie erſtreckt ſich von den Zeiten des dreißigjährigen Krieges oder, genauer gefaßt, vom Abſchluß des weſtphäliſchen Friedens 1648 bis nach dem Anfange des 18. Jahrhunderts, etwa bis zur Zeit, wo die engliſchen Deiſten und franzöſiſchen Encyklopädiſten ihren ſchädlichen Einfluß zu üben begannen, oder auch bis auf die Erſcheinung der Brüdergemeinde und des Methodismus, gleichzeitig mit den Wirkungen, welche von einer andern Seite die Leibnitziſche und Wolfiſche Philoſophie auf die Theologie hatte. Dieſe Periode ſchließt ſich in ihren Erſcheinungen theils an die vorige Periode an, indem auch in ihr noch Verfolgungen und Religionskriege, doch mehr nur theilweiſe, ſtattfinden, und auch im Innern der Kampf zum Theil noch mit denſelben Waffen einer kirchlichen Scholaſtik fortgeführt wird; doch leuchtet in dieſer Zeit der mildere Geiſt der Spenerſchen Schule und des ſogenannten Pietismus in die proteſtantiſche Kirche hinein und verheißt ihr eine kräftige Wiedergeburt, während in der katholiſchen Kirche der dem Pietismus verwandte Janſenismus, in der engliſchen Kirche der Puritanismus *) und die Lehre der Quäker die Geiſter in Aufregung erhalten und vor Erſtarrung in Formen ſichern. Es iſt nicht mehr der einſeitige Kampf zwiſchen Proteſtanten und Katholiken, auch nicht mehr der allein zwiſchen Lutheranern und Reformirten, der die Zeit bewegt; ſondern innerhalb dieſer größern Kirchenparteien machen ſich neue Beſtrebungen geltend, der Pietismus in der lutheriſchen, der Janſenismus in der katholiſchen, der ſtrengere Puritanismus und der mildere Arminianismus in der reformirten Kirche. Ueber die Schranken der kirchlichen Confeſſionen hinaus reichen ſich bereits in dieſer Zeit Gleichgeſinnte die Hände, und begegnen ſich in dem allgemeinen Bekenntniß, daß es überhaupt anders werden müſſe mit der Kirche und daß an die Stelle todter Formen treten müſſe der lebendig machende Geiſt des apoſtoliſchen Chriſtenthums. Spener in Deutſchland, Fe-

*) Dieſer freilich ſchon etwas früher.

nelon in Frankreich sind bei aller sonstigen Verschiedenheit die keuschen Priester dieser unsichtbaren Kirche. Aber auch die kleinern Religionsgesellschaften erhalten mehrfachen Zuwachs, das Unklare mischt sich dem Reinern bei, und namentlich tauchen unter Cromwells Protectorat in England eine Unzahl von Secten auf, die zum Theil wieder an die frühern Wiedertäuferischen Bewegungen im Reformations-Zeitalter erinnern. — Alle diese verschiedenen Richtungen aber kommen darin überein, daß sie das Christenthum fortwährend als die Religion des Heils, als die einzige wahre Religion betrachten; alle von ihnen, selbst die verschrieenen Socinianer, wollen Christen sein, nur jeder auf seine Weise.

Nun aber beginnt etwa mit dem dritten Jahrzehend des 18. Jahrhunderts die 3. Periode, die uns aus den kirchlichen Streitigkeiten hinaus mitten auf den großen Kampfplatz der Geister stellt auf dem weiten Gebiete menschlicher Philosophie. Mit dem Einflusse, den die Deisten in England, die sogenannten Encyklopädisten in Frankreich, die besonnenern philosophischen Systeme in Deutschland auf die religiöse Denkweise des Volkes sowohl, als auf die theologische Wissenschaft zu gewinnen anfangen, beginnt die neuere, die moderne Zeit im engern Sinne des Wortes. Sie ist schwer mit einem Namen zu bezeichnen oder in ein Bild zu fassen, weil die verschiedenartigsten Elemente sich in ihr durchkreuzen, weil wir selbst, noch zu sehr in den Kampf dieser Elemente verflochten, den Standpunct noch nicht gewonnen haben, um in richtiger Perspective das Bild der nächsten Vergangenheit aufzufassen. Wollten wir sagen, es sei der Geist der bloßen Verneinung, der Freigeisterei, des Antichristenthums, so würden wir damit höchstens das eine bittere Ingrediens bezeichnen, mit dem die Arznei gemischt ist; wir würden aber über dem übeln Beigeschmack die heilsamen Reagentien verkennen, welche die höhere Hand, die unsere Schicksale leitet, mit Bedacht erwogen und in den Kelch der Prüfung gelegt hat. Ja, wir würden vergessen müssen, daß neben den verneinenden Erscheinungen dieser Zeit sich ja auch wieder positive Elemente gefunden haben, und daß es mitten unter den Neuerungen nie an entschiedenen Anhängern des einmal Erprobten, ja selbst nicht an übertriebnen Vertheidigern

des Veralteten gefehlt hat. Wollten wir umgekehrt mit Andern dieſe moderne Zeit preiſen als den Höhepunct der menſchlichen Bildung, als das Zeitalter der Humanität, der vorurtheilsfreien Prüfung, der ungeſchmälerten Menſchenrechte, als das non plus ultra der Weisheit und der Thatkraft, ſo würden wir nicht nur ungerecht werden gegen die frühern Zeiten, ſondern wir müßten blind ſein gegen die Zerrbilder, welche zu unſrer Demüthigung neben den edlern Geſtalten des letzten Jahrhunderts und des gegenwärtigen, in dem Spiegel der Geſchichte ſich reflectiren; wir müßten unſer Gefühl abgeſtumpft haben gegen die ſchmerzlichen Erfahrungen, die unſre Väter und wir mitten in den geprieſenſten Epochen der Aufklärung gemacht haben. Laſſen wir es alſo einſtweilen bei dem unbeſtimmten Namen der neuen Zeit bewenden, wohl wiſſend, daß damit ſich nur eine äußerſt unbeſtimmte Vorſtellung verbinden läßt, indem ja dieſes Neue ſelbſt wieder ſich in ein Aelteres, in ein Neueres und Neueſtes theilt, ſo daß das, was am Anfange als das Vorherrſchende des Zeitalters erſcheint, am Ende ſchon wieder in ſeinem Verſchwinden begriffen iſt. Vielleicht, daß die weitere Ausführung dieſer Periode ſeiner Zeit uns einige Puncte an die Hand geben dürfte, von denen aus wir in dem vielfach verſchlungenen Irrgarten uns beſſer zurechtfinden können, als es uns jetzt noch im Anfange möglich wird. Indem wir nun aber ſo den vorhandenen Stoff in die drei genannten Perioden zerlegen werden, ſo wird es auch wieder nöthig ſein, in den einzelnen Perioden denſelben gruppenweiſe zu ordnen, damit die Bilder ſich nicht verwirren. Wir werden am ungehindertſten fortſchreiten, wenn wir, wenigſtens bei den beiden erſten Perioden, in welchen der Kampf zwiſchen den großen Kirchenparteien noch ein äußerlich bewegter iſt, dieſen Kampf voranſtellen und alſo mit der Ausbreitung des Proteſtantismus und der Beſchränkung, die er durch die Verfolgungen erlitten, beginnen; dann die innere Geſtaltung, ſowohl der lutheriſchen als der reformirten, Kirche folgen laſſen und bei den einzelnen ausgezeichneten Männern derſelben, ſo wie auch bei den einzelnen Secten und Parteien länger verweilen; und endlich auch einen Blick auf die gleichzeitigen Erſcheinungen in der römiſchkatholiſchen, auch wohl in der griechiſchorientaliſchen Kirche werfen, ſowie auf die große Kirche Chriſti überhaupt.

Doch werden wir auch hier uns nicht ängstlich an das einmal aufgestellte Fachwerk binden. Auch in der äußern Geschichte der Verfolgungen spiegelt sich ja wieder das Innere ab; hier mußte sich ja die Ueberzeugung aussprechen, hier die Gesinnung bewähren, und ebenso war auch wieder die innere Entwickelung der Kirche in Lehre und Leben von äußern Bedingungen abhängig, weßhalb wir absichtlich auch schon in der äußern Geschichte das Innere werden hervortreten lassen, und umgekehrt auch bei der Darstellung der inneren Verhältnisse auf Aeußeres zurückkommen werden, jenachdem es der Gegenstand erfordert. Es handelt sich ja überhaupt in diesen Vorlesungen nicht sowohl um eine gelehrte und schulgerechte, als um eine belebende und anregende Behandlung des geschichtlichen Stoffes. So weit es daher die Natur dieses Gegenstandes nur immer erlaubt, werde ich es auch dießmal versuchen, wenn auch nicht in jeder, doch in den meisten Vorlesungen wo möglich ein kleineres Ganze Ihnen darzustellen, das bestimmt sein soll, neben den vielen einzelnen Eindrücken irgend einen Haupteindruck zurückzulassen, so jedoch, daß diese verschiedenen Ganzen unter sich wieder ein größeres Ganze bilden. Um indessen auch denen in etwas zu genügen, deren Muße es erlaubt oder deren Beruf es fordert, sich auch außer diesem Kreise mit geschichtlichen Studien zu beschäftigen, werde ich mir's zur Pflicht machen, solche Schriften, aus denen ich selbst geschöpft habe und deren Lesung ich anempfehlen kann, namhaft zu machen und bisweilen auch mit einer kurzen Beurtheilung zu begleiten.

Daß ich endlich über dem allgemeinen welthistorischen Standpuncte auch den besondern nicht vergessen, daß ich, wie früherhin in der Reformationsgeschichte, so auch hier bei der Geschichte unsrer schweizerischen, ja bei der speciellen Geschichte unsrer Basler Kirche hie und da mit größrer Vorliebe verweilen werde, wird, denk' ich, Ihre Billigung finden. Zwar wird diese Rücksicht auf das Vaterländische und Vaterstädtische in diesen Vorträgen mehr zurücktreten müssen, als in denen über die Reformationsgeschichte, weil die Bedeutung, welche die Schweiz und unser Basel für das Allgemeine hatten, in diesen spätern Zeiten nicht mehr so groß ist, als in den Zeiten der Reformation, und weil der Stoff ohne dieß schon ein sehr reicher und mannigfaltiger ist. Aber auch nur

in einem bescheidenen Maße wird die Erinnerung an Männer, die unter unsern Vorfahren im Segen gewirkt, die den gemeinen Nutzen unsrer Stadt und unseres Landes, das Wohl unsrer Kirche, den Flor der höhern und niedern Schulen erhalten und begründen halfen, nicht ohne heilsame Folgen sein. Ueberdieß haben ja auch die schweizerischen Kirchen von Zürich, Basel und Genf, von Bern und Schafhausen fortwährend einen regen Antheil an dem kirchlichen Leben der Zeit genommen, und wenn auch nicht alles rühmlich ist, was in der Geschichte jener Zeiten uns auf dem vaterländischen Boden begegnet, so ist doch auch manches würdig, der Vergessenheit entrissen zu werden. Namentlich hat Basel durch seine Lage nach außen und durch seine innere Beschaffenheit in den Zeiten des 16. und 17. Jahrhunderts eine eigenthümliche Stellung behauptet. Bei jenen unerbaulichen Kämpfen zwischen dem starren Lutherthum und dem eben so starren Calvinismus hat die Basler Kirche in ihren Einrichtungen manche Modificationen erlitten, die bis auf diesen Tag bestehen, und von Basel aus gingen später die ersten Versuche, die Fesseln der hemmenden Formula Consensus zu sprengen. In Basel haben verschiedene Glaubensrichtungen, die anderswo verfolgt oder verspottet wurden, ihre Zuflucht gefunden. Den französischen und andern Glaubens-Flüchlingen öffnete es zu verschiedenenmalen seine Arme, mehrere ausgezeichnete Männer der zu beginnenden Periode haben auch hier gelebt, theils gelernt, theils gelehrt, und in den Zeiten, wo dem positiven Christenthum so manche Gefahr drohte, ließen sich hier kleinere Religionsgesellschaften nieder, die bis auf diesen Tag in Frieden unter uns wohnen. Und wenn wir auf die großen Zwecke des praktischen Christenthums sehen, so haben sich ja hier so manche christliche Vereine gebildet, die noch immer unter Gottes väterlichem Schutze im Segen wirken. Milde Stiftungen im Geiste des Christenthums sind in eben den Zeiten entstanden, welche sonst so häufig in andrer Beziehung der Engherzigkeit beschuldigt werden. Ja, hat nicht besonders in der neuern Zeit Basel dadurch eine kirchenhistorische Bedeutung erhalten, daß hier die Missions- und Bibelgesellschaften zuerst auf dem europäischen Continent Fuß gefaßt haben?

Mag es auch sein, daß in gewissen Zeiten auch gewisse Ansichten und Bestrebungen vor andern begünstigt worden wären, und

daß zu andern Zeiten unser kirchliches und wissenschaftliches Leben manches zu wünschen übrig ließ, so ist doch auch die Einseitigkeit in solchen Dingen besser, als der Mangel an jeglichem geistigen Interesse. Die Unkirchlichkeit des Zeitalters, über die so viele bald gerechte, bald übertriebene Klagen erschienen sind, hat bei uns nie in dem Grad überhand genommen, daß sie den Ton angegeben hätte, und da wo auch verschiedene Richtungen sich geltend machten, haben diese doch nie zu ärgerlichen Spaltungen, zu andauernden Streitigkeiten Anlaß gegeben. Gesetzt aber auch, wir sollten bei einer unbefangenen Betrachtung unseres Kirchenwesens, wie es historisch vor uns liegt, auf dieß oder jenes stoßen, das der Verbesserung bedarf, gesetzt, es sollte sich für uns das Resultat herausstellen, daß unserm kirchlichen Leben zu dessen voller Kraft und Gesundheit noch das Eine oder Andere mangle, sollte da nicht gerade eine Gelegenheit uns willkommen sein, den Zustand unsers religiösen Gemeinwesens auf historischem Wege kennen zu lernen und nach einer unparteiischen Prüfung, die wir damit verbinden, das Gute zu behalten und das weniger Probehaltige als ein Unwesentliches sinken zu lassen?

Lassen Sie uns hier offen und ohne Rücksicht reden, und uns noch vor Ablaufe dieser Stunde über einen Hauptzweck dieser Vorträge in Einfalt und Liebe miteinander verständigen.

Wir leben in einer Zeit, in welcher die Ansichten von den göttlichen Dingen vielfach auseinander gehen, und auch in unsrer Stadt macht sich diese Verschiedenheit der Ansichten in Schule und Kirche, im geselligen und im Familienleben in dem Maße geltend, als auch wir immer mehr über den Gesichtskreis unsrer nächsten Umgebungen uns erheben und mit hineingezogen werden in die große Bewegung des jetzigen Zeitsalters. Auch für uns ist die Zeit vorüber, wo ein und dasselbe äußere Bekenntniß nach allen Seiten hin allen gleichmäßig genügte, wo die Autorität geachteter Religionslehrer jedem Zweifel des Laien ein Ende machte. Jeder sucht sich im Gewirre der Meinungen, das bei der großen Oeffentlichkeit der Gedankenmittheilung immer größer wird, sein eigenes Urtheil zu bilden, und was Zweifel Erregendes, Streitbares und Schwieriges auf dem großen Gebiete der Wissenschaft vorkommt, das dringt auch hinab in die Kreise des gewöhnli-

chen Lebens. Ob dieser Zustand ein besserer sei, als der frühere, will ich nicht entscheiden; aber genug, wir können uns demselben nicht eigenmächtig entziehen, sondern müssen sehen, wie wir durchkommen. Ich schmeichle mir nun keineswegs damit, vermittelst dieser Vorträge die christliche Erkenntniß so weit zu fördern, daß ihr die Zweifel und die obwaltenden Mißverständnisse nichts mehr anhaben können. Wie sollte ich dieß? Ja ich verhehle mir auch nicht, daß manche meiner verehrten Zuhörer über die wichtigsten Angelegenheiten in vielen Punkten anders denken mögen, als ich, vielleicht aber auch nur anders zu denken meinen, während sie in der Hauptsache mit mir übereinstimmen. Nur eines bitte ich, daß niemand glaube, ich wolle irgend jemand durch diese Vorträge meine theologische Ansicht aufdringen, ihm die seinige verdächtigen oder die meinige empfehlen. Meine Vorträge sollen nicht dogmatischer, sondern historischer Art sein und auch da, wo sie eine lehrhafte und reflectirende Gestalt annehmen, soll sich dieß an das Geschichtliche anlehnen und seinem Verständniß dienen. Aber wenn es denn eben die Aufgabe der Geschichte ist, die verschiedenen Geistesrichtungen in ihrem allmäligen Werden und Verschwinden darzustellen, sie auf ihre Anfänge zurückzuführen, sich in sie mit möglichster Selbstverläugnung hineinzuversetzen und einer jeden Erscheinung die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß man sie an ihrem eignen Maßstabe und an dem ihrer Zeit mißt, so denke ich mir, daß auch diese Vorträge etwas für alle verschiednen Parteien Verständigendes und Versöhnliches mit sich führen werden, das leicht die Gemüther einander näher bringen könnte, als das bloße hin und her Disputiren aus der persönlichen Stimmung und der Ansicht der Schule heraus. Die Geschichte ist die große Vermittlerin aller Gegensätze. Ich meine dieß nicht so, als ob mit Hintansetzung des eignen Forschens und Denkens sich alles auf geschichtlichem Wege beseitigen lasse, als ob der Gedanke: „Andere haben auch so gedacht und zu allen Zeiten hat es viel Köpfe viel Sinne gegeben" uns hinlängliche Beruhigung geben könnte, wo es sich um die eigene Glaubensansicht, um das kostbarste Kleinod unsrer Ueberzeugung handelt; denn es liegt ja eben in dem menschlichen Geiste ein Streben, die Wahrheit selbstständig zu erkennen und mit eignen Augen zu sehen, ohne sich durch

das Anſehn andrer Menſchen, andrer Völker und Zeiten in dieſem Streben aufhalten oder irre machen zu laſſen. Es iſt ja dieß gerade das Eigenthümliche des Proteſtantismus, daß er keine verjährten Meinungsrechte anerkennt, ſondern mit friſchem Vertrauen immer wieder aufs Neue untertaucht in den reinen Urquell der Wahrheit, ob auch Andere Anderes gefunden. Immerhin aber hat das Gefühl der hiſtoriſchen Gemeinſchaft, das Gefühl des hiſtoriſchen Zuſammenhanges unſrer Denkweiſe mit der Denkweiſe früherer Zeiten etwas ungemein Erhebendes und Stärkendes, und die Beobachtung, daß auch entgegengeſetzte Beſtrebungen eine gleiche tiefe hiſtoriſche Wurzel haben, führt eine nothwendige und heilſame Scheu mit ſich, leichtfertig über dieſelben abzuſprechen. Wir werden wenigſtens immer billiger und beſonnener ſein in der Beurtheilung einer Anſicht, die ſich Jahrhunderte durch unter verſchiednen Formen erhalten hat und immer wieder zum Vorſchein gekommen iſt, wenn man ſie ſchon beſiegt glaubte, als wir es gegen bloße Einfälle von Einzelnen, gegen bloße Privatmeinungen zu ſein pflegen. Wenn auch das Alter einer Meinung keinen Anſpruch auf unbedingte Anerkennung giebt, ſo giebt es ihr doch allerdings ein Recht auf Achtung und gehörige Würdigung.

Wie nun, wenn es ſich auch in dieſen Vorträgen zeigen ſollte, daß manches, was wir bisher allzuflüchtig beurtheilten, und worüber wir entweder unſerm Eifer auf der einen oder unſerm Spott auf der andern Seite einen zu freien Lauf gelaſſen haben, ſich uns darſtellt als eine nothwendig mitwirkende Kraft im großen Ganzen, als ein heilſames Gegengift gegen andere, nicht minder einſeitige Beſtrebungen? Werden wir da nicht die Hand auf den Mund legen und lieber einſtweilen unſer Urtheil zurückhalten, als an der Geſchichte der Menſchheit uns verſündigen?

Wenn wir alſo auch gleich die noch zur Zeit obwaltenden Gegenſätze der Meinungen und Anſichten in dieſen Vorträgen nicht auszugleichen vermögen und es auch gar nicht darauf abſehen, ſo wollen wir dagegen um ſo mehr uns befleißen, jeder Geiſtesrichtung, die ſich uns in der Geſchichte aufthun wird, ſofern ſie nur eine ernſte iſt und eine mit gewiſſenhafter Wahrheitsliebe gehegte, mit Achtung und Wohlwollen zu begegnen und uns dadurch zu ähnlicher duldſamer Geſinnung gewöhnen, wo es gilt die Gegenwart zu beurtheilen.

Daß dieser Geist der gegenseitigen Duldung und Liebe, getragen vom Geiste der Wahrheit, durch diese Vorträge möge gefördert und so der Sinn und die Begeisterung für das reine Christenthum möge belebt und geweckt werden, das ist, verehrteste Zuhörer! der innigste Wunsch, womit ich diese der Einleitung geweihte Stunde schließen und die Reihe der künftigen beginnen möchte.

Zweite Vorlesung.

Rückblick auf die Reformationsgeschichte. — Kirchlicher und politischer Zustand Europa's von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis um die Zeit des dreißigjährigen Krieges. — Schicksale des Protestantismus in Deutschland seit dem Religionsfrieden. — Frankreichs Reformation bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts.

Nachdem ich in unsrer ersten Zusammenkunft den Zweck dieser Vorträge weitläufiger auseinandergesetzt und den Plan angegeben habe, nach welchem ich zu verfahren gedenke, wird es jetzt nöthig sein, ehe wir unsre 1. Periode beginnen, einerseits einen Rückblick zu werfen auf die bereits hinter uns liegende Geschichte der Reformation selbst, andrerseits als historische Einleitung ein Gemälde zu geben von dem äußern Zustande und von der Lage der Dinge um die Mitte des 16. Jahrhunderts bis auf die Zeiten des dreißigjährigen Krieges hin.

In der Lösung der ersten Aufgabe kann ich um so kürzer sein, als der größere Theil meiner Zuhörer meinen Vorträgen über Reformationsgeschichte seiner Zeit ausführlich gefolgt ist, und auch für die, welche das Versäumte nachholen möchten, hinlänglich anderweitige Mittel vorhanden sind *). Um jedoch einen Anknüpfungs-

*) Auf folgende Schriften, die seit der Herausgabe meiner ersten Vorlesungen erschienen sind, mache ich die Leser vorzüglich aufmerksam: Marheinecke: Reformationsgeschichte, 4r. Band. Pfitzer: Leben Luthers. Henry: Leben Calvins. Merle d'Aubigné: Histoire de la réformation du 16. siècle. Micheles: Mémoires de Luther. (Die lügenhafte und elende Parteischrift von Haller, Geschichte der kirchlichen Revolution oder protestantischen Reform des Kanton Bern, verdient keine Berücksichtigung.)

punkt zu gewinnen, mag es genügen, daran zu erinnern, wie ſich in einem Zeitraume von nicht viel mehr als dreißig Jahren eine mächtige Umgeſtaltung der Verhältniſſe in der abendländiſchen Kirche bereitet hatte. Dieſe Umgeſtaltung einzig auf die Perſon Luthers zurückzuführen, würde eben ſo einſeitig ſein, als den mächtigen perſönlichen Einfluß dieſes einen Geiſtes verkennen zu wollen. Luther war es allerdings geweſen, der zuerſt, nachdem Andere vor ihm Aehnliches gewagt hatten, den großen Wurf that, von dem die Entſcheidung des Looſes abhing. An ſeiner Perſon hängt unſtreitig die Geſchichte der ganzen deutſchen Reformation. Von dem kühnen Anſchlag der Theſen gegen den Ablaß bis zu ſeinem Auftritt vor dem Reichstage zu Worms und ſeinem Aufenthalt auf der Wartburg iſt und bleibt er, wenn auch unbewußt in Vielem, der Träger einer neuen Ordnung der Dinge. Bis dahin iſt die Geſchichte Luthers und die Geſchichte der deutſchen Reformation ein und dieſelbe. Nur wenige hiſtoriſche Perſönlichkeiten ſcheinen berufen, den Gang der Weltgeſchichte eine Zeitlang in ihrem Buſen zu tragen, bis dann die Zeit ſich der neuen Geburt bemächtigt, und das in ein Gemeingut verwandelt, was der Einzelne auf ſeine Gefahr hin gewagt und erſtritten hatte. Luther gehörte zu dieſen ſeltenen Genien. Aber auch Luther erlebte es, daß andere, von ihm nicht geahnete Gewalten in den Gang der Ereigniſſe mit eingriffen und daß ein großes Drama vor ſeinen Augen ſich aufthat, deſſen Verwicklungen ſich ſeinem Blicke entzogen und in dem er am Ende nur eine minder bedeutende Rolle zu ſpielen ſich genöthigt ſah. Nicht nur unterſtützten ihn in ſeinem Werke gleichgeſinnte Geiſter, wie der eines Melanchthon u. a., zu denen er bei aller Verſchiedenheit der Gaben und Charakteren doch immer in dem Verhältniß der geiſtigen Ueberlegenheit blieb; ſondern auch feindliche Gewalten ſuchten den Kranz ihm aus den Händen zu winden und ihn in den Staub unheiliger Leidenſchaft und ſelbſtſüchtiger Beſtrebungen darniederzutreten. Mitten unter dem Ringen nach geiſtiger Freiheit hatte ſich zugleich der unſaubere Geiſt weltlicher Empörung mit emporgerungen aus den Feſſeln der Zucht und des Gehorſams, und die wilde Schwärmerei der Wiedertäufer warf einen verheerenden Brand in die Kirche, der ſtatt die Luft von den böſen Dünſten zu reinigen,

ſie mit düſterem Qualme verpeſtete. Wenn Luther, dieſen Störenfrieden gegenüber das Recht der Fürſten und Obrigkeiten vertheidigte und jedem Aufruhr gegen dieſelben mit allem Nachdruck ſeines Anſehens begegnete, ſo konnte er dagegen nicht verhindern, daß auch eben dieſe Fürſten und Obrigkeiten von ihrer Seite das im Geiſte Begonnene im Fleiſche zu vollenden ſich gelüſten ließen. Mochte er noch ſo laut predigen, „das Wort müſſe alles ausrichten in Sachen des Glaubens und nicht das Schwert," dennoch konnte er bei den wachſenden Verwicklungen des Kampfes die unheilbringende Vermengung der politiſchen und der kirchlichen Intereſſen nicht abwehren; noch ſollte er, ehe er ſein müdes Auge ſchloß, den Krieg in Deutſchland entbrennen ſehen, deſſen ſchmählicher Ausgang die Sache des Proteſtantismus nur auf zweideutige Weiſe gefördert hat.

Noch von einer andern Seite ward das im Glauben begonnene Werk Luthers getrübt und der Kampf vervielfältigt. Zwingli hatte in der Schweiz, unabhängig von Luthern die Mißbräuche der Kirche angegriffen: die Reformation ging hier ihren eignen Gang, weniger gebunden an Zwingli's oder eines Andren Perſönlichkeit, ſondern ſicherer getragen vom Geiſte des Volkes und zum Theil der Regierungen. Aber Zwingli hatte zugleich in der Lehre vom Abendmahl andere Anſichten, als Luther geäußert, und ein Meinungskampf hatte ſich zwiſchen den beiden Reformatoren entſponnen, der immer mehr zu einem Kampf der Parteien wurde innerhalb der jungen Kirche. An ein gemeinſames Wirken war nicht zu denken, und der Zwieſpalt der Parteien vervielfältigte ſich in dem Grade, als die Gemüther ſich erhitzten und erbitterten. Der Kampf um Dogmen, um Lehrmeinungen und Lehrſätze, den man mit dem anfänglichen Kampf um die Reinheit des evangeliſchen Glaubens in unſeliger Verblendung verwechſelte, wurde immer mehr zur Hauptſache, und das Buchſtabengezänke kam an die Tagesordnung. Der einmal angenommene Grundſatz einer freien Glaubensprüfung auf der Grundlage der heiligen Schrift wurde auf der einen Seite durch ſophiſtiſche Deutungen gemißbraucht, auf der andern durch einen engherzigen Dogmatismus beſchränkt. Nicht genug, daß die ſächſiſchen und ſchweizeriſchen Reformatoren ſich gegenſeitig befehdeten; es waren noch zu Luthers Zeiten man-

cherlei Zänkereien unter den Theologen seiner Partei ausgebrochen, und dadurch die Einheit des Ganzen sowohl als der stille Friede Einzelner, wie der des sanften Melanchthon, auf eine betrübende Weise gefährdet.

Eben um die Zeit, als Luthers Gestirn sich zum Untergang neigte, ging am westlichen Himmel des Reformationsschauplatzes ein neues auf in der Person Johann Calvins. Es zeigt sich uns hier ein umgekehrtes Verhältniß zwischen dem Entwicklungsgange der sogenannten lutherischen und dem der reformirten Kirche. Während dort eine kräftige Persönlichkeit im Vordergrunde steht, die aber allmälig hinter den Kampf der verschiedenartigen Elemente zurücktritt, so sehen wir dagegen in der reformirten Kirche, unter dem Einfluß republicanischer Formen erst ein stückweises Zusammentreten einzelner kleiner Kantonalkirchen und Stadtgemeinden, ohne daß diese durch den überwiegenden Einfluß eines Mannes noch durch den Buchstaben einer Confession sämmtlich wären zusammengehalten worden. Nach Zwinglis Tod auf dem Kappelerfelde und dem bald darauf erfolgten Hinschied Oekolampads schien von den vorhandenen Schweizertheologen keiner der Aufgabe gewachsen, die zerstreute Heerde in Eins zu sammeln. Da ward Genf nach vielfachen Gährungen der Mittelpunkt der reformirten Kirche. Von ihr gingen nicht nur eine in vielen Stücken veränderte Lehrnorm und die Grundzüge zu einer freiern Kirchenverfassung aus, als sie in der lutherischen Kirche sich bei den damaligen Verhältnissen gestalten konnte; sondern Genf ward recht eigentlich die Mutterkirche für die Gemeinden des Auslandes, und während das Bekenntniß von Augsburg außer in Deutschland nur noch im höheren Norden und in den östlichen Gegenden Europa's neue Anhänger um sich sammelte, wurde die durch Calvin modificirte Glaubensform der Schweizer nun auch die der protestantischen Partei in Frankreich, England, Schottland und dem größern Theil der Niederlande, bis endlich sogar auch manche Gegenden in Deutschland und den verwandten Ländern die bisherige lutherische Form gegen die reformirte vertauschten. Freilich war auch mit der calvinischen Lehre ein neuer dogmatischer Zankapfel in die Kirche geworfen, und nicht minder als der Abendmahlsstreit trug der Streit über die Gnadenwahl dazu bei, den theologischen Disputirgeist zu

nähren und die Vereinigung der Protestanten auf ein gemeinsames Bekenntniß zu erschweren.

So finden wir also mit dem Abschlusse der eigentlichen Reformationsgeschichte einen Zustand der Dinge herbeigeführt, der sich seinem ersten Eindrucke nach gar sehr unterscheidet von dem, wie er sich vor dem Auftreten Luthers dem Blicke des Zuschauers darstellt, und es wird daher jetzt unsre zweite Aufgabe eintreten, das Gemälde dieses Zustandes selbst etwas genauer zu entwerfen.

Wenn schon vor dem Ausbruche der Reformation die Christenheit in zwei große Hälften sich theilte, in die der abendländischen und morgenländischen Kirche, doch so, daß die erstere, dem Papst unterthan, sich vor der letztern durch großartigere Institute, durch einen regern wissenschaftlichen Geist, aber auch durch mannigfachere Irrthümer und vielfältigere Mißbräuche auszeichnete, — so sehen wir jetzt diese abendländische Kirche abermals in zwei große Hälften zerfallen, die als zwei besondere Kirchenparteien einander gegenübertreten. Indessen ist die Trennung noch nicht in dem Grade vollendet, wie sie jetzt, durch die Macht der Gewohnheit zur stehenden Form verhärtet, unserm Auge sich darstellt; denn noch immer trug sich die alte Kirche mit der Hoffnung, die Abtrünnigen, sei es mit Gewalt oder durch Güte, mit sich zu vereinigen, während umgekehrt der Protestantismus noch immer weiter über seine Grenzen sich auszubreiten strebte. Ja selbst die ausschließende Benennung Katholiken und Protestanten, an die wir uns gewöhnt haben, ist noch nicht eine geläufige und allgemein verständliche geworden in der Mitte des 16. Jahrhunderts. Nie hatten sich ja eigentlich die Anhänger Luthers und Zwinglis von der wahren katholischen, d. h. der allgemeinen Kirche trennen wollen; vielmehr behaupteten sie im Zusammenhange mit ihr geblieben zu sein und sie nur von Wust gereinigt zu haben, weßhalb denn auch jetzt hie und da der Ausdruck „katholische Kirche" in dem Sinne gebraucht wurde, in welchem beide Parteien zu ihr gehören wollten.*) Weit häufiger war, um die Gegner der Reformation zu bezeichnen, die Benennung Papisten, während die deutschen Protestanten, die ihren Namen bekanntlich auf dem Reichstag zu Speier (1529) erhalten hatten,

*) Siehe Menzel Bd. V. S. 15.

auch eben so oft als Lutheraner, in der Leidenschaft als Ketzer, in der gemäßigten und diplomatischen Sprache aber als die Anhänger des Augsburgischen Bekenntnisses bezeichnet wurden. Von diesen letztern wurden dann wieder streng unterschieden die Anhänger Zwinglis und Calvins, die erst später zum Unterschiede von den Lutheranern den ausschließlichen Namen der Reformirten erhielten *). Beide, Lutheraner und Reformirte, werden wir zwar in der Folge, wenn es gilt die beiden größern nichtkatholischen Hauptparteien unter einen gemeinsamen Namen zu bringen, der Kürze wegen Protestanten nennen; aber dieser uns jetzt geläufige Sprachgebrauch darf uns nicht zu der Ansicht verleiten, als ob damals Lutheraner und Reformirte im Geringsten eine Einheit unter sich gebildet hätten, den Römischkatholischen gegenüber. Vielmehr standen zu verschiedenen Zeiten die beiden Parteien noch schroffer einander gegenüber, als eine jede derselben den Katholiken gegenüberstand, und wir haben somit statt zwei, drei Hauptparteien der abendländischen Christenheit zu unterscheiden.

Wenn wir es nun unternehmen sollen, einen statistischen Ueberblick von dem Verhältniß der damaligen Katholiken zu den Protestanten zu geben und uns die Sache geographisch zu vergegenwärtigen, so dürfen wir auch hier nur mit wenig Ausnahmen an rein katholische und an rein protestantische Länder denken, im neuern Sinne; den auch in mehrern Gegenden, welche im Ganzen zu dem gereinigten evangelischen Glauben sich bekannten, fehlte es nicht an mannigfaltigen Reactionsversuchen, während wir umgekehrt kein Land im christlichen Europa finden, in welchem nicht um diese Zeit der Protestantismus versucht hätte, auch mitten unter den Verfolgungen, neue Wurzeln zu schlagen. Das sinnreiche und künstliche Gewebe der Hierarchie, welches sich im Mittelalter von Rom aus nach allen Enden hin verbreitet hatte, es hatte durch die Reformation mächtige Risse erhalten; aber noch liefen seine Fäden nach allen Richtungen der Welt, und tausend Hände waren geschäftigt, das Abgerißne wieder anzuknüpfen und die Lücken auszustopfen. Es kann somit nur im Durchschnitte und auch da

*) In Frankreich nannte man sie zuerst und zwar spottweise les prétendu réformés. In der Schweiz hießen längere Zeit die katholischen Geistlichen Meßpriester, die reformirten Prädicanten.

kaum behauptet werden, daß der Norden Europa's, wie man gewöhnlich annimmt, ſchon damals vorzugsweiſe dem Proteſtantismus, der Süden dem Katholicismus ergeben geweſen ſei. Allerdings hatte ſich von Wittenberg aus die lutheriſche Reformation bis nach Schweden und Dänemark hin verbreitet, und die meiſten weltlichen Fürſten und Städte des nördlichen Deutſchlands huldigten dem reformatoriſchen Princip. Aber noch immer wußte auch in dieſen Gegenden die alte Kirche durch die geiſtlichen Fürſten, deren Beſitzthümer durch die neuen Religionsverträge geſichert waren, ſo wie durch die Jeſuiten, die in alle Gegenden der Welt ſich verbreiteten, ihre Anſprüche geltend zu machen. Am Niederrhein, in Polen, in Schleſien, in Scandinavien und Belgien fehlte es Rom nicht an mächtigen Stützen, und in England und Schottland war es noch nicht zu einem feſten Zuſtande der kirchlichen Dinge gekommen. Umgekehrt war mitten im Kampfe der Proteſtantismus auch bis in den Süden Europa's hinabgedrungen, und wenn auch in Spanien und Italien die einzelnen Bekenner der neuen Lehre mehr nur als ſporadiſche Secten behandelt werden oder auch (namentlich in Italien) das proteſtantiſche Princip ſich unter andern Formen verſteckt, ſo finden wir dagegen namentlich im ſüdlichen Frankreich eine kräftig aufſchießende Wurzel des Proteſtantismus. So ſind auch in Deutſchland zwar Oeſtreich und Baiern die mächtigſten Bewahrer des Katholicismus; aber in beiden Ländern wimmelte es noch damals von Bekennern der neuen Lehre, in Wien ertönte ſie von den Kanzeln, und tief nach Ungarn und Siebenbürgen hinein war ihr Strahl gedrungen. Auch die ältern Religionsparteien, die der Reformation vorangegangen waren, die Utraquiſten in Böhmen, die Waldenſer in den Thälern von Piemont traten häufig als die Glaubens- und Leidensgenoſſen der verfolgten Proteſtanten auf. — Es iſt ſomit in dieſer Hinſicht noch eine bewegte und kampfreiche Zeit, in welche wir eintreten, die zugleich aber auch durch die politiſchen Verhältniſſe überaus wichtig iſt. In der politiſchen Welt nämlich ſehen wir gleichzeitig mit der Periode, die wir beginnen, bedeutende Veränderungen vorgehn, welche auf die Schickſale der Reformation von nicht geringem Einfluß waren. Laſſen ſie uns auf dieſen politiſchen Zuſtand Europas von der Mitte des 16. Jahrhunderts

bis gegen die Zeiten des dreißigjährigen Kriegs hin einen flüchtigen Blick werfen.

Karl V., der das Zeitalter der Reformation mit seinem Namen und seiner Macht beherrschte, tritt fast gleichzeitig mit dem Abschlusse der deutschen Reformationsgeschichte vom Schauplatz der Geschichte ab. Im Jahre 1556, das Jahr nach dem Augsburger Religionsfrieden, in seinem 56. Lebensjahre, legte dieser von den politischen und religiösen Parteien sehr verschieden beurtheilte Fürst seine sämmtlichen Kronen nieder und begab sich in das Kloster S. Just, in den schöngelegenen Gefilden von Estremadura, wo er auch nach einem kurzen Aufenthalt von zwei Jahren sein thatenreiches Leben unter Büßungen beschloß. „Noch niemals hat," sagt Herr von Raumer, (in seiner Geschichte Europa's) „ein Vater freiwillig und bei seinem Leben Reiche solchen Umfangs abgetreten, wie Karl V. seinem Sohne Philipp." — Spanien, Mailand, Neapel und Sicilien, die Niederlande, sowie das reiche Mexico und Peru (unlängst durch Cortez und Pizarro gewonnen) fielen dem Erben zu, der in der Person Philipps II. einen neuen Zeitraum eröffnet. Die östreichischen Erblande gehorchten Karls Bruder, Ferdinand I., König von Böhmen und Ungarn, auf den auch die deutsche Kaiserkrone überging.

Das deutsche Reich war durch die Reformation zum Theil erschüttert, aber nicht zertrümmert worden. Im Gegentheil waren es die Lutheraner (mehr als die Reformirten), welche während unsrer Periode seine Formen aufrecht zu erhalten suchten. Sowohl Ferdinand als sein Nachfolger Maximilian II. zeichneten sich durch weise Duldung aus; aber unter Rudolph II., dem der Vorwurf gemacht wird, über astronomischen und alchimistischen Forschungen die Sorge für das Reich vernachlässigt zu haben, gerieth dasselbe in Verwirrung und es erhoben sich mancherlei Klagen wider ihn. Ungarn und Böhmen mußte er schon bei Lebzeiten an seinen Bruder Matthias abtreten, der ihm im Jahre 1612. folgte. Unter diesem brach der dreißigjährige Krieg aus. Bis zu diesem Zeitpunkte finden wir Deutschland, mit Ausnahme der Türkenkriege und einiger Streitigkeiten der Fürstenhäuser untereinander, in einem gewissen Zustand der Ruhe, und selbst die Religionsangelegenheiten wurden namentlich unter Maximilian mit vieler Milde behandelt,

wenigſtens im Vergleich mit dem, was wir um dieſelbe Zeit in andern Ländern vorgehn ſehn.

So bietet namentlich uns Frankreich in dieſer Zeit einen traurigen Anblick dar.

Wenn das unter Ludwig XI. Carl VIII. und Ludwig XII. erſtarkte Reich zur Zeit der Reformation unter Franz I. ein mächtiges Gegengewicht gegen Karls V. ehrgeizige Unternehmungen gebildet hatte, ſo trat nun bald darauf für das Haus Valois eine traurige Kataſtrophe ein. Schon Heinrich II. ſtand unter fremdem Einfluß einiger Großen ſeines Reichs, und als dann auf die ſchwache Regierung Franz II. das vormundſchaftliche Regiment der Katharina von Medicis über Karl IX. eintrat, ging die Würde der königlichen Macht vollends verloren; denn auch nach der eingetretenen Mündigkeit ihres Sohnes, ſowie auch unter Heinrich III. führte ſie faſt ununterbrochen das Zepter fort, bis endlich mit dem Tode dieſes letztern, mitten unter den größten Verwirrungen, in welche das Reich geſtürzt worden war, das Haus der Valois erloſch, und mit Heinrich von Navarra in der Perſon Heinrichs IV. das Haus der Bourbonen auf den Thron der Capetinger ſich ſchwang. Ich will durch eine weitere Schilderung der Lage dieſes Reichs der Erzählung nicht vorgreifen. Da die politiſchen Streitigkeiten der feindlichen Häuſer Bourbon und Guiſe, die deſpotiſche Macht der Ligue u. ſ. w. aufs Innigſte zuſammenhängen mit den Religionsverfolgungen und Religionskriegen, ſo werden wir erſt dort auch den politiſchen Zuſtand Frankreichs näher kennen lernen.

In England war auf Eduards VI. Tod und nach der unglücklichen Wendung, welche das Schickſal der proteſtantiſchen Johanna Gray genommen, die katholiſche Maria gefolgt, die älteſte Tochter Heinrichs VIII. (1553) Durch ihre Vermählung mit Philipp II. von Spanien ſchien England ſowohl in die politiſche Abhängigkeit dieſer weſtlichen Macht, als auch in die noch drückendern religiöſen Feſſeln des ſpaniſchen Inquiſitionsſyſtems zu gerathen. Aber mit der jüngern Tochter Heinrichs, der Königin Eliſabeth beginnt 1558 die Glanzperiode der engliſchen Geſchichte. Welchen mächtigen Contraſt bildet dieſe Regierung zu der gleichzeitigen Philipps II. in Spanien. Da finden wir die Intereſſen des Proteſtantismus und Katholicismus ſich geltend

machend als bedeutende Gewichte in der Wage des politiſchen Staatenſyſtems. An dem feſten Willen einer Frau ſcheitert die Staatskunſt eines Regenten der halben Welt, und der Sieg über die unüberwindliche Armada iſt uns gleichſam auch ein Symbol der geiſtigen Ueberlegenheit des Proteſtantismus, wie er in dem Bilde dieſer Fürſtin ſich darſtellt, über den mächtigen Coloß der Barbarei, der die Länder Europa's Jahrhunderte lang unter die Füße trat.

Aber auch in England bleibt es nicht der geiſtigen Macht allein vorbehalten, dem Proteſtantismus den Sieg zu verſchaffen. Sowohl hier als in der damit ſo eng verbundenen Geſchichte Schottlands fehlt es nicht an blutigen Kämpfen, und an die Religionskriege in Frankreich und den Niederlanden reihen ſich zu Ende unſrer Periode die nicht minder blutigen unter der unglücklichen Regierung der Stuarts.

Groß und bedeutungsvoll tritt im politiſchen Gemälde dieſer Zeit der Kampf der Niederlande mit der ſpaniſchen Macht hervor, der in der innigſten Verbindung ſteht mit der Kraft welche England auf der andern Seite dieſer Macht entgegenſtellt. Aber auch dieſer Kampf hängt zu genau mit den religiöſen Kämpfen ſelbſt zuſammen, die wir noch zu betrachten haben, als daß wir ſchon hier in Einzelnes eingehen könnten.

Zu einem vollſtändigen Ueberblick der politiſchen Zuſtände um dieſe Zeit würde auch noch ein Blick auf das zerriſſene Italien, ſo wie ein Blick auf die pyrenäiſche Halbinſel gehören, und ebenſo dürfte auch der höhere Norden Europa's, der ſeit Guſtav Waſa für die proteſtantiſche Geſchichte von Bedeutung wird, und dann unter Guſtav Adolph im dreißigjährigen Kriege den Ausſchlag giebt, unſre Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen. Aber wir wollen uns jetzt für den Anfang nicht zu ſehr zerſtreuen und das Gemälde nicht zu groß anlegen. Es iſt hier nicht unſre Abſicht, die Weltgeſchichte vorzutragen, ſondern bloß den Boden zu bezeichnen, auf dem die religiöſe Geſchichte unſrer Periode ſich vorzugsweiſe bewegt, und da mag es denn vor der Hand genügen, wenn wir außer Deutſchland beſonders Frankreich, England und die Niederlande einſtweilen in's Auge faſſen und die großen Perſönlichkeiten, an welchen die Geſchichte hängt, in den Vordergrund treten laſſen. Nicht leicht bietet eine Zeit ſo großartige Begeben-

heiten und — ich möchte ſagen — eine ſolche dramatiſche Entwicklung dar, als eben die, welche wir nun bald näher betrachten ſollen; weßhalb auch nicht zu verwundern iſt, daß unſre größten Dichter den Stoff zu ihren Bearbeitungen größtentheils aus dieſer reichen Quelle geſchöpft, aber auch manche Hiſtoriker eben dieſe Zeiten zum beſondern Gegenſtand ihrer Darſtellungen gewählt haben.

Von den Geſchichtswerken, welche uns zu einer genauern Kenntniß dieſer Zeit verhelfen, werde ich einige erſt an ihrem Orte anführen. Einſtweilen mache ich nur auf allgemeinere Darſtellungen aufmerkſam. Dahin gehört vor allem als Leidfaden durch die ganze Zeit hindurch, die wir zu betrachten haben, Friedrich von Raumer: Geſchichte Europa's ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Während die beiden erſten Bände dieſes Werkes, die Zeiten vor und während der Reformation behandeln, umfaßt der dritte Band eben dieſelbe Periode, die wir als unſre erſte bezeichnet haben, nämlich von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum weſtphäliſchen Frieden. — Mit dieſer Geſchichte Europa's, die einen gedrungenen Ueberblick über dieſen höchſt wichtigen Zeitabſchnitt gewährt, ſind dann noch des Verfaſſers Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geſchichte des 16. und 17. Jahrhunderts zu verbinden, (2 Bände), ſo wie die unlängſt erſchienenen Beiträge zur neuern Geſchichte, in Briefen aus London.

In dieſen Briefen aus Paris und aus London theilt nämlich der Verfaſſer eine Menge intereſſanter Notizen mit, die er aus neu durchforſchten Quellen geſchöpft hat und die auf einzelne Begebenheiten manches Licht werfen.

Ein anderes Werk, das ich hier ſchon nennen will, obſchon es zunächſt nur die Geſchichte von Deutſchland betrifft, iſt das von Karl Adolf Menzel: Neuere Geſchichte der Deutſchen, vom 4. Bande an. Beide Werke, von Raumer und von Menzel, zeichnen ſich durch Gründlichkeit der Forſchung und lichtvolle Darſtellung aus, und wir werden in der Folge öfter auf ſie zurückkommen.

Wir wenden uns jetzt ſogleich zu unſrer erſten und nächſten Aufgabe, die äußern Schickſale des Proteſtantismus in den genannten Ländern genauer zu betrachten.

Ich habe schon vorhin bemerkt, daß Deutschland im Verhältniß zu den übrigen Ländern, namentlich zu Frankreich, England und den Niederlanden, einen ziemlich ruhigen Anblick gewährt bis auf den dreißigjährigen Krieg hin. Deutschland steht gewissermaßen schon am Ende seines Religionskrieges, während derselbe in den genannten Ländern erst beginnt. Die deutsche Reformationsgeschichte schließt sich mit dem sogenannten Religionsfrieden, welcher nach dem schmalkaldischen Kriege zu Augsburg 1555 geschlossen wurde. Die Begebenheiten dieses Krieges selbst hier nachzuholen, würde uns zu weit in das frühere Zeitalter zurückführen *). Wir begnügen uns, den Inhalt jener Friedensbedingungen, der die Grundlage der äußeren Ruhe bildet, welche die Protestanten in Deutschland während dieser Zeit genossen, etwas genauer darzulegen.

Man würde sich eine falsche Vorstellung von dem Inhalt des Augsburger Religionsfriedens machen, wenn man glauben wollte, es sei durch diesen Frieden der Grundsatz einer vollkommenen Gleichstellung der Religionen in der Weise anerkannt worden, wie wir etwa jetzt in paritätischen Ländern beide Religionsformen nebeneinander bestehen sehen. So war es nicht. Es wurde zwar festgesetzt, daß jeder Reichsstand, er möge katholisch oder protestantisch sein, bei seinem Glauben, seinen Ceremonien, bei Hab' und Gut, bei Land, Leuten und Rechten, ruhig und friedlich gelassen werde und daß kein Stand den andern mit Gewalt zu seiner Religion drängen sollte. Allein so frei dieß auf den ersten Augenblick klingen mag, so traten doch mancherlei Beschränkungen ein, welche den Zustand der Protestanten noch immer zu einem sehr prekären Zustand machten. Vorerst darf nicht vergessen werden, daß der Friede nicht allen Protestanten, d. h. nicht allen denen, welche seit den erwachten Glaubenskämpfen von der römischen Kirche sich getrennt hatten, galt; sondern nur den sogenannten Augsburgischen Religionsverwandten, d. h. allen denen, die sich zur Augsburger Confession hielten, den Lutheranern, während Alle die von den Vortheilen des Friedens ausgeschlossen waren, welche

*) Ich habe zwar den ganzen schmalkaldischen Krieg in den Vorlesungen über Reformationsgeschichte sehr kurz abthun müssen, was mir leid that. Ihn aber in diese Reihe von Vorträgen wieder aufzunehmen, hätte eine zu große Störung in unsern Plan gebracht. Ich verweise deßhalb besonders auf den 4. Band von Marheinecke und auf Menzel.

der Zwingliſchen Vorſtellung vom Abendmahl beiſtimmten oder auch nur von ferne ſich näherten. Die Uneinigkeit, welche in dieſer Beziehung unter den Bekennern des reinen Evangeliums herrſchte, konnte den Gegnern nicht unbemerkt bleiben, und dieſe wurde nun gern benutzt, um die Macht der Proteſtanten zu ſchwächen und zu theilen. Der Haß, welchen die meiſten Lutheraner damals gegen die Reformirten hegten, mochte es ſelbſt gern ſehen, daß die letztern vom Frieden ausgeſchloſſen waren, ohne zu bedenken, daß eben dadurch der Friede ſelbſt nur ein halber ſei. Indem ferner der Friede nur den Bekennern der Augsburger Confeſſion gelten ſollte, ſo wurden damit dieſen Bekennern ſelbſt für alle Zukunft die Hände gebunden, indem die geringſte Abweichung von der Confeſſion ihnen das Recht nahm, ſich auf den Frieden zu berufen. Wir werden in der Folge ſehen, wie dieſe einſchränkende Bedingung mit ein Grund war des ängſtlichen Haltens am einmal gegebenen Buchſtaben der Lehre. Jedes weitere Hinausſchreiten über denſelben konnte als Friedensbruch gedeutet werden, und ſomit war unter dem ſcheinbaren Vortheil des Friedens dem Proteſtantismus ſeine Wurzel abgeſchnitten und ſein innerer Bildungstrieb gehemmt. Endlich war auch dafür geſorgt, daß der bisherige Proteſtantismus, den man ſo weit duldete, als er ſich ſtreng an die Augsburger Confeſſion hielt, nicht weiter um ſich greifen ſollte, indem man ihm nicht nur die innere Lebenswurzel, ſondern auch die äußern Subſiſtenzmittel abſchnitt. Dieß geſchah durch den ſogenannten geiſtlichen Vorbehalt. Dieſer Vorbehalt beſtand darin, daß eine jede Partei in dem Beſitze der Kirchengüter bleiben ſollte, die ſie vor dem Abſchluß des Friedens *) beſeſſen hatte, ſo daß alſo, wenn in Zukunft ein katholiſcher Fürſt ſich bewogen fand, zur proteſtantiſchen Partei überzugehn, er es zwar für ſeine Perſon thun konnte, aber darum nicht berechtigt war, auch die Kirchengüter zu den Bedürfniſſen des proteſtantiſchen Cultus zu verwenden; ſondern er mußte dieſe der katholiſchen Kirche zurücklaſſen. Damit wurde beſonders der Uebertritt der geiſtlichen Reichsfürſten erſchwert, welche natürlich nicht gern ihre reichen Pfründen verließen, um als proteſtantiſche Pre-

*) d. h. des Paſſauer Vertrags.

diger eine dürftige Anstellung zu suchen. Diesen Vorbehalt wollten sich die Protestanten aus natürlichen Gründen nicht gefallen lassen, und auch bei dem Friedensabschluß konnte man sich gerade über diesen wichtigen Punkt nicht verständigen, so daß es auch in der Folge nicht an mannigfachen Reibungen fehlte. Diese einzelnen Reibungen und Neckereien, welche den alten Kriegszustand hier und da wieder hervorzurufen schienen, bis endlich der dreißigjährige Krieg in Deutschland ausbrach, sind jedoch für das große Ganze zu unbedeutend, als daß wir hier länger bei ihnen verweilen sollten.

Wir überlassen also Deutschland seinem schwankenden Friedenszustande, dessen Unterbrechungen und Störungen wir am besten unmittelbar mit der Geschichte des dreißigjährigen Krieges seiner Zeit in Verbindung bringen werden, und wenden uns jetzt den Ländern zu, in welchen der Religionskampf nicht mit den rostigen Waffen einer schon veralteten Fehde, sondern mit den frischen Waffen einer neuen leidenschaftlichen Aufregung geführt wird.

Indem wir hier zuerst auf Frankreich unsre Blicke werfen, müssen wir zu den Anfängen zurückgehen, welche die Reformation in diesem Lande nahm zu einer Zeit, als in Deutschland der Kampf seine Höhe erreicht hatte.

Wir wissen bereits aus der Reformationsgeschichte, daß die Schwester Franz I., die Königin Margaretha von Navarra eine große Gönnerin der durch Luther gereinigten Lehre war. An ihrem Hofe fanden schon bald nach dem Ausbruch der Religionsstreitigkeiten in Deutschland die um ihres Glaubens willen Verfolgten eine sichere Zufluchtsstätte, und schon ums Jahr 1521 gab es in mehrern Städten Frankreichs kleine Gemeinden von Evangelischen, z. B. in Meaux in der Nähe von Paris, wo der dortige Bischof Briçonnet die Reformation beförderte. Auch zu Grenoble wurde erst von Amadeus Maigret, und dann von Peter Sebevilla ums Jahr 1523 das Evangelium nach gereinigten Grundsätzen gepredigt. Diese französischen Reformatoren standen meist mit den Schweizern in Verbindung, und so munterte denn auch Zwingli den Peter Sebevilla in einem Briefe zur Standhaftigkeit in seinem Berufe auf*). Auch Franz Lambert aus Avignon gehört zu

*) Vgl. Schröckh, Kirchengeschichte seit der Reformation, Bd. II. S. 219. Gerdes IV. p. 21. Scult. Annal. p. 157.

denen, welche den ersten Samen der Reformation in Frankreich ausstreuten. Er hatte, aufmerksam gemacht durch Luthers Schriften, dem Klosterleben entsagt, dem er sich als ein Mitglied des Franziscanerordens ergeben hatte, war dann 1522 nach einem kürzern Aufenthalt in Lausanne nach Deutschland gegangen und hatte sich um Luthers Bekanntschaft und eine Lehrstelle beworben. Mit einer Wittenbergerin verheirathet begab er sich 1524 nach Metz und trat in dieser Stadt als Reformator auf. Von da vertrieben, kam er nach Straßburg, und wandte sich in der Folge dem hessischen Lande zu, wo er als Professor der Theologie zu Marburg im Jahr 1530 starb.

In Paris erregte der Pfarrer Peter Caroli in den Jahren 1524 und 1525 nicht geringes Aufsehn, als er nach der damals so genannten neuen Art zu predigen, den Brief an die Römer auf der Kanzel erklärte, und sich in manchen Beziehungen dem Mariendienste und dem Bilderwesen widersetzte. Das Lehren wurde ihm darauf von der Sorbonne verboten. Er begab sich nach Genf, wo er jedoch mit Calvin in Streit gerieth und in der Folge sogar zur katholischen Partei zurückkehrte. Ein geborner Deutscher, Wolfgang Schuch *), predigte in dem lothringischen Städtchen St. Hippolyte gegen den Bilderdienst, das Fasten und andre Mißbräuche. Die Thesen, welche er über diese und verwandte Gegenstände niederschrieb, wurden von der Sorbonne verdammt und ihr Urheber der Lästerung gegen den heiligen Geist bezüchtigt. Als der Herzog Anton von Lothringen drohte, die Stadt St. Hippolyte dem Raub der Flammen preis zu geben, so lang sie diesen Ketzer bei sich dulde, stellte sich Wolfgang, um das angedrohte Unglück von seiner Gemeinde abzuwenden, freiwillig in Nancy, der damaligen Hauptstadt von Lothringen, eingedenk des Grundsatzes, daß der treue Hirte sich hingebe für die Schafe, und daß niemand größere Liebe habe, als der für seine Freunde zu sterben weiß. In Nancy wurde er festgenommen und nach einjähriger Gefangenschaft zum Flammentode verurtheilt. Er empfing sein Urtheil, in die Worte des Psalmisten ausbrechend: (Ps. 122). „Ich freue mich deß, das mir geredet ist, daß wir werden ins

*) Vgl. Gerdes. 44. Schröcks. a. a. O. und Histoire des Martyrs. p. 89.

Haus des Herrn gehen.“ Ehe man ihn selbst auf den Scheiterhaufen führte, wurden seine Bücher vor seinen Augen verbrannt, und er gefragt, ob er widerrufen wolle? Als er dieß verneinte, wurde ihm dasselbe Schicksal, wie seinen Büchern bereitet. Unter dem Gepraſſel der Flammen tröstete er sich mit den Worten des 51. Psalms: „Gott! Sei mir gnädig nach deiner Güte und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit!“ So starb dieser Deutsche als einer der ersten protestantischen Märtyrer Frankreichs den 19. August 1525.

Als Franz I. im Jahr 1526 aus seiner Gefangenschaft nach Frankreich zurückgekehrt war, war eins seiner ersten Geschäfte die Ausrottung der Ketzerei in seinem Lande. Der Erzbischof von Sens, der zugleich Kanzler war, hielt in den Jahren 1527 und 28 eine Synode zu Paris, die gewöhnlich die Synode von Sens heißt, welche zwar mancherlei Verbesserungen innerhalb der Kirche vorschlug, aber auch strenge Gesetze gegen die Anhänger der lutherischen Lehre erließ. Aehnliches that der Erzbischoff von Bourges, Franz Tournon 1528. Alle diese Gesetze konnten jedoch nicht hindern, daß nicht Luthers Lehre (noch ehe Calvin auftrat) in Frankreich mehr und mehr Anhang gewann. Unter den Freunden dieser Lehre befand sich auch der königliche Rath Louis Berquin, ein Edelmann aus Artois, der trotz der Warnungen des ihm befreundeten Erasmus es nicht unterließ, die Irrthümer der Kirche zu bestreiten, und gleichfalls von der Sorbonne verfolgt, im Jahr 1529 den Tod durch Henkershand starb.

Die Dreißigerjahre des 16. Jahrhunderts waren für die Protestanten in Frankreich Jahre harter und mannigfacher Prüfung. Der junge Calvin, vielfach in dieselben verflochten, war erst Augenzeuge davon, bis er den Verfolgungen ausweichend sich nach Basel flüchtete, und von hier aus eine schöne und kräftige Zuschrift an Franz I. erließ, worin er ihn aufforderte, die Verfolgungen der Schuldlosen einzustellen und der Sache Gottes freien Lauf zu lassen. Aber vergebens! Immer mehr Opfer wurden geschlachtet. Besonders zeichnete sich das Jahr 1535 durch vielfache Hinrichtungen aus *). Der König ließ den 29. Januar eine sogenannte

*) Vgl. Henry, Leben Calvins S. 74. ff. und Histoire des Martyrs. p. 106.

Luſtration vornehmen, ein Verſöhnungsfeſt für den Staat. Das Bild der heiligen Genoveva, als der Schutzheiligen von Paris, an die man ſich in den größten Nöthen zu wenden pflegte, wurde in feierlicher Proceſſion umhergetragen. Der König wohnte mit ſeinen drei Kindern, zu Fuß und mit entblößtem Haupte, der Feierlichkeit bei. Alle trugen weiße Kerzen, und während des Umganges wurden ſechs Menſchen auf die grauſamſte Weiſe auf den Hauptplätzen der Stadt lebendig verbrannt, wobei das Volk ſo unſinnig tobte, daß die Henker die ihnen verfallenen Opfer kaum vor dem Zerreißen beſchützen konnten. — Aus dieſer Verfolgung werden uns mehrere Märtyrer namhaft gemacht, von denen einiges anzuführen nicht außer unſerm Zwecke liegen dürfte. Ein Schuhmacher zu Paris, Barthelemy Milo, hatte ſich früher durch natürliche Geiſtesgaben und Witz ausgezeichnet, welchen letztern er jedoch mißbrauchte, die Religion zu verſpotten. Der Unglückliche war in Folge ſeiner Ausſchweifungen an allen Gliedern, außer der Zunge und den Armen gelähmt. Als er einſt in dieſem betrübten Zuſtande vor ſeiner Bude ſaß, ging ein Evangeliſcher vorüber, den er verſpottete. Dieſer aber reichte ihm ein N. T. — Milo fing an, in dem Buche zu leſen, las ſich immer tiefer hinein, wurde immer ernſter und nachdenkender und endlich ein Anhänger der verfolgten Secte. Von nun an änderte er ſeine ganze Lebensart. Seine Krankheit trug er mit der größten Geduld und Ergebenheit, er unterrichtete Kinder im Schreiben, und beſchäftigte ſich mit Goldarbeit und Graviren. Was er verdiente, wandte er den Armen zu. Sein Zimmer war eine Schule, in der das Evangelium verkündet wurde. Schon war er einmal in Verhaft geweſen. Jetzt ſtürzte einer der Blutrichter, Morin, zu ihm herein und fuhr ihn mit den Worten an: „Milo! aufgeſtanden!—“ Der Lahme erwiderte in dem ſanften Tone wehmüthiger Ironie: „Ach Herr, es würde eines größern Meiſters bedürfen, als ihr ſeid, um mich aufzurichten.“ Da ward er ergriffen, hinweggetragen und verurtheilt, auf dem Grèveplatz langſam verbrannt zu werden. Nicolas Valeton, ein Einnehmer von Nantes, wurde bloß darum, weil er Bücher auf die Seite geſchafft hatte, die bei ihm geſucht wurden, gleicher Weiſe als Ketzer hingerichtet. — Ein ähnliches Schickſal hatten Johann du Bourg und Etienne de

la Forge, Kaufleute zu Paris, von denen der erstere auf dem Platze les Halles, der letztere auf dem Kirchhofe St. Jean zu Paris verbrannt wurden; desgleichen Henri Poille, ein armer Maurer u. a. m.

Doch nicht bei einzelnen, wenn auch zahlreichen Hinrichtungen sollte es bleiben. Den Heerd der religiösen Unruhen wollte man ausrotten, und diesen suchte man in den Thälern von Piemont und den angrenzenden Provinzen Frankreichs, in welchen Gegenden die Secte der Waldenser eine kümmerliche Zuflucht gefunden hatte. Wir wissen, wie diese Vorläufer der Reformation längere Zeit in Frankreich aufs Blutigste verfolgt wurden. Aber Ludwig XII., der sich von dem stillen und frommen Lebenswandel dieser Thalleute überzeugt hatte, hatte auch seiner Zeit die wider dieselben gerichteten Zumuthungen der römischen Curie mit den merkwürdigen Worten abgelehnt: „Laßt sie gehen, sie sind bessere Christen, als wir"; er hatte die Prozesse gegen sie niedergeschlagen, die Acten in die Rohne werfen lassen und ihnen den Schutz der Gesetze gewährt. Unter diesem Schutze bewohnten die Waldenser die kleine Stadt Cabrière in der Provence, und besonders blühend erhob sich der Flecken Merindol mitten unter einer Anzahl größrer und kleinerer Dörfer, die von dieser Secte bewohnt waren. Da erwachte aufs Neue der Haß gegen die harmlosen Waldenser ums Jahr 1540. An der Spitze derer, welche den König Franz I. zu Verfolgungen aufforderten, stand Johann Meynier, Baron von Oppède, der die Stelle des Oberhauptes vom Parlament zu Aix mit der eines militärischen Statthalters der Provence vereinigte. Erst erließ das Parlament von Aix ein hartes Gesetz gegen die Waldenser (1540), wonach der Flecken Merindol zerstört und auch die Gegend umher verwüstet werden sollte. Fünf Jahre nachher wurde zur gewaltsamen Ausführung dieses Edicts geschritten. Oppède begab sich an der Spitze einer bewaffneten Macht in die Provence. Wehrlose Greise, Kinder und Frauen flüchteten sich vor den Eindringenden in die piemontesischen Gebirge. Merindol ward verwüstet und die ganze fruchtbare Gegend umher in eine traurige Einöde verwandelt. Im Städtchen Cabrière waren bloß dreißig Männer und sechzig Frauen zurückgeblieben. Auf die Bedingung eines freien Abzugs hin

öffneten ſie die Thore, aber gegen das gegebene Verſprechen wurden die Bewohner niedergemacht. Acht und zwanzig Dörfer umher wurden in Aſche gelegt und an viertauſend Waldenſer kamen dabei ums Lebens. Siebenhundert der Stärkſten vertheilte man als Ruderknechte auf die Galeeren. Baron Oppède rühmte ſich dieſer Gewaltthat; allein die Strafe ſeines Frevels ſollte nicht ausbleiben. Er ward angeklagt, ſeine Vollmacht überſchritten zu haben. Der König wollte ihn nicht vor Augen ſehen, und in ſeinen letzten Augenblicken noch befahl dieſer ſeinem Sohn, die an den Waldenſern verübten Greuel zu rächen. Zwar wurde der Baron von dem Gerichte freigeſprochen, aber bald nachher ſtarb er an einer ſchmerzhaften Krankheit, welche die damaligen Geſchichtſchreiber nicht unterlaſſen konnten, als die wohlverdiente Strafe des Himmels zu bezeichnen.

Die bisherigen Anhänger der Reformation waren meiſt entweder als Genoſſen der frühern Waldenſer oder auch als Lutheraner betrachtet worden, da allerdings die erſten Anregungen zur Reformation in Frankreich von den Schriften des deutſchen Reformators und mehrerer Deutſchen ausgegangen waren. Allmälig aber gewann Calvin auch vom Auslande aus Einfluß auf die immer mehr ſich häufenden proteſtantiſchen Gemeinden Frankreichs. *) Mehrere Mitglieder der Gemeinde zu Meaux brachten die kirchlichen Einrichtungen, welche Calvin in Straßburg getroffen, auch in ihre Vaterſtadt zurück. Ein Wollenkämmer, Peter le Clerc, verwaltete zu Meaux das Amt eines Aelteſten; die Verſammlungen fanden in einem Privathaus ſtatt und erhielten von einigen Meilen weit her Zulauf. Eines Tages aber im Jahr 1546 wurde eine ſolche Verſammlung plötzlich überfallen, ihrer ſechzig an der Zahl gefangen genommen und nach Paris geführt. Das Parlament verurtheilte vierzehn unter ihnen, erſt auf die Folter geworfen und dann lebendig verbrant zu werden. Andern wurden die ſchwerſten Leibesſtrafen und Landesverweiſung zuerkannt. Nicht nur in Paris allein, ſondern auch in andern Städten, zu Sens, Angers u. ſ. w. fanden ähnliche Hinrichtungen ſtatt.

Keine beſſere Ausſichten öffneten ſich unter Heinrich II., der im Jahr 1547 ſeinem Vater folgte. Vier Perſonen waren es

*) Schröckh II. S. 238.

vorzüglich, die sich den größten Einfluß auf die Gesinnungen des Königs und auf sein Verfahren gegen die Protestanten zu verschaffen wußten: der Connêtable Annas von Montmorency, ein angesehener Krieger, aber entschiedener Feind aller Neuerungen in Religionssachen; die Geliebte des Königs, die buhlerische Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois; der Cardinal Carl Guise von Lothringen, der (nach Beza's Ausdruck) das Gewissen des Königs in seinem Ermel hatte; und der Marschal von St. André. Als der König im Jahr 1549 seinen feierlichen Einzug in Paris hielt, da sollte es neben den üblichen Turnieren und neben einer Menge der wollüstigsten Ergötzlichkeiten*) auch nicht an Scheiterhaufen für die Ketzer fehlen. Auf mehrern Plätzen der Hauptstadt wurden Menschen um ihres Glaubens willen verbrannt, und der König scheute sich nicht, näher an die Holzstöße heranzutreten, um seine Augen an den Qualen der Hingerichteten zuweiden. Unter diesen erblickte er sogar einen seiner ehemaligen Diener.

Um erfolgreicher gegen die Protestanten wirken zu können, wurde im Jahr 1551 das sogenannte Edict von Chateaubriant gegen sie erlassen, laut welchem die der Ketzerei Angeklagten sowohl der weltlichen Gerichtsbarkeit des Parlaments, als der geistlichen der Inquisition verfallen erklärt wurden. An der Spitze der letztern stand erst der Dominicaner Matthäus Orri. Späterhin wurde dieselbe noch weiter organisirt, indem die Cardinäle von Lothringen, von Bourbon und Chatillon zu Großinquisitoren des Reichs ernannt wurden, mit der Vollmacht, alle zu verhaften, zu verhören und zu bestrafen, welche der Ketzerei verdächtig wären.**) Dem Edict von Chateaubriant zufolge war auch allen Schriften, die in Deutschland oder England herauskamen, der Eintritt in Frankreich verwehrt. Die Güter der Geflüchteten wurden eingezogen. Es fehlte nicht an häufigen Anklagen, da die Kläger stets ein offenes Ohr, ja reiche Belohnung fanden. Aehnliche verläumderische Gerüchte, wie man sie gegen die ersten Christen ausstreute, wurden über die Versammlungen der Protestanten ausgesprengt, als ob unsittliche Dinge unter dem Scheine der Frömmigkeit verübt, Verschwörungen gegen den Staat angezettelt, Götzendienst getrieben

*) Vgl. Lacretelle I. p. 81. ff.

**) Lacret. I. p. 275.

würde und dergleichen mehr. So kam es nicht nur in der Hauptstadt häufig zu stürmischen Auftritten, sondern auch in andern Städten Frankreichs, in Dijon, Orleans, Bourges, Lyon u. s. w. fanden Verfolgungen und Hinrichtungen statt. Und dieß alles zu einer Zeit, während Frankreich zu einem Kriege sich rüstete, der den Lutheranern in Deutschland, d. h. dem schmalkaldischen Bunde zum Siege verhelfen sollte. Im Innern des Landes dieselben Grundsätze mit Feuer und Schwert zu verfolgen, die man außerhalb aus politischen Absichten begünstigte, das galt schon damals für ein Meisterstück der Staatsweisheit, das zu verschiedenen Zeiten wiederholt ward.

So weit mußte ich die Geschichte der französischen Reformation nachholen bis auf den Zeitpunkt, von welchem aus unsre Geschichtserzählung ausgeht, d. h. bis auf die Mitte des 16. Jahrhunderts. Das Weitere schließt sich genau an diesen blutigen Anfang an, und durch mehrere Stunden hindurch werden wir nun fortgeführt werden von einer Stätte des Grauens zur andern. Ich darf Ihnen aber den Anblick derselben nicht verhüllen und die schmerzhaften Eindrücke Ihnen nicht ersparen. —

Wissen soll es unsere Zeit und unser verweichlichtes Geschlecht, was es sich die Väter haben kosten lassen, das Panier der Wahrheit unter uns aufzurichten, und aus den Opfern, die gefallen, soll des Apostels Wort uns entgegenstrahlen: Ihr seit theuer erkauft; darum so preiset Gott an euerm Leibe und in eurem Geiste, welche sind Gottes.

Dritte Vorlesung.

Weitere Schicksale des Protestantismus in Frankreich. Annas dû Bourg und andere Märtyrer. Ausbruch des Religionskriegs. Schriftsteller über diesen Gegenstand: Lacretelle, Schiller, Wachler. Parteien der Bourbonen und Guisen. Verschwörung von Amboise. Ueber die Benennung Hugenotten. L'Hôpital und das Triumvirat. Gespräch von Poissy. Edict von St. Germain en Laye. Greuel zu Cahors und anderwärts. Blutbad in Vassy. Schlacht von Dreux. Tod des Franz von Guise. Friede von Amboise.

Wenn Christus sagte, er sei nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert, so darf dieß wohl nie so verstanden werden, als ob er der Ausbreitung seiner Lehre je habe mit der Schärfe des Schwertes Bahn machen oder zu gewaltsamen Mitteln habe auffordern wollen, um seine Lehre zu verbreiten. Die Worte sind vielmehr auf eine ähnliche Weise zu fassen, wie die, daß Aergernisse kommen müssen; weh aber dem Menschen, durch den sie kommen. Er konnte es voraussehen, daß seine Religion, die allerdings ein zweischneidiges Schwert ist ihrer innern Kraft und Bedeutung nach, vielen Widerstand finden werde in der Welt und daß sie somit auch in die Leidenschaften der Menschen, in die sie einen heilenden Balsam zu gießen berufen war, einen Brand werfen werde, der vermischt mit den unreinen Elementen der Welt, ein Feuer anrichten müsse, von dem er selbst wünschte, daß es schon brennte, damit es um so schneller das Unreine und Ungöttliche verzehre.*)

Unsre letzte Stunde hat uns nach einem allgemeinen Ueberblick über die Zustände der europäischen Welt nach Frankreich geführt, wo wir die Bekenner des Evangeliums in verschiedne Häuflein sich sammeln sahen, während die vereinte geistliche und weltliche Macht sie mit Feuer und Schwert zu zerstreuen und zu vertilgen suchte. Wir haben uns wieder hineinversetzt gefunden in jene ersten Zeiten des Christenthums, wo die um ihres Glaubens

*) Luc. 12, 49.

willen geſchmähten Galiläer Gott und den Erlöſer prieſen mitten unter den Martern und Qualen, womit die aufgeregte Leidenſchaft, die blinde Wuth des Pöbels und der leidige Haß der Prieſter ſie verfolgten. Auch die heutige Stunde wird uns ähnliche Bilder vorführen. Aber nicht bei einzelnen Blutgerichten wird es ſein Bewenden haben. Die Flamme des Krieges entzündet ſich an den Flammen der Scheiterhaufen und die politiſchen Elemente liefern eben ſo vielen Brandſtoff als die kirlichen. Das reine Feuer himmliſcher Begeiſterung wird getrübt von irdiſcher Beimiſchung, aber auch in dieſer Geſtalt wird es zum Läuterungsfeuer, damit das reine Gold von den Schlacken ſich ſondere, und endlich das Kleinod des Glaubens gewonnen werde und hinübergerettet als ein bleibendes Vermächtniß für die kommenden Jahrhunderte.

Die alte Erfahrung, die ſich zu allen Zeiten beſtätigt hat, daß Verfolgungen einer Glaubensanſicht nur dazu dienen, dieſelbe noch mehr zu befeſtigen, bewährte ſich auch hier. Das Edict von Chateaubriant und was ſich ferner denn anſchloß, konnte das Wachsthum der proteſtantiſchen Gemeinde nicht aufhalten. Jeder neue Scheiterhaufen war das Feuerzeichen für die noch Schlummernden und Halb-Entſchiedenen. Weit entfernt, daß auf ſolche gewaltſame Hinrichtungen hin die Glaubensgenoſſen ſich ſcheu verkrochen hätten, in die entfernteſten Schlupfwinkel der Erde, traten ſie vielmehr offen hervor und boten freiwillig ihre Leiber dar; wie ja auch in den erſten Zeiten des Chriſtenthums gegen einen, der ſich ſcheu zurückzog, neun wieder hervortraten und ſich dem Märtyrer tode preisgaben. Ja, wie dort oft Zuſchauer und ſogar Vollſtrecker der grauſamen Hinrichtung durch den Anblick einer außerordentlichen Standhaftigkeit gewonnen und zur Nachahmung gereizt wurden, ſo wiederholte es ſich auch hier bei verſchiedenen Gelegenheiten.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts, dem Zeitpunkt, mit dem wir unſere eigentliche Geſchichtserzählung beginnen, finden wir ſchon proteſtantiſche Gemeinden in Paris, in Meaux, in Poitiers, Angers, Bourges, Blois, Tours und Orleans. In der letztern Stadt zählte man ſchon fünf bis ſechs reformirte Kirchen, im Allgemeinen aber in ganz Frankreich an 1200 theils größere, theils kleinere, zum Theil wohlhabende proteſtantiſche Gemeinden, oder über eine

Million Menschen, die zur evangelischen Lehre sich bekannten. So wenig wurde das Bekenntniß geheim gehalten, daß schon im Jahr 1559 in Paris eine Art von Synode der protestantischen Abgeordneten stattfand, auf welcher ein Glaubensbekenntniß und Vorschriften für die evangelische Kirchenzucht verfaßt wurden. *)

Wie bei den Verfolgungen der ersten Christen unter den römischen Kaisern allmälig auch höhere Staatsbeamte, ja Mitglieder der kaiserlichen Familie dem verachteten Häuflein beitraten, so sah man auch jetzt königliche Personen und Parlamentsglieder auf der Seite der gehaßten und verfolgten Protestanten. — Anton von Navarra und seine Gemalin, die berühmte Jeanne d'Albret, sowie der Bruder Antons Prinz Ludwig von Bourbon, Prinz von Condé, auch der Schwestersohn des Connêtable von Montmorency, Franz von Coligny, Herr von Andelot, Bruder des nachmals so berühmten Admirals Coligny, standen an der Spitze derselben. **) Der Letztere, (d'Andelot) zog sich durch sein freimüthiges Bekenntniß, das er in Gegenwart des Königs ablegte, eine längere Gefangenschaft zu; er saß im Kerker zu Meaux, und konnte endlich nur dadurch seine Freiheit sich erkaufen, daß er auf Zureden des Cardinals von Lothringen und einiger Andern eine Messe im Innern des Kerkers lesen ließ, und dieser selbst beiwohnte, ein Schritt, den er nachher freilich bereute. —

Solche augenblickliche Rückfälle, welche der menschlichen Schwäche nur zu sehr angemessen sind, gab es auch damals, wie in den ersten Zeiten des Christenthums. Aber auch manche, welche die Schwachheit des Fleisches übereilen wollte, richteten sich wieder auf an der höheren Kraft, die in den Schwachen mächtig ist.

Ein schönes Beispiel davon ist die Geschichte des Parlamentsrathes Annas dû Bourg, die wohl verdient, daß wir ihr unsre Aufmerksamkeit schenken. Sie erinnern sich aus der vorigen Stunde, daß dem Edict von Chateaubriant zufolge die Glaubenssachen nicht nur bei den geistlichen, sondern auch bei den weltlichen Ge-

---

*) Auszüge daraus bei Schröckh. II. S. 246. ff. Weber. S. 58. nach Beza II. 173 — 190.

**) Ueberhaupt waren es unter den Vornehmen die Familien Bourbon und Chatillon, welche den Calviniſten Aufmerksamkeit zeigten. Die Coligny's gehörten der letztern an vgl. Weber S. 55.

richten anhängig gemacht werden konnten, und daß somit auch das Parlament mit der Verfolgung der Ketzer beauftragt war. Aber nicht alle Glieder des Parlaments zeigten sich dazu willfährig und längere Zeit verbreitete sich das Gerücht, daß das Parlament sich gar zu lau in der Sache benehme und im Geheim die Gesinungen der Protestanten begünstige. Unter den verdächtigen Gliedern desselben war auch Annas dú Bourg.

Er stammte aus einem ansehnlichen Hause in Auvergne, war Neffe des Kanzlers und hatte sich auf der damals berühmten Rechtsschule zu Orleans zu einem ausgezeichneten Rechtsgelehrten gebildet. Eines Tages erschien der König im Parlament, um einen sogenannten lit de justice zu halten. Die Parlamentsglieder wurden aufgefordert, ihre Ansichten über die Religionssachen zu eröffnen. Als die Reihe an dú Bourg kam, konnte derselbe sich nicht enthalten, seine Ansicht frei und offen dahin abzugeben, daß es ihm unrecht scheine, Menschen um ihres Glaubens willen dem Scheiterhaufen zu übergeben, die sich doch angelegen sein ließen, für den König zu beten, während man die schamloseste Sittenlosigkeit am Hofe, Meineid, Ausschweifungen und Ehebruch gewähren lasse. Diese rücksichtslose Freimüthigkeit sollte ihm theuer zu stehen kommen. Aufgemuntert durch den Cardinal von Lothringen und andere seiner Umgebungen, gab der König sogleich den Befehl, den kühnen Redner nebst noch andern fünf Parlamentsgliedern zu greifen und in die Gefangenschaft abzuführen. Vergeblich appellirte dú Bourg an das Parlament und an die Erzbischöfe von Sens und Lyon. Er wurde in die Bastille gesetzt, und zwar in einen engen, einem Käficht ähnlichen, Gewahrsam, auf Wasser und Brod *). Standhaft erduldete er diese Prüfung. Wie einst Luther in den Stunden der Anfechtung, so sang auch er Psalmen zur Laute, und stärkte sich im Gebet. Dann setzte er ein weitläuftiges Glaubensbekenntniß auf, das er dem Parlament mit dem Entschlusse zusandte, auf diesen Glauben sterben und ihn zur Ehre des Sohnes Gottes mit seinem Blute bestätigen zu wollen. Seine Freunde aber suchten ihn zu retten, indem sie ihm, (ähnlich wie einst Hussens Freunde diesem Märtyrer), die Zumuthung machten,

*) Er saß in der Conciergerie.

sein Bekenntniß zu widerrufen. Wirklich ließ sich du Bourg für den Augenblick verleiten, eine andere Schrift aufzusetzen, welche, wenn sie auch keinen Widerruf enthielt, doch in einer zweideutigen Sprache abgefaßt und so weit gemildert war, daß er seine Befreiung hoffen durfte *). Allein als diese Schrift in die Hände der reformirten Glaubensgenossen kam, glaubten diese mehr um das ewige Heil ihres gefangenen Bruders, als um dessen leibliche Rettung besorgt sein zu müssen. Durch einen ihrer Prediger, Augustin Marlorat, ließen sie ihn auffordern, Gott und der Wahrheit die Ehre zu geben und in offenen, unumwundenen Ausdrücken seinen Glauben zu bekennen. Du Bourg, dem das eigene Gewissen schon Vorwürfe gemacht hatte, trat nun wieder auf die schon verlassene Bahn des Märtyrers. Nachdem er Gott um Verzeihung gebeten, setzte er abermals eine Schrift auf, in der er jenes zweideutige Bekenntniß widerrief und sich wieder mit der alten Entschiedenheit zu den früher ausgesprochenen Grundsätzen bekannte.

Heinrich II., der bei der Gefangennehmung des frommen Mannes die boshafte Freude geäußert hatte, bald der Hinrichtung desselben beiwohnen zu können, war unter der Zeit durch eine höhere Hand vom Schauplatze dieser Welt abgerufen worden, indem er an einer Lanzenwunde starb, die ihm der Garf Montgomery bei einem Turnier ins Auge beigebracht hatte. Sein Nachfolger Franz II. schien erst zu milderem Verfahren geneigt. Dennoch wußte es der Cardinal von Lothringen dahin zu bringen, daß das Todesurtheil den 20. December 1559 über du Bourg gefällt wurde. Als man ihm das Todesurtheil vorlas, dankte er Gott und hielt eine Rede an die Umstehenden, in der er die gerechte Sache der Verfolgten bezeugte. Mehrere der Richter wurden zu Thränen gerührt. Er aber verabschiedete sich von ihnen mit den Worten: „So lebet dann, Senatoren! und denket ernstlich darüber nach: ich aber, ich gehe in den Tod.“— Darauf wurde er gebunden auf einem Karren nach dem Grèveplatz geführt, be-

*) Die Histoire des Martyrs erwähnt dieses Rückfalls nicht, so umständlich sie sonst alle Vorgänge erzählt. Woher Wenz, dem ich es nacherzähle, die Sache hat, weiß ich nicht; siehe dessen Schrift: Des Glaubens Kraft u. s. w. Bonn 1834.

gleitet von vier bis fünfhundert Mann Bewaffneten. Die ruhige Faſſung, die ſich auf ſeinem Geſichte abſpiegelte, verließ ihn auch nicht in dem entſcheidenden Augenblicke. „Meine Freunde," ſo redete er zum Volke, „Gott weiß, daß ich nicht ſterbe als Dieb oder Mörder, ſondern um des Evangeliums willen." Er entkleidete ſich ſelbſt. Als ihn die Henker hinaufzogen, rief er mehreremal aus: „Mein Gott verlaß mich nicht, damit auch ich dich nicht verlaſſe." Ein Geſchichtſchreiber *) von etwas ſpätrer Zeit, als dieſer Vorfall, ſagt, daß der Tod dieſes Parlamentsrathes die Gemüther der Menſchen mehr eingenommen habe, als hundert Prediger mit ihren Predigten. Gegen zwei, die man hinrichtete, (bezeugt derſelbe) entſtanden alsbald hundert andre Bekenner.

Wie in den erſten Jahrhunderten der Kirche häufig auch Frauen, eine Blandina, eine Perpetua und Felicitas durch einen bewundernswürdigen chriſtlichen Heroismus ſich auszeichneten, ſo fehlte es auch damals dem ſchwächern Geſchlechte nicht an ähnlichen Beiſpielen.

Margaretha Le Riche aus Paris, die Frau des Buchhändlers Anton Ricaut, gehört dahin. Sie hatte zuerſt von ihrem Manne vernommen, was alles gegen den Aberglauben der Kirche gelehrt und gepredigt werde und war ſomit an ihrem bisherigen Glauben irre geworden. Daran genügte ihr aber nicht, daß ihr ein Altes entriſſen worden, ſie ſuchte nun auch das Neue nicht bloß in ſeiner verneinenden Geſtalt, ſondern auch nach ſeinem poſitiven Werthe kennen zu lernen, denn ihr Herz begehrte einen Erſatz für das Entriſſene, und ſie fand ihn in der Religion des Evangeliums. Sie wurde nun eine eifrige Anhängerin der ſogenannten Secte, und legte dieſe Umwandlung ihres innern Menſchen auch durch ihr äußeres Benehmen an den Tag. Sie wohnte den Verſammlungen der Proteſtanten bei und konnte ſich nicht mehr entſchließen, in die Meſſe zu gehen.

So lange ſie bloß den Aberglauben der Kirche verlacht, im Uebrigen aber ſich an die Formen derſelben äußerlich angeſchloſſen hätte, wäre es ihrem Manne recht geweſen, der mehr zu jenen verneinenden Geiſtern gehörte, welche wohl die Mißbräuche ver-

*) Mézeray, T. VI. (b. Lacretelle).

ſpotten, aber das Wahre nicht mit allem Ernſte ſuchen mögen, noch den Muth haben, es zu behaupten. Er warf ſeiner Gattin ihr Benehmen mit harten Worten vor und brachte es durch ſeine Mißhandlungen endlich ſo weit, daß ſie ſein Haus verließ; doch bald bereute ſie dieſen Schritt als übereilt. Sie überzeugte ſich von der Pflicht mit dem Gatten auszuhalten, mit dem Gott ſie verbunden habe. Kaum aber war ſie wieder in das Haus ihres Ehegatten zurückgekehrt, als ſie verhaftet wurde. Man brachte ſie in die Conciergerie. Vergebens ſuchten die Doctoren der Sorbonne ſie eines Andern zu belehren. Die Weisheit der Theologen ſcheiterte an dem feſten Glaubensgrunde einer beherzten Frau. Selbſt die Martern der Folter konnten ſie zu keinem Rücktritt bewegen. Während ihrer Gefangenſchaft gereichte ſie allen Mitgefangenen zum Troſte. An ihrem frommen Geſange, der die dumpfen Kerkermauern zu einem Tempel weihte, richtete ſich der geſunkene Muth Vieler wieder auf. Sie war es, welche auch beſonders den genannten Parlamentsrath du Bourg (der auch eine Zeitlang in der Conciergerie gefangen war, ehe er in die Baſtille kam) durch Worte und Zeichen, die ſie ihm durch eine Fenſteröffnung zukommen ließ, in ſeinem Vorſatz beſtätigte, dem Evangelium getreu zu bleiben. Er ſelbſt geſtand es, eine Frau habe ihm erſt den rechten Weg gezeigt, den er betreten müſſe. — Mit einem heitern Geſichte ging Margaretha Le Riche zum Tode. Damit ſie nicht zum Volke reden könnte, welches in ungewöhnlicher Menge herbeiſtrömte, um die ſeltene Heldin zu ſchauen, wurde ihr ein Knebel in den Mund gelegt, (ein Mittel, das faſt bei allen angewandt wurde, die man des Glaubens wegen zum Tode führte). Aber ihr gen Himmel gerichteter Blick ſprach deutlich genug zu Allen, und als ſie noch einmal gefragt wurde, ob ſie nicht widerrufen und den Gebräuchen der Kirche ſich fügen wolle, verneinte ſie es, und begann von ſelbſt ſich zu entkleiden. Abermals gefragt, nachdem ſie ſchon hinaufgezogen war, weigerte ſie ſich abermals, und ſo ſtarb ſie in den Flammen den Tod einer Glaubensheldin.

Kein Geſchlecht, kein Alter, kein Stand blieb verſchont in jenen Zeiten. Aus der Regierungszeit Heinrich II. will ich noch einige Beiſpiele nachholen, die uns in den alten Märtyreracten

aufbewahrt ſind. Fünf junge Studirende*), welche Frankreich verlaſſen hatten, um in Lauſanne ſich der Gottesgelahrtheit zu widmen, kehrten nach Vollendung ihrer Studien in ihr Vaterland zurück, um die dort erhaltene chriſtliche Ueberzeugung, in der ſie perſönlich von Calvin waren beſtärkt worden, weiter auszubreiten. Aber ſchon in Lyon wurden ſie als Ketzer verrathen und verhaftet. Ihre Gefangenſchaft war hart und qualvoll; ſie dauerte vom 1. Mai 1552 bis 16. Mai 1553. Sämmtlich ſtarben ſie den Tod auf dem Scheiterhaufen. Ihr Ende war ſo lehrreich und erbaulich für die Zuſchauer, daß man in den Scharfrichter drang, die Hinrichtung zu beſchleunigen, damit nicht die Umſtehenden durch den ergreifenden Eindruck zur Ketzerei verführt würden.

Nicht nur aber Parlamentsglieder, gebildete Frauen und ſtudirende Jünglinge, ſondern auch Leute geringen Standes zeigten damals, wie in den erſten Zeiten der Chriſtenheit, einen entſchiedenen Muth im Bekenntniß der Wahrheit und zugleich eine feſte, in der Schrift gegründete Ueberzeugung. In den Acten der Hingerichteten werden uns Schuſter, Schneider, Tiſchler, Maurer, Schloſſer, Buchdrucker und eine Menge Handarbeiter genannt unter der Zahl der Blutzeugen**).

Als einſt Heinrich II. ſich den unwürdigen Scherz erlaubte, einen um des Glaubens willen gefangenen Schneider von dem Cardinal von Lothringen prüfen zu laſſen, in der Hoffnung, daß dieſer durch ſeine einfältigen Antworten ihm und dem Hofgeſinde Stoff zum Lachen geben werde, wurde er durch die Antworten dieſes einfachen Mannes nicht weniger beſchämt, als ſeine Maitreſſe, die Herzogin von Valentinois, welche von dem ſtrengen Sittenprediger in Gegenwart des Hofs eine Strafpredigt über ihre ſchlechte Aufführung anhören mußte. Freilich bezahlte der Unglückliche ſeine Kühnheit mit dem Feuertode und der König hatte die Freude, ihn brennen zu ſehn. Aber unverwandt richtete das Opfer während der Hinrichtung die Augen auf den König, ſo daß dieſer das Bild des Märtyrers nachher nicht mehr los wurde und es ihn Tag und Nacht wie ein Geſpenſt verfolgte***). — Eine

*) Wenz, S. 43. und Histoire des Martyrs.
**) Vgl. Histoire des Martyrs vom Jahr 1559.
***) Siehe Wenz S. 31.

neue Maßregel gegen die Ketzer ergriff der erfinderische Cardinal von Lothringen in der Errichtung einer eignen Kammer im Parlament, die sich einzig und allein mit der Bestrafung der Ketzer befassen sollte und die den Namen der Chambre ardente erhielt. Ein Inquisitor, Namens Mouchy*), hatte unter seinem Befehl ein ganzes Heer von Spähern, die Tag und Nacht beschäftigt waren, der Inquisition neue Opfer zuzuführen. Straflosigkeit und ein Theil des confiscirten Vermögens war den Anklägern zugesichert. Da sah man treulose Dienstboten gegen ihre Herrschaften, Frauen gegen ihre Männer aufstehen und sie dem Blutgericht überliefern. In der Vorstadt St. Germain, welche der vielen Protestanten wegen, die darin wohnten, das kleine Genf hieß, kam es zu blutigen Auftritten zwischen den Bürgern und den Schergen der Inquisition. Wie man einst in den ersten Zeiten des Christenthums die Christen nöthigte, den Götzen zu opfern oder den Bildern der Kaiser Weihrauch zu streuen, so wurde auch jetzt Aehnliches versucht. Auf den Straßen wurden von dem pariser Pöbel Kreuze und Heiligenbilder errichtet und Wachskerzen davor aufgestellt. Die Vorübergehenden wurden mit Gewalt genöthigt, niederzuknieen und zur Unterhaltung dieses Bilderdienstes etwas beizusteuern. Wer sich weigerte, der ward als todeswürdiger Ketzer behandelt. Derselbe Pöbel war es, der (wie Lacretelle**) bemerkt) zwei Jahrhunderte nachher, von einem Fanatismus andrer Art getrieben, wieder dieselben Kreuze und Bilder zerstörte, die er hier errichtet hatte. Alle diese einzelnen Auftritte können wir jedoch nur als Vorspiele zu dem großen allgemeinen bürgerlichen Religionskriege betrachten, der, vielfach in die politischen Interessen Frankreichs verflochten, erfordert, daß wir nun auch diesen unsre Aufmerksamkeit zuwenden. Ich will jedoch zuvor die Schriften nennen, welche uns hierüber Licht geben. Was die eigentlichen Quellen betrifft, so haben wir Berichte von beiden Seiten, von der Seite der römisch-katholischen, wie von der der protestantischen Zeitgenossen, von Franzosen und Ausländern, die in den Hauptsachen übereinstimmen, in manchen Nebendingen abweichen, vorzüglich aber da auseinander gehen, wo es sich um die Motive

*) Lacretelle I. p. 339.
**) p. 341.

handelt, aus welchen die Begebenheiten hervorgingen, und um die Beurtheilung der Schritte, welche von der einen oder andern Seite, nicht immer ohne Leidenschaft, geschehen sind. In eine nähere Prüfung dieser Quellen uns einzulassen, gehört nicht hieher *). Von neuern Bearbeitungen dagegen finde ich mich veranlaßt, Sie auf drei derselben aufmerksam zu machen, auf zwei deutsche Schriften und ein französisches Werk.

Das französische ist das von Charles Lacretelle, dem jüngern Bruder des eben so berühmten Pierre Louis Lacretelle. Es führt den Titel: Histoire de France pendant les guerres de religion. Der Verfasser gab es als Professor der Geschichte an der pariser Academie in den Jahren 1814 und den folgenden in 4 Bänden heraus. Als katholischer Schriftsteller, seiner Confession nach, weiß er sich zwar wohl über den Standpunkt einer im römischen Kirchenglauben befangenen Ansicht zu erheben und redet der Religionsfreiheit durchgängig das Wort. Gleichwohl betrachtet er die Protestanten nicht selten als eine schwärmerische, rebellische Secte und vermag sich nicht mit dem gehörigen Ernste in ihre Glaubenseigenthümlichkeit hinein zu versetzen. Daß das Buch zugleich mit Vorliebe für den französischen Nationalcharakter geschrieben, und daß ihm an der Makellosigkeit dieses Nationalcharakters mehr zu liegen scheint, als an der Makellosigkeit des christlichen Namens und der über alle Volkseigenthümlichkeiten hinausliegenden Menschenwürde, mögen wir der Zeitbildung zu gut halten, die auf die Ansicht des geistreichen Verfassers und seine Darstellung einwirkte. Bei allen diesen Mängeln aber ist eine edle, freimüthige Gesinnung an diesem Werke nicht zu verkennen, und der belebte, blühende Stil, der nur bisweilen zu sehr dem durch sich selbst redenden Stoffe nachhilft, macht das Buch neben der ihm eigenen Klarheit und lichten Anordnung zu einem Lesebuch, dessen sich jeder Gebildete mit Nutzen bedienen wird. Von den beiden deutschen Schriften, die hier (neben allgemeinern Geschichtswerken) in Betracht kommen, ist die eine eine Abhandlung von Schiller: „Geschichte der Unruhen in Frankreich, welche der

*) Eine sorgfältige Prüfung derselben findet sich bei Wachler. S. 4—7. Nur Weniges habe ich selbst vergleichen können.

Regierung Heinrichs IV. vorangingen, bis zum Tode Karls IX. *). Schillers hinreißende, lebendige Darstellung, auch da wo er die Geschichte beschreibt, ist zu bekannt, als daß in dieser Hinsicht zu seiner Empfehlung etwas hinzugefügt zu werden brauchte. Bei der Gedrängtheit seiner Erzählung, der es nicht an rhetorischen Abschweifungen fehlt, läßt sich jedoch jene leichte Uebersichtlichkeit über den verwickelten Stoff nicht so leicht gewinnen, wie bei Lacretelle. Obwohl Protestant, theilt Schiller doch auch mit dem genannten Schriftsteller den Fehler, daß er nicht bloß die Schattenseiten der Protestanten eben so sehr heraushebt, als die der Katholiken (was ganz in der Ordnung ist), sondern daß er den tiefern Grund der religiösen Bewegungen, auch selbst der religiösen Verirrungen zu wenig würdiget und sich zu sehr auf dem damals beliebten Standpunkte des historischen Indifferentismus hält; dennoch hat er vor Lacretelle den tiefern psychologischen Blick und den universellern Geist voraus. Weniger Ansprüche auf eine glänzende Darstellung macht die kleine Schrift von Ludwig Wachler: Die pariser Bluthochzeit. Leipzig 1826 **), die aber ihrer Genauigkeit und Gründlichkeit wegen am ersten den Mangel des eignen Quellenstudiums ersetzen oder in dasselbe hineinführen kann. Es herrscht in dem kleinen Büchlein ein ruhiger, sittlicher Ernst und eine Biederkeit der Gesinnung, die, ohne dem Urtheil des Lesers vorzugreifen, ihn mit wenigen Andeutungen von selbst in die Tiefen der psychologischen Betrachtung hineinleitet. Indem ich also auf die genannten Schriften hinweise, begnüge ich mich, die Verhältnisse kurz anzudeuten, unter welchen die Bürgerkriege Frankreichs emporwuchsen.

Heinrichs II. Gemahlin, die berüchtigte Katharina von Medicis, hatte während der Regierung ihres Gemahles, der, wie

*) In der Sammlung seiner historischen Abhandlungen, im 7. Bande der sämmtlichen Werke.

**) Weder die französische Schrift von Capefigue: La reforme, la ligue et le règne de Henri IV., noch die deutsche von Herrmann: Französische Religions- und Bürgerkriege im 16. Jahrhundert. Leipzig 1828. war mir bei der Hand. Auch die neueste Schrift von Weber: Geschichtliche Darstellungen des Calvinismus im Verhältniß zum Staat (Heidelberg 1836), auf die ich bei der Durcharbeitung zum Druck die nöthige Rücksicht genommen habe, war mir noch nicht zu Gesicht gekommen, als ich die Vorlesungen selbst hielt.

ſchon früher bemerkt, ſich ganz von der Diana von Poitiers leiten ließ, mancherlei Zurückſetzungen erlitten, wofür ſie ſich jetzt unter der Regierung ihres Sohnes Franz II. zu entſchädigen ſuchte. Katharina war die Tochter des Herzogs Lorenzo von Urbino, Nichte des Papſtes Clemens VII. Sie wird uns geſchildert als eine Frau von ſeltner Schönheit, von außerordentlichen Geiſtesgaben, einer weitgetriebenen Verſtellungskunſt und einem unbegrenzten Ehrgeiz. Damals ſtanden ſich zwei Parteien im Reiche entgegen, die Partei der Guiſen und der Bourbonen. Das Haus Guiſe war eine Nebenlinie des herzoglich-lothringiſchen Stammes.*) — Claude von Guiſe, der zweite Sohn des Hetzogs Renatus von Lothringen, hatte ſich ums Jahr 1508 in Frankreich niedergelaſſen und ſich am Hofe und im Felde Verdienſte erworben. Deßhalb ward ſeine Grafſchaft, die er in Frankreich beſaß, im Jahr 1527 zum Herzogthum erhoben. Von ſechs Söhnen, die er hinterließ, zeichneten ſich beſonders zwei aus, die auch in unſerer Geſchichte eine bedeutende Rolle ſpielen: Herzog Franz von Guiſe, durch viele Waffenthaten ausgezeichnet,**) und ſein Bruder Carl, der als Cardinal von Lothringen uns bereits als der eifrigſte Verfolger der Proteſtanten bekannt geworden iſt. Alle nun, die es mit dem Hauſe Guiſe hielten, waren auch zugleich die entſchiedenſten Gegner der neuen Lehre. Dieſe Partei war es geweſen, welche beſonders auch in der Perſon der Diana von Poitiers, des Connêtable von Montmorency und des Marſchals von St. André bei Heinrichs Lebzeiten auf ihn gewirkt hatte. In der Vermählung des nunmehrigen Königs Franz II. mit Maria Stuart von Schottland, einer Nichte der Guiſen, ſchien dieſe Partei eine neue kräftige Stütze zu erhalten. — Dagegen gehörten jene Großen Frankreichs, die ſich von Anfang an der proteſtantiſchen Partei günſtig gezeigt hatten, Anton von Navarra, ſeine Gemahlin Jeanne d'Albret und ſein Bruder Ludwig, Prinz von Condé, zu den Bourbonen. Das Haus Bourbon hatte durch ſeine Abſtammung von Robert, Graf

*) Wachler. S. 12.

**) Von einer Wunde, die er 1545 bei der Belagerung von Boulogne erhielt, führte er den Namen le Balafré. — Denſelben Namen ſcheint jedoch ſpäter auch ſein Sohn Heinrich geführt zu haben von einer Wunde, die er bei Chateau-Thiercy erhalten hatte. S. Weber S. 133.

von Clermont, dem Sohne Ludwigs des Heiligen, gegründete Ansprüche auf die Königskrone. —

Katharina von Medicis schwankte erst lange zwischen beiden Parteien. Erst war sie gegen die Guisen feindlich gesinnt, bis ihr endlich die Politik rieth, sich an dieselben anzuschließen, um mit ihnen an der Beseitigung der Bourbonen und an der Vernichtung des Protestantismus zu arbeiten. Den Ausbruch zu den öffentlichen Mißhelligkeiten gab die Verschwörung von Amboise, die in ihrer Natur rein politischer Art war, bald aber den Protestanten, als solchen, zur Last gelegt wurde und somit das Signal zu neuen Verfolgungen gab. — Johann de Barry, Seigneur de la Renaudie aus Perigord, hatte, nachdem er, wie Viele behaupten, unschuldig als ein Betrüger durch die Gerichte war verurtheilt worden, sich nach Genf zurückgezogen und dort die Bekanntschaft Calvins gemacht. Voll Begeisterung für die Lehre dieses Reformators kehrte er nach Frankreich zurück, und suchte überall für die Verbreitung protestantischer Grundsätze zu wirken. In diesen religiösen Eifer mischte sich aber auch ein politischer Factionsgeist, der der guten Sache offenbar mehr schadete, als nützte, und jene unheilbringende Vermengung der geistlichen und weltlichen Interessen zur Folge hatte, die, wo sie nur immer vorkommt, stets einen düstern Schatten auf die Geschichte des Protestantismus wirft. La Renaudie drang auf Vereinung aller politisch Gleichgesinnten oder, wie er sich ausdrückte, aller guten Franzosen.*) Die Stadt Nantes wurde zum Orte der Zusammenkunft bestimmt. Die Vereinigung fand im Februar 1560 statt. Es erschienen an fünfhundert Edelleute aus allen Theilen des Reichs. In Blois, wohin der Hof der Gesundheit des Königs wegen sich begeben hatte, sollte ein entscheidender Schlag gegen die Guisen ausgeführt werden; aber durch einen Protestanten selbst, den Advokaten d'Avenelles, dem de Barry das Vorhaben mitgetheilt hatte und der solche Umtriebe mißbilligte, weil sie wider das Gewissen streiten**), wurde das Complot verrathen. Jetzt zog sich der Hof in das feste Schloß Amboise zurück, während die Verschworenen unter der Anführung von Ca-

*) Lacretelle I. p. 346.

**) Auch Calvin mißbilligte es, sowie jeden Widerstand mit Waffengewalt, siehe Weber. S. 61.

ſtelnau ſich des Schloſſes Noizai bemächtigten. Es kam zu einem Gefecht, in welchem der Anſtifter des Complotes, de Barry de la Renaudie ums Leben kam. Sein Leichnam ward über den Schloßmauern aufgehangen; vergebens wurde den Uebrigen Amneſtie angeboten, wenn ſie die Waffen ſtreckten. Mit dieſen in der Hand zu ſterben, ſchien ihnen rühmlicher. Allein ſie wurden beſiegt, an zwölfhundert derſelben gefangen und hingerichtet; die einen an den Schloßmauern aufgehangen, die andern in der Loire ertränkt. Die Königin Maria Stuart ſowie Katharina von Medicis und die Prinzen des königlichen Hauſes ſahen vom Balcon herab *) dem gräßlichen Schauſpiel zu. Durch die Folter wurde von Mehrern das Geſtändniß erpreßt, als ob der Prinz Condé mit um die Verſchwörung gewußt habe; obwohl von Andern **) das Gegentheil beſtimmt behauptet wird. Condé zog ſich indeſſen in die ſüdliche Landſchaft des Bearn zurück, und trat dort erſt offen zum proteſtantiſchen Glauben über. ***) — Um dieſe Zeit erhielt der vielfach bedrohte Staat eine mächtige Stütze an dem neu erwählten Kanzler Michael de l'Hôpital, welcher dem verſtorbenen Kanzler Olivier in ſeiner Würde folgte. An das Haus der Bourbonen ſchien Michael de l'Hôpital äußerlich durch den Umſtand geknüpft, daß ſein Vater, ein Arzt, dem Connétable Carl von Bourbon in die Verbannung gefolgt war †) und ſeine treue Anhänglichkeit ihm eben dadurch erwieſen hatte. Michael de l'Hôpital war geiſtreich und gelehrt. Die ſeltene Gewandtheit ſeines Geiſtes ließ ihn in verſchiedenen Bahnen ſich verſuchen; er trat als Dichter und Redner, als Rechtsgelehrter und Staatsmann auf. Ehr- und Vaterlandsliebe hatten den Jüngling wieder nach Frankreich zurückgeführt, und der Vorwurf der Neider, daß er der Sohn eines Geächteten ſei, mußte bald vor dem Ruhme verſtummen, den ſich ſeine ausgezeichneten Talente erwarben. Schon unter Franz I. wurde der ſeltene Jüngling hervorgezogen und ins Parlament gerufen. Hier trat er mit edler Freiſinnigkeit dem blinden Eifer gegen die Proteſtanten entgegen, und widerſetzte ſich manchen

*) Lacretelle I. p. 363.
**) Brantôme bei Lacretelle.
***) Wachler S. 22.
*) Lacretelle I. p. 371.

Mißbräuchen und Willkürlichkeiten in der innern Verwaltung des Staates. Nachdem er drauf unter Heinrich II. noch andere Stellen, die eines Präsidenten der Oberrechnungskammer und eines Staatsraths bekleidet hatte, trat er als Kanzler an Olivier's Stelle, dessen Liebling er gewesen war. Sowohl Katharina, die damals noch der Partei der Guisen gegenüber stand, als diese Partei selbst, namentlich der Cardinal von Lothringen, hofften auf ihn. Aber l'Hôpital fragte nicht, was er Katharinen, noch was er den Guisen, noch was er den Bourbonen, sondern was er den Gesetzen und dem Vaterlande schuldig sei. Ohne sich selbst zu der Religion der Protestanten zu bekennen, suchte er mit weiser Mäßigung und nur allmälig eine schönere Zeit der christlichen Duldung herbeizuführen. „Denn nicht mit Gewalt, — das war sein Grundsatz, den er durchs ganze Leben festhielt, — lassen die Meinungen sich ändern; sondern nur durch Gebet und Vernunft.“*) Das von ihm vorgeschlagene Edict von Romorantin, welches im Mai 1560 erlassen wurde, hatte den Zweck, die sogenannten Ketzer der weltlichen Gerichtsbarkeit zu entziehen und ihre Beurtheilung bloß den Bischöfen zuzuweisen, während bisher, seit dem Edict von Chateaubriant, geistliche und weltliche Macht vereint zu ihrer Ausrottung gewirkt hatten. Einen weitern Schritt ging er auf der Versammlung der Großen des Reichs zu Fontainebleau (den 21. Aug.), auf welcher die Verhältnisse der Calvinisten besprochen wurden. Zu ihren Gunsten äußerten sich jetzt entschieden der Admiral Coligny, und selbst zwei Bischöfe, Jean de Montluc von Valence**) und Charles de Marillac, Erzbischof von Vienne, sprachen sich, indem sie die Verfolgungen der Protestanten höchst mißbilligten, für die Nothwendigkeit einer Reformation aus, und drangen auf die Zusammenberufung einer französischen Kirchenversammlung, der sich aber der Cardinal von Lothringen aufs Nachdrücklichste widersetzte. Die gemäßigten Plane l'Hôpitals wurden jedoch durch die Dazwischenkunft eines störenden Vorfalls vereitelt. Der Prinz Condé, der, wie schon bemerkt, sich bisher im Bearn verborgen gehalten, hatte einen Angriff auf Lyon gewagt, welcher mißlang. Man

*) Vgl. Villemain: Mélanges T. II. p. 95.

**) Der Bruder des Feldherrn, der nachmals die Protestanten verfolgte.

ſuchte ihn nebſt ſeinem Bruder Anton von Navarra auf den Reichstag zu locken, der ſich in Orleans verſammelte. Beide erſchienen. Condé wurde verhaftet und als Meutrer vor ein Gericht geſtellt. Er ward zum Tode verurtheilt. Allein noch ehe das Urtheil vollzogen werden konnte, führte der Tod Franz II. (den 5. December 1560) die Befreiung Condés und mit ihr auch neue Verwicklungen herbei. —

Der natürliche Thronerbe, der Bruder des verſtorbenen Königs, Carl IX. war erſt 11 Jahre alt, und ſo trat die Nothwendigkeit einer vormundſchaftlichen Regierung ein. Die Regentſchaft fiel bei der Unentſchiedenheit Antons von Navarra in Katharinens Hände. Dieſe Zeit der weiblichen Regentſchaft führte für die Proteſtanten oder Hugenotten (wie ſie auch genannt wurden) eine neue und zwar ſo gewaltige Periode des Kampfes herbei, daß ſie an blutigen Auftritten ihres Gleichen ſucht.

Es dürfte vielleicht hier am Platz ſein, ehe wir weiter gehen, über den Namen „Hugenotten“ die Vermuthungen vorzutragen, die über deſſen Ableitung gemacht worden ſind.

Auf den König Hugo Capet, als den gemeinſamen Stammhalter der Häuſer Valois und Bourbon könnte die Benennung am leichteſten zurückgeführt werden, wenn nicht der Name eher als ein Spottname zu betrachten wäre, den die Gegenpartei erfand; daher denken Andere lieber an einen fabelhaften König Hugo, von dem die Sage ging, daß er Nachts als Geſpenſt umherwandle. Indem nämlich die Proteſtanten in frühern Zeiten ihre Verſammlungen im Verborgenen und bei Nacht hielten, wurden ſie von ihren Feinden gleichſam als die unheimlichen Nachtgeſpenſter betrachtet; worein ſich auch noch die Nebenidee miſchen mochte, daß ſolcher Geiſterſpuk in Verbindung gedacht wurde mit dem Fürſten der Finſterniß, den man ſo gern als den Anſtifter aller Ketzereien betrachtete. Weniger Beachtung dürften die Ableitungen verdienen, welche das Wort Huguenot auf eine verdorbene franzöſiſche Ausſprache zurückführen. Nach den Einen ſoll es entſtanden ſein aus dem deutſchen Worte Eidgenoſſen (eitgenos, hûgenot), indem in den Streitigkeiten der Genfer mit dem Biſchof von Savoyen die Feinde des letztern wegen ihrer Verbindung mit den Schweizern dieſen

Parteinamen erhielten. *) Nach einer andern Deutung entstand der Name der Hugenotten erst bei der Verschwörung von Amboise. Einer der Gefangenen, ein junger deutscher Adliger, wollte sich vor dem Cardinal von Lothringen in einer lateinischen Rede rechtfertigen. Die Rede begann mit den Worten: Huc nos advenimus; der Redner stockte aber, und wußte nur die Anfangsworte Huc nos herauszubringen. Nach der französischen Aussprache des Lateinischen lauten die Worte allerdings huguenot; aber der Umstand, daß der Redner grade ein Deutscher gewesen sein soll, macht die Ableitung mehr als verdächtig. Endlich soll auch noch der Name Huß in dem Worte Hugenot stecken, und so wäre die Benennung gleichbedeutend mit Hussiten; und wieder nach Andern **) soll der Name von einem Orte herkommen, wo die Hugenotten ihre Zusammenkünfte hielten.

Wir lassen diese Ableitungen auf sich beruhen ***), da es weniger auf die Grundbedeutung und den Ursprung solcher Parteinamen ankommt, als auf den Klang, den sie im Munde des Volkes erhalten haben. Die Geschichte aller Zeiten lehrt übrigens, daß wo einmal solche Namen vorhanden sind, die Leidenschaft immer neue Nahrung aus ihnen zu ziehen weiß, und dieß um so mehr, je unbestimmter und fabelhafter der Name ist und je weniger eine klare Idee sich damit verbindet †). Es war daher eine gute Meinung des Kanzler l'Hôpital, als er in der Rede, die er an die versammelten Stände in Orleans hielt, den Antrag machte, solche gehässige Namen, wie die der Hugenotten, Lutheraner, Papisten abzuschaffen und sich allein des christlichen Namens zu rühmen. Hatte doch Luther Aehnliches gesagt, aber auch tauben

---

*) Die Gegner des Bischofs, zugleich Anhänger der Reformation, hießen Eidgenossen, die Freunde desselben Mameluken. Wahrscheinlicher ist indessen, wenn der Name wirklich aus Genf kommt, die Zurückführung des Namens auf Besançon Hugues, den Anführer der eidgenössischen Partei. Vgl. Weber, Geschichte des Calvinismus. S. 44.

**) z. B. nach dem Conversationslexicon.

***) Vgl. das weitere bei Henry, Leben Calvins. S. 48. nach Pasquier, Beza u. a.

†) Man denke nur an die Namen Momier, Mucker und dergleichen in unsrer Zeit. Späterhin, als der Name „Hugenot" seine verletzende Spitze verloren hatte, erfand man in Frankreich neue Necknamen. Man rief ihnen das Wort „Huß" nach (wie zu unsern Zeiten „Hep! Hep!" den Juden) oder nannte sie Parpaillots. vgl. Weber. S. 243.

Ohren gepredigt! Dieſem Grundſatz gemäß ſuchte der weiſe Kanzler, anfänglich von der Regentin unterſtützt, alles anzuwenden, um den Proteſtanten eine größere Freiheit zu verſchaffen. Aber noch hatte er viele Schwierigkeiten zu überwinden.

Eine Erſcheinung, welche dem Proteſtantismus neue Gefahr drohte, war die Bildung des ſogenannten Triumvirates. Der Connêtable von Montmorency und der Herzog Franz Guiſe, früher perſönliche Feinde, verſöhnten ſich durch Vermittlung des Marſchal von St. André am heiligen Oſterfeſte des Jahres 1561 durch den gemeinſchaftlichen Genuß der Communion. Beide Männer mit ſammt ihrem Vermittler ſchloſſen nun einen engen Bund zur Aufrechthaltung des allein ſeligmachenden katholiſchen Glaubens und der bisherigen Verfaſſung der Monarchie. Das geheime Oberhaupt des Bundes war aber König Philipp II. von Spanien, dem die Anarchie in Frankreich eben ſo willkommen war, als der Sieg des Katholicismus. L'Hôpital ſteuerte indeſſen unerſchrocken auf ſein Ziel los. Im Julius des Jahres 1561 wirkte er ein königliches Edict aus, (das Juli-Edict), welches zwar den Proteſtanten alle Zuſammenkünfte verbot; allein gleich dem früheren Edict von Romorantin die Religionsproceſſe bloß auf die geiſtliche Gerichtsbarkeit, und was noch mehr war, die über die Ketzer zu verhängende Strafe auf bloße Landesverweiſung beſchränkte. Von Hinrichtungen und Scheiterhaufen war jetzt nicht mehr die Rede. Ein milderer Weg ſollte verſucht werden, den Religionsirrungen ein Ende zu machen, ein Weg, der auch in der deutſchen und ſchweizeriſchen Reformation zu verſchiednen Malen eingeſchlagen worden, ohne daß er jedoch in der Regel zu bedeutenten Reſultaten geführt hätte, nämlich die Anſtellung eines öffentlichen Religionsgeſprächs, welches im September des Jahres 1561 in der Abtei Poiſſy in der Nähe von Paris gehalten wurde. Zwei der berühmteſten reformirten Theologen, Peter Martyr, mit dem Beinamen Vermilio, und Theodor Beza, der Schüler Calvins *), wurden von der Königin von Navarra eingeladen, auf dieſem Geſpräch zu erſcheinen.

*) Ueber beide Männer iſt Schloſſers treffliche Schrift: Leben des Theodor Beza und Peter Martyr u. ſ. w. Heidelberg 1809, zu vergleichen, worin ſich auch S. 105 ff. eine weitre Beſchreibung des Geſprächs findet.

Der Kanzler l'Hôpital eröffnete die Verſammlung mit einer Rede, in der er noch dringender, als er es bei frühern Gelegenheiten gethan hatte, auf die Nothwendigkeit einer kirchlichen Reform drang, und auch jetzt wieder ſprach er der Duldung das Wort, indem er drauf hinwies, wie der Chriſtenname beiden ſtreitenten Parteien gemeinſam ſei, und wie ſie ſuchen ſollten durch jene Bruderliebe, die Chriſtus gelehrt habe, ſeinem Namen Ehre zu machen.

Nun fiel Theodor Beza auf ſeine Kniee, und bat Gott um Beiſtand zu dem wichtigen Geſchäfte. Dieſes Gebet, womit er ſeinen Vortrag begann, und der ganze fromme Ausdruck des Betenden äußerten eine tiefe Wirkung auf die Verſammlung. Mit Kraft und Wahrheit ſchilderte er die bisherigen Verfolgungen, die auf dem falſchen Wahne beruhten, als ob die Proteſtanten vom wahren Glauben abgefallen ſeien; vielmehr ſuchte er die herrſchende Kirche des Irrthums zu überweiſen, indem er die ſtreitigen Punkte beider Parteien mit Klarheit auseinanderſetzte, und namentlich die Lehre von der Meſſe beſtritt. Ihm gegenüber ließ nun der Cardinal von Lothringen ſeine blendende Gelehrſamkeit glänzen, die jedoch größtentheils in ſcholaſtiſchen Beweiſen ſich herumdrehte. Auch andere katholiſche Theologen miſchten ſich in das Geſpräch, das endlich, wie ſo viele, damit ſchloß, daß jede Partei ſich den Sieg zuſchrieb. An Leidenſchaftlichkeit fehlte es von beiden Seiten nicht. Beza hatte ſich in ſeinem Eifer gegen die Verehrung der Hoſtie im Abendmahl ſo weit hinreißen laſſen, daß er behauptete, Chriſtus ſei vom Brode eben ſo weit entfernt, als der Himmel von der Erde (eine Behauptung, die ſein Lehrer Calvin ſchwerlich würde gebilligt haben). Dagegen fielen aber auch die Katholiken mit aller Wuth über ihn her, und der Jeſuite Lainéz nannte die Proteſtanten Affen, Füchſe und Ungethüme. Das Merkwürdigſte war jedoch, daß, während bald nach dem Geſpräch der charakterloſe König Anton von Navarra zur katholiſchen Kirche zurücktrat, die Regentin dagegen eine günſtigere Geſinnung für die Calviniſten an den Tag legte. Bei einem Charakter wie dem ihrigen, darf der Grund zu dieſer Veränderung weniger in einer gründlichen religiöſen Ueberzeugung, die ſie durch das Geſpräch erlangt haben ſollte, er muß vielmehr in einer klugen Berechnung der vorhande-

nen Streitkräfte gesucht werden. Jedenfalls ging daraus eine für den Augenblick vortheilhaftere Lage der Protestanten hervor, indem ihnen nun durch das unterm 17. Januar 1562 erlassene Edict von St. Germain en Laye zuerst das Recht eines öffentlichen Gottesdienstes zugesichert wurde; freilich nur ein sehr beschränktes Recht, da sich die Erlaubniß nur auf die Vorstädte bezog und noch andere hemmende Verfügungen mit sich führte; aber doch immer ein Recht, das ihnen bisher (auch in diesem geringen Umfange), noch nie war zugestanden worden. Lange weigerte sich das Parlament, dieses Edict, das auch unter dem Namen des Jenneredictes bekannt ist, in das Gesetzbuch einzutragen; doch mußte es nachgeben. So weit war besonders durch die Verwendungen des edeln l'Hôpital die Sache der Protestanten gediehen, nachdem schon während vierzig Jahren viel Blut war vergossen, schon viel Unrecht war verübt worden. Die Folge des Edicts war, daß nun auch diejenigen, welche bisher nur aus Furcht in der alten Kirche geblieben waren, offen zur neuen übertraten. Dabei konnte indessen nicht vermieden werden, daß auch viel Neugierige zu den Versammlungen sich hinzudrängten, und damit wurde leicht der Zunder zu neuen Zänkereien gelegt, der beim geringsten Anlaß Feuer fing.

Unter anderm war in dem Edict den Protestanten verboten, sich bewaffnet auf ihren Versammlungsplätzen einzufinden. Die Angriffe des Pöbels, denen sie sich aussetzten, mochten sie indessen nöthigen, das Verbot zu überschreiten, und so konnte es nicht fehlen, daß die mit unsanften Reden begonnenen Wortwechsel hie und da in Thätlichkeiten ausarteten, und da die Katholiken die Mehrzahl waren, so fielen sie meist zum Unglück der Protestanten aus. — In der Stadt Cahors in der Guyenne rottete sich auf den Schall der Sturmglocke das Volk zusammen und umzingelte das Bethaus, in welchem die Hugenotten versammelt waren; dann wurde das Haus in Brand gesteckt und die Versammlung zur Flucht genöthigt. Aber die Fliehenden wurden an den Kirchthüren überfallen und mit Dolchen und Spießen, mit Karsten und Hacken niedergemacht. — Nicht immer bewahrten in solchen Fällen die Protestanten den Geist der Versöhnlichkeit und der Feindesliebe, den ihnen das reine Evangelium empfahl. Es fehlte nicht an blutiger Wie-

dervergeltung. So waren es hugenottiſche Landleute, welche, um die Greuel von Cahors zu rächen, ihren Gutsherrn, den Baron von Fumel, auf eine grauſame Weiſe ums Leben brachten. Es ſchienen ſich dieſelben Scenen zu wiederholen, die im deutſchen Bauernkriege ein ſo trübes Licht auf das Reformationswerk warfen. Wie aber damals die Grauſamkeit derer, welche die Exceſſe beſtrafen ſollten, noch die Bauern übertraf, ſo war es auch hier. Die Königin beauftragte den Marſchal Blaiſe Montluc mit der Vollziehung der Strafe, welche das Geſetz über die Frevler verhängte. Montluc entledigte ſich dieſes Auftrags mit der ausgeſuchteſten Schadenfreude. Mit eignen Händen erwürgte er die Angeklagten, ohne ſie zu verhören oder er übergab ſie den Scharfrichtern, die ihn begleiteten, und die er ſcherzweiſe ſeine Lakaien nannte, und mit einer eigenen Art von Stolz rühmte er ſich noch ſeiner Greuelthaten in den von ihm verfaßten Memoiren. Bald darauf erneuerten ſich die blutigen Auftritte von Cahors auch in andern Städten, in Toulouſe, Tours, Amiens, Sens und anderwärts. So wurde das Jenneredict factiſch mit Füßen getreten und der Zuſtand der Proteſtanten war wieder bedenklicher, als je. Dazu kam noch Folgendes. Die Partei der Guiſen, welche nur mit Aerger das Emporkommen der Condéſchen Partei betrachtete, drang in den Herzog Franz von Guiſe, der ſich in Lothringen aufhielt, ſelbſt nach Paris zu kommen, wo ſeine Gegenwart erforderlich ſei; und auch die Regentin munterte ihn dazu auf. Der Herzog machte ſich auf den Weg. In Vaſſy, einer kleinen Stadt der Champagne, durch welche ihn ſein Weg führte, machte er Halt, um eine Meſſe zu hören. Auf dem Weg zur Kirche vernahm er von der Vorſtadt her das Geläute der Proteſtanten und machte ſeinem Aerger in Worten Luft. Viele von ſeinem Gefolge begaben ſich nun ſogleich bewaffnet in die Vorſtadt und ſtellten ſich vor der Scheune auf, in welcher die Proteſtanten ihren Gottesdienſt hielten, an welchem etwa ſieben bis achthundert Perſonen theilnahmen, ſo daß ein Theil derſelben vor den Thüren des Bethauſes ſtehen mußte. Hier kam es erſt zu gegenſeitigen Beſchimpfungen zwiſchen den Hugenotten und den Leuten des Herzogs, und dann zum Handgemenge. Es fielen Flinten- und Piſtolenſchüſſe von Seiten der letztern; die Hugenotten griffen zu Steinen, um ſich zu wehren.

Nun aber sprengten die Herzoglichen die Thore der Scheune und drangen wüthend in das ärmliche Gotteshaus ein. Ein allgemeines Gemetzel begann. Weder Greise, noch Weiber, noch Kinder wurden verschont. Jetzt erst erhielt der Herzog, der von der Messe zurückkehrte, Kunde von dem Vorfall. Mit entblößtem Degen drang er in die Versammlung. Als er im Getümmel zufällig an der Wange verwundet wurde, so gab dies einen neuen Grund, mit Wuth über die vermeintlichen Thäter herzufallen.*) An sechzig Hugenotten sollen bei diesem Vorfalle getödtet, an zweihundert verwundet worden sein. Wie die Protestanten behaupten, war es sogar die in der Nähe von Vassy wohnende Mutter des Herzogs, die ihn aufgefordert hatte, dem Scandal des protestantischen Gottesdienstes ein Ende zu machen. Wenn aber auch der Herzog nicht mit Sicherheit als der geheime Anstifter des Aufruhres bezeichnet werden kann, so legte er doch nachher deutlich genug seine Gesinnung an den Tag. Er ließ den Commandant von Vassy vor sich fordern und machte ihm Vorwürfe darüber, daß er protestantische Versammlungen gestatte. Der Commandant berief sich auf das Jenneredict, welches die Versammlungen in den Vorstädten erlaubte. „Verwünschtes Edict!“ rief der Herzog, und die Hand an den Degen legend, fügte er hinzu: „Mit diesem will ich ein Loch drein machen.“ In Paris wurde der Herzog als ein Held der Kirche, als ein Vorfechter des allerheiligsten Glaubens empfangen. Die Katholiken nannten ihn den neuen Maccabäus, während die Protestanten ihn dem Herodes verglichen. In Paris brachen neue Verfolgungen aus. Man legte Feuer unter die Kanzeln und die Kirchenbänke, um die Versammlungen auseinander zu treiben. Vergebens trat Theodor Beza im Namen seiner Glaubensbrüder als Kläger auf gegen solche Gewaltthaten. Weder der schwache Anton von Navarra, noch die heuchlerische Katharina, die der Gewalt des Herzogs sich fügte, und bald darauf mit ihrem Sohne als Gefangene behandelt wurde, wußten ihm Trost zu geben. Der

*) Protestantische Schriftsteller beschuldigen ihn, seine Leute aufgemuntert zu haben, während katholische das Gegentheil bezeugen. So viel ist gewiß, daß seine Gegenwart dem allgemeinen Blutbade nur wenig Einhalt that.

einzige Kanzler l'Hôpital stand aufrecht, während die Uebrigen dem Sturme sich beugten.

Condé war unterdessen nicht unthätig geblieben. Von der Guisenpartei aus Paris vertrieben, sammelte er im Süden Frankreichs seine Streitkräfte, und bewarb sich um Hülfe aus Deutschland und England. Den 2. April 1562 besetzte er Orleans. Von hier erließ er ein Manifest, in welchem er sich als den Vertheidiger der protestantischen Religionsfreiheit und der rechtmäßigen königlichen Gewalt ankündigte. Ein großer Theil der französischen Städte und des Adels trat unter seine Fahne. Elisabeth von England sandte Hülfe. Von den Deutschen nahmen nur die Hessen am Kampfe Theil, weil die Uebrigen als strenge Lutheraner keine gemeinsame Sache mit den Reformirten machen wollten. Eine allgemeine Begeisterung zeigte sich im Heere der Hugenotten. Man stärkte sich durch das Lesen der Psalmen, in welchen der Gott Israels sein Volk zur Rache auffordert gegen die Götzendiener. Paris erschien als die große Babylon, deren Sturz beschlossen sei, und in das feierliche „Amen" der Gebete mischte sich das schauerliche Geklirre der Waffen.*)

Aber auch im Heere der Guisen, das von Spanien sowohl als von den Schweizern aus den kleinen Kantonen unterstützt war, waltete der Geist des religiösen Eifers. Der Anblick der von den Protestanten zerstörten Kirchen, der von ihnen entweihten heiligen Gefäße schien zu einem gerechten Kampfe für Altar und Heerd aufzufordern. Von beiden Seiten kam es zu grausamen Auftritten, zu Ausbrüchen unreiner Leidenschaft. Als nach langer Belagerung der Herzog von Guise Rouen erobert hatte, wurde der Sieg durch zahlreiche Hinrichtungen gefeiert. König Anton von Navarra, der zur katholischen Partei zurückgetreten war, starb an den Folgen seiner während der Belagerung erhaltenen Wunden. Ob er, wie Einige behaupten, vor seinem Hinschied sich wieder dem Protestantismus zugewandt habe? — diese Frage kann bei der Characterlosigkeit, die der Mann während seines Lebens gezeigt, nur von geringem Belang sein.

Endlich kam es zwischen beiden Parteien zu Dreux in der Normandie den 18. Dec. zu einer Schlacht. Das Glück schien

---

*) Lacretelle. II. p. 113.

anfangs unentschieden, doch neigte es sich am Ende dem Herzog von Guise zu. Von der einen Seite gerieth der Connêtable von Montmorency, von der andern der Prinz Condé in die Gefangenschaft. Beide wurden mit Anstand, im Sinne alter Ritterlichkeit behandelt; eine rühmliche Ausnahme mitten in der Erbitterung des Kampfes! Der Marschal St. André verlor in der Schlacht das Leben. Das Triumvirat war zerstört. Achttausend Todte von dreißigtausend Kämpfenden bedeckten das Schlachtfeld, viele waren verwundet und gefangen.

Katharina von Medicis zeigte bei dieser Gelegenheit recht wieder ihren leichtfertigen, bloß dem Interesse des Augenblicks sich zuwendenden Sinn. Als ihr erst die falsche Nachricht vom Siege der Protestanten gebracht wurde, antwortete sie, als ob es sich um den Wechsel einer Mode handelte: Wohlan! wir werden uns bequemen müssen, den lieben Gott französisch anzurufen *). Sowie aber der Sieg des Herzogs sich bestätigte, so zeigte sie sich wieder ganz als Katholikin und ließ es nicht an äußerm Pomp und Glanz fehlen, den Sieg zu verherrlichen. Mit Glockengeläute und Illumination, mit Processionen auf der einen, mit Maskeraden auf der andern Seite wurde die Sinnlichkeit des Pöbels aufgeregt und durch Reden und Thaten das Gefühl der Rache genährt. Allein auch in dieser Siegesfeier zeigte sich Katharina als Heuchlerin; denn in dem Sieger von Dreux haßte sie heimlich ihren längst gefürchteten Nebenbuhler, dessen sie sich gerne auf alle Weise entledigt hätte. Geschah es auf ihre eigene geheime Anstiftung oder kam ihr wirklich der falsche Eifer eines hugenottischen Schwärmers zuvor, daß Franz von Guise, als er eben auf dem Gipfel seiner Macht sich befand, von einer mörderischen Hand aus dem Wege geräumt ward? — Die Sache verhielt sich so. Bald nach dem Siege von Dreux warf sich der Herzog, wider den Willen der Regentin, vor Orleans, welche Stadt von d'Andelot vertheidigt ward. Schon war er nahe daran, die Stadt zu berennen, als ihn den Vorabend vor dem Sturme ein Bote ins Lager rief, wo die Herzogin seiner warte. Der Herzog ritt in Begleitung dreier Edelleute dahin. Unter diesen befand sich ein

*) Eh bien, nous prierons Dieu en français. Lacret. II. p. 122. 23.

Protestant, Namens Poltrot de Mérey, der unter der Maske eines Ueberläufers sich seit wenigen Tagen in das Zutrauen des Herzogs eingeschmeichelt hatte. Dieser sprengte unter dem Vorwande, die Herzogin von der Ankunft ihres Gemahls benachrichtigen zu wollen, eine Strecke voran, lauerte aber dann hinter einem Gebüsche seinem Herrn auf, und erreichte ihn mit einer vergifteten Kugel, welche die Schulter des Herzogs traf und bald drauf seinem Leben ein Ende machte. Franz von Guise starb den 24. Februar 1563 in einem Alter von 44 Jahren. Einige harte Züge in seinem Benehmen gegen die Protestanten, namentlich sein Benehmen in Vassy, abgerechnet, kann ihm die unparteiische Geschichte den Ruhm eines ehrenwerthen Kriegers und eines Mannes von höhern, als gewöhnlichen Gesinnungen nicht verweigern. Auch ist sein Leben nicht leer von manchen Zügen des Edelmuths und der Menschlichkeit. Noch vor seinem Ende beschwor er die Regentin, dem Blutvergießen ein Ende zu machen. Sein Mörder wurde bald ergriffen. Der Elende half sich mit der Lüge, er sei vom Admiral Coligny und Theodor Beza gedungen. Die Nichtigkeit dieser Aussage erwies sich bald.

Abermals kam es zu einem Friedensschlusse, der von dem Hofe in Amboise den 19. März 1563 bestätigt wurde, woher er den Namen des Friedens von Amboise hat. Den Protestanten sollte Vergessenheit des Vergangenen und die Gültigkeit der frühern Duldungsedicte zugesichert werden. Doch auch dieser Friede war nur ein vorübergehender, wie die Folge uns zeigen wird.

Die Zeit gebietet uns, für dießmal hier abzubrechen, ohne daß es mir möglich geworden wäre, ein vollständiges Bild des langen und verwickelten Kampfes in dieser einen Stunde zu geben. Von dem Bilde einzelner, der bessern Ueberzeugung sich muthig dahin opfernder Märtyrer ist unser Blick abgewendet und in das Gewühl der Schlachten hineingezogen worden. Dort feierte die fromme Ergebung ihren stillen Sieg, den Sieg des Geistes, während der Leib, ein Staub der Flammen dahin sank, und das Auge konnte ruhig auf dem Dulder und der Dulderin verweilen, ohne durch frembartige Eindrücke sich stören zu lassen; hier wird es nun schon schwerer, aus dem Drange der aufeinander einstürmenden Gewalten einen sichern, das Gemüth erhebenden und erbauenden Eindruck

mitzunehmen, und es ist uns, als ob wir plötzlich von dem Heiligenbilde, das wir in seiner stillen Glorie bewunderten, hingeführt würden vor ein großes Schlachtgemälde, in dem wir Mühe haben uns zurechtzufinden. Aber auch aus diesem verworrenen Gemälde sind uns schon in dieser Stunde einzelne große Bilder, wie das eines l'Hôpital, eines Beza, eines Coligny, entgegengetreten, und so hoffe ich, daß es mir auch in den folgenden Stunden gelingen soll, Ihren Blick auf solche Gestalten hinzurichten, wenn ich Ihnen auch nicht die Einsicht in das bunte Gewirre ersparen darf, aus dem sich diese Gestalten wie leuchtende Sterne aus schwarzen Gewitterwolken herausheben.

Vierte Vorlesung.

Katharina von Medicis und der Fanatismus Karls IX. Reise mit ihrem Sohne durch Frankreich und Zusammenkunft in Bayonne. Zweiter Religionskrieg. Schlacht bei St. Denis. Tod des Montmorency. Kleiner und hinkender Friede von Longjumeau. Flucht von Condé und Coligny nach Rochelle. Jeanne d'Albret und Heinrich von Navarra. Der dritte Religionskrieg. Schlacht von Jarnac und Condés Tod. Schlacht von Moncontour. Colignys christliche Gesinnung. Friede von St. Germain en Laye. Die Vermählung Heinrichs von Navarra mit Margaretha. Tod der Jeanne d'Albret. Colignys Tod und die Bluthochzeit.

Wir haben in der letzten Stunde bereits die Geschichte der französischen Religionskriege begonnen und die des ersten derselben mit dem Frieden von Amboise beendet. Aber wir stehen noch nicht am Ende selbst. Vielmehr entwickelt sich jetzt vor uns erst recht das Gewebe der menschlichen Leidenschaften, zu welchem die Glaubensirrungen gleichsam nur den Einschlag bilden, während der Zettel aus andern Stoffen genommen ist, die ihre gröbere, irdische Natur nicht verläugnen können. Das künstliche Gewebe ist größtentheils das Werk einer Frau, die mit Gewandheit die Fäden zu schlingen und zu verwirren versteht, wo es ihrem Zwecke dient, und

die, wenn es an einem Orte gerissen, wieder Neues anzuspinnen weiß in dunkler Stunde.

Katharina von Medicis war eine Frau nicht ohne geistige Bildung und Sinn für Wissenschaft. Aber auch darin zeigte sie sich als eine Mediceerin, daß sie, ähnlich wie einst Leo X., Künste und Wissenschaften mehr aus Eitelkeit schätzte denn aus dem reinen innern Triebe zum Schönen, der ja nie getrennt sein kann vom Sinn für das Gute und Wahre. Aber eben diese beiden mit dem wahren Schönheitssinne eng verschwisterten Grundanlagen der menschlichen Seele, der Trieb für das Gute und für das Wahre, der in der Religion des Evangeliums seine sicherste Anleitung, seinen mächtigsten Hebel und seine reinste Befriedigung findet, traten in ihr zurück und verloren sich in dem finstern Hintergrunde einer alles nur auf ihren Vortheil berechnenden Selbstsucht. So war ihr denn das, was allen Völkern, wie dem einzelnen Menschen das Heiligste ist, die Religion, zum Spielball geworden, den sie je nach ihrer Laune bald dieser Partei, bald jener als Zankapfel zuwarf, während sie selbst die berechnende Zuschauerin machte, und, je nachdem das blutige Spiel ausfiel, dem Sieger mit lächelndem Munde die Hand bot und dem Besiegten den Rücken kehrte.

Wir würden diese Frau falsch beurtheilen, wenn wir sie für eine im Religionshaß erglühende, finstere Schwärmerin hielten. Wir würden dadurch ihrem Verstande Unrecht thun, vielleicht aber zugleich ihrem Herzen damit noch ein besseres Zeugniß geben, als wir der Wahrheit gemäß es vermögen.

Wohl ist der religiöse Fanatismus eine bedauerliche Verirrung der menschlichen Natur, wenn über einzelne Formen und Ausdrucksweisen des Glaubens die Liebe vergessen wird, und Haß an die Selle der Milde und Versöhnlichkeit tritt. Aber immerhin ist die Leidenschaft für irgend eine Religion noch ehrenwerther, als jene eisige, herzlose Kälte, die am Ende keinen andern Fanatismus kennt, als den Fanatismus des berechnenden Eigennutzes, der Selbstsucht. Dieser ist von allen der ärgste und schrecklichste, denn er dient dem furchtbarsten aller Abgötter, dem sich selbst vergötternden Ich. Auch sind die Verheerungen, die er anrichtet, unberechenbar, weil er bald diesem, bald jenem System sich an-

ſchließt und keine andere Conſequenz kennt, als die der Willkür. Dieſem Fanatismus hatte ſich Katharina von Medicis in die Arme geworfen, nachdem ſie lange zwiſchen den Parteien hin und her geſchwankt, und dieſen Fanatismus hatte ſie auch in ihrem Sohne genährt, Karl IX., mit deſſen blutiger Regierung wir unſre heutige Stunde beginnen. In einem Alter von noch nicht vierzehn Jahren wurde Karl IX. von dem Parlament zu Rouen (den 17. Auguſt 1563) für mündig erklärt. Frühzeitig in den Verſtellungskünſten ſeiner Mutter geübt, hatte ſein Herz nur haſſen aber nicht lieben gelernt. Boshafte Schadenfreude, die auch in den Qualen der Thiere ihre Befriedigung fand, miſchte ſich ſchon in die Spiele mit ſeinen Altersgenoſſen, und ein finſtrer Argwohn gegen ſeine Umgebungen wurde frühe in ihm genährt. Nie wurde er getadelt, wenn er Böſes that, wohl aber wenn er es mit Ungeſchick that oder es verabſäumte, der böſen That einen guten Anſtrich zu geben. Selbſt die Lobredner ſeiner Jugend*) wiſſen ſich nicht anders zu helfen, als daß ſie die von ihm verübten ſchlechten Streiche für Zeichen eines frühen Genies ausgeben. So zum Heuchler, zum Menſchenhaſſer, zum Tyrann erzogen, gelangte er, ein unreifer Jüngling, auf den Thron von Frankreich. Der Haß gegen die Ketzer war ihm frühe eingepflanzt worden; und mehr als wahrſcheinlich iſt es, daß, als er bald nach ſeiner Thronerhebung mit ſeiner Mutter einen großen Theil von Frankreich bereiſte, der oft wiederkehrende Anblick verwüſteter Kirchen und Klöſter und verödeter Landesſtriche einen tiefen Eindruck auf ſein zur Düſterheit geneigtes Gemüth machten und den Haß in ihm erhöhten gegen eine Secte, der man dieſe Verwüſtungen ſchuld gab. Ein Jahr nach ſeiner Thronerhebung, den 9. Auguſt 1564 erſchien aus Rouſſillon eine Verfügung, nach welcher die Religionsfreiheit der Proteſtanten bedeutend beſchränkt wurde**). Es wurde ihnen verboten, Schulen anzulegen; ihre Prediger ſollten an keinem andern Orte wohnen dürfen, als wo ſie ihr Amt zu verrichten hatten; die Anſtellung von Synoden und Collecten wurde unterſagt, und die Edelleute, denen freie Religionsübung erlaubt

*) Brantôme bei Lacretelle II. S. 141. ff.
**) Schröckh II. S. 296.

war, sollten bei hoher Strafe niemand anders als ihre Unterthanen zu den Versammlungen hinzulassen.

Allein mit diesen Beschränkungen begnügte sich der Hof nicht. Ein Hauptschlag sollte gegen die Ketzer ausgeführt werden, und zwar in geheimer Verbindung mit jener unheimlichen Macht, von der, so zu sagen, alle Ketzerverfolgungen des Jahrhunderts ausgingen. An der Grenze Spaniens, in Bayonne traten den 9. Juni 1565 Karl und seine Mutter Katharina zusammen mit Philipps II. dritter Gemahlin, Elisabeth, (Isabelle, Katharinens ältester Tochter) und mit dem allgefürchteten Herzog Alba. In nächtlicher Stunde fand die wichtige Unterredung statt; durch eine geheime Treppe wurde Alba in das Zimmer gelassen, in der sich Katharina mit ihrem Sohne befand. Die Verschworenen glaubten sich unbeherrscht. Vertilgung der Ketzer vom Erdboden war das große Thema des geheimen Complotes. Der Papst, Spanien, Frankreich und der Kaiser sollten zu diesem großen Werke sich die Hand bieten, von dem man allein die Beruhigung Europa's erwartete. Mit gewohnter Kälte rieth Alba, vor allen der Großen sich zu bemächtigen, an welchen die protestantische Partei den meisten Halt habe. „Der Kopf eines einzigen Lachses wiegt 10,000 Frösche in den Sümpfen auf." Das war das ekelhafte Bild, womit er seine Maxime zu verdeutlichen suchte *). Und das Bild verfehlte seine Wirkung nicht. Es haftete tief in der verdorbenen Einbildungskraft des jungen Königs, der nicht satt werden konnte, das gräßliche Witzwort auf der ganzen Reise, in Gegenwart seiner Mutter, zu wiederholen.

Wie aber einst durch einen Knaben die Mordnacht in Luzern verrathen worden, so soll es auch hier ein Knabe gewesen sein, der jenes Complot verrieth. Der junge zwölfjährige Heinrich von Navarra, der wahrscheinlich als unverdächtiger Ohrenzeuge war geduldet worden, theilte (wie Einige erzählen) alles wieder seiner Mutter, der eifrigen Protestantin, Jeanne d'Albret mit, und von nun an begannen neue Entwürfe zur Abwehr des Uebels.

Von beiden Seiten wurden die Kriegsrüstungen mit Eifer betrieben. Die Protestanten hielten im Jahr 1567 Versammlun-

*) Wachler S. 36. und Lacretelle II. 165. nach Mézeray.

gen zu Valéry und Chatillon. Condé faßte den gewagten Entschluß, den königlichen Hof aufzuheben, der sich im Schlosse Monceau befand; aber der Hof, gewarnt, zog sich nach Meaux und von da nach Paris zurück. Sechstausend Schweizer welche, der Oberst Pfyfer von Luzern anführte, bildeten die Leibwache des Königs. Jetzt bemächtigte sich Condé der Stadt St. Denis und wagte von da Ausfälle in die Vorstädte der Hauptstadt. Den 10. November kam es zu einer Schlacht. Gegen achtzehntausend des königlichen Heeres kämpften gegen eine Anzahl von nicht gar dreitausend Begeisterten, denen es noch obendrein an grobem Geschütz fehlte. Unter religiösen Feierlichkeiten und dem Absingen geistlicher Lieder begann der Kampf. Der Anführer der katholischen Partei, der greise Connêtable von Montmorency fiel, mit Blut bedeckt, verwundet zur Erde. Ein protestantischer Officier, Robert Stuart,*) stürzte auf ihn los und schoß sein Pistol auf ihn ab. Er traf ihn in die linke Schulter. Aber Montmorency raffte seine letzte Kraft zusammen und streckte seinen Gegner zu Boden, ohne ihn jedoch zu tödten. Er aber hauchte bald darauf seine Seele aus. Dem Geistlichen, der den Connêtable in dem letzten Augenblicke zur Buße erwecken wollte, antwortete dieser mit Stolz. „Laßt mich, guter Vater! Es wäre schmählich, wenn ich nach einem Leben von 80 Jahren nicht eine Viertelstunde zu sterben wüßte.“ So war es also wohl bei ihm nicht die begeisterte Anhänglichkeit für den alten Glauben der römischen Kirche gewesen, die seinen bewaffneten Arm leitete. Vielmehr scheint eine gewisse religiöse Gleichgültigkeit bei einem selbstgerechten Bewußtsein bürgerlicher Tugend und militärisch-politischer Verdienste, der Grundzug seines schroffen Charakters gewesen zu sein, eine der stoischen vergleichbare Gesinnung, die wir in jener Zeit bei vielen großen Männern der römischen Kirche wiederfinden.**)

Der Sieg neigte sich zwar auf die Seite der Katholiken; aber es war ein trauriger Sieg. „Weder die Katholiken, noch die Protestanten, sagte einer der Marschälle***), haben die Schlacht

*) Derselbe war bald nach der Verschwörung von Amboise als angeblicher Mörder des Präsidenten Ménard verhaftet worden.

**) Das Weitere über seinen Charakter s. bei Lacretelle II. p. 190 nach den Stellen aus Brantôme.

***) Vielleville (bei Lacretelle).

gewonnen; sonndern der König von Spanien." Daß die Hugenotten mit der äußersten Anstrengung gefochten, diesen Ruhm mußten ihnen auch die Gegner lassen. — An die Stelle des gefallenen Connêtable von Montmorency trat nun der Bruder des Königs, der Herzog von Anjou, (der nachmalige Heinrich III.) in einem Alter von siebzehn Jahren. Dagegen führte der Prinz Johann Casimir, Sohn des Kurfürsten Friedrichs III. von der Palz, dem Prinzen Condé an zehntausend Mann deutscher Hülfstruppen zu. Mitten unter diesen neuen Rüstungen aber ward den 27. März 1568 der Friede von Longjumeau abgeschlossen, der jedoch wegen der Kürze seiner Dauer der kleine Friede heißt. In der That war der Friede nur ein kleiner oder, wie man ihn auch nannte, ein hinkender Friede;*) denn die blutigsten Verfolgungen der Protestanten folgten ihm auf dem Fuße nach. In Rouen, Orleans, Amiens wurden eine Menge Hugenotten niedergemacht. An vielen Orten rottete sich das von den Geistlichen aufgeregte Landvolk zusammen und lauerte aus Hinterhalten den in größern Gesellschaften reisenden Protestanten auf. — Ketzergerichte wurden aus dem Volke niedergesetzt und die Richter waren die Scharfrichter zugleich. Wenn auch die Zahl von zehntausend gefallenen Schlachtopfern übertrieben sein mag, welche die protestantischen Schriftsteller angeben, so kam doch die Menge derselben mitten in dem sogenannten Frieden den Opfern eines verheerenden Krieges gleich. Dazu kamen noch andere feindselige Handlungen von Seiten des Hofes. Der Admiral Coligny und der Prinz Condé hatten sich, der eine nach Chatillon, der andere nach Noyers in Auxerrois, zurückgezogen. Auf die Gefangennehmung dieser beiden Männer hatte es Katharina abgesehen, dem Rathe Alba's gemäß, den sie in Bayonne erhalten; aber ihr Anschlag wurde vereitelt. Der sonst durch seinen Ketzerhaß ausgezeichnete Feldherr Tavannes schien seiner Gesinnung nach ganz dazu geeignet, die Königin in ihrem Plane zu unterstützen, indem er den Auftrag erhielt, sich der beiden Prinzen zu bemächtigen. Aber sein ritterliches Ehrgefühl schien sich gegen das ihm übertragene Schergenamt

*) Man nannte ihn so mit Anspielung auf den hinkenden Herzog von Biron, der denselben in Verbindung mit dem Staatsrath Malassise im Namen des Königs abgeschlossen hatte; daher auch la paix boiteuse et malassise.

zu ſträuben, oder eine augenblickliche Anwandlung von Großmuth machte die Ausführung des Plans zu nichte. Genug, Tavannes gab den Verfolgten einen Wink und ließ ſie mit ihren Familien entwiſchen. Sie flohen beide nach Rochelle. Eine gefahrvolle Reiſe von hundert und zwanzig Stunden legten ſie mitten durch die feindlichen Poſten und auf Umwegen zurück. Da die Brücken der Loire überall beſetzt waren, ſo mußten ſie froh ſein, bei Saumur eine Furt zu treffen, über die ſie ſetzen konnten. Condé trug ſeinen zweijährigen Knaben in den Armen über den Fluß. Kaum hatten die Fliehenden das jenſeitige Ufer erreicht, als ein feindlicher Reitertrupp im Galop auf ſie anſprengte. Aber wie durch ein Wunder häufte ſich die Fluth, als die nachſetzenden Reiter dem Strome ſich näherten; die Verfolgten entkamen glücklich der Gefahr, und langten endlich nach vielen Mühſalen den 15. September 1568 in Rochelle an.

Eine andere feindſelige Handlung des Hofes war die Entfernung des Kanzlers l'Hôpital. Obwohl derſelbe, wie ſchon früher bemerkt, äußerlich mit den Formen der Staats-Kirche im Zuſammenhange blieb, ſo konnte er durch ſein gemäßigtes Betragen dem Vorwurf nicht entgehen, er halte es heimlich mit den Hugenotten. Sein Katholicismus war ſo verdächtig geworden, daß es zum Sprüchwort ward in Frankreich, „Gott bewahre uns vor der Meſſe des Kanzlers.“ Immer weiter aber gingen die Verdächtigungen. Er, der allein auf das Gemüth des jungen Königs noch einen ſegensreichen Einfluß hätte üben können, ward ſeinem Herzen mehr und mehr entfremdet, und endlich von ſeiner Stelle verdrängt. Nach ſeiner Abberufung zog er ſich mit ſeiner Familie auf den ſtillen Landſitz von Vignay zurück. Ihm folgte Johann Morvilliers im Amte mit dem Titel eines Großſiegelbewahrers.

Die Feſtung Rochelle mit ihrem wohlgelegenen Hafen am atlantiſchen Meere wurde jetzt ein Sammelplatz der bedrängten Häupter des Proteſtantismus. Da ſie das alte Vorrecht beſaß, *) keine königliche Beſatzung anders als mit Zuſtimmung der Bürgerſchaft in ſich aufnehmen zu müſſen, dieſe Bürgerſchaft aber im hohen Grade proteſtantiſch geſinnt war, ſo eignete ſie ſich zu einer

*) ſ. Wachler. S. 39.

festen Burg, zu einem Bollwerk der hugenottischen Macht. Jetzt kam dahin auch noch eine Frau, die für diese Macht von großer Bedeutung war. — Jeanne d'Albret, die Wittwe des verstorbenen Königs Anton von Navarra, kam mit ihren Kindern, mit ihrem funfzehnjährigen Sohne Heinrich, dem Prinzen von Bearn, und ihrer dreizehnjährigen Tochter Catharina im Geleite von dreitausend Mann nach Rochelle. Diese außerordentliche Frau und ihr schon damals hoffnungsvoller Sohn verdienen es, daß wir einen Augenblick etwas länger bei ihnen verweilen.*) Bilden sie doch ein erfreuliches Gegenstück zu Katharina und ihrem Sohn Karl IX.

Jeanne d'Albret, die Tochter Heinrichs II. von Albret und jener Margaretha von Valois, welche wir schon früher als eine Gönnerin der Protestanten kennen gelernt haben, war geboren 1531. Schon in sehr früher Jugend wurde sie wider ihren Willen aus bloßer Politik Franz des I. an den Herzog Wilhelm III. von Cleve verheirathet; später aber wurde die Ehe als aufgelöst erklärt und sie heirathete Anton, König von Navarra, im Jahr 1548. Dem Reize weltlicher Vergnügungen hingegeben schien die junge Königin erst wenig Lust zu bezeigen, dem düstern und freudenleeren Protestantismus (wie er ihr vorkommen mußte), ihr jugendliches Leben zum Opfer zu bringen, noch viel weniger sich Entbehrungen und Gefahren der Religion wegen auszusetzen. Später aber gewann sie eine Religion aus Ueberzeugung lieb, der ihr Gatte mit allem Eifer zugethan schien. Ja, sie beschämte diesen in der Folge durch ihre größere Standhaftigkeit und treuere Anhänglichkeit an das einmal aus Ueberzeugung Ergriffene; denn nachdem Anton, in Folge des Gesprächs von Poissy, wieder zum Katholicismus zurückgekehrt war, (wie die letzte Stunde uns gezeigt hat) blieb sie nicht nur der Sache des Evangeliums getreu, sondern wankte auch dann nicht, als sie ebendeßhalb manche Kränkungen und die empfindlichsten Zurücksetzungen von ihrem Gatten zu erleiden hatte. Nach dem Tode desselben wurde sie die Seele

*) Ausführlich ist die Geschichte der Erstern beschrieben von Madame Vauvilliers, histoire de Ieanne d'Albret, reine de Navarre, in drei Bänden. Paris 818. kürzer in dem Musée des Protestans célèbres. Paris 821.

der Hugenotten. Mit einer großartigen, das Liebste opfernden Gesinnung verband sie, wie so manche edle Frauen jener Zeit, eine tiefere Einsicht in die theologischen Wissenschaften und Kenntniß der alten Sprachen. Als eine Schülerin Calvins vertheidigte sie dessen Grundsätze mit allen Waffen der Dialektik gegen die römische Curie. In ihrem Gebiete schaffte sie die Messe ab, und hielt standhaft die Stürme aus, die sich wider sie erhoben. Ein von mehrern Landesbischöfen gemachter Versuch, sie nebst ihrem Sohn Heinrich im Bearn zu überfallen und sie den Händen der Inquisition zu überliefern, schlug fehl, indem Elisabeth, die Gemahlin Philipps II., den Anschlag verrieth. In Rochelle angelangt, war Johanna bereit, alle ihre Schätze und Kleinodien hinzugeben, um die Macht der Protestanten aus eignen Kräften zu unterstützen. Aber der größte Schatz, den sie bieten konnte, war ihr Sohn Heinrich, der Prinz von Bearn. Dieser, jetzt ein funfzehnjähriger Jüngling, hatte eine dem männlichen Geiste seine Mutter angemessene Erziehung erhalten. Ferne von aller Verweichlichung einer höfischen Lebensart hatte er in den Bergen seines Geburtslandes baarfuß auf den Felsen mit den jungen Hirten um die Wette geklettert und ihre ländliche Nahrung mit ihnen getheilt. Aber auch in den Wissenschaften, die einen König zieren, war er nicht vernachlässigt worden, damit im gesunden Leib auch eine gesunde, gekräftigte Seele wohne. In den Schriften der Griechen und Römer war er wohl unterrichtet*), und die Lebensbeschreibungen des Plutarch hatten in seiner jugendlichen Seele einen tiefen Eindruck zurückgelassen. So stand er, ein lebenskräftiger Knabe an den Stufen des Jünglingsalters, und auf diesen schnell zum Manne reifenden Jüngling, den Sohn einer so trefflichen Mutter, setzten die Protestanten ihre Hoffnung, so weit sie auf Menschen bauten.

Im Jahr 1568 brach der dritte Bürgerkrieg in Frankreich aus, der grausamste und blutigste von allen. Von beiden Seiten hatte sich der Haß aufs Höchste gesteigert, von beiden wurden die Anstrengungen aufs Aeußerste getrieben. Das katholische Heer hatte sich bis auf 26000 Mann verstärkt, das protestantische zählte nur noch 15000, als es den 16. März 1569 zur entscheidenden

*) Hatte er sich doch in einer Uebersetzung des Cäsar (de bello gallico) versucht, welche von den Gelehrten der Zeit gelobt wurde.

Schlacht von Jarnac an den Ufern der Charente kam. Condé, schon schwer verwundet, stürzte sich in die dichtesten Reihen der Feinde mit den Worten: „Süß ist die Gefahr für Christus und das Vaterland!“ Sein Pferd sank unter ihm, das Heer gerieth in Unordnung, er selbst in Gefangenschaft. Aber als er eben gefangen und verwundet in einiger Entfernung vom Schlachtgetümmel unter einem Baume lag, rannte ein Hauptmann der Anjou'schen Leibwache, Montesquiou auf ihn heran und jagte ihm eine Kugel durch den Kopf; denn also war es befohlen, daß man keinen der Hugenottenanführer sollte am Leben lassen. So starb Condé im 39.*) Jahr seines Lebens. Sein Tod war ein unersetzlicher Verlust für die protestantische Partei in Frankreich; aber um eine so größere Freude verbreitete die Nachricht desselben im Heere des von Anjou. Dieser, in seinem übermüthigen Siegesrausche, benahm sich auf eine wahrhaft empörende Weise. Er ließ den Leichnam des großen Feldherrn an den Schweif einer alten Eselin binden und dem Gespött der Soldaten und des Pöbels preisgeben. Erst auf die Vorstellungen der besser Gesinnten hin ward der entseelten Hülle ein anständiges Begräbniß gestattet.**) Zur Verherrlichung des Sieges von Jarnac ordnete Karl IX. jährliche Prozessionen an, und auch der Pabst und der König von Spanien ließen ihren Triumph laut werden. Den gesunkenen Muth der Protestanten richtete aber die Königin von Navarra Jeanne d'Albret wieder auf. Im Einverständniß mit Coligny, erschien sie vor dem versammelten Heere, an der einen Hand ihren Sohn Heinrich, an der andern den jungen Prinzen Condé führend. Hier, meine Freunde, sagte sie, giebt euch Gott zwei neue Führer und zwei Waisen, die ich euch mit Vertrauen übergebe. Nun schwor das ganze Heer Treue seinen jungen Führern und Schutz den Waisen. Coligny stellte sich als ihren gemeinsamen Vater dar, und führte von nun an in ihrem Namen den Oberbefehl, während die Prinzen selbst sich in den Waffen übten und auf ihren hohen Beruf sich vorbereiteten. Das Heer der Protestanten erhielt neue Verstärkung durch den Herzog Wolfgang von Zweibrücken, der sich im Juni

*) Nach andern im 32. Lebensjahre.

**) Sie wurde zu Vendôme beigesetzt, wo auch die Ahnen Condès ruhten.

1569 mit 13000 Mann an der Vienne einfand und sich mit Coligny vereinigte. Der Herzog selbst starb bald nach seiner Ankunft in Folge der Kriegsbeschwerden. Der Bruder Coligny's, Dandelot, starb gleichfalls plötzlich, und wie man vermuthet, an Gift. So blieb Coligny allein an der Spitze des Heeres. Er benutzte aber geschickt die Uneinigkeiten, die auf der Seite der Gegner ausgebrochen waren, um sich in den Besitz der Städte im Süden und Westen zu setzen. Neue Hoffnung des Sieges beseelte die hugenottischen Krieger; aber in ihren Eifer mischte sich auch das Gefühl der Rache gegen die Sieger von Jarnac. Ohne Barmherzigkeit wurden „die Knechte des Antichrists" niedergemacht. So hießen des Papstes Söldner und die Truppen des Königs. — Coligny's Streben ging nun dahin, sich den Weg nach Paris zu öffnen. Er warf sich vor Poitiers, welches Heinrich von Guise, der Sohn des verstorbenen Herzogs von Guise, vertheidigte. Dieser, welcher in Coligny noch immer den Mörder seines Vaters zu sehn glaubte,*) wehrte sich gegen den persönlichen Feind mit aller Leidenschaft eines Rache fordernden Sohnes. Coligny sah sich genöthigt, die Belagerung aufzuheben. Nun aber wich auch zu derselben Zeit die alte Begeisterung aus dem Heere der verbündeten Protestanten. Die deutschen Hülfstruppen forderten mit Ungestüm den Sold, der ihnen mehrere Monate nicht bezahlt worden war. Der Mangel an Zucht nahm mehr und mehr überhand, und so sah sich Coligny genöthigt, um einem Aufstand im eigenen Heere zuvorzukommen, dasselbe in offene Feldschlacht zu führen. Diese wurde in den Ebenen von Moncontour geschlagen; aber auch dieses Treffen fiel, wie die frühern Schlachten von Dreux, St. Denis und Jarnac unglücklich für die Protestanten aus. Es ist, als ob die Geschichte den Worten Luthers mit blutigem Griffel hätte wollen allen Nachdruck geben, daß das Schwert es nicht ausrichten dürfe in Sachen des Glaubens, sondern einzig und allein das Wort. — Fast alle Schlachten in den Religionskriegen — das ist eine Bemerkung, die sich uns unwillkürlich aufdringt — fielen unglücklich für die Protestanten aus. Man denke an die kappeler Schlacht in der Schweiz, an die unglückliche Schlacht bei Mühl-

*) Lacretelle. p. 237.

berg im ſchmalkaldiſchen Kriege und an die eben genannten in den franzöſiſchen Religionskriegen; und auch die Folge wird uns noch andere Beiſpiele vorhalten. Leicht mag da die römiſche Kirche dieſen Umſtand benutzen, um ſich und Andere zu überreden, wie der Gott der alten Kirche mit ſeinen Schaaren ſei, wie er ihr Banner führe u. dgl. m. Wir wollen ihr dieſe Sprache gönnen und uns wohl hüten, eine ähnliche da zu führen, wo wir zur Seltenheit das Glück der Waffen auch den Proteſtanten ſich werden zuwenden ſehen. Allerdings ſteht auch das Waffenglück in Gottes Hand, und ihm gebührt der Dank, wenn er der gerechten Sache den Sieg verleiht. Aber ſein Wille iſt es nicht, daß des Fleiſches Arm entſcheide in Sachen des Geiſtes und der höhern Ueberzeugung; und wenn auch einſt die Israeliten auf dem Standpunkt des alten Bundes Jehovah kennen lernten als den Herrn der Heerſchaaren, der die Glaubensfeinde vertilgend dem Heere der Gläubigen voranzieht, ſo iſt eine ſolche Anſicht, (die ſich freilich auch wieder in den Kreuzzügen des Mittelalters wiederholte), der reinern chriſtlichen und ſomit der wahrhaft proteſtantiſchen Anſicht fremd. Dieſe weiß, daß Gott ſeine Sache wunderbar hinausführt und daß wir durch Leiden und Trübſale mehr als durch rauſchende Triumphzüge in das Reich Gottes müſſen. Darum haben auch von je die Märtyrer, die der Gewalt unterlagen, größere Siege davon getragen und der guten Sache mehr genützt, als die, welche im Namen Gottes Städte eroberten und dabei auch nicht ſelten einen Theil der Beute für ſich nahmen; und wenn die alte, heidniſche Weisheit ſchon von einem Cato zu rühmen weiß, daß, während den Göttern die ſiegreiche Sache gefiel, er die beſiegte Sache vorgezogen, ſo unterſcheidet ſich eben dadurch der Chriſten Gott vor den alten Weltgöttern, daß auch er nicht ſelten an der beſiegten Sache ſein Wohlgefallen hat. — Nicht darum mache ich die Bemerkung, um das Andenken der Helden, die in jenen Kriegen ſich ausgezeichnet haben, das Andenken eines Condé, Coligny, La Noue u. a. zu verdunkeln. Ihr Lorbeer möge ihnen bleiben als wackern Feldherrn. Aber ihren chriſtlichen Werth, ihre Bedeutung, die ſie für die Geſchichte des Proteſtantismus haben, (und ſie haben eine ſolche Bedeutung in der That) dürfen wir nicht meſſen nach der Menge der gewonnenen Schlachten und

nach dem Glücke ihrer Waffen. Höher steht uns in dieser Beziehung ihr Character, ihre Gesinnung, die sie unter dem Wechsel des Kriegsglücks zu bewahren wußten, und die auch in den weniger glänzenden Momenten ihres äußern Lebens sich an den Tag legte. In dieser Beziehung ist besonders der edle Coligny ausgezeichnet, und so mag denn hier noch ein schöner Zug seines gottergebenen Sinnes Platz finden, den uns die Geschichte des eben genannten Treffens von Moncontour aufbewahrt hat. —*) Coligny wurde in demselben schwer verwundet. Man trug ihn beiseits in einer Sänfte. In einiger Entfernung davon wurde gleichfalls in einer Sänfte der alte Krieger l'Estrange verwundet vorbeigetragen. Dieser ließ sich zu der Sänfte des Admirals hinzutragen und reichte ihm durch den Schlag hindurch die Hand mit den Worten: „Unser Gott ist doch ein guter Gott." Mehr konnte er nicht sagen. Ein stummes Lebewohl trennte beide Verwundete von einander. Aber Coligny äußerte sich in der Folge gegen seine Vertrauten, daß dieses Freundeswort in trüber Stunde ihn mächtig aufgerichtet und ihm als Stern auf seiner Bahn geleuchtet habe.

So ungünstig jedoch das Kriegsglück den Protestanten bisher gewesen war, so schien es sich nun doch wieder denselben zuwenden zu wollen. Ich übergehe die einzelnen Vorfälle, und bemerke nur, daß Coligny, der durch kein Mißgeschick sich entmuthigen ließ, endlich durch seine glücklichen Operationen dahin gelangte, Paris in Schrekken zu setzen und die königliche Partei zu einem den Protestanten günstigen Frieden zu nöthigen. Dieß ist der Friede von St. Germain en Laye, welcher den 15. August 1570 zu Stande kam. Diesem Frieden zufolge wurde den Protestanten vollkommene Amnestie und Gewissensfreiheit zugesichert. Sie wurden ämterfähig erklärt und ihre Besitzungen sollten ihnen zurückgegeben werden. Zu den öffentlichen Schulen und den Anstalten der Wohlthätigkeit sollten Katholiken und Protestanten, ohne Rücksicht auf Religion, gleichen Zutritt erhalten. Alle frühern gegen die Hugenotten erlassenen Edicte sollen aufgehoben sein. Eine große Anzahl von Städten wurde den Protestanten angewiesen, um ihren Gottesdienst darin zu halten; besonders aber wurden die vier wichtigen Fe-

*) Bei Lacretelle. S. 240. nach Tavannes.

ſtungen des ſüdlichen Frankreichs la Rochelle, Montauban, Cognac und la Charité den Proteſtanten als Sicherheitsplätze übergeben, und noch manches andere in Beziehung auf Kriegskoſten, Auslöſung der Gefangenen u. ſ. w. wurde auf eine für die letztern vortheilhafte Weiſe ins Reine gebracht. — Von beiden Seiten ſchien man des langen verheerenden Krieges müde, und Coligny, der ſo manche traurige Erfahrung in demſelben gemacht hatte, äußerte ſich unter anderm, daß er lieber wollte ſich blutend durch die Straßen von Paris ſchleppen laſſen, als wieder einen Bürgerkrieg zu beginnen.*) So ſchien der wackere Krieger am Ende ſeiner Thaten zu derſelben Einſicht gelangt zu ſein, die wir ſo eben als die chriſtliche, die wahrhaft proteſtantiſche bezeichnet haben.

Wenn irgend ein heller Himmel nach vielen Stürmen den Proteſtanten zu leuchten ſchien, ſo war es jetzt. Aber wie oft am Saume eines ſcheinbar heitern Himmels ſchon die ſchwarzen Gewitterwolken nur um ſo ernſter ſich ſammeln, um in nächtlicher Stunde ihre furchtbare Zerſtörungskraft zu entladen, und der Angſtruf des Wächters, das Heulen der Sturmglocke plötzlich die Schlummerden weckt, um ihnen den Himmel in der Gluth der eben entſtandenen Feuersbrunſt zu zeigen, ſo barg ſich hinter die ſorgloſen Träume eines ſüßen Friedens und die in dieſem Frieden geſchloſſenen Pläne menſchlicher Glückſeligkeit die ſchwarze, blutige Schreckensgeſtalt einer alles verſchlingenden Mordnacht.

An dem ſcheinbar hellen Himmel ſollte dem verwirrten Reiche ein freundlicher Stern aufgehn in einer Verbindung, welche den bisherigen Wirren auf immer ein Ende zu machen ſchien. Man trug ſich längere Zeit mit dem Gedanken, daß eine Verbindung der jüngſten Schweſter des Königs Margarethe mit dem Sohne der Jeanne d'Albret, mit Heinrich, dem Prinzen von Bearn, zur Bekräftigung des politiſchen und kirchlichen Friedens nicht wenig beitragen dürfte. Eine ſolche Verbindung zwiſchen einem in den proteſtantiſchen Grundſätzen erzogenen Prinzen und einer Tochter der Katharina von Medicis hatte freilich etwas Auffallendes; doch wenn man weiß, wie die letztere die Religion immer nur zum Deckmantel ihrer perſönlichen Abſichten machte, ſo wird ein ſolches

*) Lacretelle. S. 153. Anm. nach den Mémoires von La Noue.

friedliches Entgegenkommen von ihrer Seite eben so erklärlich, als ihre frühere Wuth, mit der sie die Protestanten verfolgte. Anders freilich, sollte man denken, hätte Jeanne d'Albret die Sache beurtheilen sollen; und wirklich finden wir, daß ihr der Schritt sehr schwer fiel. Daß sie sich wenig von den Gesinnungen der künftigen Schwiegermutter, der Katharina von Medicis versprach, geht aus einem Briefe an ihren Sohn hervor, den sie ihm kurz vor der Hochzeit schrieb,*) in welchem sie sich über ihr hochfahrendes Wesen, über ihre Intriguen, über den Hohn beklagt, mit dem sie ihr am Hof begegnete. Von der jungen Braut aber, die Heinrich noch nicht gesehn hatte, macht sie ihm folgende Schilderung: „Sie ist hübsch, wohl unterrichtet und von gutem Benehmen; aber freilich in den verruchtesten Umgebungen auferzogen, die man sich denken kann. Eben deßhalb," setzt sie bedeutungsvoll hinzu, „wünsche ich Dich mit ihr zu verheirathen, damit Du und Deine künftige Frau euch bei Zeiten aus dieser Verderbniß retten könnt; denn so groß ich mir dieselbe dachte, so fand ich sie doch noch viel ärger. Du würdest ohne besondere Gnade Gottes hier nicht durchkommen." — Der ganze Brief athmet überhaupt eine tiefe mütterliche Besorgniß und ist voll schwerer, schmerzlicher Ahnungen. „Schon aus meinen ersten Reden hast Du wahrnehmen können, mein Sohn! sagt sie unter anderm, daß man alles darauf anlegt, Dich Gott und Deiner Mutter abtrünnig zu machen. Du wirst dieß noch mehr aus diesem Briefe abnehmen und der Bekümmerniß, die ich Deinetwillen leide."

Ein politischer Grund mag denn freilich auch noch mitgewirkt haben, die Königin von Navarra in ihrem Entschlusse zu bestimmen. Es wurde ihr Hoffnung gemacht, ihr altes Königreich wieder zu gewinnen, das Spanien inne hatte, und das ihr Sohn mit den Waffen erobern sollte, im Dienste Frankreichs. Der arglose Coligny, den man aus seinem Zufluchtsorte la Rochelle an den Hof gelockt und mit Freundschaftsbezeugungen überhäuft hatte, ließ sich sowohl für seine eigene Person durch dergleichen Vorspieglungen bethören als er auch andere mit sich fortriß. Er rieth zur Heirath. Aber auch mitten unter den Vorbereitungen zur Vermählungsfeier konnte das mütterliche Herz Johannens nicht froh werden, und

*) Abgedruckt bei Lacretelle S. 306.

nur mit einem halben Vertrauen, ja mit bangem Zagen und Schrecken sah sie dem Tage der Hochzeit entgegen. Ihre Besorgniß entging aber dem alles durchspähenden Auge Katharinens nicht, und wie denn immer die Falschheit und Tücke mit Argwohn gepaart ist gegen die, welche nur von weitem ihre Pläne zu errathen scheinen, so sah man auch hier in der besorgten Mutter eine gefährliche Feindin, der man sich entledigen müsse. Kurz vor der Hochzeit wurde Johanna von einer Unpäßlichkeit überfallen, die nach fünf Tagen ihrem Leben ein Ende machte. An demselben Tage, an dem sie erkrankte, hatte ihr ein Italiener ein Paar wohlriechende Handschuhe verkauft, die, aus seiner eignen, spätern Aussage zu schließen, vergiftet waren. Zwar hat man nicht mit völliger Gewißheit eine stattgefundene Vergiftung beweisen können. Nach allem dem aber, was sich in der Folge ereignete, läßt sich dieselbe mit der höchsten Wahrscheinlichkeit behaupten. Johanna starb mit großer Ergebung. Noch auf dem Todesbette befahl sie ihrem Sohne Heinrich die Sache der Reformation, sie warnte ihn vor Schmeichlern und ermahnte ihn, treu zu bleiben dem Glauben an das Evangelium. „Jeanne d'Albret, sagt Lacretelle,*) ist fast die einzige Frau, welche die Geschichte dieses gräulichen Zeitraums mit Ehren nennt. Sie erhob sich über ihr Geschlecht durch die Stärke ihrer Seele und ihres Geistes. Selbst die Schriftsteller, welche am Leidenschaftlichsten gegen die Ketzer eingenommen sind, wissen ihr nichts vorzuwerfen, als daß es ihr an versöhnlichem Sinne und an Menschlichkeit gefehlt habe; aber auch abgesehen davon, daß sie diese schwere Beschuldigung auf keine Thatsache gründen, wie sollte man zweifeln, daß in der Erzieherin Heinrich IV. ein reicher Schatz von Herzensgüte gewohnt habe?" Wir möchten hinzusetzen daß eben jener Mangel an Geschmeidigkeit und Nachgiebigkeit, den die Feinde ihr als Unmenschlichkeit auslegten, der deutlichste Beweis ihres durchdringenden, die Verhältnisse durchschauenden Verstandes und ihres männlichen, wahrhaft protestantischen Characters war. Wie edel erscheint grade diese Festigkeit gegenüber der Characterlosigkeit einer Medicis!

Mit Johanna hatten die Protestanten ihre mächtigste Stütze verloren, da der Kanzler l'Hôpital, trotz der freundlichen Zuge-

*) a. a. O. S. 312.

ſtändniſſe des Hofes, noch immer in ſeiner Verbannung blieb, Coligny aber, der bereits im Netze gefangen war, das die Argliſt über ihn ausgeſpannt hatte, bald darauf als ein ferneres Opfer fiel. Heinrich, der nun nach dem Tode ſeiner Mutter den Titel eines Königs von Navarra führte, war über dieſen Tod tief betrübt. Die Vermählungsfeier ward aufgeſchoben und fand erſt den 18. Auguſt ſtatt. Die Feſtlichkeiten dauerten nach damaliger Sitte mehrere Tage und Nächte hindurch.*)

Es war in der Nacht auf den 24. Auguſt, als dem Tage des heiligen Bartholomäus, um die zwölfte Stunde, als plötzlich ein Piſtolenſchuß in der Nähe des Louvre und das Geläute der Glocken von St. Germain l'Auxerrois das fürchterliche Signal gaben, vor welchem die Verſchworenen zuerſt, wie vor ihrem eigenen Schatten erblaßten. Bald ertönten die übrigen Sturmglocken der Stadt, ein wildes Geſchrei wälzte ſich durch die Straßen, und wohin das Auge blickte, ſah es Mord und Frevel. Die Straßen waren durch Ketten geſchloſſen und mit Pechfackeln erleuchtet, und die Wachen unter Tavanne's Befehl ſetzten ſich jedem Fliehenden entgegen. Richten wir zuerſt unſern Blick nach dem Louvre. Von dort zieht eine Schaar, an ihrer Spitze der Herzog Heinrich von Guiſe, nach Cologny's Wohnung, die ſich in der Nähe befand. Schon vor dem Ausbruch dieſer ſchrecklichen Nacht war Coligny durch zwei aufeinander folgende Schüſſe an der rechten Hand und an der linken Schulter verwundet worden. Die Piſtolenſchüſſe kamen aus einem Hauſe der Guiſen, aber als man nachſuchen wollte, war der Thäter ſchon entflohen. Karl IX. hatte dem verwundeten Admiral alles Mitleid bezeugt, und eine glänzende Genugthuung verſprochen, während er im Herzen das Mißlingen der That nur bedauern konnte. Nun ſollte das Verbrechen in ſeiner ganzen ſchrecklichen Größe auftreten. Ein Blutrath wurde niedergeſetzt, in welchem Katharina den Vorſitz führte, der Tod des Admirals ſollte zugleich der Tod der ganzen Partei werden; „es ſollte," ſo hatte Karl IX. geſchworen, „keiner übrig bleiben, der die begonnene Frevelthat ihm vorwerfen könnte." So nahten alſo

*) Eine weitläufigere Beſchreibung derſelben giebt de Thou, und nach ihm Lacretelle a. a. O.

die Mörder dem Hauſe des Admirals. — „Woher dieſer Lärm?“ fragt Coligny.*) „Mein Herr: Gott iſt es, der euch abfordert,“ antwortet ihm einer ſeiner Leute, der eben hereintritt. — „Ich verſtehe dich,“ erwiderte der Admiral; „Freunde! flieht. Ich aber, ich bin längſt auf den Tod bereitet; ich befehle mich der Barmherzigkeit Gottes.“ Die Diener flohen insgeſammt. Nun ward die Thüre von den Eindringenden geſprengt, mit den Worten: Im Namen des Königs! und die Wache niedergeſtoßen. Guiſe blieb unten im Hofe und wartete bis das Schreckliche geſchehen war. Aber ins Schlafgemach des Admirals dringen die Mörder, Bême,**) ein deutſcher Adliger an ihrer Spitze. „Biſt du Coligny?“ brüllte dieſer dem frommen Held entgegen, der ſich betend an die Wand gelehnt hatte. „Ich bin es,“ erwiderte Coligny. „Jüngling! du ſollteſt Achtung haben vor meinen grauen Haaren, aber thue, wie du willſt.“ — Da ſtieß ihm Bême den Dolch in die Bruſt und gab ihm noch einige Kreuzhiebe über's Geſicht. Die Schandthat voll zu machen warf man die Leiche zum Fenſter hinaus den unten Harrenden vor die Füße. Guiſe wiſchte das Blut aus des Ermordeten Angeſicht und überzeugte ſich, daß Bême den Rechten getroffen. Das Haupt ward vom Rumpfe getrennt und, wie Einige ſagen, den Anſtiftern des Blutbades überreicht.***) Noch an dem Rumpfe übte der Pöbel ſeine ſchändliche Luſt. —

Nun aber ward das Morden allgemein. Alle Hugenotten wurden aus ihren Häuſern, aus ihren Betten aufgeſchreckt; viele flohen auf die Dächer, auch dahin folgten ihnen die Mörder. Kein Alter und kein Geſchlecht ward verſchont. Kinder würgten ihre Geſpielen, die Hugenottenkinder. Barmherzigkeit gegen Ketzer galt ſelbſt für Ketzerei, und wenn im Dunkel der Nacht, im allgemeinen Getümmel auch ein Unſchuldiger, d. h. ein guter Katho-

---

*) Er ſoll gerade um dieſe Zeit den Commentar Calvins über den Hiob geleſen haben. Vgl. Weber S. 86. nach Varillas, histoire de Charles IX. III. 9. p. 425.

**) Oder Beema, Böhm, angeblich ein Würtemberger; nach Andern war er ein Böhme von Geburt und hieß eigentlich Dianowicz. Vgl. Baile Dictionnaire u. d. W. Bême und Wachler S. 73.

***) Nach Einigen der Katharina, nach Andern dem Papſte, nach Mézeray iſt es eine Fabel der Proteſtanten.

lik ermordet ward, so tröstete man sich damit, daß man einem Gerechten um so schneller in den Himmel geholfen. Mitten unter dem wilden Gebrülle der Mörder, unter dem Angstgeschrei der Fliehenden, unter dem Seufzen der Verwundeten und Sterbenden erschollen heilige Litaneien zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau. Der Privathaß der Einzelnen deckte sich mit dem schauerlichen Mantel des Fanatismus und übte ungestraft Rache an frühern Beleidigern, an Nebenbuhlern, an Gläubigern, an Verwandten und Berufsgenossen. Selbst wissenschaftliche Streitigkeiten suchten jetzt ihre Ausgleichung durch Gewaltthat. So wurde unter andern der berühmte Gelehrte Peter Ramus von Meuchelmördern, die sein Gegner Charpentier gedungen hatte, in einem Keller erschlagen, in den er sich geflüchtet hatte, und von rohen Schülern noch als Leiche mißhandelt. Die Raubluſt gesellte sich zur Mordgier, und die schändlichsten Begierden fanden ihren freien Lauf. Manch werthes Haupt fiel unter den Händen der Wüthenden und nur wenigen, wie dem edlen Sully, gelang es, sich durch Flucht zu retten *). Mit eigner königlicher Hand soll Karl IX. auf die flüchtigen Opfer geschossen haben. — Das Aergste war noch der grinsende Spott, der das Verbrechen würgen half. Mit bluttriefenden Händen stürmte der fürchterliche Tavannes durch die tobende Menge und munterte sie mit den Worten auf: „Nur frisch zu mit der Aderlässe! Die Aerzte sagen, daß sie im August so gesund sei, als im Monat Mai!“ Ein Goldschmidt, Namens Crucé **), rühmte sich, mehr als 500 Hugenotten erwürgt zu haben, und ward bald drauf Einsiedler zur Ehre Gottes. Aber auch als solcher noch übte er das Mordhandwerk. Und jener Tavannes verband mit dem gräßlichen Spotte zugleich einen solchen fanatischen Wahnglauben, daß er bei seiner letzten Beichte in der Todesstunde sich auf die Heldenthaten in der Bartholomäusnacht berief als auf ein Verdienst, das ihm in den Himmel helfe. Der ganze folgende Tag wurde noch mit dem Erschlagen der Hugenotten zugebracht, und als die Mordluſt sich gekühlt hatte, da zeigte sich erst recht die Grausamkeit in den rohen Freveln, die an den Lei-

*) Er erzählt dieß selbst in seinen Memoiren.

**) Siehe Lacretelle a. a. O. S. 345.

chen verübt wurden. Nicht der niedere Pöbel war es allein, der an dieser mehr als thierischen Lust sich ergötzte. Auch edle Hofdamen verläugneten jedes zartere Gefühl ihres Geschlechts und sanken unter die rohesten Henkersknechte hinab. Und als die Barbaren den verstümmelten und mißhandelten Leichnam Coligny's endlich an den Galgen gehangen hatten, weidete sich das königliche Auge an dem scheuslichen Anblick und suchte mit gräßlichem Witze die grausame Neugierde zu beschönigen.

Nicht länger will ich Ihre Phantasie mit diesen verabscheuenswerthen Bildern erfüllen. Lassen Sie uns mitten unter den Leichen der Erschlagenen die Trümmer der protestantischen Partei aufsuchen, die vom allgemeinen Untergang gerettet wurden; und da fällt unser Auge auf den jungen König Heinrich von Navarra, dessen Hochzeit es war, die den Namen der Bluthochzeit in der Geschichte erhalten hat.

Dieser wurde mit dem jungen Prinzen Condé vor den König gerufen, mitten unter dem allgemeinen Blutbade, das in unaufhaltsamen Strömen bis in das Innere des Louvre sich fortgewälzt hatte. Hier wurde den Jünglingen die Wahl gelassen zwischen Messe, Bastille und Tod. — Condé zeigte sich erst beherzter, als sein junger Freund Heinrich. Aber beiden ward endlich das Versprechen abgenöthigt, in den Schooß der römischkatholischen Kirche zurückzukehren, und nur unter dieser Bedingung entgingen sie dem Schicksal ihrer unglücklichen Glaubensbrüder. Von diesen gelang es einigen aus dem Lande zu entkommen. Sie wandten sich nach Deutschland, nach England und dem nachbarlichen Genf. Auch Basel nahm mehrere Geflüchtete auf. Die Söhne des ermordeten Coligny, auch Andelot's Sohn, Graf Laval und andere Edle Frankreichs wohnten ein Jahr lang unter uns, und bald darauf bildete sich hier der erste Kern der französischen Gemeinde, die erst in einem Privathause, dann in einem Zimmer des obern Collegiums sich versammelte, bis ihnen endlich 1614 die Predigerkirche eingeräumt ward, die noch jetzt unsre französische Kirche ist.*) Auch ein basler Prediger, auf den wir später zurückkommen werden, Heinrich Erzberger, Helfer bei St. Petri, der sich grade

*) Siehe Ochs, Geschichte von Basel. Band VI. S. 264.

damals in Paris befand, wurde durch einen Liestaler von der Schweizergarde, Namens Johannes Pfaff gerettet. Doch wir kehren zur weitern Geschichte der Begebenheiten in Paris und Frankreich zurück. Den zweiten Tag nach der entsetzlichen Nacht hatte sich die Mordlust etwas gelegt, obwohl keineswegs vollkommen gestillt. Da schürte der Aberglaube die schon verglimmende Gluth aufs Neue an. Auf dem Gottesacker der unschuldigen Kinlein sah man einen Weißdorn blühen. Diese Naturerscheinung Ende Augusts wurde als ein Wunder betrachtet und als ein Wunder gedeutet. Was anders erkannte man darin als ein sicheres Zeichen des göttlichen Wohlgefallens am Tode der Ketzer? Wie der Weißdorn, so sollte die reine Kirche Gottes wieder neue Blüthen treiben. Alsobald fand eine feierliche Prozession des Königs, der Königin Mutter und des ganzen Hofes zu dem wunderbaren Weißdorn statt. Man schnitt sich heilige Zweige davon als Reliquien ab, und vertheilte sie als Siegeszeichen unter die, welche sich am meisten ausgezeichnet hatten beim Morde der Protestanten.

Als endlich das Blutbad in Paris zu fließen aufhörte, da ergoß es sich stromweise in die Provinzen. In Meaux, Orléans Angers, Bourges, Lyon, Rouen, Bourdeaux, Toulouse fielen die meisten Schlachtopfer, doch fehlte es auch mitten unter den ekelhaftesten Ausbrüchen des Fanatismus nicht an schönen und würdigen Zügen der Menschlichkeit. Nicht nur weltlichen Beamten, wie dem Vicomte von Orthez, selbst einzelnen römischen Bischöfen*) muß es zu ihrer Ehre nachgesagt werden, daß sie sich den Blutbefehlen widersetzten. — „Meine Herren!“ so redete der Gouverneur von Dieppe die Bürgerversammlung, unter der sich sowohl Protestanten als Katholiken befanden, an: „Die königliche Verordnung kann nur den Calviniſten gelten, die sich durch Aufruhr strafbar machen. Gott sei Dank haben wir deren keine unter uns. Wir lesen im Evangelium, daß die Liebe Gottes und des Nächsten das vornehmste Gebot sei für den Christen und daß an ihm das Gesetz und die Propheten hangen. Laßt uns diese schöne Lehre wohl zu Herzen nehmen, die uns von Jesus Christus selbst gegeben ist. Kinder eines Gottes laßt uns als Brüder leben und gegenseitig

*) Lacretelle nennt Jean Hennuyer, évêque de Lisieux. II. p. 361.

an einander die Barmherzigkeit des Samariters üben. Das sind meine Gefühle; ich hoffe, daß ihr sie theilt, und diesen Gefühlen zufolge kann ich nicht finden, daß einer unter uns sei, der das Leben verwirkt habe." — Sogar der Scharfrichter Charles von Troyes wies den Befehl, die gefangenen Protestanten zu würgen, mit der Erklärung zurück, seine Hände seien nur gewohnt, im Dienste der Gerechtigkeit zu arbeiten.*)

Es ist schwer, die Zahl der Opfer zu bestimmen, die während der Bluthochzeit gefallen sind, so wie es überhaupt schwer ist, die Richtigkeit jeder einzelnen Ueberlieferung über allen Zweifel zu erheben. Schriftsteller die nicht beschuldigt werden können, aus Parteieifer das Gräßliche übertrieben zu haben, geben die Zahl auf vierzig bis funfzigtausend an.**) Doch, was thut die größere oder geringere Zahl zur Sache? Gleich groß bleibt das Verbrechen, und die Schuld gleich groß.

Aber wessen ist denn die Schuld? Darüber ist viel gestritten worden. Der König selbst suchte die Schuld erst auf die Guisen zu werfen. Nachher aber erklärte er in dem Parlamente, das er den 26. August halten ließ, ausdrücklich, daß alles auf seinen Befehl geschehen sei, wie denn auch die weitern Mordbefehle für die Provinzen von ihm ausgingen. Ob aber der König schon längere Zeit zuvor, die allgemeine Ermordung der Protestanten mit kaltem Blut vorausbestimmt, ob er namentlich die Vermählung Heinrichs von Navarra mit seiner Schwester eben dazu angeordnet habe, um die Bluthochzeit herbeizuführen, oder ob er sich erst aus einer Art von Verzweiflung in die Greuel derselben gestürzt habe? darüber sind schon die frühern Geschichtschreiber uneins***), und auch neuere Schriftsteller haben darüber verschiedene Ansichten. Wir, die wir uns hier nicht berufen glauben, die Geschichte als Weltgericht zu üben, können diesen Streit auf sich beruhen lassen,

*) Siehe Wachler S. 78.

**) Lacretelle II. 359. Die übrigen sehr abweichenden Angaben, die zwischen tausend und hunderttausend (!) schwanken, siehe Wachler S. 79. „Die königlich gesinnten Schriftsteller vermindern die Zahl, um das Gehäßige zu mildern, die Protestanten vermehren sie, um den empörenden Eindruck zu verstärken.

***) De Thou behauptet das Letztere, die Protestanten und viele Italiener das Erstere, vgl. besonders Wachler S. 85. ff. und Weber. S. 81.

(obwohl allerdings das Meiſte gegen Karl und ſeine blutgierige Mutter ſpricht.) Auch daß König Philipp II. von Spanien den Tag der Bluthochzeit als einen der wenigen glücklichen Tage ſeines Lebens pries; daß Papſt Gregor XIII. vor Freude die Kanonen löſen, ein Te Deum anſtimmen und eine Denkmünze prägen ließ, worin er die Ermordung Coligny's mit ſeinem hohenprieſterlichen Anſehen billigte, ſoll nicht darum herausgehoben werden, damit dieſer oder jener Einzelne noch ſchwärzer erſcheine in ſeiner Leidenſchaft; ſondern faſſen wir noch einmal das ganze Gemälde zuſammen, ſo erblicken wir darin ein Gemälde der menſchlichen Leidenſchaft, wozu ſich die einzelnen Züge und Farben in jedem unbewachten Menſchenherzen, in jeder von Gott entfremdeten Bruſt finden, die aber aufgetragen auf dem dunkeln Grunde einer ſtürmiſch bewegten Zeit, erſt die volle Wirkung des Abſcheus und des Entſetzens hervorbringen. Hat ſich doch Aehnliches unter demſelben Volke zu andern Zeiten und aus ganz andern, als aus religiöſen Motiven wiederholt, und wer ſteht uns dafür, daß nichts Aehnliches ſich wiederholen könne, wo alle Bande, die den Menſchen an den Himmel ketten, mit frechen Händen zerriſſen werden? Es iſt auch nicht die katholiſche Religion als ſolche, der dieſe Früchte zur Laſt fallen. Es iſt ſelbſt nicht der Aberglaube, es iſt nicht die Schwärmerei, die allein dahin führen konnte, wenn ſie auch als mächtige Hebel dazu halfen; ſondern es iſt, wie ich zu Anfang bemerkte, die in dem Menſchen wohnende Selbſtſucht, die Macht der Leidenſchaft, die Macht der Sünde, die Macht des Unglaubens, der den Aberglauben nur zu ſeinem Diener gebraucht, wo er ihm bequem iſt, und ihn aber mit ſammt dem ächten Glauben wieder von ſich ſtößt, wo er unbequem zu werden droht. Wollen wir daher die Bartholomäusnacht ſowie alle ähnliche Verfolgungen, welche von der katholiſchen Kirche gegen die Proteſtanten ausgingen, unſrer Aufgabe zufolge aus dem Geſichtspuncte des evangeliſchen Proteſtantismus betrachten und beurtheilen, ſo müſſen wir uns vor allem hüten, die Sache ſo darzuſtellen, als ob ſchon der äußere Zuſammenhang mit der katholiſchen Kirche einerſeits zum Fanatismus, der äußere Zuſammenhang aber mit der proteſtantiſchen Kirche zur ächten Duldung führe. Ich habe ſo eben Beiſpiele einer milden chriſtlichen Geſinnung aus dem Munde katho-

lischer Beamten angeführt. Leicht ließen sich auch Beispiele eines wilden Fanatismus von einzelnen Hugenotten erzählen. So prangte doch Einer der letztern mit einem Siegeskranze, den er sich in einer der Schlachten gegen die Katholiken von lauter abgehauenen Mönchsohren zurecht gemacht hatte!*) abgerechnet den vielen Unfug, welchen die Hugenotten in den Kirchen und Klöstern verübten. Und auch die spätere Geschichte des Bildersturms in den Niederlanden sowie der Puritaner in England und Schottland wird uns zeigen, wie die protestantische Kirche von ähnlichen Excessen der tollsten Schwärmerei nicht frei blieb. Das aber dürfen wir behaupten, daß der wahre evangelische Protestantismus, der sich selbst versteht niemals zu diesen Verirrungen kommen kann, und daß in ihm eine größere Gewähr liegt gegen jede Ausartung ins Fanatische, als im katholischen Systeme. Der Grund liegt darin, daß kein blinder Gehorsam gegen irgend eine menschliche Macht in Sachen des Glaubens dem Gewissen des Protestanten eine schiefe Richtung geben kann, sondern daß er allein gewiesen ist an das Wort Gottes, welches, nach der Regel des Evangeliums Jesu Christi ausgelegt,**) jede Gewaltthat verschmäht. Diese Gewähr liegt ferner darin, daß der Protestantismus nicht auf die bloße Menge seiner Bekenner sieht, und daß er es seinen Grundsätzen zufolge für etwas schlechterdings Unmögliches halten muß, jemand zum Glauben zu zwingen. Wo also immer die Intoleranz in der protestantischen Kirche Platz gegriffen, da ist es Mißverstand, ja es ist die grelle Umkehrung des protestantischen Princips, während hingegen der Fanatismus in der katholischen Kirche nicht als eigentlicher Mißverstand und Verkehrung des Katholicismus, sondern höchstens als dessen Uebertreibung, als eine zu weit getriebene Consequenz desselben betrachtet werden muß. Leichter kann sich die römisch katholische Lehre bei der Masse zum Deckmantel des Verbrechens mißbrauchen lassen, als die evangelische. Das müssen wir nach unbefangener Prüfung gestehen, wenn wir auch gleich nicht läugnen

*) Schiller führt das Beispiel an; woher? weiß ich nicht.

**) Dieß ist nicht zu übersehen; denn wer das Verfahren der Israeliten gegen die Anhänger fremder Culte zur Norm seines Handelns und Denkens machen wollte, der würde freilich auch mit dem Wort Gottes in der Hand einen Beweis für das Gegentheil führen können.

wollen, daß auch das letztere geschehen könne, noch behaupten wollen, daß das erstere nothwendig geschehen müsse.

Und so möge denn die Betrachtung der heutigen Stunde, die uns das Abscheulichste vor Augen gestellt hat, was die Menschheit in ihrer Entartung aufweisen kann, uns vor allem mit dem Abscheu vor jenem innern Feinde unsrer Seele erfüllen, der unter allen Gestalten, unter allen Vorwänden, unter allen Religionsformen, zu allen Zeiten sich aller, der Gebildeten, wie der Ungebildeten, der Höchsten wie der Niedrigsten bemächtigen kann, wenn die Stimme Gottes überhört wird, die durch das von der geschichtlichen Offenbarung erleuchtete Gewissen allezeit deutlich zu uns redet. Diese Betrachtung möge uns ferner mit Dank gegen Gott erfüllen, daß er uns in einer Kirche hat lassen geboren und auferzogen werden, die, weit entfernt, solche Greuel zur Ehre Gottes zu empfehlen, sie vielmehr aufs Lebhafteste verabscheut. Aber eben deßhalb möge sie auch in uns nähren den Geist der Liebe und der Duldung, der auch die Genossen andrer Religionsgesellschaften als Brüder anerkennt, und der weit entfernt ist, ihrem Glauben Verbrechen aufzubürden, vor denen die Bessern unter ihnen, gleich uns, zurückschaudern. — Ob je solche Zeiten wieder kommen werden? das laßt uns nicht fragen. Nicht vorlaut laßt uns triumphiren, daß der bessere Zeitgeist dergleichen überwunden habe. Der Geist der Welt ist sich zu allen Zeiten gleich. Das menschliche Herz ist ein trotziges und verzagtes Ding, wer will es ergründen? Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Todschläger, und ob er ihn auch hassete um Gottes und des Glaubens willen. Aber der gesagt hat, ich habe die Welt überwunden, der ist es, der sie noch immer überwindet mit der Kraft seines Geistes. Sein Reich komme, das Reich der Wahrheit und Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens.

Fünfte Vorlesung.

Allgemeine Betrachtung über den Eindruck der Bartholomäusnacht in Deutschland, England u. s. w. L'Hôpitals letzte Tage und Tod. Wiederausbruch des Krieges. La Rochelle und Sancerre. Die Politiker. Karls IX. Tod und Nachträgliches aus seinem Leben. Heinrich III. Neuer Friede und Friedensbruch. Die Ligue. Die Ständeversammlung zu Blois. Krieg der drei Heinriche. Schlacht von Coutras. Heinrichs von Navarra Demüthigung vor dem Heere. Sechzehnerherrschaft in Paris. Die Barricaden. Der Tod der Guisen und der Katharina von Medicis. Haß gegen Heinrich und Ermordung desselben. Schlacht bei Ivry. Belagerung von Paris. Allgemeine Aufregung. Hungersnoth. Ständeversammlung von Paris. Anerkennung Heinrichs IV. unter der Bedingung des Uebertritts.

Es liegt in der menschlichen Natur, daß, wie das Große und und Erhabene der Geschichte unsre Blicke mit wundervollem Zauber an die hohen und edeln Gestalten fesselt, in welchen es sich abspiegelt, auch das Schreckliche und Entsetzliche unsre Phantasie mit ungewöhnlicher Stärke ergreift und sie anreizt, immer tiefer in den Abgrund hineinzuschauen, aus welchem die dämonischen Mächte ihr furchtbares Haupt erheben.

Dieser Reiz, auch dem menschlichen Verbrechen bis in seine Tiefe zu folgen, und auch die gräßlichsten Thaten, die man sich eher verhüllen sollte, in ein tragisches Gemälde zusammenzustellen, darf, wie mich dünkt, nicht allein auf das in uns wohnende Böse, auf eine verderbte Neigung der Einbildungskraft oder gar auf eine geheime Lust am Verbrechen zurückgeführt werden; sondern sie hat auch einen tiefern und bessern Grund.

Allerdings bemächtigt sich die Rohheit einer mißleiteten, vom göttlichen Geiste verlassenen Phantasie mit Vorliebe des Gräßlichen und Schauerlichen, und schon in der Jugend spricht sich diese Vorliebe für Mord- und Räubergeschichten auf eine gefährliche Weise aus, und ein Zeichen von Rohheit bleibt es auch immerhin, wenn

ein Chroniſt aus der Geſchichte ſeines Landes uns nichts anderes zu berichten weiß, als nur die Verheerungen, welche bald die Natur, bald des Menſchen eigener Wille in Gottes Haushalt angerichtet haben.*)

Aber da nun einmal das Böſe in der Welt iſt, ſo iſt es auch für uns da, und wenn die einſeitige Vorliebe für die Geſchichte des Verbrechens auf Rohheit deutet, ſo iſt das künſtliche Verhüllen deſſelben, das ſcheue Abwenden des Angeſichtes von dem gähnenden Abgrunde der menſchlichen Leidenſchaften eben ſo ſehr ein Zeichen von Verweichlichung des Sinnes und von einer falſchen Sentimentalität, welche ſich überreden möchte, es ſei Friede, wo kein Friede iſt.

Nein, wir ſollen von Zeit zu Zeit hineinſchauen in den ſchwarzen Sündenpfuhl, in welchem die Verſchuldungen der Menſchheit von den Tagen Adams her ſich gehäuft haben bis auf dieſen Tag, damit wir auch das Weſen der Sünde, mit dem wir es oft ſo leicht nehmen, in ſeinen vollen, gräßlichen Wirkungen erkennen. Auch die heilige Geſchichte ſtellt uns ja nicht bloß das reine, unbefleckte Bild des Erlöſers dar zur ſtillen Erbauung, ſondern ſie führt uns hinein mitten in den Blutrath, welchen die Verblendeten wider den Menſchenſohn gehalten haben und ſtellt uns in Judas Iſcharioth das Bild der Verzweiflung auf. Aber nicht ſollen wir einzig den Blick auf das Böſe in der Welt richten; nicht troſtlos hineinſtarren in die Tiefe, noch weniger das Auge weiden an den blutigen Wunden, welche die Menſchheit in raſender Verwirrung ſich ſelber ſchlägt. Wir ſollen den Blick auch wieder erheben aus der Tiefe zu dem reinen, ewig klaren Himmelszelte, das nach jedem Ungewitter ſich wieder mit neuer Milde über uns aufthut und ſeine Strahlen auch über die bluttriefende Erde verbreitet. Mit andern Worten, und in beſtimmter, chriſtlicher Faſſung geſprochen: Die Sünde mit allen ihren Folgen und ihren Wehen, ſie hat für den Chriſten nur Bedeutung im Zuſammenhange mit der Erlöſung. Das ſichere und ſiegreiche Gefühl, daß das Böſe bereits überwunden iſt durch die Erſcheinung Jeſu Chriſti im Fleiſche, daß dem göttlichen Geiſte eine bleibende Wohnung bereitet iſt in der Menſchheit, und daß alle Ausbrüche des Böſen

*) Auch die Richtung der heutigen, beſonders franzöſiſchen Litteratur deutet eben nicht gerade auf einen befriedigenden ſittlichen Zuſtand.

nur vorübergehende Kriſen ſind in dem großen organiſchen Körper derſelben, ſoll uns aufrecht erhalten beim Blick in die verhängnißvollen Tiefen und uns vor dem Schwindel bewahren, der die Seele mit hinabzieht in den ſchauerlichen Abgrund.

Dieſe Bemerkungen glaubte ich vorausſchicken zu ſollen, ehe wir den Faden der Geſchichte wieder aufnehmen, den wir bei der gräulichen Bartholomäusnacht haben fallen laſſen. Wir haben uns die Unmenſchlichkeit nicht verhehlt, welche dieſe in der Geſchichte mit dem Namen der Bluthochzeit gebrandmarkte Kataſtrophe mit ſich geführt hat, und vielleicht haben ſich manchem zartern Gemüth unter Ihnen die Schreckensbilder alſo feſtgeſetzt in ſeinem Innern, daß der Zweifel in Ihnen entſtehen könnte: iſt das Religionsgeſchichte? — So wenig das Verbrechen Religion iſt, ſo wenig freilich iſt die Geſchichte des Verbrechens die Geſchichte der Religion; aber ſo gewiß die Sünde mit ihren Folgen mitgehört in den Kreis unſrer religiöſen Vorſtellungen, ſo gewiß gehört auch ihre Geſchichte mit in die Geſchichte der Religion. Ich hoffe, bald auch die ſanftern und gefälligern Bilder Ihnen zur Erbauung vorhalten zu können und freue mich darauf; aber jetzt muß ich noch für dieſe und die folgenden Stunden ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen, um mir ferner zu folgen, wenn ich Ihnen die Kämpfe der Proteſtanten in Frankreich und dann ähnliche Begebniſſe aus andern Ländern zu berichten habe.

Wir haben ſchon bemerkt, daß Karl IX., nachdem er erſt vergeblich verſucht hatte, die Schuld von ſich abzuwälzen, ſie endlich über ſich nahm und den Gewaltſtreich ausführte, das Andenken des edeln Coligny und ſeiner Genoſſen mit ewiger Schmach zu bedecken.*) Wir haben bereits erzählt, daß die beiden Jünglinge, der König Heinrich von Navarra und der Prinz Condé genöthigt wurden, ihren Glauben abzuſchwören, und wir fügen nun noch hinzu, daß den 3. November 1572 eine Verordnung erlaſſen wurde, kraft welcher alle frühern Duldungsedicte aufgehoben und ſomit die Proteſtanten als außer dem Geſetz erklärt wurden. Wenn außer den genannten Prinzen noch Andere aus Furcht in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückkehrten, ſo war doch der Ein-

*) Siehe S. 86. vgl. S. 95.

druck, den die Bluthochzeit auf die Gemüther machte, bei Andern umgekehrt. Sie fühlten sich bewogen, eine Kirche zu verlassen, die solche Ungeheuer in ihrem Schooße berge, und wurden Protestanten. Aber auch nicht alle katholischen Mächte der Christenheit bezeugten die Freude welche Philipp II. und der Papst äußerten. Selbst der Letztere soll *) mitten unter dem Dankfest, das er zur Verherrlichung der Greuelthat anordnete, die Thränen nicht haben verbergen, und die Frage nicht haben unterdrücken können: Wer weiß, ob nicht auch viele Unschuldige mit umgekommen sind? — Kaiser Maximilian II. **) nannte die Bluthochzeit einen unauslöschlichen Flecken in der Regierung seines Eidams, Karls IX. (Karl hatte nämlich die Tochter des deutschen Kaisers, Elisabeth zur Ehe). Welchen Eindruck aber die Nachrichten von der Mordnacht in protestantischen Ländern und an protestantischen Höfen hervorbrachte, läßt sich denken. Die Königin Elisabeth ***) legte Trauer an mit ihrem ganzen Hofe, als der französische Gesandte, Lamothe Fénelon die Botschaft nach England brachte; der Audienzsaal war mit schwarzem Tuche ausgeschlagen und eine von keinem Gruß begleitete feierliche Todtenstille, die zur Erde gesenkten Blicke gaben dem Gesandten den Abscheu vor einer That zu erkennen, die er selbst mißbilligte. Vielfach mußte aber besonders Heinrich von Anjou, als er durch Deutschland nach Polen reiste, um dort von der Krone Besitz zu nehmen, die man ihm angeboten hatte, die Mißstimmung der deutschen Höfe erfahren. Churfürst Friedrich III. von der Pfalz bereitete ihm unter andern eine empfindliche Demüthigung. Er empfing zwar den königlichen Gast mit aller Ehrfurcht, die seinem Rang gebürte. Aber nach der Mahlzeit führte er ihn in den Bildersaal und stellte ihm das wohlgetroffene Bildniß Coligny's unter die Augen. Heinrich wandte den Blick ab; aber der Pfalzgraf fuhr fort: indem er das Bild mit sichtbarer Rührung betrachtete, „Das war ein großer Mann; nie war ein Franzose mit reinerm Eifer für sein Vaterland beseelt, wie dieser. In ihm hat Frankreich alles verloren.“ Vergebens

*) Nach Lacretelle II. 363.
**) Wachler. S. 80.
***) Sie vergoß bittere Thränen und äußerte, sie wollte 300,000 Thaler geben, wenn dieses Unglück nicht eingetreten wäre. Siehe Raumer, Beiträge zur neuern Geschichte I. S. 598.

ſuchte Heinrich in dem mit dem Churfürſten gehaltenen Geſpräch *), ſich über den Mord Coligny's zu rechtfertigen. Von Gewiſſensangſt gefoltert legte er in Krakau ſeinem Leibarzte Miron ein Bekenntniß ſeiner Schuld ab. —

Billig ſehen wir uns mitten in den Verwüſtungen des allgemeinen Sturmes nach einem Manne um, der ſo lange vergebens dieſen Sturm zu beſchwichtigen geſucht und der, als er deſſen Ausbruch nicht mehr verhindern konnte, das Ruder des wankenden Schiffes mit ſeltner Klugheit und Mäßigung geführt hatte, bis er endlich, gleichſam auf ein Eiland verſchlagen, nur von weitem das Fahrzeug ſehen konnte, wie es den Trümmern entgegen eilte.

Michael de l'Hôpital lebte noch immer in ländlicher Verborgenheit auf ſeinen Gütern zu Vignay, unweit Etampes in Isle de France. Aehnlich den großen Vorbildern des Alterthums, welche vom Undank ihrer Mitbürger verfolgt, in die ländliche Einſamkeit ſich zurückgezogen hatten, theilte er ſeine Zeit zwiſchen dem Landbau und den edlern Beſchäftigungen des Geiſtes. Sein ehrwürdiges Aeußere, ein ſchneeweißer Bart, über dem ein ernſtes, bleiches Geſicht mit freudlich wohlwollendem Blicke hervorragte, gab ihm das Anſehn eines alten Weiſen oder eines heiligen Kirchenvaters **). Er lebte ſeinem Gott, ſeiner Familie und den Wiſſenſchaften. In den lateiniſchen Gedichten, die er verfertigte, legte er den reichen Schatz ſeiner Erfahrungen und ſeiner Menſchenkenntniß nieder, und in frommer Betrachtung der göttlichen Dinge ſtärkte er ſeinen Glauben an Gott und die Menſchheit und ſeine reine Liebe zu beiden. Der Unterricht ſeiner kleinern Kinder war ihm ſeine ſüßeſte Erholung, und darüber vergaß er den Undank der Welt. Oefter hatten zwar die einſichtsvollern Freunde des Vaterlandes ſeine Rückkehr gewünſcht, aber vergebens. Auch zu den Zeiten des erheuchelten Friedens hatte man ihn abſichtlich nicht zurückberufen; aber weniger ſchmerzte ihn die perſönliche Zurückſetzung und ſogar der Mangel, dem man ihn preis gab, als die gemeinſame Noth des Vaterlandes.

---

*) Siehe Anhang 2. zu Wachler. — Ueber die Schritte, welche Frankreich zu ſeiner Rechtfertigung that und über die darin erlaſſenen Schriften ſiehe Weber. S. 88.

**) Brentôme vergleicht ihn mit dem heiligen Hieronymus.

Bei dem allgemeinen Blutſtrom, der ſich nach der Bartholomäusnacht durch die Gefilde Frankreichs wälzte, blieb das einſame Schloß, auf das ſich der Weiſe zurückgezogen hatte, nicht unerſchüttert. Eines Tages nahte ſich eine wüthende Schaar dem ſtillen Zufluchtsorte. Die Pachtersleute wurden gefangen und geknebelt. Mit Gewalt ſuchten die Mörder in des Kanzlers Wohnung einzudringen. Als man l'Hôpital von der Gefahr benachrichtigte, in der ſein Leben ſchwebe, antwortete er: „Laßt ſie nur immer herein, und wenn die kleine Thüre zu eng iſt, ſo macht das große Thor auf!“ Schon lange hatte er ſeine Rechnung mit dem Himmel abgeſchloſſen, und war auf ſein Ende gefaßt. Die Gefahr ging indeſſen vorüber. Eine Reiterſchaar, die herbeigeſprengt kam, gab ſich als eine Schutzwache der Katharina von Medicis zu erkennen, und er mußte ſich dazu verſtehen, dieſelbe in ſein Haus aufzunehmen. So ehrte ſelbſt die Frau, der ſonſt nichts heilig war, die grauen Haare des Mannes, der ihr in frühern Zeiten ſo viel gegolten hatte. Eben ſo wurde auch die Herzogin von Guiſe die Retterin ſeiner Tochter. Dieſe war während der Schreckenstage der Bluthochzeit in Paris. Welche Angſt der beſorgte, kaum der eignen Gefahr entronnene Vater für ſie ausſtand, läßt ſich denken. Sie kehrte indeſſen wohlbehalten in die Arme ihres Vaters zurück, indem die kranke Herzogin freundſchaftlich für ſie geſorgt und ſie den Nachſtellungen der Mörder entzogen hatte; doch wurde ſie genöthigt, der Meſſe beizuwohnen. Die im Hauſe wohnende Schutzwache machte indeſſen je länger je mehr des Kanzlers Wohnung zu ſeinem eignen Gefängniß, und die Leiden des Vaterlandes drückten den Gebeugten vollends zu Boden. Wie tief mußte es ihn ſchmerzen, als er vernahm, daß ſein bisheriger Freund, der Präſident de Thou, der Vater des großen Geſchichtſchreibers, aus Menſchenfurcht die Ermordung Coligny's gebilligt und den Prozeß gegen ſeine Familie geleitet habe! — Und wenn er dann die Tage der Gegenwart verglich mit den frühern Zeiten, die er erlebt hatte, dann pries er Gott für die Erfahrungen, in denen er ihn ergrauen ließ.

Nur ſechs Monate überlebte l'Hôpital die Bartholomäusnacht, und wenn er auch nicht unter den zahlreichen Opfern genannt werden kann, welche dem Beil des Henkers und den grimmigen

Zähnen einer entfesselten Tigerheerde verfallen waren, so darf man doch ohne den Vorwurf allzugroßer Kühnheit zu verdienen, behaupten, daß eben jene schauerliche Nacht auch ihm den Todesstoß gegeben habe. Er starb in einem Alter von 68 Jahren, den 15. März 1573. Er wurde bei Nacht, und in der Stille beerdigt.

Noch kurz vor seinem Ende hatte er einen Brief an den König gerichtet, worin er ihm unter anderm schreibt*): „Sire, ich bitte Gott, Euch gnädiglich in allen Angelegenheiten an seiner Hand zu führen, und daß Ihr das große und schöne Königreich, welches er Euch übergeben hat, in aller Milde und Sanfmuth gegen Eure Unterthanen regieren möget, Ihn nachahmend, der da gut ist, geduldig unsre Beleidigungen erträgt und unsre Fehler erläßt und verzeiht." —

Wenn es zu unsrer Aufgabe gehört, die Männer besonders zu bezeichnen, in welchen der protestantische Character sich auf die eine oder andere Weise ausgeprägt hat, so dürfen wir gewiß nicht anstehn, das Bild l'Hôpitals mit als eines der ersten in dieser Gallerie vorzüglicher Männer aufzuführen. L'Hôpital war zwar Katholik und blieb bis an sein Ende der Religion seiner Väter zugethan, und wir haben auch keinen Grund zu zweifeln, daß er es mit Ueberzeugung war. Die schroffen Formen, in welchen sich der calvinische Protestantismus der Hugenotten hie und da darstellte, mochten leicht etwas Abstoßendes für ihn haben; zudem mochte er als redlicher Staatsmann auch die Aufrechterhaltung der wahren Staatsreligion, wie sie in den Formen der freiern gallicanischen Kirche sich darstellte, für eine würdige Aufgabe halten. Aber indem er dieß nur auf dem Wege der ruhigen Ueberzeugung, „auf dem Wege des Gebets und der Vernunft", wie er sich ausdrückte, und nicht auf dem der Gewalt erstreben wollte, indem er sich den Verfolgungen der Andersdenkenden mit allem Nachdruck widersetzte, so huldigte er in dieser praktischen Beziehung dennoch dem protestantischen Princip. Auch war, wie sein geistreicher Biograph, Villemain **) bemerkt, seine Duldsamkeit nicht eine Frucht des Unglaubens und der Gleichgültigkeit, sondern eine Frucht

*) Siehe Raumers Briefe aus Paris I. S. 301. und Villemain, Mélanges II. p. 169.

**) Mélanges T. II. p. 161.

des wahren Glaubens, der wahren Religiosität, und mit Recht steht er darin höher, als manche andere, die zwar auch gleich ihm die Mißbräuche der katholischen Kirche erkannten, ohne sich von ihr zu trennen, die es aber aus minder edlern Beweggründen thaten. Was Erasmus zu seiner Zeit war aus menschlicher Klugheit, aus Feinheit und Berechnung, das war l'Hôpital in einem weit edlern Sinne, aus Grundsatz und Ueberzeugung.

Der fromme Wunsch, den l'Hôpital in seinem letzten Briefe an den König ausgesprochen, ging indessen nicht sobald in Erfüllung. Aus der blutigen Saat konnte nur eine neue blutige Erndte reifen. Sechs und zwanzig Jahre des Unglücks und des Entsetzens waren, nach Sullys Ausdrucke,*) erforderlich, um dem rächenden Himmel die Blutschuld abzutragen, die Frankreich auf sich gehäuft hatte.

Der Krieg brach von Neuem und mit erhöhter Erbitterung aus. Die wenigen der im Lande zurückgebliebenen Protestanten sammelten sich in ihren festen Plätzen. Die Bollwerke der Protestanten, Rochelle und Sancerre leisteten kräftigen Widerstand. Selbst Frauen und Kinder sah man auf den Wällen. Als die Bewohner von Sancerre durch den Hunger aufs Aeußerste getrieben wurden, wiederholten sich ähnliche Scenen, wie man sie in den Tagen der Belagerung von Jerusalem sah. An 40,000 Katholiken sollen bloß vor dieser Veste ihr Leben gelassen haben. Erst nach vielem Blutvergießen wurde ein neuer Friede geschlossen und die zurückgenommenen Duldungsedicte wieder bestätigt.**)

Inzwischen drohten der Regierung noch von andern Seiten her Gefahren. Wenn vom Anfang der Bürgerkriege an die Politik mit verschlungen gewesen war in die religiösen Händel, so fingen jetzt die politisch Unzufriedenen an, sich als eine besondere Klasse geltend zu machen, die abgesehen von den Religionsirrungen

*) Mémoires de Sully. I. 62.

**) La Rochelle, Montauban und Nimes erhielten sogar die öffentliche Ausübung ihres Gottesdienstes und eine republikanische Verfassung. Das tapfere Sancerre dagegen ward in den Vertrag nicht eingeschlossen. Noch zwei Monate hielt es die Belagerung aus. „Wie ein sterbender Löwe beugte es sich endlich vor der Uebermacht; es verlor seine städtischen Einrichtungen und wurde in allem einem Dorfe gleichgestellt, seine Mauern wurden niedergerissen, seine Glocken abgenommen und der alte Glaube in seine vorigen Rechte wieder eingesetzt.“ Weber S. 93.

ihre Unzufriedenheit mit der Regierung an den Tag legten. *) Dieſe nannten ſich ſchlechtweg die Politiker. Sie waren äußerlich Katholiken, im Uebrigen religiöſe Indifferentiſten, aber entſchiedne Gegner der damaligen Regierung. An ihrer Spitze ſtand nächſt Wilhelm von Thoré, dem jüngſten Bruder der Montmorency, ſogar der jüngſte Bruder des Königs, Franz, Herzog von Alençon, der ſich mit dem König von Navarra und Condé wider die Guiſen verband. Als der ältere Bruder, der Herzog von Anjou, die Krone von Polen angenommen und nach dieſem Lande abgereiſt war, um von ihr Beſitz zu nehmen, da ging d'Alençon mit dem Gedanken um, durch Anſchluß an die Niederländer ſeine Macht zu erhöhen und aus der allgemeinen Verwirrung Vortheil zu ziehen. Aber ſein Plan mißlang. Er und der König von Navarra wurden gefangen geſetzt. Condé entfloh nach Deutſchland. —

Karl IX. ſtarb an einem Blutfluſſe den 30. Mai des Jahres 1574 in einem Alter von 24 Jahren, nachdem er 13½ Jahr den Namen eines Königs getragen. Es wird erzählt, daß ſeit der Mordnacht des 24. Auguſts 1572 das aufgeſchreckte Gewiſſen ihm keine Ruhe mehr ließ. Ueberall glaubte er ſich von den Manen der Erſchlagenen verfolgt, oft fuhr er zuſammengeſchreckt aus dem Schlaf auf, die Ruhe war von ihm gewichen nach Leib und Seele. Seine Amme, eine Proteſtantin, welche dem Blutbade der Bartholomäusnacht entronnen war, war Zeuge ſeiner Seelenqualen. Vergebens ſuchte ſie ihn aufzurichten und ihn auf die Barmherzigkeit Gottes hinzuweiſen, welche, wie ſie ſich ausdrückte, „mit dem Mantel der Gerechtigkeit Chriſti ſeine Sünden bedecken werde, wenn er ſie bereue**)". Er hatte kein Ohr mehr für dieſen Troſt, nur Thränen, womit er das Tuch voll weinte, das ihm die Amme darbot. Und doch haben niedere Schmeichler behauptet, er ſei wie Sokrates, ja wie ein Märtyrer Chriſti geſtorben ***).

---

*) Ueber die in dieſer Hinſicht erſchienenen Schriften ſiehe Weber S. 94.

**) Vgl. über dieſe ganze Unterredung Chateaubriand, Etudes et discours historiques T. IV. p. 81.

***) Vgl. Archives curieuses ou l'histoire de France par Cimber et Daujou T. VII. im Semeur vom 23. Nov. 1836.

In den letzten Zeiten seiner Regierung hatte sich Karl noch mit seiner Mutter entzweit, die von jeher seinem Bruder, ihrem Schooßkinde, den Vorzug gegeben hatte. Aus den Worten, die sie zu dem letztern sprach, als er nach Polen abreiste: „Gehe hin, mein Sohn! Du wirst nicht lange dort bleiben" — haben Viele geschlossen, daß Katharina zu den vielen Verbrechen auch noch den Sohnes- und Königsmord gehäuft, daß sie Karl IX. vergiftet habe, damit er seinem Bruder Heinrich Platz mache. Karl selbst warf in trüben Stunden diesen Argwohn auf seine Mutter. Wir wollen dieß nicht entscheiden. Ein Mord fällt ihr gewiß zur Last in Betreff ihres Sohnes, der Seelenmord, durch den sie von früher Jugend an alles Bessere in ihm erstickt und ihm zu dem erzogen hatte, was er war. — Ohne indessen weder sie, noch ihn zu richten, wollen wir bloß, ehe wir diesen unglücklichen Fürsten verlassen, noch Einiges über seine Persönlichkeit nachholen, das entweder über seine Handlungsweise Licht geben oder uns das Bild des Ganzen vervollständigen wird.*)

Karl IX. war seiner Leibesbeschaffenheit nach groß, aber von schwachen, zu seiner Gestalt nicht passenden Beinen; er war mager, hatte einen schiefen Hals und ging gekrümmt; sein Angesicht war bleich, seine Nase gebogen, finster und wild seine Augen, und doch fehlte es nicht an Schmeichlern, welche sogar sein Aeußeres liebenswürdig fanden und seine braunen Haare den Haaren des Heilands verglichen.**) Er war von Natur übereilt, ungeduldig und zornmüthig; doch wird seine Freigebigkeit gelobt. Er sagte oft: „Ein König muß beim Geben leicht sein; denn die Völker gleichen Flüssen, welche ihr Wasser unablässig dem Ocean, d. h. dem Fiscus zusenden.***) Er hatte ein sicheres Gedächtniß und war Meister in der Verstellungskunst. Als Kind hatte er sich mit den Wissenschaften beschäftigt; sobald er aber König ward, unterließ er alle Studien als eines Herrschers unwürdig; doch liebte er Gesang

*) Vgl. Raumer in seinen Briefen aus Paris Bd. I. S. 281 ff. und 283. (nach Berichten von Zeitgenossen) Wachler S. 51. und 52. und die angeführten Archives, auszüglich im Semeur mitgetheilt.

**) So der Prediger Sorbin. Siehe Semeur p. 371.

***) Diese Freigebigkeit verschaffte ihm bei denen, welchen sie zu gut kam, den Namen Karls des Gütigen (Charles le débonnaire). Siehe Semeur a. a. O.

und Dichtkunſt und machte ſelbſt Gedichte in franzöſiſcher Sprache. Wenn ihm die Dichter ihre Werke vorlaſen, hörte er aufmerkſam zu und gab ihnen Geſchenke, jedoch keine großen, damit ſie aus Geldmangel bald wiederkehren und etwas Neues mitbringen möchten. „Die Dichter," ſagte er, „ſind edeln Pferden ähnlich, die man ernähren, aber nicht mäſten muß." *) Er aß mäßig, trank meiſt nur Waſſer oder gemiſchten Wein und ſchlief wenig; der Wolluſt war er nicht mehr ergeben, als die meiſten Fürſten und Großen ſeiner Zeit. Ueber alles leidenſchaftlich liebte er die Leibesbewegungen. Dieſe beſtanden in Springen, Ball Schlagen, Pferde Zureiten und Fahren, welches er, ſelbſt mit vier Pferden, ſehr wohl verſtand. Außerdem ſchmiedete er Waffen, goß Kanonen, fiſchte und jagte. **) Insbeſondere war er der Jagd von Kindesbeinen an bis zum Wahnſinn ergeben. Tag und Nacht ſchweifte er in den Wäldern umher, uneingedenk der Nahrung und des Schlafs, ſofern er nur dieſer Leidenſchaft nachhängen konnte. ***) Dieſes tägliche Verfolgen der Thiere (und das iſt merkwürdig zur Beurtheilung ſeines Characters) machte ihn grauſam gegen dieſelben und

---

*) Unter den Dichtern, die er beglückte, war beſonders Ronſard, der auch ſeinen Tod in einem Sonnett feierte, worin er ihn als den Ueberwinder der Hölle darſtellte. (Siehe Semeur a. a. O. und Wachler S. 51.)

**) Auch im Falſchmünzen ſoll er ſich geübt haben. Siehe Wachler S. 52. nach Brantôme.

***) Ueber die Jagdgeräthe, den Aufenthalt und die Schlupfwinkel der Thiere, ſowie über jede Art, ſie zu fangen, hat er ſogar ein Buch geſchrieben. (Raumer) — Eine zwar fingirte, aber in ihren Hauptzügen nach dem Leben gezeichnete Jagdſcene, in welcher der König mit eignen Händen einen Hirſch erlegt, auf den er zugleich den Haß gegen die Hugenotten überträgt mit den Worten: „Tiens, Parpaillot!" (indem er ihm den Fang giebt) findet ſich in der chronique du règne de Charles IX. par l'auteur du théatre de Clara Gazul (Mérimée) Paris 832. p. 155 ff. Derſelbe Autor ſchildert Karl IX. S. 135 ff. folgendermaßen: Figurez vous un jeune homme assez bien fait, la tête un peu enfoncée dans les épaules; il tend le cou et présente gauchement le front en avant; le nez est un peu gros, il a les lèvres minces, longues et la supérieure très avancée; son teint est blafard et ses gros yeux verts ne regardent jamais la personne avec laquelle il s'entretient. Au reste on ne lit pas écrit dans ses yeux: SAINT BARTHÉLEMI, ni rien de semblable. Point: seulement son expression est plûtot stupide et inquiète, que dure et farouche u. s. w. Ueberhaupt enthält das Buch manches Characteriſtiſche, wenngleich mehr im Tone des Romans, als der Geſchichte gehalten, und nicht überall an den Ernſt der Begebenheiten hinanreichend.

nicht minder gegen die Menſchen. Pferde tödtete er mit eigner Hand, und wenn er Eſeln begegnete, ſchlug er ihnen oft den Kopf herunter und zahlte ihren Eigenthümern den Kaufpreis. In Gegenwart der Hofleute ſchlachtete er Schweine und wühlte mit blutigen Händen in den Eingeweiden wie ein gemeiner Metzgerknecht.

So fanatiſch Karl IX. die Proteſtanten verfolgte, ſo war er übrigens keineswegs ein gehorſamer Sohn der Kirche. Wir haben es an den Hugenotten getadelt, wenn ſie im Drang ihres religiöſen Eifers die heiligen Gefäſſe der Kirche entweihten. Was aber dieſe aus religiöſem Eifer thaten, das that Karl IX. mit dem kälteſten Blute aus purem Eigennutz und wider ſein Gewiſſen. Er ließ aus heiligen Gefäſſen Münzen prägen, und die kirchlichen Würden gab er, wie frühere nichtswürdige Könige gethan hatten, an Soldaten, Kinder und Weiber. Er entwendete der Kirche das Ihre, und verkaufte für zwei Millionen geiſtliche Güter. Auf ſeine Neigungen und Handlungen hatte ein Italiäner Albert de Gondy, der Marſchall von Retz, den größten Einfluß, ein Menſch, den die Zeitgenoſſen als ein wahres ſittliches Ungeheuer beſchreiben, und der die böſen Anlagen des Königs zur Virtuoſität ausbildete. So lebte und regierte und ſtarb Karl IX. von Frankreich. — Ohne alles Gepränge ward er in St. Denis beigeſetzt. Er hinterließ keinen Leibeserben; ja, er freute ſich in ſeinen trüben Stunden, keinen Sohn zu haben, damit dieſer nicht in gleiches Unglück wie er ſich ſtürze. Und ſo fiel die Krone an ſeinen Bruder Heinrich, den neuen König der Polen.

Heinrich eilte nach dem Tode ſeines Bruders nach Frankreich und trat als König Heinrich III. die Regierung des furchtbar zerrütteten Landes an *). Aber auch unter ihm dauerte der Einfluß der Mutter fort. In allen Laſtern auferzogen, an Geiſt und Gemüth eben ſo ſehr verkrüpelt, als ſein verſtorbener Bruder, und noch mehr der Wolluſt ergeben, als dieſer, ward er bei dem Wechſel von Trotz und Verzagtheit ſeines Benehmens ein Spielball der Parteien und ein Sclave der laſterhafteſten Menſchen, ſeiner Lieblinge, die unter dem Namen der Mignons bekannt ſind.

*) Eine neue Partei der Gemäßigten, verſchieden wieder von den Politikern, hatte ſich in dem Tiers parti aufgethan.

Von verschiednen Seiten hatte man Heinrich gerathen, den Frieden mit den Hugenotten zu beschleunigen, aber noch kam es zu keinem sichern Resultat. Vorerst nöthigten ihm d'Alençon, der seiner Haft entflohen war, und Condé, der sich bei dem Pfalzgrafen Johann Casimir um neue Kriegsvölker beworben, einen Waffenstillstand und bald darauf (im Mai 1576) einen Frieden ab, worin den Protestanten oder den sogeheißnen Reformirten (den prétendù reformés) freie Religionsübung im ganzen Reich, ohne alle Einschränkung eingeräumt werden sollte. Bloß vier Meilen um Paris sollte kein reformirter Gottesdienst stattfinden. Auch zu Aemtern und Staatsdiensten sollten die Protestanten wieder zulaßlich sein u. a. m. *). Alle frühere Verordnungen gegen die Protestanten wurden als aufgehoben erklärt, und über die Vorfälle in der Bartholomäusnacht drückte der König seinen Schmerz aus. — Colignys Andenken ward der Schmach entrissen.

Aber wie oft haben wir schon in der traurigen Geschichte dieser Religionskriege Frieden schließen und Frieden brechen sehen? Wie oft hat der Verrath eben diesen Frieden benutzt, um hinter dem Rücken der sich sicher glaubenden Protestanten ihnen eine neue Falle zu bereiten? Was Wunder also, wenn die noch immer mächtige Partei der Guisen jeden Anlaß benutzte, ihren politischen Einfluß, den sie durch das bestehende Königthum beschränkt sah, mit List und Gewalt durchzusetzen.

Die Charakterlosigkeit Heinrichs bot dazu die besten Vorwände. Der Friede, den er den Protestanten bewilligt hatte, wurde ihm als Schwäche, als falsche Nachgiebigkeit gedeutet. Man müsse, hieß es, durch kräftiges Zusammentreten den Schaden abzuwenden suchen, den des Königs Nachgiebigkeit für das Reich und die katholische Kirche herbeiführe. Dazu ward von den Helden der Bartholomäusnacht ein geheimer Bund geschlossen, der meist aus Adligen und hohen Geistlichen Frankreichs bestand, und der in der Geschichte dieses Landes den Namen der Ligue führt. An der Spitze dieses Bündnisses stand der Mörder Colignys, Heinrich von Guise, im Hintergrunde der Papst und Philipp II.

---

*) Die weitern Bestimmungen dieses Friedens, der zu Beaulieu bei Loches in Touraine geschlossen wurde, siehe bei Weber S. 101. u. b. Schröckh II. S. 313.

Auf dem im Jahr 1576 gehaltnen Reichstage zu Blois wurde, ganz im Geiſte der Ligue, der Beſchluß gefaßt, alle Unterthanen zur Einigkeit in der katholiſchen Religion mit Gewalt zurückzuführen. Scheinbar machte ſich zwar die Ligue auch die Aufrecherhaltung des Königthums zur Pflicht; allein mit dem letztern Puncte nahm man es weniger genau, und Heinrich III. hatte alle Urſache, vor der Ligue ebenſo ſehr zu zittern, als er die Proteſtanten haßte.

An der Spitze dieſer letztern ſtand nun der zum Manne gereifte Heinrich von Navarra, ſo daß der König ſich von nun an in einer gefährlichen Klemme befand. Konnte er es auch ohne großes Leidweſen für ſeine Perſon geſchehen laſſen, daß auf Antrieb der Ligue der von ihm den Proteſtanten bewilligte und 1577 zu Poitiers *) erneuerte Friede abermals gebrochen und die Verfolgung aller Orten wieder erneuert wurde; ſo war es ihm doch nicht recht, daß eben dieſes Organ der Ligue es war, durch welches die Proteſtanten im Schach gehalten wurden. Wir haben ſofort außer den kleinern Nebenparteien vorzugsweiſe drei Parteien zu unterſcheiden, deren Intereſſen ſich vielfach durchkreuzten, und an der Spitze jeder dieſer Partei ſteht einer der genannten Heinriche. Heinrich von Guiſe nämlich an der Spitze der Ligue, Heinrich von Navarra an der Spitze der Proteſtanten und Heinrich III. an der Spitze des erſchütterten Königsreiches und von beiden Seiten bedrängt. Nicht unpaſſend iſt der Krieg, der daraus ſich entwickelte, der Krieg der drei Heinriche genannt worden. — Der alte Streit zwiſchen dem Haus der Guiſen und der Bourbonen wurde indeß zu neuer Gluth angefacht, und erhielt eine um ſo wichtigere Bedeutung, da es ſich jetzt, weil Heinrich III. keine Kinder hatte und ſein jüngrer Bruder, der Herzog d'Alençon **) im Jahr 1584 geſtorben war, um die unmittelbare Thronfolge handelte bei dem Erlöſchen des Hauſes Valois. An dem Sieg der einen oder andern politiſchen Partei hing aber auch nach allem Anſcheine der Sieg der einen oder andern Religionspartei im

*) Die Bedingungen waren ungefähr dieſelben, wie die von St. Germain im Jahre 1570. Ueber deſſen Inhalt, ſowie über das ähnliche Edict von Fleix ſiehe Weber S. 107. ff.

**) Später führte er den Titel Herzog von Anjou.

Reiche. Mit den Bourbonen ſchien der Proteſtantismus, mit den Guiſen der Katholicismus für immer ſeine Stütze an dem Throne Frankreichs zu erhalten. Zwar hatte Heinrich von Navarra mit ſeinem Vetter, dem Prinzen Condé, in der Bartholomäusnacht den Proteſtantismus abſchwören müſſen, wie die letzte Stunde uns gezeigt hat. Man hatte auch nichts unverſucht gelaſſen, dem Jüngling über dem üppigen Hofleben die höhern Angelegenheiten der Religion und des Vaterlandes vergeſſen zu laſſen und ihn in jene Gleichgültigkeit hineinzuwiegen, die, (wie wir geſehn haben) noch ein ärgerer Feind des aufkeimenden evangeliſchen Glaubens war, als der Fanatismus der Prieſter und des Volkes. Aber Heinrich, von ſeinen Freunden gewarnt und ermuntert, hatte 1576 eine Jagdpartie benutzt, vom Hofe zu entfliehn, und war in Tours öffentlich wieder zur proteſtantiſchen Kirche zurückgekehrt. Von da an blieb er ihr Schutz und ihre Hoffnung für Frankreich.

Ich übergehe die vielen einzelnen Verbrechen und Unthaten, welche dieſe Zeit der äußerſten Zerrüttung, die Zeit der Ligue, mit ſich führte, und die vielen Züge der Ruchloſigkeit und Schändlichkeit, durch welche Heinrichs III. Regierung auch im Privatleben ſich auszeichnete. Es war, als ob die einmal entfeſſelte Blutgierde ſich auch an der Bluthochzeit ſelbſt noch nicht ſatt getrunken hätte, als ob der ungeſtillte Durſt der aufgeregten Fieberhitze nach immer neuen Opfern lechzte. — Vergiftungen, Erdolchungen waren an der Tagesordnung, das Mordhandwerk ein förmlicher Beruf geworden, zu dem feile Menſchen ſich ohne Weiteres dingen ließen. In wilder bachantiſcher Luſt verbanden ſich die furchtbarſten Exceſſe der Grauſamkeit mit denen der ſchamloſeſten Frechheit. Dieſelben Hände, welche das Blut der Proteſtanten vergoſſen, befleckten ſich mit Kirchenraub, und heuchleriſche Büßungen, Aufzüge von Geißelbrüdern, an deren Spitze der König voranzog, ſollten die Frevel wieder gut machen, womit die Geſetze der Sittlichkeit zu Boden getreten wurden; aber doppelt wurde dadurch das Heilige verhöhnt. Das waren die Nachwehen der Bluthochzeit.

Ich übergehe ferner die ränkevollen Künſte, welche von den Liguiſten angewandt wurden, um ihrer Partei den Sieg zu verſchaffen, und die politiſchen Berechnungen, auf die ſie gegründet waren. Die Rückſicht auf unſre Aufgabe gebietet, nur die Haupt-

momente herauszuheben, an welche die fernern Schickſale des Proteſtantismus in Frankreich geknüpft waren. Es genüge alſo zu bemerken, daß durch die immer entſchiedenere Theilnahme Roms und Spaniens an der Ligue dieſelbe mehr und mehr erſtarkte, und daß dem König endlich nichts mehr übrig blieb, als auf den Rath ſeiner Mutter hin den Guiſen neue Freundſchaft zu heucheln und dem Bunde ſich anzuſchließen, um deſto erfolgreicher die proteſtantiſche Partei zu bekämpfen. Dieſe ſtand jetzt auf ſich allein verwieſen, und Heinrich von Navarra hatte der vereinten Macht des Königs und der Ligue Trotz zu bieten. In der Schlacht von Coutras in Guyenne im October des Jahres 1587 ſollte ſich das Schickſal der Parteien entſcheiden. Dieſe Schlacht iſt merkwürdig durch manche einzelne Züge, die uns aus ihr aufbewahrt ſind *). Einen will ich mittheilen, weil er uns zugleich einen Blick thun läßt in den religioſen Geiſt, der das Heer der Proteſtanten beſeelte. Aehnlich unſern ſchweizeriſchen Vorfahren, fielen auch die Hugenotten vor jedem Kampfe auf die Kniee zum Gebet. Es iſt dieß eine ſchöne, rührende Sitte, aber ich würde ihrer nicht gedenken, wenn ſie als bloße Form gegolten hätte. Aber eben das, daß dieſe religiöſe Weihe nicht als eine bloße Form gelten ſollte, ja, daß es an dieſem Tage laut bekannt wurde, wie es nicht gethan ſei mit dem bloßen Niederknieen, ſondern wie es vor allem ankomme auf die Reinheit des Herzens und Wandels, wenn unſer Gebet Gott wohlgefällig ſein ſoll, das ſcheint mir einer beſondern Beachtung werth. — Heinrich von Navarra hatte in Rochelle Ausſchweifungen begangen, wie ſie in der damaligen Zeit von den Großen gar leicht genommen zu werden pflegten, und nun wollte auch er, der Anführer, mitknieen und ſeine Hände zu Gott emporheben. Da traten ihm mit hohem Ernſte der edle du Pleßis Mornay und mit ihm zugleich der evangeliſche Prediger Chaudieu **) entgegen, hielten ihm ſeine Sünden vor und hießen ihm im Ange-

*) Ausführlich hat Lacretelle die Schlacht beſchrieben III. S. 210 — 222.

**) Den erſtern nennt Chateaubriand a. a. O. S. 352. doch weiß ich nicht, auf welche Quelle geſtützt. Lacretelle nennt bloß den letztern, und auch Schröckh II. S. 325. ſpricht bloß von Einem Prediger. Es iſt leicht möglich, daß Chateaubriand ſich geirrt hat; zur Sache thut es nichts. Einſtweilen habe ich die Nachrichten zu vereinigen geſucht.

ſicht des ganzen Heeres Buße thun, ehe er das heilige Werk angreife. Und Heinrich unterwarf ſich willig der Buße; und als einige Höflinge dieſe Demüthigung ihm erſparen wollten, ſprach er: „Man kann ſich nie genug vor Gott demüthigen, nie genug aber den Menſchen die Stirne bieten.“*) Nun erſt begann das gemeinſame Gebet. — Joyeuſe, der Anführer der Feinde, hielt das Niederknieen der Proteſtanten für ein Zeichen der Furcht, aber ein andrer Feldoberſter, Lavardin, bemerkte ihm, daß er die Proteſtanten nie furchtbarer geſehn habe im Kampfe, als wenn ſie ſich vom Gebet erhoben hätten. Unter Anſtimmung eines Pſalmes: „Dieß iſt der Tag des Heils, wo Gott ſeine Auserwählten krönt!“ ſtürzten ſie ſich in die Reihen der Feinde. Auch die Geiſtlichen legten jetzt ihr geiſtliches Gewand ab, und zogen die Rüſtung des Krieges an. Die Erinnerungen an die glorreichen Siege des Volkes Iſrael über die abgöttiſchen Völker traten mit aller Macht der Einbildungskraft vor die Seele der gottergebenen, gottbegeiſterten Streiter. „Ergebt euch, ihr Philiſter!“ erſcholl das von Heinrich angeſtimmte Loſungswort durch die Schlachtreihen. Lange ſchwankte der Kampf; aber endlich wird der Sieg den Proteſtanten zu Theil, und mit denſelben Worten des Pſalmes, womit der Kampf begonnen ward, begrüßte jetzt der Prediger Chaudieu die ſchwer erkämpfte Siegesſtunde: „Dieß iſt der Tag des Heils, wo Gott ſeine Auserwählten krönt.“

Ich habe in der vorigen Stunde die Bemerkung gemacht, daß es nicht im Sinne des Proteſtantismus liegen könne, die Wahrheit des Glaubens vom äußern Glück der Waffen abhängig zu machen, und ich habe auf die Niederlagen hingewieſen, welche die Proteſtanten häufig zu ihrer Demüthigung erfuhren. Iſt dieſe Bemerkung richtig, ſo dürfen wir auch auf den Sieg von Coutras nicht jenen einſeitigen Nachdruck legen, welchen die katholiſche Kirche auf ihre Siege zu legen pflegt. Aber daß, wo nun einmal der äußere Kampf nothwendig geworden iſt, ſich in demſelben auch eine wahrhaft fromme Geſinnung offenbaren könne, und daß durch dieſe allein der Sieg, den Gott giebt, auf eine chriſtliche Weiſe verherrlicht werde, das haben wir gleichfalls anerkannt; und das

*) „On ne peut trop s'humilier devant Dieu, ni trop braver les hommes. Chateaubriand a. a. O.

müſſen wir auch jetzt anerkennen bei der Schlacht von Coutras. Von dem hohen religiöſen Ernſte, der die Krieger beſeelte, haben wir zuvor geſprochen. Beſonders wird ſich aber auch die chriſtliche Geſinnung in der Milde zeigen gegen die überwundenen Feinde, im Gegenſatz gegen jene unchriſtliche Barbarei, die in dem Niedermachen der Wehrloſen Gott einen Dienſt zu leiſten glaubt. Daß auch die Proteſtanten in den Religionskriegen nicht immer dieſe Mäßigung bewieſen haben, welche das Evangelium, zu dem ſie ſich bekannten, von ihnen forderte, mußten wir gleichfalls bei frühern Anläßen zugeſtehen; aber eben der Sieg von Coutras iſt es, der in dieſer Beziehung den Proteſtanten zum Ruhme gereicht. Während die Feinde ſich durch einen förmlichen Eid verſchworen hatten, kein Quartier zu geben, ſondern alles niederzumachen, was ihnen in die Hände falle, zeigten ſich die proteſtantiſchen Sieger und namentlich Heinrich von Navarra von einer viel menſchlichern Seite. Im Anblick der erſchlagenen Feldherrn, die auf der Seite der Katholiſchen gefallen waren, (auch Joyeuſes Leiche lag unter ihnen) ſprach Heinrich: „Das iſt ein Anblick der Thränen, auch für die Sieger.“ *)

Die Liguiſten ließen ſich durch die Niederlage von Coutras nicht entmuthigen; vielmehr boten ſie alles auf, den König von Navarra an dem Verfolge ſeines Siegs zu hindern. Aber auch des ſchwachen und wankelmüthigen Königs von Frankreich los zu werden, war jetzt ihr geheimes, bald aber offener an den Tag tretendes Beſtreben. Ein Ausſchuß von Sechszehn leitete die Geſchäfte, und unterhielt in den ſechzehn Quartieren der Hauptſtadt fortwährend den Zunder der Empörung. — Geiſtliche ſuchten auf den Kanzeln das Volk wider den König aufzuwiegeln, der jetzt immer offener als ein geheimer Verbündeter der Hugenotten geſcholten ward. Lange wurde der König vergebens auf die drohende Gefahr aufmerkſam gemacht. Als er ſich endlich ermannen und mit Waffengewalt einſchreiten wollte, ſiehe da war es zu ſpät. Der königlichen Schweizergarde, welche der König nach Paris zog, war ein furchtbarer Empfang bereitet durch die Barricaden,

*) Die erbeuteten Fahnen ſoll der galante Sieger zu den Füßen ſeiner Geliebten, der Gräfin von Grammont, niedergelegt haben. Weber S. 122. (nach d'Aubigné.)

welche dem entscheidenden Tage des 12. Mai 1588 seinen Namen in der Geschichte gegeben haben, (journée des barricades) — Eine gewaltige Bewegung zu Gunsten der heiligen Ligue und des katholischen Volkes theilte sich in wenigen Stunden der Einwohnerschaft von Paris mit. Der Ton der Sturmglocken schien eine Nachfeier der Bartholomäusnacht zu verkünden. Alles war auf den Beinen, die Stadt vor dem Einschritte der königlichen Macht zu sichern. — Mönche, Weiber, Kinder, Personen aller Stände sah man ihre Kräfte anstrengen, um Fässer und Balken und alle die Gegenstände heranzuwälzen und aufzuthürmen, aus denen das Bollwerk der Noth erbaut ward. Frauen sah man an den Fenstern mit glühenden Kohlpfannen, die sie auf die Truppen des Königs auszuschütten bereit waren. Vergebens suchten diese die Barricaden zu stürmen. Auch den Fliehenden wurde nachgesetzt, und ohne Schonung, ohne Rücksicht auf ihren Glauben wurden auch die Katholiken niedergemacht, sobald erwiesen war, daß sie für den König die Waffen erhoben. Den Schweizern ging es besonders übel. Vergebens streckten diese Söldlinge des Königs ihren Verfolgern die Rosenkränze entgegen mit dem Rufe: „Wir sind gute Katholiken." Sechzig bis achtzig derselben erlagen den Streichen ihrer Mörder. Ueberall, wo der Herzog von Guise, der einfach mit einem Stabe bewaffnet umherging, sich zeigte, ward er mit lautem Frohlocken empfangen. „Sonst waren wir nur Fliegen," rief ihm einer aus der Menge zu; „durch Eure Gegenwart sind wir Löwen."*) Ein Prediger sagte von der Kanzel herab, so wie die Juden ein Fest der Laubhütten hätten, so müsse Frankreich hinfüro ein Fest der Barricaden feiern.**) Und in der That wiederholte sich das Barricadenfest drittehalb Jahrhundert nachher in der französischen Geschichte, doch in einem anderen Sinne, als der Mönch es gemeint hatte. So wechselten die Zeiten und die Launen des Volkes. — Auch damals trieben die Barricaden den König aus Paris. Er wurde erst im Louvre gefangen gehalten; später gelang es ihm aber verkleidet nach Chartres zu entfliehen. Auf Zureden seiner Mutter ließ er sich dann endlich in einen Vergleich mit der Ligue ein und bewilligte ihre Forderungen,

*) Siehe Raumers Briefe I. S. 321.
**) Ebendas.

unter welche beſonders auch eine nachdrücklichere Verfolgung der Proteſtanten gehörte.*) Aber auch dieß war nur ein Heuchelfriede. Auf dem zweiten Reichstage zu Blois, gegen Ende des Jahres 1588, da brach endlich das gräßliche Geſchwür auf, das den König ſchon lange gedrückt hatte. Er machte ſich mit dem Dolche Luft durch die Ermordung der Guiſen. Heinrich von Guiſe, der Mörder Colignys, ſank, ein Opfer der Nemeſis, wie einſt ſein edlerer Vater Franz von Guiſe, unter den Händen eines Mörders. Bald darauf ward auch ſein Bruder, der Cardinal von Guiſe, Ludwig aus dem Wege geräumt. Aber mit dem Blute der Guiſen hatte der unglückliche König ſein eignes Todesurtheil unterzeichnet. Der Tod derſelben ward das Signal und der Freibrief zum Königsmorde. Als heilige Märtyrer der guten Sache ſchienen ihre Schatten die gerechte Rache herbeizuwinken. Katharina von Medicis ſtarb mitten in der fürchterlichen Kathaſtrophe. Aber niemand kümmerte ſich um ihren Tod. Alle Gemüther waren nur erfüllt mit dem Verluſte der Guiſen, und der allgemeine Haß entlud ſich in furchtbaren Verwünſchungen auf Heinrichs III. Haupt. Ein Fürſt, der ſeine Macht mißbrauchte, die heiligen Säulen der Kirche aus dem Wege zu räumen, ſollte der noch Anſpruch haben auf die fromme Scheu des Volkes, der das Leben des Königs heilig iſt? Das Verbrechen, das, ſo lang es gegen die Proteſtanten wüthete, das Verdienſt der Könige in den Augen des Pöbels zu erhöhen ſchien, ward jetzt in ſeiner ganzen Gräßlichkeit als Verbrechen erkannt, da es ſich wider die Häupter der katholiſchen Faction entladen hatte. Heinrich war von nun an ein Kind der Hölle, dem Satan und ſeinen finſtern Mächten verfallen, und an ihm des Himmels Rache zu vollziehen, war Verdienſt. Offen gab ſich dieſer Abſcheu gegen den König**) in den Kirchen und ſelbſt auf den Altären zu erkennen. Man ſtellte Wachsfiguren auf das Heiligthum, den König darſtellend im Gefolge von Teufeln und ſtach mit Nadeln nach dieſen Figuren.***) Eine Proceſſion von Kindern zog mit brennenden Kerzen umher, die ſie unter ihren Füßen auslöſchten, be-

*) Edict der Union. Weber S. 131.

**) In Orleans erhob man zuerſt die Fahne der Empörung, Chartres folgte dem Beiſpiel Orleans, und dann der größte Theil Frankreichs dem Beiſpiel von Paris, ſiehe Weber S. 134. ff.

***) Lacretelle III. 313.

gleitet von dem Fluche der Prieſter, daß alſo erlöſchen möge der Glanz des Hauſes Valois.*) —

Mit dem Tode der beiden Guiſen war die Ligue keineswegs geſprengt. An die Stelle der Ermordeten trat der dritte Bruder, der Herzog Karl von Mayenne, den die Ligue als Reichsſtatthalter anerkannte. Von der Kirche gebannt, von ſeinem Volke verlaſſen, von allen gehaßt und verachtet, wußte der König in ſeiner Noth ſich nicht mehr anders zu helfen, als daß er ſich nun dem erklärten Feinde der Guiſen, dem König Heinrich von Navarra in die Arme warf, und von nun an die Sache der Proteſtanten wenigſtens ſcheinbar mit verfechten half, die er als Herzog von Anjou in der Bartholomäusnacht vom Erdboden zu vertilgen geſucht hatte. — Die Zuſammenkunft der beiden Heinriche geſchah im Schloße Pleſſis-les-Sours, im April 1589. Beide verbündete Fürſten zogen jetzt vor Paris. Katholiken und Proteſtanten ſah man jetzt ſeit langer Zeit wieder in demſelben Heere vereinigt, einen gemeinſamen Feind zu bekämpfen. Noch war die Stadt in der heftigſten Aufregung. Sechs Monate waren ſeit dem Tod der beiden Guiſen verfloſſen, aber dieſelbe Entrüſtung der Gemüther herrſchte gegen den König, wie am erſten Tage. Die Kirchen waren ſämmtlich ſchwarz ausgeſchlagen. Proceſſionen von Büßenden durchzogen die Straßen. Alle Sünden wurden vergeben, wenn nur dem König geflucht ward. Ja, die heiligen Stätten ſelbſt wurden mißbraucht, um von ihnen herab den Königsmord als eine heilige Pflicht darzuſtellen und zur Erfüllung derſelben zu ermuntern. Beſonders zeichneten ſich in dieſer Hinſicht die Prediger Boucher und Lineſtre, ein geborner Schotte, aus. „Soll ich heute das tägliche Evangelium euch verkündigen?“ fragte der letztere ſeine Gemeinde. „Ich denke wohl nicht,“ fuhr er fort, „jeder von euch kennt es hinlänglich. Aber was nicht jeder genug kennt, das iſt die ſchlechte Aufführung Heinrichs von Valois, dieſes neuen Herodes.“ Und nun begann er eine Schilderung derſelben, worin er nichts verſchwieg, was der Leidenſchaft des Pöbels neue Nahrung geben konnte. Einſt warf der nämliche

*) Chateaubriand p. 328. Nach Lacretelle wurde die Ceremonie von den Prieſtern ſelbſt vergenommen. Die Sorbonne vorordnete den Namen des Königs aus dem Meßkanon zu ſtreichen. S. Weber 138.

Geiſtliche geradezu die Frage auf, ob es erlaubt ſei, Heinrich von Valois zu ermorden. „Was mich betrifft," erklärte er dann, „ſo bin ich jeden Augenblick dazu bereit, die Tage ausgenommen, wo ich den Leib des Herrn weihe."

Eine Frau war es auch hier, welche, unterſtützt von dem Fanatismus der Prieſter, auf ähnliche Weiſe jede zartere Tugend ihres Geſchlechts verläugnete, wie einſt Katharina von Medicis. Es war dieß die Tochter des Franz von Guiſe, die Herzogin von Montpenſier. Sie wird beſchuldigt, den Mörder gedungen zu haben, der endlich dem elenden Leben König Heinrichs III. ein Ende machte.

Jacob Clement, ein Jakobiner- oder Dominicanermönch, war das Werkzeug, deſſen ſie ſich bediente. Eigene Schwärmerei, die in der allgemeinen Stimmung hinlängliche Nahrung erhielt, hatte dieſen Mönch auf den Gedanken gebracht, daß ihn der Himmel dazu auserſehen habe, Frankreich von ſeinem unwürdigen König zu befreien. Er erzählte ſeine Viſionen der Herzogin von Montpenſier, die ihn in ſeinen Gedanken beſtärkte. Es war den 1. Auguſt des Jahres 1589, als dieſer Mönch in St. Cloud königliche Audienz begehrte. Er wurde vorgelaſſen, überreichte dann dem König ein Schreiben und ſtieß ihm in demſelben Augenblick ein Meſſer in den Unterleib. Auf das Geſchrei des Königs eilten ſeine Leute herbei nnd tödteten den Verbrecher, ſtatt ihn zu verhaften.*) Die Wunde des Königs ward erſt nicht für gefährlich gehalten; aber es zeigte ſich, daß das Meſſer vergiftet war. Noch denſelben Abend gab Heinrich III. ſeinen Geiſt auf. Welche Kette von Mordthaten,**) von denen nicht ſelten die eine vergeltend auf die andere folgt, ſchlingt ſich durch die finſtere Geſchichte des Religions- und Bürgerkrieges, und welche Ausbrüche des

*) „Nur ein Mönch," ſagt de Thou, „konnte den mißtrauiſchen König tödten: denn Mönche waren ihm ans Herz gewachſen". Weber S. 140.

**) Den höchſt tragiſchen Stoff, den dieſer ganze Abſchnitt der franzöſiſchen Geſchichte darbietet, hat L. Vitet aufgegriffen und in einer hiſtoriſch dramatiſchen Trilogie durchgeführt:

1) les Barricades, scènes historiques en Mai 1588. Paris 826. —
2) Les Etats de Blois ou la mort de Mr. de Guise, scène historique ib. 1827.
3) La mors de Henri III. Août 1589. ib. 829.

Fanatismus wiederholen ſich bei einem Volke, das, nachdem es am Ketzerblute ſich erſättigt, nun auch am Königsblute ſich erfreute! Clement wurde als ein Heiliger verehrt, und ſelbſt der aufgeklärte Papſt Sixtus V. erhob ihn zum Range der Judith und der Maccabäer. Sein Bildniß ward von der jubelnden Volksmenge in die Hauptkirche getragen, und die Fürbitte des neuen Heiligen erfleht. Auch der Mutter des Mörders, einer armen Bäuerin, ward alle Ehre erwieſen, und aus dem Munde der Prieſter erhoben ſich Stimmen, welche auf läſterliche Weiſe die Worte der Schrift auf ſie anwandten: „Selig iſt der Leib, der dich getragen und die Brüſte, die dich geſäugt haben.“

Mit Heinrichs III. Tode war die Linie der Valeſier erloſchen, und ſomit jener fürchterliche Bannfluch der liguiſtiſchen Prieſter in Erfüllung gegangen. Die Krone fiel nun an das Haus Bourbon, und Heinrich von Navarra ward von den Freunden dieſes Hauſes, ja von Heinrich III. ſelbſt noch in der Todesſtunde als rechtmäßiger Nachfolger anerkannt. Nicht ſo aber von der Ligue. Dieſe wandte nun alles auf zu vermeiden, daß ein Ketzer, ein Hugenotte den Thron der Capetinger beflecke.

Ein Gegenkönig ward gewählt in der Perſon des Cardinals Carl von Bourbon, der ſich Carl X. nannte. Heinrich ſah ſich genöthigt, mit den Waffen in der Hand ſich den Weg zum Throne zu bahnen. Er ſchritt ſiegreich vorwärts und war glücklich in mehrern Treffen.*) Entſcheidend war die Schlacht von Ivry den 14. März 1590. Die Armee der Ligue, unterſtützt von ſpaniſchen Hülfstruppen, beſtand aus 13000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern; Heinrich dem IV. (ſo nennen wir ihn nun als König von Frankreich) ſtanden nur 8000 Mann zu Fuß und 2000 Pferde zu Gebot, und nur ſchwach war ſein Geſchütz bedient. Aber groß war die Begeiſterung in ſeinem Heere, und des Königs eigner Muth leuchtete Allen voran. Mit dem Ruf: „Es lebe der König!“ ward jeder Angriff begleitet; der Feind ward geworfen, und eine Menge von Fahnen und Gepäck blieb in den Händen der Sieger. Aber viele Opfer hatte der Sieg gekoſtet, und noch war Heinrich nicht in Paris. Vielmehr bot

*) So beim Flecken Arques im September 1589.

dieſe Stadt, oder (wenn wir lieber wollen) der Ausſchuß der Sechszehner*), der die Stadt regierte, alles auf, dem König den Eingang zu verſperren. Durch die anweſenden Geſandten von Spanien und Rom, durch eine Menge fremder und einheimiſcher Geiſtlichen ward der Fanatismus der Hohen und Niedern rege erhalten. Von den Kirchen begab man ſich auf die Wälle, und von den Wällen wieder in die Kirchen. Proceſſionen wurden wie früher gehalten, und der heilige Clement, der Mörder Heinrichs III., um ſeinen Schutz angefleht. Waren die religiöſen Feierlichkeiten vorüber, dann warfen die Mönche den Panzer über die Kutten und übten ſich in den Waffen, und die lächerlichſten Aufzüge**) wechſelten mit den Scenen des Jammers, welche die immer weiter um ſich greifende Hungersnoth hervorrief. Man trieb an 3 bis 4000 Menſchen aus der Stadt, damit der Verzehrenden weniger würden, und dieſe ſuchten ihr Brot im Lager des Königs. Es war um die Zeit der Erndte. Die Felder ſtanden voll Korn, aber Niemand konnte hinaus, um zu ſchneiden. Dafür ward das Gras, welches in den Straßen der Vorſtadt wuchs, mit Gier verſchlungen***). Vergebens ſuchte der ſpaniſche Geſandte, wenn ſein Wagen durch die öden Straßen rollte, die Menge durch Geld zu beſchwichtigen, das er in reichem Maße unter ſie werfen ließ. „Gebt uns Brot!“ war die Antwort der Verzweifelnden. Nun verbreitete ſich das Gerücht, daß in den Klöſtern noch genug Lebensmittel vorhanden ſeien, und als man nachforſchte, fand man die Vermuthung beſtätigt. Die Jeſuiten hatten noch auf ein Jahr Vorrath und auch die Capuziner waren noch reichlich verſehen. Man theilte den Ueberfluß an das Volk aus. Aber dieſes ſah nun gar zu wohl ein, wie ernſt es die meinten, die es durch ihre Predigten zu Opfern aufforderten, während ſie ſelbſt keine zu bringen vermöchten. Als nun auch die Vorräthe der Klöſter nicht mehr hinreichten, da wurden die heiligen Gefäße eingeſchmolzen, um den Kriegern wenigſtens den Sold zu bezahlen, wenn man

*) Außer dieſem hatte ſich noch ein Rath der Vierzig gebildet, der in der Folge den Sechzehnern das Gegengewicht hielt.

**) Siehe die Stelle aus Davilo bei Weber S. 145.

***) Aber auch dieſes Troſtes wurden die Einwohner beraubt, als das königliche Heer den 25. Juli die Vorſtädte eroberte und die Belagerungslinien noch enger zuſammenzog. Weber. a. a. O.

ihnen auch kein Brot schaffen konnte. Bald reichte auch das Pferdefleisch nicht mehr hin, und das Fleisch der Hunde und Katzen blieb den Tafeln der Reichen vorbehalten. Selbst die Leichen wurden ausgegraben und ihre Gebeine zu Knochenmehl verarbeitet; aber dieses Experiment brachte mehreren Tausenden den Tod*). Und wehe dem, der mitten unter diesen Drangsalen den Seufzer nach Frieden über seine Lippen ließ. Der Tod durch den Henker war sein sichrer Lohn. Da jammerte Heinrich IV. seines Volkes. Er hatte sich bereits der Vorstädte bemächtigt; er bot dem Herzog von Nemours Unterhandlungen an, und als dieser sie mit Stolz zurückwies, ließ er dennoch den Parisern einige Nahrungsmittel zufließen, indem er einige Milderung in die Strenge der Sperre eintreten ließ. Er wollte sich seinem Volk nicht als feindlicher Eroberer, er wollte sich ihm als Vater zeigen. — Die Annäherung des Herzogs von Parma bewog ihn endlich, die Belagerung von Paris aufzuheben**). Die Nachricht von dem Entsatze von Paris brachte neues Frohlocken in die Gemüther der Niedergeschlagenen. Aber die politischen Factionen ließen die Stadt nicht zur Ruhe kommen. Der Cardinal von Bourbon, den man Karl X. nannte, war während der Belagerung gestorben, und mit seinem Tode trat eine völlige Anarchie ein. Während bald dieser, bald jener Anspruch machte an die Krone, wollten andere eine Republik. Immer bedenklicher wurde der Einfluß der spanischen Politik auf die Angelegenheiten des zerrütteten Reichs. Noch fast drei Jahre dauerte der Krieg und die innere Verwirrung fort***). Endlich schrieb die Ligue im Januar 1593 eine Generalversammlung der Stände nach Paris aus, deren Aufgabe sein sollte, Frankreich wieder einen König zu geben; und siehe, die Unterhandlungen fielen endlich dahin aus, daß Heinrich von Navarra unter dem Namen Heinrich IV. als König von Frankreich anerkannt wurde.

Aber eine Bedingung war es, unter welcher allein diese

---

*) Lacretelle III. p. 384. nennt 15000!

**) Derselbe Feldherr entsetzte auch später Rouen, als es der König belagerte.

***) Ein characteristisches Gemälde derselben giebt die menippeische Satire (Satyre Ménippée), über deren Verfasser die Meinungen sehr verschieden sind.

Anerkennung ſtattfinden ſollte, die abermalige Rückkehr des Königs in die römiſchkatholiſche Kirche. Dieſer Schritt, welchen der große Herrſcher dem Frieden und ſeinem Volke zu Liebe thun zu müſſen glaubte, bedarf jedoch einer nähern Beleuchtung, die wir unſrer nächſten Stunde vorbehalten müſſen.

Sechſte Vorleſung.

Einige Gedanken über den Uebertritt Heinrichs IV. zur katholiſchen Kirche. Du Pleſſis Mornay. Sein und Sully's Urtheil über Heinrichs Uebertritt. Abſchwörung in St. Denis. Johann Chatel und die Jeſuiten. Heinrichs Abſolution durch den Pabſt. Friede von Vervins. Edict von Nantes. Zuſtand der proteſtantiſchen Kirche von Frankreich um dieſe Zeit. Heinrichs IV. Tod. Die Zeiten Ludwigs XIII. Mornays Tod und Glaube.

Der entſcheidende Wendepunkt des franzöſiſchen Religions- und Bürgerkrieges, den wir am Schluſſe der letzten Vorleſung angedeutet haben, nämlich der Rücktritt Heinrichs IV. in den Schooß der römiſchkatholiſchen Kirche, iſt für den Zweck unſrer Vorleſungen, welche die Geſchichte des Proteſtantismus vor allem ins Auge faſſen ſollen, von ſolcher Wichtigkeit, daß wir nicht ſo ſchnell darüber weggehn dürfen, als die meiſten Hiſtoriker es thun, die mehr den politiſchen als den kirchlichen Geſichtspunct ins Auge faſſen *). Denn ſo gut wir die Beweggründe des Krieges nach der feſtſtehenden Norm der chriſtlichen Lehre gemeſſen und beurtheilt haben, eben ſo gut müſſen wir auch die Beweggründe des Friedens nach dieſer Regel beurtheilen.

Wir haben ſeiner Zeit gefunden, daß Religionskriege dem Geiſte des Proteſtantismus in ſo weit zuwider ſind, als die Sache des Evangeliums ſich nicht mit dem Schwerte, nicht mit äußerer Gewalt vertheidigen läßt, und ſo könnten wir denn auch geneigt

*) So ſchlüpft namentlich Lacretelle ſchnell drüber hin.

sein zu glauben, es sei der bessere Genius gewesen, der mildere Geist des Evangeliums, welcher Heinrich von Bourbon die Worte zurief: „Stecke dein Schwert in die Scheide.“ Und in der That, wen sollte es nicht freuen, dem schauderhaften Bürgerkriege endlich ein Ende gemacht zu sehen? Wirklich haben auch die meisten Schriftsteller beider Parteien das Auskunftsmittel, welches Heinrich traf, um die Gemüther der Franzosen mit sich selbst und unter einander zu versöhnen, als eine Nothwendigkeit betrachtet, zu der er habe seine Zuflucht nehmen müssen; sie haben die Klugheit, mit der er den Umständen nachzugeben, mit der er seine Privatüberzeugung dem herrschenden Glauben seines Volkes unterzuordnen wußte, gelobt und es auch wohl ausgesprochen, daß Heinrich in dieser Beziehung hoch über seiner Zeit gestanden habe, indem er sich nicht kehrte an die äußere Form, sondern diese dem Wesentlichen preisgab, welches Wesentliche doch eben der Friede sei. Auch wir sind weit entfernt, in Heinrich einen treulosen Apostaten, einen Menschen ohne Gewissen, ohne Glauben zu sehen und seine Handlung gradewegs zu verdammen. Ein jeder lege die Hand auf die Brust, und frage sich, ob er in ähnlichem Falle vielleicht nicht ähnlich gehandelt, oder wenigstens die Versuchung gehabt hätte, es zu thun? Man vergegenwärtige sich noch einmal die Reihe von Schlachten und Treffen, aber was noch mehr ist, die Reihe von geheimen Verbrechen, von Vergiftungen und Erdolchungen; man vergegenwärtige sich lebhaft wieder die Bartholomäusnacht, die Tage der Barricaden und die Schreckensherrschaft der Ligue, die Hungersnoth und die Anarchie in Paris; man bedenke, wie es nahe dran war, daß das blutdürstige Spanien endlich seine Hand über das schöne Frankreich ausstreckte, um es mit hineinzureißen in die Dumpfheit des Geistes, die allein einem Philipp und seinen Geistesverwandten genügen konnte; man vergleiche damit ferner die edle Duldung, welche Heinrich den Protestanten auch nach seinem Uebertritt zur katholischen Religion angedeihen ließ; ja man denke, wie er selbst höchst wahrscheinlich als Märtyrer dieser Duldung fiel, und man wird sich hüten, über einen solchen Mann und sein Benehmen den Stab zu brechen. Wir sind ja überhaupt nicht hier, um über Menschen zu richten. Jeder steht und fällt seinem eignen Herrn. Und so mögen wir

denn alles das gern vernehmen, was Heinrich zu entschuldigen oder wenigstens seine Schuld in den Augen jedes Billigen bis auf einen gewissen Grad verzeihlich zu machen vermag.

Gleichwohl dürfen wir nicht, wenn wir mild gegen die Person sind, (eingedenk unsrer eignen Schwäche), uns aus dem einzelnen Fall einen leichten und allzu milden Grundsatz bilden, wo es gilt, einen solchen Grundsatz als den höchsten, als den für alle Zeiten und Umstände gültigen darzustellen.

Das Wort, welches Luther zu Worms sprach, es sei nicht gut, etwas wider das Gewissen zu thun, welches ganz gleichlautet mit dem Worte des Apostels: Was nicht aus dem Glauben kommt, ist Sünde — wird die Norm bleiben, nach der wir alle ähnliche Handlungen zu betrachten und zu beurtheilen haben, so lange das Evangelium selbst unsre höchste Norm bleibt.

So wenig das wohlverstandene Christenthum den Krieg will, wo es sich um die innere Ueberzeugung handelt, so wenig will es den Frieden auf Kosten dieser Ueberzeugung erkaufen. In dieser Beziehung gilt das Wort des Herrn, das ich schon bei einer frühern Gelegenheit angeführt habe, er sei nicht gekommen zu bringen den Frieden, sondern das Schwert; oder es gilt das Wort des Apostels: Wir dürfen nie Uebels thun, damit Gutes daraus komme. Der äußere Erfolg kann niemals eine Handlung gut machen, und auch die sogenannte gute Absicht entschuldigt nicht, wenn die innerste Gesinnung nicht damit übereinstimmt.

Es bleibt somit in der Handlungsweise Heinrichs, wenn wir sie auf das Mildeste beurtheilen, immer etwas zurück, was wir nicht mit den strengen Grundsätzen des Evangeliums reimen, was wir nicht mit gutem Gewissen als Norm für andere aufstellen und zur Nachahmung in ähnlichen Fällen empfehlen dürfen. Freilich, wenn wir bloß die Verknüpfung der äußern Umstände betrachten, und uns fragen, wie es denn gekommen wäre, wenn Heinrich auf seinem protestantischen Bekenntniß beharrt hätte, so zeigt sich unserm kurzsichtigen Blicke nicht viel anderes, als Verwirrung und vielleicht noch ärgeres Blutvergießen, und wenn wir somit die Erwägung dieser Umstände und die kluge Wendung, die ihnen der menschliche Verstand giebt, Politik nennen wollen, so werden wir allerdings sagen müssen, die Politik rieth zu diesem

Schritte; und das ist auch der gewöhnliche Ausdruck, womit man das Benehmen Heinrichs zu rechtfertigen sucht. Aber wir fragen: Dürfen Politik und Moral, Politik und Religion je in Zwiespalt gerathen? oder dürfen wir sagen, die Religion der Politik sei eine andere, als die Religion des Privatmannes, die öffentliche Moral des Staats eine andere, als die des Bürgers? Es ist dieß schon oft behauptet worden und wird besonders in unsern Tagen häufig behauptet; aber ob mit Recht, ist eine andere Frage. Wenigstens scheint ein solcher Unterschied von öffentlicher und Privatmoral dem Geiste des Christenthums nicht ganz angemessen, am wenigsten dem offnen Geiste des Protestantismus. Auch das hat man wohl schon behauptet, es gebe Zeiten, in denen auch der Tugendhafteste nicht durchkommen könne, ohne seinen Tribut der menschlichen Schwäche zu entrichten, ohne selbst einen Theil der Pflicht dem allgemeinen Verderben zum Opfer zu bringen. Wenn es je eine solche Zeit gab, so war es die, in welche Heinrichs IV. Uebertritt fällt. Aber ich zweifle auch hier an der Richtigkeit jenes Grundsatzes. Wie? sollte je ein solcher Streit der Pflichten stattfinden? Nur eins kann unsre Pflicht sein im gegebnen Falle, und diese dürfen wir nie zum Opfer bringen, wenn wir auch alles andre opfern. Etwas anderes, was das Benehmen Heinrichs uns erklärlich machen kann, und ihn selbst, wie mich dünkt, am meisten entschuldigt, ist die Frage nach dem Grade der Erkenntniß, den er selbst bei seinem Uebertritt hatte. Es fragt sich, ob seine Einsicht in das Wesen des Protestantismus so klar war, daß er sich den Rücktritt wirklich für Sünde anrechnete. Heinrichs Charakter scheint mir, so viel ich ihn kenne, mehr dem Practischen zugewendet, als dem innerlichen Leben. Er beurtheilte das Wesen des Protestantismus nach den äußern moralischen Erscheinungen desselben, und da mußte er, aufgewachsen in der Religion der Protestanten, allerdings die Ueberzeugung haben, daß die protestantische Religion eine gute, eine sittlich-brauchbare, ja mehr als dieß, eine höchst treffliche und sichere Führerin zur wahren Tugend sei, während ihm die Beispiele, welche er früher am Hofe der Katharina von Medicis und Karls IX. sah, ihm keine gute Meinung von den Katholiken beibringen konnte. Aber wenn er dann auch wieder in der katholischen Kirche Männer kennen lernte, die ihm Ach-

tung abnöthigten (und deren gab es auch, er durfte sich ja nur an l'Hôpital erinnern!) so konnte er sich von seinem mehr practischen Standpuncte aus leicht mit dem Satze abfinden, es komme nicht sowohl auf die Form des Glaubens an, als auf das rechtschaffene Handeln, und sein von Natur zur Milde geneigtes Herz gab dann leicht den Ausschlag. Nur darf man nicht vergessen, daß es sich nicht sowohl darum handelte, in einer Kirche zu bleiben (wie dieß bei l'Hôpital der Fall war), als vielmehr in eine andere überzutreten und durch diesen Uebertritt doch gewissermaßen die frühere Religionsgesellschaft, der man angehörte, zu verwerfen. Dieses letztere ist es, was am meisten Ueberwindung kosten mußte und am wenigsten sich rechtfertigen ließ. Ueberdieß aber dürfen wir bei aller Achtung der guten Eigenschaften Heinrichs uns nicht verhehlen, daß neben der edlern, wenn auch mißverstandenen Friedensliebe, sich noch andere weniger edle Beweggründe geltend machen konnten. Die ihm zugeschriebene Aeußerung: „Paris sei wohl noch einer Messe werth" läßt wenigstens auf einen augenblicklichen Leichtsinn und auf weltliche Berechnung schließen, und auch Gabriele d'Etrelles, seine Geliebte, soll nicht ohne Einfluß auf seine Willensbestimmung geblieben sein.

Besonders aber waren es zwei Männer, die sich gleichsam in die Herrschaft des königlichen Gewissens theilten, und wovon der Eine den Uebertritt ihm zu erleichtern, der andere ihn zu erschweren, wo möglich zu verhindern trachtete. Beides waren Protestanten, beides Männer, welche das Zutrauen Heinrichs in hohem Grade besaßen und deren Andenken in der Geschichte noch immer gefeiert ist; der eine war der Marquis von Rosny, der nachmals unter dem berühmten Namen des Herzogs von Sully die Regentenzeit Heinrichs durch seine weise Staatsverwaltung verherrlichen half; der andere du Plessis Mornay, ein Mann, der aus der Fluth des allgemeinen Verderbens sich in jener Zeit heraushebt, wie ein Fels im Meere, an den die Wellen anstürmen, ohne ihn zu erschüttern, und der, wenn er auch in mancher Beziehung hinter dem gewandtern Sully zurückstand, doch gerade seines ausgezeichneten protestantischen Charakters wegen verdient, daß wir ihm eine genauere Aufmerksamkeit schenken.

Ehe wir daher das Geschichtliche von Heinrichs Uebertritt

weiter verfolgen, wollen wir das Bild des Mannes näher betrachten, der als ein wahrer Schutzengel dem jungen König bis dahin zur Seite gestanden, ihn im Guten bestärkt, vor zweideutigen Schritten ihn gewarnt und da, wo er strauchelte, ihm mit dem strafenden Eifer eines Apostels und Propheten entgegengetreten war.

Philipp Mornay, (Herr von Plessis *) ist geboren auf dem Schlosse Buhi im Vexin français (einem Theil der Normandie) den 5. November 1549. Sein Vater war Katholik, die Mutter aber hing der protestantischen Lehre an. Mornay wurde in der Religion seines Vaters erzogen, aber frühe trieb ihn die eigne Neigung des Geistes und Herzens zum selbstständigen Forschen in der Schrift, worin seine Lehrer bereits einen gefährlichen Weg erkannten. Er sollte sich dem geistlichen Stande widmen und sein Oheim, der Bischof von Nantes, hätte ihm zu guten Stellen behülflich sein können, wenn Mornay es über sich hätte bringen können, der katholischen Kirche seine Dienste zu weihen. Aber was den Mann von Anfang seiner Laufbahn an auszeichnete und ihn bis ans Ende derselben begleitete, war eine strenge Gewissenhaftigkeit und eine Uneigennützigkeit, die ihm jede glänzende Lage, ja das Nothwendigste entbehrlich machte, wenn nur sein Gewissen rein blieb. Die Prüfungen, welche die Gemeinden der Protestanten in Frankreich zu bestehen hatten, fielen in Mornay's Jugendzeit. Er nahm lebhaften Antheil an ihnen und trat selbst, nachdem er sich freiwillig zu ihrer Religion bekannt hatte, mit in die Reihen der hugenottischen Kämpfer. Er diente in Condés Armee; ein Fall vom Pferde brach ihm das Bein. Die Zeit der Heilung brachte er mit Büchern zu, aus denen er seinen Wissensdurst befriedigte und seine Glaubensansichten berichtigte. Aber nicht aus Büchern allein lernte er das Leben kennen. Mehrfache Reisen brachten ihn in Verbindung mit den ausgezeichnetsten Protestanten der verschiedensten Länder. Er sah Genf, Italien und Deutschland; England und die Niederlande, Ungarn und Böhmen, und kehrte mit vielfachen Kenntnissen bereichert kurz vor der Bartholomäusnacht nach Paris zurück. In dieser ward er gerettet, und

*) Siehe die Biographie von Matter im Musée des Protestans célébres. Paris 824. Bd. 5. S. 39. ff. und Biographie universelle.

begab ſich abermals nach England. Vergebens bot ihm der neue König von Polen ſeine Dienſte an. „Nie werde er, das war ſeine Antwort, in die Dienſte derer treten, die das Blut ſeiner Brüder vergoſſen.“ Aber ſo feſt auch Mornay bei ſeinen proteſtantiſchen Geſinnungen verharrte, ſo ſehr mißfiel ihm von Anfang an die falſche Verbindung der Religion mit der Politik, und als nun gar jener Bund der Politiker ſich unter dem Herzog von Alençon gebildet hatte, an welchem Heinrich von Navarra und Condé theilnahmen, verhehlte er nicht ſein Mißfallen an der Sache. Mornay begab ſich nach Sédan, wohin ſich viele Proteſtanten an den dortigen kleinen Hof des Grafen von Bouillon zurückgezogen hatten. Hier lebte er den Studien, und hier verband er ſich mit ſeiner Gattin, der Tochter einer geflüchteten Proteſtantin. Bald nach dieſer Zeit trat Mornay in die Dienſte des jungen Königs von Navarra, und machte ſich demſelben bald ſo unentbehrlich als ſein Gewand *). Er wurde von ihm zu einer wichtigen Geſandtſchaft nach England gebraucht, und in den Niederlanden bediente ſich der Prinz von Oranien ſeines Raths. Aber mitten in allen dieſen vielen Geſchäften verſäumte Mornay nicht, das Wohl ſeiner Glaubensgenoſſen aus eignem Antrieb zu fördern. Er diente der Sache der Proteſtanten mit der Feder eben ſowohl als mit dem Schwerte, und legte in theologiſchen Schriften (wie ſie damals öfter auch von Staatsmännern verfaßt wurden) den Grund zu einer weitern Ausbildung der reformirten Lehre. Sein Werk über die Wahrheit der chriſtlichen Religion, das er um dieſe Zeit verfaßte, begleitete er mit einer Zueignungsſchrift an Heinrich IV., damals noch König von Navarra. Er legt in derſelben den Hauptinhalt ſeines Glaubens und der Gründe auseinander, worauf dieſer Glaube ſich ſtützt, und ſpricht dann die Hoffnungen aus, die er in dieſer Beziehung auf ſeinen königlichen Freund ſetzt. Hören wir ihn darüber ſelbſt **).

„In dieſen betrübten Zeiten, Sire! in welchen die Gottloſigkeit, die ſonſt nur zwiſchen den Zähnen murmelte, es gewagt

*) Wörtlich als ſein Hemde (sa chemise) nach Heinrichs eignem Ausdrucke.

**) Wir theilen den Brief mit aus den Archives du Christianisme. Liv. 50. am 6. Mai 1823; doch haben wir uns einige Abkürzungen erlaubt.

hat, ſich auf den Lehrſtuhl zu ſetzen und ſich in Läſterungen gegen Gott und ſein Evangelium zu ergießen, unternehme ich ein Wort, das zwar nach dem Urtheil der Meiſten von großer Schwierigkeit iſt, aber worin ich mächtige Helfer habe, die mich unterſtützen: dieſe Helfer ſind die Welt, der Menſch und der Schauplatz aller Jahrhunderte; mit einem Worte, es iſt Gott ſelbſt, wie er ſich in der Schöpfung und Regierung des Weltalls offenbart. Die Welt iſt ja ein Schatten vom Abglanze Gottes, und der Menſch iſt Gottes Ebenbild, und wenn es wahr iſt, was ſchon die Philoſophen lehren, daß dieſe Welt für den Menſchen geſchaffen ſei, was iſt dann unſre Verpflichtung gegen den Schöpfer? Worin beſteht dann die Würde des Geſchöpfes? Was iſt dann ſein letzter Zweck, ſein höchſtes Gut anders, als ihm gänzlich anzuhören? Ja wahrlich der, für den die Welt gemacht iſt, iſt auch für mehr, als für dieſe Welt gemacht. Der, für den eine ſo feſte und dauerhafte Sache vorhanden iſt, wie die Welt, der muß zu einem höhern, als dieſem vergänglichen und elenden Leben beſtimmt ſein, beſtimmt zu einem ewigen Leben. Das, das iſt die Grundlage aller Religion. Die Religion iſt eigentlich nichts anders, als die Schule, in der wir die Verbindlichkeit des Menſchen gegen Gott lernen, und das Mittel mit ihm aufs Innigſte vereint zu werden. Noch mehr. Wir ſehen in dieſer Welt alle Geſchöpfe eine feſte und beſtändige Ordnung beobachten, jedes an ſeinem Ort und in ſeiner Stellung zum Ganzen. Der Menſch allein iſt abtrünnig geworden ſeiner Pflicht, hat ſich von Gott entfernt und ſich in ſeinem eignen Ich verirrt. Er iſt Schuldner geworden vor Gott und ein Knecht der nichtigſten aller Dinge. Die Jahrbücher aller Jahrhunderte ſind eben ſo viele Proceßakten gegen das menſchliche Geſchlecht, und zeugen von ſeiner Undankbarkeit gegen Gott, von Mord des Nächſten, von Verletzung der Natur, von Feindſchaft wider ſich ſelbſt. Wer ſchämt ſich nicht billig dieſer Schuld? Wer kann beſtehen vor dem allgerechten Richter? Und was bleibt ſomit übrig ſowohl für die Ehre Gottes als für des Menſchen Heil, als daß der Gerechtigkeit genug gethan werde durch einen Act der Gnade?*) Und ſo iſt es denn die Pflicht der wahren Religion, uns

*) Dieß und das Folgende von Chriſto und ſeinem Erlöſungswerke wird im Original etwas weiter im Geiſte der proteſtantiſchen Theologie

einerſeits der Sünde zu überweiſen durch das Geſetz, uns aber auch andrerſeits zu rechtfertigen durch die Gnade; uns unſre Krankheit fühlen zu laſſen, aber auch uns zugleich das rechte Heilmittel darzubieten. — Dieſe Gnade kommt uns allein durch Chriſtum, den Sohn Gottes. — Aber darin liegt der Mißbrauch der Menſchen, daß wir das unvergleichliche Werk unſers Schöpfers und Erlöſers nur in Bruchſtücken betrachten, (ſei es aus Unwiſſenheit oder Leichtſinn), und ſo urtheilen wir denn davon wie einer, der aus der Nacht allein oder nur aus einer Jahreszeit, aus einem Elemente — die Welt; wie einer, der aus einem Eckſtein ein Gebäude, aus einigen Silben eine ganze Rede beurtheilen wollte." — (Und nun entfaltet er vor den Augen des Königs das große, reiche Gemälde der göttlichen Heilsanſtalt, wie es offen darliegt in den bibliſchen Schriften; — er zeigt, wie das, was von den Propheten des A. T. geweißagt, in Chriſto ſeinen Lichtpunkt gefunden, und wie es von da aus ſich weiter verbreitet habe durch die Weltgeſchichte, wie die Heilsboten es für ihren höchſten Triumph geachtet haben, zu ſterben für einen Geſtorbenen, ſich kreuzigen zu laſſen für einen Gekreuzigten.) „Und warum dies alles (fährt er fort), als um es mehr und mehr inne zu werden, daß ihre Tugend komme von ihm und daß ſie nichts ſind, als durch ihn und in ihm."

„Das iſt, (ſo ſchließt er ſeine Zuſchrift an den König), in wenigen Worten der Zweck meines Buches. Zwei Urſachen aber ſind es, die mich beſtimmt haben, es Ew. Majeſtät zu widmen: die eine, daß Gott Euch nicht nur hat als Chriſten, ſondern als einen chriſtlichen Fürſten geboren werden laſſen, dem es vor allen ziemt, für ſich und andere zu wiſſen, was chriſtliche Religion ſei; denn dann erſt werdet Ihr Euch beeifern, ihr nach Kräften Vorſchub zu leiſten, wenn Ihr Euch überzeugt habt, daß ſie nicht auf menſchlicher Eingebung beruht, ſondern das Geſetz und die Wahrheit Gottes iſt. Die andere Urſache iſt die, daß, nachdem Gott mich an Eure Seite gerufen, um Euch beizuſtehen in dem erlauchten Werke, das er in dieſen Tagen zu ſeiner Ehre bereitet, und für welches er Euch ins Herz gegeben hat, Euer Leben einzuſetzen, ich es billig erachte, daß die Früchte

---

des 16. Jahrhunderts ausgeführt, enthält aber eben deßhalb weniger Eigenthümliches.

meiner Arbeit und meiner Muße die Euern seien, da ja auch das Feld (auf welchem diese Früchte gewachsen) das Eurige ist, ohne daß es in meiner Macht stünde, anders darüber zu verfügen. Ich bitte den Allmächtigen, Sire! daß er Euch von Tag zu Tag den Reichthum seiner Gnade mehre, daß er Euch seinen Geist verleihe, sein Werk zu fördern, und mir, so gering ich bin, Euch darin mein Leben lang zu dienen."

Solche Hoffnungen hatte du Plessis auf seinen Herrn gesetzt. Und diese sollten ihm jetzt vereitelt werden. Mornay du Plessis verstand die Kunst des Schmeichelns nie und wollte sich auch jetzt nicht dazu verstehen. Schon bei andern Gelegenheiten war er dem König mit edlem Ernste unter das Angesicht getreten und hatte ihn das Gewicht der Verschuldungen fühlen lassen, von deren Befleckung sich der Wandel Heinrichs nicht immer frei erhielt. Wie er ihn vor der Schlacht bei Coutras zur Buße ermahnte, ist schon früher erzählt worden *). Ein Aehnliches that er vor Paris. Als Heinrich einst über einen mißlungenen Angriff auf die Stadt sich niedergeschlagen zeigte, und den tapfern Mornay fragte, ob denn Gott ihn ganz verlassen habe, erwiderte dieser: „Laßt uns, Sire! eher darüber nachdenken, ob nicht wir ihn verlassen haben. Wie gering haben wir seinen Dienst geachtet! Welches ärgerliche, zügellose Leben haben wir geführt während dieser Belagerung!" — Der König ward nachdenkend und ging in sich. Beide Krieger ließen sich nun auf ihre Kniee nieder und sprachen miteinander den 90. Psalm, welcher beginnt: „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der spricht zu dem Herrn: Meine Zuversicht und meine Burg mein Gott, auf den ich hoffe." Mit Recht nennt der französische Gelehrte **), welcher unserm Mornay ein würdiges Denkmal in dem Musée des Protestans célébres gesetzt hat, diesen Zug einen der schönsten und rührendsten Züge in der Geschichte des Christenthums.

Es läßt sich nun schon zum Voraus denken, wie ein Mann, der diese sittliche Gewalt über das Herz eines gutmüthigen, in vielen Beziehungen trefflichen, aber oft schwachen Königs übte,

*) Doch siehe die Anmerkung dabei. Vielleicht, daß Chateaubriand diese folgende Scene mit jener bei Coutras verwechselt hat.

**) Matter a. a. O.

den wichtigen Schritt beurtheilt haben werde, von dem so vieles abhing.

Mornay sah zwar auch ein, daß die Fortsetzung des blutigen Krieges zu nichts Gutem führen würde: auch er wünschte Frieden; ja auch der Gedanke einer gegenseitigen Annäherung der beiden Religionsparteien schien ihm nicht unmöglich. Aber offen sollte man dabei zu Werke gehn, keine Verstellung, keine Künste brauchen. Er versprach sich noch immer einigen Erfolg von einem Religionsgespräch, weil er die Ueberzeugung hatte, daß wenn dieses in der Ordnung gehalten werde, die Wahrheit an den Tag kommen müsse. Er mag sich in dieser Hoffnung getäuscht haben; aber der Vorschlag zeugt für die Redlichkeit seiner Absichten. Als mehrere Hofleute dem Mornay Vorwürfe machten, daß er es sei, welcher den König an dem so nöthigen Schritte der Klugheit hindere, antwortete er: „Ihr wollt, daß ich ihm rathe, in die Messe zu gehn? Mit welchem Gewissen könnte ich ihm diesen Rath ertheilen, wenn ich nicht der Erste bin, der auch hingeht? und was für eine Religion wäre dieß, die man wie ein Hemde an- und ausziehen könnte?" — Selbst Bestechungen blieben nicht unversucht bei dem unbestechlichen Manne. Der Herzog von Florenz bot ihm 20,000 Thaler jährlicher Einkünfte, wenn er dem König riethe, katholisch zu werden. Aber Mornay antwortete: „Mein Gewissen ist mir so wenig feil, als das meines Königs." So hatte derselbe Mann schon früher Heinrich dem III., der ihm treffliche Stellen anbot auf den Fall hin, daß er die Landesreligion bekenne, geantwortet: „Ich bin von Fleisch und Blut wie jeder andere und nicht ohne Ehrgeiz, und ich hätte wohl gewünscht, mein Gewissen beschwichtigen zu können, um auch der Güter und Ehren theilhaft zu werden, die ihr ausspendet, und von denen mein Glaube mich ausschließt; aber nie hat es mir an Mitteln gefehlt, meinen Glauben zu stärken, und so hat die Welt dem Gewissen weichen müssen."

Ein solcher Mann war unbeweglich und um so unbeweglicher, je unreiner die Mittel waren, die man anwandte, ihn auf andere Gedanken zu bringen. Aber wohl sah er, daß seine Stimme nicht geachtet wurde. Vergebens stellte er dem König die noch immer bedrängte Lage seiner Glaubensgenossen vor, die zum Lohn ihrer

Treue noch nichts erhalten hätten, als daß sie noch immer gleichsam „mit dem Strick am Halse" ihr Blut für den König versprützten. Als Mornay sah, daß er in der Nähe des Hofes nichts mehr ausrichten konnte, zog er sich nach Saumur zurück, mit dessen Statthalterschaft der König ihn schon früher beehrt hatte. Dort wirkte er auf seine Weise zur Erhaltung des Protestantismus mitten in einer so schwankenden und gefährlichen Zeit, und durch was konnte er besser wirken, als durch die Gründung einer Pflanzschule für junge Geistliche, in welcher der Same des lebendigen Christenthums sollte ausgestreut werden, damit er den künftigen Geschlechtern Frucht bringe. Philipp Mornay ist der Stifter der Akademie von Saumur, die längere Zeit hindurch eine treffliche theologische Schule für die reformirte Kirche Frankreichs war. Aber Heinrichen war Mornay unentbehrlich geworden; er zog ihn wieder auf den Schauplatz des Krieges und der Staatsgeschäfte, ja noch einmal zog er ihn zu Rathe wegen seines Uebertritts. Als Mornay den König nicht mehr davon abwendig machen konnte, sich in der katholischen Religion unterrichten zu lassen, und als auch die Zusammenberufung der evangelischen Pfarrer zu einer Conferenz (in Mantes) sich bald als eine bloße Förmlichkeit herausstellte, der sich Heinrich aus Achtung für seine frühern Glaubensgenossen unterwarf, da konnte sich freilich des treuen Dieners Thätigkeit hinfort nur darauf beschränken, den König zu bitten, daß er wenigstens die Protestanten ungekränkt bei ihren Rechten lasse und dabei sie schütze. Aber das alte Verhältniß zwischen dem König und seinem väterlichen Freunde war auf immer getrübt, und auch die Auszeichnungen, mit denen er ihn später bedachte, waren nur ein schlechter Balsam für die einmal seinem Herzen geschlagene Wunde. —

Anders als Mornay betrachtete der etwas jüngere Sully die Sache. In seinen Memoiren *) sucht er den Schritt seines Monarchen nicht nur als einen durchaus nothwendigen, durch die Umstände gebotenen, sondern sogar als einen Schritt darzustellen, den Heinrich aus eigenster Ueberzeugung gethan habe, weil er die katholische Religion für die sichrere hielt; auch bezeugt er, daß

*) T. II. p. 228. ff.

eine große Zahl der reformirten Prediger ſelbſt bekannt hätten, man könne in der katholiſchen Religion eben ſo ſelig werden, als in der proteſtantiſchen. Auf dieſen Grundſatz geſtützt hatte auch Sully, obwohl er für ſeine Perſon Proteſtant blieb, dem Könige zum Uebertritt gerathen. Weniger Theolog, als Mornay, glaubte er, es komme in jeder Religion nur auf die Hauptſachen an, und dieſe faßte er in Folgendes zuſammen: daß man die zehn Gebote bis an ſeinen Tod beobachte, das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß annehme, Gott und den Nächſten von Herzen liebe und ſeine Seligkeit allein von der Barmherzigkeit Gottes durch das Verdienſt Jeſu Chriſti hoffe.

Wir zweifeln nicht an der guten Geſinnung Sullys, und in der That dürfte, nur vielleicht mit etwas andern Worten ausgedrückt, die Hauptſache des Chriſtenthums in den genannten Puncten beſtehen. Aber mit ſolchen allgemeinen Sätzen iſt dem tiefern religiöſen Bedürfniß nicht geholfen. Es fragte ſich denn doch wieder: Wie hält man die zehn Gebote? Wie muß der Glaube beſchaffen ſein, den das apoſtoliſche Bekenntniß doch nur in den allgemeinſten Grundzügen giebt? und da ſtieß man denn, ſo wie man etwas tiefer eingehn wollte, von ſelbſt wieder auf die Schwierigkeiten, welche die beiden Kirchen damals trennten. Ungerecht bleibt es daher immer, wenn in der damaligen Zeit Sully die Mißſtimmung der ſtrengen Proteſtanten beim Uebertritt des Königs (wohl nicht ohne Seitenblick auf Mornay) bloß ihrem Eigenſinne zuſchreibt. Das Urtheil über die einzelnen Menſchen und ihre Beweggründe bleibt in ſolchen Fällen immer ſchwer. Nicht jeder hat hierin ein gleich ſcharfes, nicht jeder ein gleich ſtarkes Gewiſſen. Es giebt eine Ueberzeugungstreue, die nur dem oberflächlichen Blicke als Eigenſinn erſcheint, dem tiefern Beobachter aber Achtung abnöthigt; und wenn wir alſo, ſtatt ein eigenes Urtheil über Heinrichs Schritt uns anzumaßen, die Stimmen der Zeit ſelbſt haben zu uns reden hören, ſo iſt unter dieſen Mornay's Stimme gewiß nicht die letzte, die eine ſolche Achtung verdient.

Außer Sully hatte ferner noch, und zwar von katholiſcher Seite, der Biſchoff du Perron auf Heinrichs Entſchluß den meiſten Einfluß geübt, wofür er denn auch das Bisthum Evreux und ſpäter den Cardinalshut erhielt. Dieſem gewandten Geiſtlichen

gelang es endlich, die Zusicherung des Königs zu erhalten, wornach derselbe öffentlich in der Kirche von St. Denis zu seiner eignen Sicherheit und zur Beruhigung der Gemüther seiner Unterthanen in die katholische Kirchengemeinschaft zurückzukehren sich verbindlich machte.

Die Feierlichkeit fand den 25. Juli 1593 statt. Der König zog in einem weißen Atlasrock, mit einem schwarzen Mantel bedeckt, unter einem zahlreichen Gefolge und unter dem lauten Jubel der Pariser nach der Abtei St. Denis. Mit thränenden Augen betrachteten die Frauen den reuigen Sünder, der nun in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehrte, um als Vater seines Volkes zu regieren. Der Erzbischof von Bourges im hohenpriesterlichen Ornate, der Cardinal von Bourbon und mehrere andere französische Bischöfe nebst den Prälaten der Abtei empfingen den König am Portal der Kirche mit dem Crucifix, dem heiligen Evangelienbuche und dem Weihwasser. Als der König herantrat, fragte ihn der Erzbischof: „Wer bist du?" worauf Heinrich antwortete: „Ich bin der König." „Was begehrst du?" Antwort. „Ich begehre aufgenommen zu werden in den Schooß der heiligen katholischen, apostolischen und römischen Kirche." „Begehrst du dieses aufrichtig?" fragte wieder der Erzbischof. „Ja," antwortete der König, „ich will es und verlange es;" und indem er sich auf die Kniee niederließ, sprach er Folgendes: „Ich bezeuge und beschwöre im Angesicht des Allmächtigen zu leben und zu sterben in der katholischen, apostolischen und römischen Kirche, sie mit Gut und Blut zu schützen und zu vertheidigen, und allen Ketzereien zu entsagen, welche wider dieselbe sind." Dann überreichte er dem Erzbischof ein Papier, auf welchem dieselbe Formel geschrieben stand mit seiner Unterschrift*); worauf der Erzbischof ihn aufstehn und seinen Ring küssen hieß; nun erst folgte die feierliche Absolution und der Segen. Erzbischof und König umarmten sich zum Zeichen des Friedens. In der Kirche selbst wurde ein feierliches Requiem gesungen, dann aber mit weltlichen Lustbarkeiten, ganz im Geiste der katholischen

*) Daß Heinrich die Formel nicht selbst geschrieben, sondern sie von einem Andern hatte schreiben lassen — dieß änderte in Mornay's Augen so wenig etwas, als in den Augen jedes Unbefangenen.

Kirche, die Ceremonie beendet. Ein allgemeiner Jubel verbreitete ſich durch Paris, während die Liguiſten ihre fein geſponnenen Plane mit einemmal zertrümmert ſahen. Durch den Uebertritt Heinrichs zur katholiſchen Kirche war ihnen nun aller Einfluß abgeſchnitten; das Volk ſah nun in Heinrich von Navarra den allerchriſtlichſten König, den Vertheidiger des Glaubens und war nicht mehr empfänglich für die Einflüſterungen der ſpaniſchen und italiäniſchen Prieſter, welche ſo lange ſeinen Fanatismus unterhalten hatten, als Heinrich auf der Seite der Proteſtanten war. Den Gegnern des Königs blieb indeſſen als letzte Zuflucht übrig, die Aufrichtigkeit ſeines Schrittes in Zweifel zu ziehn, und Heinrich als einen geheimen Freund der Hugenotten zu verdächtigen. Auch daß die Abſolution nur von der franzöſiſchen Geiſtlichkeit und nicht vom Papſte geſchehen war, wurde von den Römlingen benutzt, dieſelbe als ungültig darzuſtellen. Es fehlte auch nicht an geheimen Umtrieben, der Perſon des Königs ſich zu entledigen. Noch waren die Dolche geſchliffen, deren der Fanatismus ſich gegen Heinrich III. bedient hatte, und noch fehlte es nicht an Predigern, welche den Königsmord rechtfertigten, wenn das gewaltſame Mittel zu einem heilſamen Zweck führe. In der Schule der Jeſuiten wurden dieſe Grundſätze mit mehr oder weniger Deutlichkeit gelehrt; wenigſtens ſchien ein Jeſuitenſchüler die Lehre ſeiner Meiſter alſo verſtanden zu haben, daß er ſich in ſeinem Innern aufgeregt fand, in die Fußtapfen des heiligen Clement zu treten. Johann Chatel, der Sohn eines Tuchhändlers von Paris und ein Zögling der Väter Jeſu, war es, welcher den 27. Dec. 1594*) ſich in den Saal des Königs zu ſchleichen und ſo weit an ſeine Perſon ſich hinanzudrängen wußte, daß er ihn mit einem Meſſer verwundete. Obwohl der König den bethörten Jüngling freigeben wollte, ſo ward er doch durch den Beſchluß des Parlamentes auf grauſame Weiſe hingerichtet und mehrere Glieder des Ordens mit in den Prozeß verwickelt. Das Parlament erklärte das Jeſuitencollegium, in welchem der Jüngling erzogen worden war, ſo wie alle andere Anſtalten des Ordens in Frankreich für aufgehoben. Alle Jeſuiten ſollten innerhalb drei Tagen Paris, innerhalb

*) Schon das Jahr zuvor hatte ein gewiſſer Barrière Aehnliches verſucht.

vierzehn Tagen Frankreich verlaſſen*). Aber noch ehe dieſer Zeitraum vorüber war, ließ der Pöbel ſowohl am Gebäude als an den Perſonen des Ordens ſeine Wuth aus, während er den geretteten König mit Jubelgrüßen empfing und ihm Blumen auf den Weg ſtreute, als er in die Kirche Notre Dame zog, um Gott für die gnädige Rettung ſeines Lebens zu danken. Auch an die ehemaligen Glaubensgenoſſen erinnerte Heinrich bei dieſem Anlaſſe. Auch ſie wurden aufgefordert für den König zu beten, und du Pleſſis Mornay erinnerte den König mit alter Treue, die Warnung des Himmels nicht leicht zu nehmen. Einmal Herr von Paris, ſuchte nun Heinrich auch die übrigen Städte, welche noch der Ligue anhingen, zu bewältigen und zum Gehorſam gegen die königliche Macht zurückzuführen. Um aber die Gemüther über die Gültigkeit ſeiner Abſolution vollends zu beruhigen, entſchloß er ſich ſogar zu dem Schritte, zu dem ſich 500 Jahre früher ſchon ein Heinrich IV. (der deutſche König dieſes Namens) entſchloſſen hatte, ſeine Abſolution beim Papſte ſelbſt, an den Schwellen des apoſtoliſchen Stuhles nachzuſuchen; doch war die Form dieſer Abſolution nicht ſo ſtreng, wie jene. Die Zeiten Gregors VII. waren auch für die katholiſche Kirche vorüber, und der jetzige Papſt Clemens VIII. mußte ſich mit einem geringern Tribute begnügen als dem, welchen der deutſche Heinrich vor dem Schloſſe zu Canoſſa barfuß und im Büßerhemde gebracht hatte. Zwar zeigte Clemens anfänglich einige Sprödigkeit dem König und der Geiſtlichkeit der Franzoſen gegenüber. Noch ruhte der Bann auf Heinrich von Sixtus V. her, und die Ceremonie in St. Denis, durch einen bloßen Erzbiſchof verſehn, hatte in des Papſtes Augen keine Macht, jenen Bann zu löſen, ja, ſie war ſogar ein Eingriff in die Rechte des heiligen Stuhls. Clemens VIII. wies daher den Geſandten Frankreichs, den Herzog von Nevers zurück, und auch die beiden neuen Geſandten, die geiſtlichen Herrn du Perron und d'Oſſat erhielten erſt nur kalten Beſcheid. Aber endlich gab denn doch der Papſt den dringenden Vorſtellungen der franzöſiſchen Geiſtlichkeit nach, und veranſtaltete ein kirchliches Schauſpiel, das die Abſolution des

*) Später wurden ſie jedoch wieder zurückberufen unter der Regierung Heinrichs IV. ſelbſt.

Königs vorſtellen und die Hoheitsrechte des römiſchen Stuhles dem Zeitalter wieder ins Andenken rufen ſollte.

Den 17. Dec. 1595 fand die Feierlichkeit in der Peterskirche ſtatt. Eine große Menge Zuſchauer füllte die Räume derſelben. Auf einem hohen Throne mit goldnen Teppichen behangen, ſaß der Statthalter Chriſti in ſeinem hohenprieſterlichen Ornate; rings um ihn auf ihren Stühlen die Cardinäle, die Biſchöfe, die Beiſitzer der heiligen Inquiſition. Die Cardinäle du Perron und d'Oſſat, welche die Perſon des Königs vorſtellten, (denn dieſer fand nicht für gut in eigner Perſon den Weg über die Alpen anzutreten) wurden eingeführt und nach vielen demüthigenden Verbeugungen wurde ihnen geſtattet das lateiniſch geſchriebene Glaubensbekenntniß ihres Herrn vorzutragen. Der Papſt begann damit, daß er die in St. Denis geſchehene Abſolution für nichtig erklärte und dem König nur unter der Bedingung die Verzeihung verſprach, daß er ſich den Kirchenſtrafen unterziehe, die er ihm auferlegen werde. Die Strafe beſtand darin, daß die geiſtlichen Abgeordneten des Königs während des feierlichen Geſanges des Miſerere von der Hand des Papſtes einige ſchwache Ruthenſtreiche auf ihren Nacken zu Gunſten ihres Monarchen empfangen mußten, und dann folgte ein dreimaliges Gebet des Papſtes. In der erſten Gebetsformel wurde Heinrich als vom Banne entbunden erklärt, in der zweiten als König von Frankreich, in der dritten als allerchriſtlichſter König, welcher Titel den Königen von Frankreich bekanntlich ſeit dem erſten chriſtlichen Frankenkönig Chlodwig her gebürte. Nun wurde unter Trompetenſchall, unter Kanonendonner und dem Beifalljauchzen der Menge das Schauſpiel beendet, und durch dieſen neuen Jubel die Erinnerung an die alten Freudenfeſte hervorgerufen, welche Papſt Gregor XIII. 23 Jahre zuvor bei der Nachricht von der Bartholomäusnacht veranſtaltet hatte.

Von nun an war in den Herzen aller Katholiken, die es ehrlich meinten und keine politiſchen Abſichten hinter dem Mantel des Religionseifers verſteckten, jede fernere Bedenklichkeit gehoben. Der heilige Vater ſelbſt hatte jetzt dem katholiſchen Glauben des Königs ſein apoſtoliſches Siegel aufgedrückt, und alle weiteren Einwendungen der Ligue waren damit zu Boden geſchlagen. Ja der Papſt ſelbſt warf ſich zuletzt zum Vermittler zwiſchen Frankreich

und Spanien auf, so daß endlich im Jahr 1598 der Friede von Vervins zu Stande kam, der dem langen und blutigen Wirren ein Ende setzte.

Um dieselbe Zeit war es, kurz vor Abschluß dieses Friedens, daß Heinrich aus der Stadt Nantes jene Verordnung zu Gunsten der Protestanten erließ, welche unter dem Namen des Edicts von Nantes berühmt ist.

Während nämlich Heinrich von der einen Seite sich gleichsam körperlich an die Gemeinschaft der Katholiken anschloß, suchte er dagegen auf der andern seinem Herzen zu genügen und seine alten Glaubensbrüder, die den Uebertritt ihm verargten, dadurch zufrieden zu stellen, daß er ihnen jene Rechte wieder sicherte, die ihnen in verschiedenen Friedensschlüssen zugestanden, aber immer wieder aufs Neue waren entrissen worden. Nach mehrern Vorarbeiten, welche der König durch gemäßigte Katholiken mit Zuziehung protestantischer Staatsmänner hatte veranstalten lassen, erschien dasselbe unterm 13. April 1598 mit folgenden Bestimmungen*).

„Der König gestattet den Reformirten die öffentliche Ausübung ihres Gottesdienstes in allen den Städten, welche das frühere Edict von Poitiers bezeichnet hatte, unter der Bedingung jedoch, den Gottesdienst der Katholiken nicht zu stören. In den Städten aber, wo sie früher noch keinen Gottesdienst hatten, bleibt derselbe untersagt. Auch dürfen sie an solchen Orten weder Bücher drucken noch verkaufen. Die Reformirten sind gehalten, sich im bürgerlichen Leben an die Einrichtung der katholischen Kirche zu halten, z. B. in Beobachtung der Feiertage und in Ehsachen. Dagegen sind sie aber auch im Genuß aller bürgerlichen Rechte und werden zu allen auch den höchsten Staatsämtern zugelassen. Den Eid dürfen sie auf ihre Weise leisten, ohne auf die Heiligen zu schwören. Ihre Kranken werden in die öffentlichen Spitäler aufgenommen so gut als die der Katholiken, und die ihnen entzogenen Begräbnißplätze sollen ihnen zurückgegeben werden. Es ist verboten, Kinder ihren Eltern zu rauben und ihnen die katholische Taufe aufzunöthigen. Aber dieselbe Gewaltthat ist auch umgekehrt den Prote-

*) Es findet sich abgedruckt in Bénoit, histoire de l'édit de Nantes T. I. p.62. ff. Auszüge bei Lacretelle, Weber, Schröckh u. s. w.

ſtanten unterſagt in Beziehung auf katholiſche Kinder. In den Parlamenten ſoll eine gleiche Anzahl von katholiſchen und proteſtantiſchen Richtern niedergeſetzt werden, um über die Beſchwerden der einen oder andern Partei zu richten, und überdieß ſoll eine eigne Kammer des Edicts beſtehn, um über der Aufrechthaltung dieſes Edictes zu wachen. Der König geſtattet den reformirten Predigern allgemeine Zuſammenkünfte (Synoden); er giebt einen Beitrag zu ihrer Beſoldung und geſtattet überdieß den Proteſtanten, unter ſich Abgaben zur Beſtreitung ihrer kirchlichen Bedürfniſſe zu fixiren. Endlich räumt er ihnen auf acht Jahre mehrere Sicherheitsplätze ein," — unter welchen Rochelle und Montauban die wichtigſten waren.

Es läßt ſich denken, daß dieſes Edict, welches den Proteſtanten immer noch zu viele Beſchränkungen zu enthalten ſchien, im Gegentheil von den eifrigen Katholiken, namentlich von den Anhängern der nun aufgelöſten Ligue als ein neuer Beweis von den ketzeriſchen Geſinnungen des Königs betrachtet wurde. Auf den Kanzeln wurde dagegen geeifert und eine geiſtliche Deputation machte Vorſtellungen gegen daſſelbe. Einige Biſchöfe ließen ſogar öffentliche Gebete anſtellen, um die Annahme des Edicts zu verhindern. Längere Zeit weigerte ſich auch wirklich das Parlament, das Edict in das große Geſetzbuch einzutragen, und erſt nach einigen Verſtändigungen zwiſchen dem König und dem Parlamente, wobei jedoch der erſtere ſeine königliche Würde mit allem Nachdruck behauptete *), fand die Einregiſtrirung des Edicts mit geringen Abänderungen ſtatt, den 25. Febr. 1599.

So hatten nun die Proteſtanten in Frankreich nach einem langen und blutigen Kampfe zuerſt einen geſetzlich friedlichen Zuſtand erlangt, ähnlich dem, welchen die Deutſchen durch den Religionsfrieden in Augsburg ſchon im Jahr 1555 erhalten hatten, nur mit dem Unterſchiede, daß bei der monarchiſchen Verfaſſung Frankreichs alles abhing von dem feſten Willen des Alleinherrſchers, während in Deutſchland die einzelnen Fürſten und Stände als die ſouveränen Vertreter der kirchlichen Rechte dieſelben auf den Reichs-

*) Sully, Mémoires III. 367.

tagen geltend machen konnten*). Heinrich IV. hielt das gegebene Wort und beſiegelte es am Ende mit ſeinem Blute.

Die weitere Geſchichte der Regierung dieſes ſo gefeierten Fürſten liegt außer unſerm Plane; weder den verſchiedenen Zweigen der öffentlichen Verwaltung unter dem ſtaatsklugen Sully, noch den mannigfachen Zufällen ſeines häuslichen Lebens und den vielen bekannten Anecdoten aus demſelben dürfen wir jetzt unſre Aufmerkſamkeit zuwenden. Wir haben es bloß zu thun mit der Geſchichte des Proteſtantismus unter dieſer Regierung. Davon noch Folgendes.

Um die Zeit des Edicts**) von Nantes zählten die Reformirten in Frankreich über 760 Kirchen, nicht mit eingerechnet die kleinern Gemeinden, die keine beſondern Kirchen hatten, ſondern mit den größern zuſammenhielten. Sie hatten auch ihre eignen Univerſitäten, auf welchen ihre Theologen ſich bildeten; im Jahr 1603 werden uns Montauban, das vorhin erwähnte Saumur, Montpellier und Sédan genannt. In ihrer Kirchenverfaſſung ſchloſſen ſie ſich an die calviniſche Form der Presbyterien an und in ihrer Kirchenzucht bewahrten ſie eine große Strenge. Dieſelbe Strenge machte ſich bei vielen auch in der Glaubensanſicht geltend und mehrere unter ihnen konnten es, bei allen Vergünſtigungen, welche ihnen das Edict von Nantes gewährte, dem König nicht verzeihen, daß er der Sache des Proteſtantismus untreu geworden. Auch machte wohl hie und da einer am unzeitigen Ort ſeinem Religionseifer Luft. So geſchah es unter anderm auf einer Verſammlung der Proteſtanten zu Gap in der Normandie im Jahr 1603, daß in das dort verfaßte Glaubensbekenntniß der harte aber damals ſehr gewöhnliche Ausdruck mit aufgenommen wurde, der Papſt ſei der Antichriſt, was unter den jetzigen Verhältniſſen vielen Anſtoß erregte und dem König ein nicht geringes Mißvergnügen verurſachte. Auch hier ſuchte Mornay durch ſeine Klugheit, die er neben ſeiner

*) Auch war die Anzahl der Reformirten in Frankreich im Vergleich zu den Katholiken im Lande viel geringer, als die Zahl der Proteſtanten in Deutſchland. Sie wurden deßhalb im Verhältniß zum Staat fortwährend als eine Secte betrachtet, „die aus Gnade und Rückſicht der Klugheit geduldet werde, die man aber verfolgen und kränken dürfe, ſobald es ohne Nachtheil geſchehen könne.“ Weber Seite 214.

**) Schröckh II. 344. (nach Bénoit).

Festigkeit bewahrte, das Aergerniß zu heben, ohne darum den Wahrheiten, die das Bekenntniß enthielt, etwas zu entziehen.

Weniger glücklich war Mornay etwas früher gewesen, als er bald nach dem Edict von Nantes eine Schrift über das Abendmahl herausgab, worin er die Messe der Katholiken angriff. In einer Disputation, die er deßhalb mit dem Bischof Du Perron von Evreux zu Fontainebleau hielt, unterlag er der Gewandtheit seines Gegners und verwirrte sich in seinen Behauptungen, was den Gegnern einen lauten Triumph, ihn aber dem Spotte des Hofes preisgab. Heinrich IV., der diese Verlegenheit dem alten Freunde hätte ersparen können, überließ ihn derselben mit einiger Schadenfreude, und Mornay selbst machte ihm den Vorwurf, daß er hier seine bessere Natur verläugnet habe.

Die einzelnen Reibungen der beiden Religionsparteien abgerechnet, an denen es nicht fehlen konnte, war der Zustand der Protestanten unter dem Schutze des Edicts von Nantes immerhin ein erträglicher zu nennen.

Aber mit dem tödtlichen Messer, mit welchem Ravaillac den 14. Mai 1610 den Lebensfaden des Königs durchschnitt, wurden auch die Hoffnungen der Protestanten wie mit einemmal abgeschnitten.

Noch liegt ein Dunkel auf der gräßlichen That, welche die Reihe der zahlreichen Ermordungen in dem erbitterten Religionskampfe beschließt. Aber daß die That mit dieſem unter der Asche fortglimmenden Kampfe in Verbindung und der Königsmörder in der Meinung stand, die Welt von einem ketzerischen König zu befreien, ist mehr als wahrscheinlich. Ravaillac, aus Angoulême gebürtig, früher ein Mitglied des Ordens der Feuillants*), überfiel den Wagen des Königs, als dieser eben in der Straße St. Honoré mit einigen andern Wagen ins Gedränge gekommen war, und stieß

*) Die Feuillanten waren eine Abart der Cistercienſermönche; ihr Orden war unlängst (1577) durch Jean de la Barrière gestiftet worden. Den Namen sollen sie daher erhalten haben, weil in der Kirche ihres ersten Klosters ein Marienbild zwischen Blumen und Baumreisern abgemalt war, siehe Iselin, historisches Lexicon u. d. W. Diese neuen Ordensbrüder machten sich besonders auch während den Zeiten der Ligue bemerkbar; so namentlich ein komisches, hinkendes Individuum unter ihnen, welches unter dem Namen le père Bernard ou le petit Feuillant bekannt war. Siehe Fortsetzung von Fleury's Kirchengeschichte. XXXVI. p. 296.

dem König den Dolch ins Herz. Eine allgemeine Trauer verbreitete ſich bei dieſer Nachricht durch ganz Paris, ja durch ganz Frankreich, das in dem Gemordeten einen Vater beweinte. Auch die Billigen unter den Proteſtanten wußten was ſie an ihrem ehemaligen Glaubensgenoſſen und an ihrem fortwährenden Beſchützer verloren. Bange Ahnungen der wiederkehrenden Religionskriege durchbebten die Gemüther, und nur die im Dunkeln lauernde Bosheit feierte einen ſtillen Triumph. Ungefähr neun Jahre vor ſeinem Tode, im Jahr 1601 hatte Heinrich die Freude erlebt, einen Thronfolger in der Geburt des Dauphins zu erhalten. Ueber dieſen minderjährigen Sohn, nachmals Ludwig XIII., führte nun abermals eine Medicis, nämlich Maria von Medicis, die zweite Gemahlin Heinrichs IV., die vormundſchaftliche Regierung.

Immer ſchwankender wurden unter dieſer Regierung die Verhältniſſe der Proteſtanten. Sully verlor mehr und mehr ſeinen Einfluß und wurde endlich entfernt. Aber auch du Pleſſis Mornay ſuchte vergebens den Ausbruch eines neuen Bürgerkriegs abzuhalten, der jetzt durch die Anſprüche des mißvergnügten Prinzen von Condé herbeigeführt wurde. Jetzt wurde ſogar Mornays Weigerung am Kriege theilzunehmen als Verrath des Proteſtantismus ausgelegt. Aber Mornay zeigte ſich auch hierin als ächten Proteſtanten, daß er die Forderungen des politiſchen Eigennutzes nicht zur Sache der Religion machen und beide Intreſſen nicht vermengen wollte, und wie er früher den Vorwurf zu großer Strenge hingenommen, ſo jetzt den der Nachgiebigkeit, der Feigheit und der falſchen Friedensliebe. Durch ſein redliches Betragen, das mit einem politiſchen Aufruhr nichts zu thun haben wollte, nöthigte Mornay der Regentin Achtung ab, ohne darum dem Hofe zu ſchmeicheln. Er, der von ſich ſagen konnte, er habe, ſo lang er im Dienſte Heinrichs geſtanden, nicht ſo viel erworben, um ſein Dach mit Schiefer zu decken, er ſuchte auch jetzt nichts für ſeine Perſon, und doch ward er der Achtung wegen, die er beim Hofe genoß, ein Gegenſtand des Neides derer, für die er ſeine ganze Exiſtenz geopfert hatte. Es ging ihm hierin wie Luthern, der ſich auch mußte gefallen laſſen, ein Fürſtenknecht zu heißen, weil er die geiſtliche Freiheit nicht hingeben wollte zum Deckmantel der weltlichen Anſprüche.

Auch als der ſtreng katholiſche Ludwig XIII. zur Regierung gekommen war, fehlte es nicht an mannigfachen Bedrückungen*) der Proteſtanten, was beſonders durch die Verſchmelzung der kleinen Landſchaft Bearn mit dem großen Königreich geſchah. In dieſem kleinen Landſtriche hatten die Proteſtanten ſeit den Zeiten der Johanne d'Albret eine Hauptzuflucht gefunden, und manches auf ihren Fuß eingerichtet. Dieſe Einrichtungen wurden jetzt größtentheils zerſtört, die Kirchen mit ihren Gütern den Reformirten genommen und den Katholiken gegeben, und auch Mornay, der mit ſeinen Glaubensbrüdern ſich dieſen Gewaltthätigkeiten widerſetzte, ward auf eine treuloſe Weiſe aus dem Beſitze von Saumur verdrängt. Er wollte Frankreich ſelbſt verlaſſen, um ſich im fremden Lande ein Grab zu ſuchen; doch wurde ſein Vorſatz vereitelt. Er ſtarb in den Armen der Seinigen auf dem Schloſſe la Forêt ſur Sèvre in Poitou den 11. November 1623, in einem Alter von 74 Jahren. Bis auf den letzten Augenblick behielt er ſeine Geiſteskräfte. Er ſegnete ſeine Verwandten und Freunde, die Kirche und Schule von Saumur und tröſtete ſich mit den Sprüchen der heiligen Schrift und der Philoſophen des Alterthums. Auch ſeine Gegner mußten ihm das Zeugniß geben**), daß man ihm keinen andern Vorwurf machen könne als den, er ſei Proteſtant geweſen. Je unerquicklicher von nunan die ſpätere Geſchichte des Proteſtantismus in Frankreich wird, beſonders unter der Regierung Richelieu's, der die alte Politik Franz I. wieder befolgte, die Proteſtanten auswärts zu beſchützen, während er im Lande ſelber ſie bedrückte und verfolgte, deſto erhebender dürfte es ſein, ehe wir dieſe Geſchichte verlaſſen, noch einen Augenblick bei dem Bilde Mornay's zu verweilen, das uns ein ſchönes Gegenbild giebt zu dem Bilde l'Hôpitals, an dem wir uns früherhin erbaut haben. Solche Männer ſind ja die Säulen, auf denen die Kirche Gottes ruht, während alles auf ſie einſtürmt von außen, und auch von innen ſo manches geſchieht, ſie zu untergraben. Beide Män-

*) Wir ſind genöthigt, uns hier der Kürze zu befleißen. Den Leſer, der dieſe Zuſtände und die daraus noch weiter entſtandenen Kämpfe genauer verfolgen will, verweiſen wir auf Webers geſchichtliche Darſtellung des Calvinismus, worin gerade dieſer Theil mit beſonderer Ausführlichkeit behandelt iſt.

**) So Pèréfixe.

ner haben in ihrem Schicksale manches Gemeinsame. Beide standen auf hohen Staatsstellen zu einer Zeit, wo diese Höhe gefährlich war, und beide beschlossen ihre Tage in der Verborgenheit, nachdem sie den Undank der Welt und des Glückes Wechsel in reichem Maße erfahren. Wenn wir aber in l'Hôpital mehr den humanen Katholiken kennen lernten, der übrigens das kostbare Gut der Gewissensfreiheit in protestantischem Sinne schützte, so stellt uns du Plessis Mornay das Bild eines Protestanten dar von jenem schärfern Gepräge eines Calvin und seiner Geistesverwandten. Der Spott der Gegner nannte Mornay den Papst der Protestanten. So wurde ja auch Calvin der Papst von Genf genannt. Was liegt aber in diesem Namen anders als das Anerkenntniß der Geistesüberlegenheit solcher Männer und der sittlichen Kraft, die von ihnen ausgeht. Ursprünglich hatte ja auch das Papstthum diese Bedeutung, und so lange die Beherrschung der Gewissen in nichts anderm besteht als in der Geltendmachung der ewigen Gesetze der Sittlichkeit gegenüber der Rohheit und Weichlichkeit der Welt und des Zeitalters, so lange hat diese Herrschaft (wir mögen sie nun eine päpstliche Gewalt nennen oder eine bischöfliche oder eine apostolische oder eine prophetische) eine hohe Bedeutung in der Geschichte der Menschheit, und wo einmal dieses Geschlecht von Päpsten ausstürbe, da wäre es um das Salz der Erde geschehn. Nur die Herrschaft über die Gewissen, die aus falscher Anmaßung entsteht und die leibliche Mittel gebraucht und fleischliche Waffen statt geistiger, ist eine verwerfliche und sie ist es, die das römische Papstthum verächtlich gemacht und gestürzt, aber auch leider! den Protestantismus aus der Bahn geworfen hat. In diesem Sinne aber hatte Mornay nichts Päpstliches an sich*). Wo die Macht der Rede und der Ueberzeugung nicht mehr ausreichte, da zog er sich zurück, und äußere Gewalt in Sachen der Religion lag ihm eben so ferne, als dem edeln l'Hôpital.

Mornays Glaube war ein rein evangelischer Glaube, und wenn auch hie und da gewisse schroffere Auffassungen desselben, wie sie die damalige Polemik gegen die Katholiken fast nothwen-

*) Weniger Päpstliches als z. B. Calvin.

dig machte, auch ihm eigen waren, so ging doch der Kern des Christenthums ihm nicht verloren über der Schale.

Mornay hat mehrere Schriften hinterlassen, die vielleicht jetzt nicht mehr für alle genießbar sind; aber an ein kleines Büchlein von ihm muß ich noch erinnern, das immer seinen Werth behalten wird, so lange der Gegenstand selbst, den es behandelt, der große Gegenstand aller menschlichen Geschichte und alles menschlichen Denkens und Strebens bleibt, es ist sein Tractat über das Leben und den Tod, (discours de la vie et de la mort) eine Schrift, die er bald nach seiner Verlobung schrieb und seiner Braut weihte, deren Inhalt er selbst in seinem ganzen Leben als Wahrheit erprobte, und die auch uns als Resultat aller Geschichte sich herausstellt, nämlich die Nichtigkeit aller irdischen Größe und die einzig sichere Glückseligkeit in Gott.

Siebente Vorlesung.

Schluß der französischen Reformationsgeschichte. Spanien und die Inquisition. Reformatorische Versuche daselbst. Protestantismus in den Niederlanden. Zustand derselben unter der Statthalterin Margaretha. Granvella. Wilhelm von Oranien. Egmont und Horn. Verfolgungen der Protestanten. Der Geusenbund. Bilderſturm in Antwerpen. Spaniens Vertilgungsplan. Uneinigkeit der Gegenpartei. Vorspiel zu Alba's Verwüstungen.

Mit dem Tode des edeln Mornay, jener festen Granitsäule des Protestantismus in Frankreich, schließt sich für unsre Betrachtung auch einstweilen derjenige Theil der französischen Reformationsgeschichte ab, der für unsere Periode wichtig ist. Zwar hat der Kampf um die äußere Existenz und die innere Kräftigung des hugenottischen Bundes noch nicht aufgehört, und die Zuckungen dauern fort, unter welchen der zerfleischte Leib der Gemeinde fortseufzt, bis ihm endlich durch die Aufhebung des Edicts von Nantes der letzte Herzstoß versetzt wird. Aber wozu die weitere Ver-

folgung einer Kriegsgeschichte, die von nun an dem religiösen Interesse wenig neue Seiten der Betrachtung darbietet? Wenden wir deßhalb jetzt unsern Blick zunächst auf jene beiden Nachbarländer Frankreichs, welche unter dem gewaltsamen Zepter Philipps II. vereint, mit eben der Kraft der Begeisterung, wenn auch mit verschiedenem Glücke ihre Glaubenskämpfe durchfochten, also daß während in dem einen Lande der Protestantismus dem schmählichsten Druck unterlag, er in dem andern einen glorreichen Sieg davon trug. Spanien und die Niederlande sind jetzt der Schauplatz unsrer Geschichte geworden. Reden wir zuerst von Spanien.

Auch in dieses von Natur und Geschichte gleich merkwürdige Land war die belebende Kunde gedrungen von dem großen Religionskampf in Deutschland. Hatte doch Karl V. selbst inmitten dieses Kampfes seinen Sitz großentheils in Spanien nnd erließ nicht selten von hier aus seine Befehle in Betreff Luthers und seiner Anhänger. Eben so fand späterhin von der Landschaft Bearn aus, die durch den Wall der Pyrenäen von dem benachbarten Arragonien getrennt wird, neben dem Verkehr des Handels auch der Verkehr der Ideen statt, so daß diesen Ideen von beiden Seiten, von der deutsch-lutherischen, wie von der französisch-reformirten der Zufluß offen stand, wenn nicht sofort dem Eindringen derselben ein festerer Damm entgegengesetzt wurde, als die Natur ihn durch die Abgeschlossenheit des Landes gesetzt zu haben schien. Mehrere der spanischen Umgebungen des Kaisers hatten Gelegenheit, mit der Lehre Luthers genauer bekannt zu werden. So der kaiserliche Geheimschreiber Alfonso Valdez *), der vertraute Zusammenkünfte mit Melanchthon hatte, und dem Kaiser eine bessere Meinung von den Protestanten beizubringen suchte. Auch ein andrer Spanier, Francisco de Angelis, Provincial des Angeli-ordens in Spanien, kam nach Beendigung des Wormser Reichstages in einer der Reformation günstigen Stimmung nach Basel, wo er sich mit Conrad Pellican über Luthers Lehre unterhielt und ihr größtentheils seinen Beifall gab. Ja, der spanische Gesandte in Rom selbst, Don Juan de Manuel sprach sich in

*) Siehe über ihn und die ganze spanische Reformationsgeschichte M'Crie, Geschichte der Reformation in Spanien, übersetzt von Gustav Pliminger. Stuttgart. 835. S. 139. ff.

ſeinen Briefen an den Kaiſer zu Gunſten Luthers aus. Aber mit alle dem ſollte die Verbreitung der Schriften dieſes Ketzers in Spanien auf alle Weiſe verhindert werden. Man vergegenwärtige ſich nur die Anſtalt der Inquiſition, mit welcher das Land unter Ferdinands Regierung beſchenkt worden, und die ſchon vor dem Auftreten Luthers in Deutſchland an 13,000 Perſonen der Ketzerei wegen verbrannt hatte *), nicht gerechnet die vielen Tauſende, welche entweder in den Kerkern verſchmachteten, oder ihres Vermögens, ihrer Ehre, ihrer Geſundheit auf Lebenslang beraubt worden waren, und man wird leicht begreifen, welcher Muth dazu gehörte, nur Luthers Namen auf die Zunge zu nehmen, geſchweige denn ſeine Lehre zu bekennen. Dennoch fehlte es nicht an Einzelnen, welche mitten unter den Argusaugen dieſes furchtbaren Gerichtshofes ihrer beſſern Ueberzeugung Luft machten. Dahin gehörte Juan de Avila, der Apoſtel von Andaluſien. Dieſer ehrwürdige Mann hielt ſich in ſeinen Predigten, welchen ſeine eigene muſterhafte Frömmigkeit den beſten Eingang in die Gemüther verſchaffte, an das einfache Wort der Schrift, und ſchon dieß war hinlänglich, ihn der lutheriſchen Ketzerei verdächtig zu machen. Er wurde 1525 der Inquiſition verzeigt, und wenn es auch ſeinen Freunden gelang, ihn zu retten, ſo wurden doch ſeine Schriften verboten!

Auch andere, Pedro de Lerma, Profeſſor der Theologie und Kanzler der Univerſität von Alcala, und ſein Neffe Luis de Cadena fielen in denſelben Verdacht, und retteten ſich allein durch ihre Flucht nach Paris. Andere wurden in den Gefängniſſen herumgeſchleppt, bis ſie endlich die Ketzerei abſchworen und ſich den ihnen auferlegten Büßungen unterzogen. Selbſt der Hofkaplan Kaiſer Karls V. Alfonſo de Virves unterlag dieſem Schickſal. Hören wir, was dieſer Mann ſelbſt über das Verfahren der Inquiſition in jenen Zeiten uns meldet **): „Manche, ſagt er, haben ſich den Grundſatz angeeignet, daß es erlaubt ſei, einen Ketzer durch Wort und Schrift zu beſchimpfen, wenn man ihn nicht tödten oder foltern könne. Fällt ein armer Mann, den ſie ungeſtraft mißhandeln können, in ihre Hände, ſo ſprechen

*) M'Crie. S. 110.
**) M'Crie. S. 143.

ſie ein entehrendes Urtheil über ihn aus, ſo daß er, wenn er auch ſeine Unſchuld beweiſt und ſeine Losſprechung erhält, dennoch auf Lebenszeit als Verbrecher gebrandmarkt iſt. Iſt aber der Unglückliche aus Unachtſamkeit oder durch den Umgang mit andern wirklich in einen Irrthum verfallen, ſo ſuchen ſeine Richter nicht durch Auseinanderſetzung der Schriftlehre, durch ſanften Zuſpruch und väterlichen Rath ihn von demſelben zu befreien, ſondern nehmen, im ſchneidendſten Gegenſatze zu dem Charakter der Väter, auf welche ſie ſich berufen, zum Gefängniſſe, zur Folter, zu Feſſeln und zum Beil ihre Zuflucht. Und was iſt die Wirkung dieſer furchtbaren Mittel? Alle jene dem Leibe zugefügten Qualen vermögen nicht die geringſte Aenderung in den Vorſtellungen der Seele hervorzubringen, die nur durch das Wort Gottes zur Wahrheit zurückgeführt werden kann, welches lebendig und kräftig iſt und ſchärfer, denn ein zweiſchneidig Schwert." — So urtheilte ein ſpaniſcher Katholik gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts.

Unter den Männern, welche der reinern evangeliſchen Geſinnung in Spanien Eingang zu verſchaffen ſuchten, wird uns auch ein Laie, Rodrigo de Valer genannt, der, nachdem er zuvor einer üppigen Lebensweiſe gefröhnt hatte, ſich allmälig in das innere Gebiet der frommen Betrachtung zurückzog und nachdem er ſeinen Geiſt an den Wahrheiten der chriſtlichen Offenbarung geſättigt, ſich berufen fand, dieſelben auch andern mitzutheilen. Erſt beraubte ihn die Inquiſition ſeines Vermögens, als er aber auch durch dieſe Strafe ſich nicht abhalten ließ, ſeine Grundſätze weiter zu verbreiten, wurde er zum zweitenmal verklagt. Er ward zu lebenslänglicher Gefangenſchaft und zum Tragen des Sanbenito verurtheilt *). Auch nach ſeinem Tode wurde dieſes Schmachgewand in der Metropolitankirche zu Sevilla aufgehängt und mit einer Warnungstafel für andere verſehen **). — Dennoch fehlte es dem Rodrigo de Valer nicht an Schülern und Anhängern. Unter dieſen war der ausgezeichnetſte Juan Gil, gewöhnlich Doc-

*) Der Sanbenito oder Sacco benito war ein Bußgewand von feuergelber Farbe mit einem Kreuz auf der Bruſt oder auf dem Rücken, und mit Teufelsfiguren verſehen.

**) Die Aufſchrift lautete: Rodrigo Valer, Bürger von Lebrixa und Sevilla, Apoſtat und falſcher Apoſtel, der von Gott geſandt zu ſein vorgab. M'Crie. S. 160.

tor Egidius genannt, aus Aragonien. Dieser verband sich in der Folge mit einigen gleichgesinnten Freunden zur Verbreitung reinerer Religionsgrundsätze, richtete aber dadurch das Auge der Inquisition auf sich. Karl V. schützte ihn jedoch und übertrug ihm sogar 1550 das Bisthum Tortosa. Aber nur umsomehr wurde dadurch der Haß der Feinde angefacht. Es ward ein Prozeß gegen den ketzerischen Bischof eingeleitet, der noch sehr gelinde damit endete, daß Doctor Egidius seines Amtes entsetzt, auf einige Jahre eingesperrt und ihm alles fernere Lehren und Schreiben untersagt wurde bei der Strafe des Scheiterhaufens. Die Gesundheit des Mannes unterlag den Anstrengungen seines Geistes und den Stürmen, die über ihn ergingen. Er starb bald nach der überstandenen Gefangenschaft. Als sich aber das Gerücht verbreitete, er sei im Bekenntniß des lutherischen Glaubens gestorben, so wurden auf den Spruch der Inquisition hin seine schon beerdigten Gebeine ausgegraben und den Flammen übergeben. Sein Vermögen wurde eingezogen, sein Name ehrlos erklärt.

Von den bisher Genannten war noch keiner unmittelbar mit dem Tode bestraft worden. Aber dieß Schicksal, das in Frankreich, den Niederlanden und anderwärts so manche muthige Bekenner betroffen, es konnte nun in Spanien nicht ausbleiben für die, welche sich durch die bisherigen Vorgänge nicht abschrecken ließen, in die Fußtapfen der verfolgten Glaubenslehre zu treten.

Francisco San-Roman*) aus Burgos gebürtig, ist der erste spanische Blutzeuge in der Geschichte der dortigen Reformation. Er war aus einer ansehnlichen Familie. Handelsgeschäfte führten ihn nach den Niederlanden, wo er mit der Lehre der Reformatoren und mit Männern bekannt wurde, die an diese Lehre sich anschlossen. Nachdem er schon in Antwerpen war gefangen gehalten, dann auf dem Reichstag zu Regensburg, wo er die Verwendung des Kaisers vergebens nachsuchte, aufs Neue war zur Haft gebracht und als Gefangener im Gefolge des Kaisers nach Italien und Afrika war geschleppt worden, wurde er endlich nach der unglücklichen Expedition des Kaisers gegen Algier in Spanien wieder ans Land gesetzt und der Inquisition zu Valla-

*) Vgl. außer M'Crie noch die histoire des Martyrs. p. 146. b.

dolid übergeben. Sein Proceß war kurz. Als er vor die Inquisitoren gebracht wurde, gestand er offen seinen Glauben an die Hauptlehre der Reformation, daß nämlich die Rechtfertigung nicht aus den Werken, sondern aus der Gnade Gottes komme durch die Vermittlung Christi, wobei er auch nicht unterließ, die Messe, die Ohrenbeichte, das Fegfeuer und ähnliche Irrthümer als mit dem Worte Gottes streitend darzuthun. Er wurde gefangen gesetzt und trug seine Strafe mit großer Geduld. Vergebens suchten die Mönche, die ihn besuchten, ihn von seinem Glauben abzubringen, und auch als das Todesurtheil wider ihn gesprochen war und er auf den Richtplatz geführt wurde, weigerte er sich, dem Priester zu beichten und sich vor dem Crucifix zu neigen, das man ihm vorhielt. Als er an den Pfahl befestigt war und die Flammen ihn schon erreichten, machte er eine unwillkürliche Bewegung mit dem Kopfe. Die Mönche glaubten darin ein Zeichen seiner Reue zu erkennen. Er wurde aus dem Feuer gebracht, aber als er wieder Athem fand, blickte er seinen Peinigern ruhig ins Gesicht und fragte sie: „Beneidet ihr mich um mein Glück?“, worauf er in die Flammen zurückgestoßen und von diesen verzehrt ward. Allen Gläubigen ward verboten für seine verdammte Seele zu beten. Aber einige von der kaiserlichen Leibwache sammelten seine Asche, und der englische Gesandte, welcher sich damals in Valladolid befand, verschaffte sich einen Theil der Gebeine, um sie als Reliquie aufzubewahren. Dieß Ereigniß fand im Jahre 1544 statt. In Valladolid waren damals ziemlich viele Bekenner der evangelischen Lehre, und weit entfernt, daß das Schicksal San-Romans sie abgeschreckt hätte, traten sie vielmehr nach seinem Tode zu einer Gemeinde zusammen, die sich zwar insgeheim, aber regelmäßig zum Zwecke christlicher Erbauung versammelte.

Auch außer Landes zeichneten sich einige Spanier durch ihr freies Bekenntniß aus. Jayme Enzinas starb 1546 in Rom den Märtyrertod und Juan Diaz aus Cuença, ein Freund Bucers, wurde mit Hülfe seines eignen Bruders Alfonso zu Neuburg an der Donau meuchlerisch ermordet.

Das große Mittel, wodurch die Reformation in allen Ländern, (vor allem freilich in Deutschland) befördert ward, die Uebersetzung der Bibel in die Landessprache, blieb auch in Spanien nicht unver-

ſucht. Franſiſco Enzinas, mit dem griechiſchen Namen Dryander, der Bruder des hingerichteten Jayme, unternahm, aufgemuntert von Melanchthon und andern Freunden, eine Ueberſetzung des N. T. in dem caſtiliſchen Dialect. Aber auch dieß Unternehmen galt für Ketzerei. Schon der Titel des Buches: „Das N. T. d. i. der neue Bund unſeres alleinigen Erlöſers und Seligmachers Jeſu Chriſti" gab den Cenſoren vielen Anſtoß; denn die Ausdrücke: „neuer Bund" und „alleiniger Seligmacher" rochen nach dem Lutherthum. Man begnügte ſich nicht damit, dieſe Worte auf dem Titel zu ſtreichen, ſondern der Ueberſetzer ſelbſt, da er auch noch eine Schrift Luthers überſetzt hatte, wurde eingekerkert, und ſeine Bibelüberſetzung ſo wie einige andere, welche um dieſe Zeit entſtanden, durch eine Bulle Papſt Julius III. ums Jahr 1550 verboten.

Unterdeſſen hatten ſich die Anhänger der Reformation in Spanien mit jedem Jahre gemehrt, und als endlich 1555 ein Schüler des vorhin genannten Egidius, Conſtantine Ponce de la Fuente von ſeiner Reiſe in die Niederlande nach Sevilla zurückgekehrt war, fand er die Gemüther ſchon hinlänglich vorbereitet, um für die weitere Verbreitung der reinen Lehre in Spanien zu wirken.

Sonach waren es vor allen die beiden Städte Sevilla im ſüdlichen, Valladolid im nördlichen Theile Spaniens, welche ſich für die neue Lehre empfänglich zeigten und derſelben einen Anhaltpunct verſchafften. Es waren beſonders auch die Klöſter in der Umgegend dieſer Städte, welche in ihrem Innern heilſame Verbeſſerungen vornahmen, und auch unter dem höhern Adel fanden Luthers Lehren Anhang und eine ziemliche Verbreitung. So ſtanden die Sachen in Spanien, als Philipp II. ſeine Regierung antrat. Man iſt ſo ſehr gewohnt, Philipp II. und die Inquiſition als zuſammengehörige Begriffe zu betrachten, daß es wohl hier der Ort ſein dürfte, über dieſes furchtbare Inſtitut, das Philipp auch auf den Boden andrer Länder zu verpflanzen ſuchte, einige Nachrichten zu geben *).

Die Inquiſition hat ihren Urſprung im Mittelalter und zwar

*) Das Ausführlichere darüber in Llorente, kritiſche Geſchichte der ſpaniſchen Inquiſition, überſetzt von Höck. 4 Bde. Gmünd 1819.

im südlichen Frankreich. Hier war es, wo man zuerst nöthig fand, wegen der überhandnehmenden Secten der Albigenser und anderer den päpstlichen Stuhl bedrohender Religionsgesellschaften ein eigenes Tribunal niederzusetzen, das die Aufspürung und Bestrafung der Ketzer zu seiner eigensten Aufgabe machen sollte. Bis dahin hatten die Landesbischöfe selbst die Pflicht gehabt, den aufkommenden Irrlehren zu steuern; allein da man diese zu säumig fand, und da der römische Stuhl die Leitung der Kirche durch seine, ihm besonders ergebenen Werkzeuge auf Kosten der bischöflichen Rechte betreiben ließ, so waren es auch hier die Bettelmönche, in deren Hände das heilige Strafamt der Kirche gelegt wurde. Die Päpste Innocenz III. und Gregor IX. betrieben die Inquisition mit besonderm Eifer, und Toulouse wurde zunächst der Sitz des höchsten Gerichtshofes derselben für Frankreich. Aehnliche Gerichte wurden in Italien und Sicilien niedergesetzt, und auch in Deutschland wurde die Einführung derselben, doch nicht eben mit großem Glück, versucht. Vor allen aber war Spanien das Land, in welchem diese peinliche Justiz der Kirche eine so ausgebildete Gestalt erhielt, wie sonst nirgends, so daß die spanische Inquisition die berüchtigste geworden ist in den Jahrbüchern der Geschichte. Schon im 13. Jahrhundert war in Aragonien die Inquisition eingeführt worden. Bei der Vermählung aber Ferdinands von Aragonien mit Isabella von Castilien, welche die Vereinigung der beiden Königreiche zur Folge hatte, wurde im Jahre 1477 der erste Versuch gemacht zur Einführung eines Inquisitionsgerichtes für das ganze, nunmehr vereinigte Königreich. Der Papst Sixtus IV. bestätigte das Unternehmen durch eine Bulle, und der Erzbischof Pedro Gonzalez de Mendoza so wie der Cardinal Ximenes gaben dem Gerichtshofe seine Einrichtung. An die Spitze desselben trat im Jahre 1478 Thomas de Torquemada, Prior des Dominicanerklosters von Segovia mit dem Titel eines Generalinquisitors, der durch seine blutigen Verheerungen sich einen der furchtbarsten Namen in der Geschichte bereitet hat. Ausspürung und Bestrafung der Ketzer, das waren nächst der Vertilgung der Mauren und der Juden die beiden Hauptaufgaben der spanischen Inquisition und dazu bediente sie sich aller möglichen Mittel. Schon Innocenz III. hatte es jedem katholischen Christen zur heiligsten Gewissenssache

gemacht, jeden anzugeben, der der Irrlehre verdächtig sei. Verheimlichung der Ketzerei eines andern galt für ein Verbrechen. Aber mit den zufälligen Angaben begnügte sich der Gerichtshof nicht. Er hatte eine Unzahl von Beamten und von gedungenen Spähern, und häufig ward der Beichtstuhl die Gewissensfolter, welche die Geständnisse erpreßte, die man haben wollte. Unter der Anbietung einer gnadenreichen Verzeihung wurden von Zeit zu Zeit Tausende gelockt, sich als reuige Sünder vor dem Gerichtshofe einzufinden; aber statt der gehofften Verzeihung warteten ihrer die Qualen der Folter, Bande und Kerker, Einziehung des Vermögens, öffentliche Schande, Ausschließung von allen Aemtern und am Ende doch noch der Feuertod, wenn sie nicht vollkommen sich zu reinigen im Stande waren. Und wie war dieses möglich, da zu jeder Zeit der Prozeß wieder neu konnte aufgenommen werden, und da die Mittel der Vertheidigung nach Willkür abgeschnitten wurden. Welcher verworfenen Mittel man sich bediente, Kinder gegen ihre Aeltern, Verwandte gegen Verwandte, Dienstboten gegen ihre Herrschaften zeugen zu lassen und die Angeklagten selbst in ihren Verhören zu verwickeln; welchen willkommnen Anlaß die Inquisition sowohl dem politischen Despotismus, als der Privatrache der einzelnen darbot, das geht aus den nähern Beschreibungen der Prozesse hervor, bei denen wir uns jedoch nicht länger aufhalten können.

Es läßt sich denken, daß bei der Verbreitung der lutherischen Lehren in Spanien die Thätigkeit der Inquisition einen neuen Spielraum erhielt, und namentlich war es Philipp II., der im Einverständnisse mit Papst Paul IV. und dem damaligen Generalinquisitor Valdez alles aufbot, die Ketzer in ihren Schlupfwinkeln aufzuspüren, und sie dem heiligen Officium (so nannte man auch die Inquisition) zu überantworten. Das Personal des Gerichtshofes wurde vermehrt, die Strafen geschärft und nichts gespart, um das ganze Land in einem fortwährenden Schrecken zu erhalten. Die Gemeinden von Sevilla und Valladolid wurden auseinander gesprengt und ihre Mitglieder zu hunderten verhaftet. Der ausgezeichnete Prediger Constantine Ponce de la Fuente starb an der Folge der erlittenen Mißhandlungen, aber sein Bildniß und seine Gebeine wurden im December 1560 bei einem in Sevilla

gefeierten Auto da Fe öffentlich ausgestellt. Auch früher schon, den 21. Mai 1559 als am Sonntage Trinitatis, hatte das erste öffentliche Auto da Fe gegen die Protestanten stattgefunden. Zur Vervollständigung unsers Bildes der Inquisition muß ich noch die nähere Beschreibung eines Auto da Fes vorausschicken. Das Wort Auto da Fe ist spanisch und heißt eine Glaubenshandlung, ein Act der gläubigen Kirche gegen die ungläubigen Ketzer. Es gab größere und kleinere Auto da Fe's, wovon die letztern (Antiflo genannt) nur in den Hallen der Inquisition selbst, die erstern aber mit großer Oeffentlichkeit und unter feierlichen Formen abgehalten wurden. Sie sollten ein Abbild des jüngsten Gerichtes sein und schon durch ihre schreckenden Formen die Gemüther der Menge mit Abscheu gegen die Ketzerei erfüllen. Sie wurden daher gemeiniglich auf Sonn- und Festtage verlegt und in der geräumigsten Kirche der Stadt, noch häufiger aber auf freien Plätzen gehalten. In allen Kirchen und Klöstern der Nachbarschaft wurde eine solche Glaubenshandlung zuvor angekündigt, und allen denen ein vierzigtägiger Ablaß versprochen, die an der Ceremonie theilnehmen würden. Diese fand auf folgende Weise statt. Mit Anbruch des Tages, der zum Auto da Fe bestimmt war, verkündeten alle Glocken der Stadt die Feier desselben. Die Officialen der Inquisition begaben sich in die Gefängnisse, in welchen die auserſehenen Opfer schmachteten. Nicht allein die zum Tode Verurtheilten, sondern auch die, welche Verzeihung erhielten, aber zu Büßungen verurtheilt waren, mußten erscheinen. Diese letztern trugen entweder ein weißes Kleid, wenn ihre Verschuldung leicht war, oder, wenn sie schwerer war, den schon erwähnten Sanbenito. Auf dem Sanbenito der zum Feuer Verurtheilten aber sah man aufwärts lodernde Flammen von Teufeln umgaukelt; auch trugen sie noch eine papierene Mütze, Coroza genannt, auf denen ähnliche Bilder angebracht waren. Bei denen, welche die Gnade genossen, vorher erdrosselt zu werden, waren die Flammen abwärts gekehrt. Nachdem die Gefangenen von den Officialen auf den Gefängnißhof herausgeführt worden, setzte sich der Zug in Bewegung. Hinter einer Abtheilung Soldaten, welche Bahn machten, schritt ein Priesterchor in feierlichem Ornate, begleitet von der Schuljugend unter dem Gesange der Litaneien. Nun folgten die Gefangenen selbst, nach den Graden

ihrer angeblichen Verſchuldung in verſchiedene Haufen getheilt: die Schuldigſten kamen zuletzt mit einem Strick um den Hals und einem Kreuz in den Händen. Jeder Gefangene wurde von zwei Gerichtsdienern der Inquiſition (Familiaren) bewacht; außerdem waren den zum Tode Verurtheilten Mönche beigegeben, welche ſie noch in der letzten Stunde bearbeiten und ihnen die Schrecken der Hölle vorhalten ſollten. Nach den Gefangenen kamen die hohen Behörden, die Richter und Staatsbeamten, nebſt einer Schaar Adeliger zu Pferde. Nun erſt erſchien der geſammte Clerus, ſowohl die Ordens- als die Weltgeiſtlichen, und in einiger Entfernung bewegten ſich die Mitglieder des heiligen Officiums ſelbſt in langſam feierlichem Schritte vorwärts. Voran dieſem Zuge wurde eine rothe ſeidene Fahne getragen, worauf die Inſignien Papſt Sixtus IV. und Ferdinand des Katholiſchen prangten zur Verherrlichung der Stifter oder wenigſtens der Beförderer und Wiederherſteller der Inquiſition; über denſelben erhob ſich ein vergoldetes Crucifix von gediegenem Silber, das von dem Volke mit der höchſten Verehrung betrachtet ward. Endlich kamen die Familiaren zu Pferde, welche die Leibwache bildeten, woran ſich noch ein langer Zug von Perſonen aus den höhern Ständen anſchloß, die den heiligen Glaubensact mit ihrer Gegenwart beehren und ihren Gehorſam gegen die Kirche dadurch an den Tag legen wollten. Eine unzählige Menge Volkes bildete, durch keine weitere Ordnung zuſammengehalten, den Schluß des düſteren Aufzuges. Auf dem Platze angelangt, beſtiegen die Inquiſitoren eine für ſie errichtete Bühne. Dieſer gegenüber erhob ſich eine andere, auf welcher die Gefangenen ſtanden, ihr Urtheil zu vernehmen. Jetzt hielt einer aus der hohen Geiſtlichkeit eine Rede zur Eröffnung der Feierlichkeit, und dann las der Schreiber des Tribunals die Urtheile vor. Die Bußfertigen, d. h. die, welche bereit waren ihre Ketzerei abzuſchwören, erlangten nun, nachdem ſie auf den Knieen und die Hände auf das Meßbuch gelegt, ihr Glaubensbekenntniß hergeſagt hatten, die Abſolution, die ihnen von dem Vorſtande des Tribunals am Altar ertheilt wurde, immerhin jedoch auf die Bedingung, den über ſie verhängten Kirchenſtrafen ſich willig zu unterziehn. Dieſe beſtanden gewöhnlich in Verbannung oder in körperlichen Züchtigungen, in Kerker und harter Frohn-

arbeit. Drauf wurde der ganzen Verſammlung ein Eid abgenommen, daß ſie Zeitlebens im Glauben der römiſchen Kirche verharren und einſt in dieſem Glauben ſterben, ja daß ſie die heilige Inquiſition in allen ihren Handlungen unterſtützen und ſie aufrecht erhalten wolle. Während dieſer Eidesabnahme lag alles Volk auf den Knieen. Nun kam es an die zum Tode Verurtheilten. Diejenigen unter ihnen, welche dem geiſtlichen Stande angehörten, wurden Stück für Stück ihrer prieſterlichen Auszeichnungen beraubt und der weltlichen Behörde zur Beſtrafung überantwortet. Der alte kirchliche Gemeinplatz, „daß die Kirche nicht nach Blut dürſte" und auch kein Blut vergieße, wurde jetzt auf eine Weiſe in Anwendung gebracht, daß er einer ſchamloſen Satire der Kirche auf ſich ſelbſt ähnlich ſah. Scheinbar dem Grundſatz der Menſchlichkeit getreu baten jetzt die Inquiſitoren mit heuchleriſcher Miene die weltlichen Richter, die Verurtheilten mit Milde zu behandeln, während ſie doch von ſich aus ſchon alle Anſtalten zur Hinrichtung getroffen hatten und jeden weltlichen Richter ſelbſt vor ihr Tribunal gezogen haben würden, der es auch nur von ferne gewagt hätte, ihrer Bitte zu willfahren. Dieſe Bitte blieb alſo und ſollte bleiben ein frevelhaftes Poſſenſpiel, womit der Menſchlichkeit Hohn geſprochen wurde im Angeſicht der leichtgläubigen Menge. War dieſe Heuchelſcene vorüber, dann fand die grauſame Hinrichtung ſelbſt ſtatt, zwar gleichfalls öffentlich, doch nicht auf dem Platze, auf welchem das Auto da Fe gehalten wurde, ſondern außerhalb der Stadt.

Bei dem erſten öffentlichen Proteſtanten-Audo ta Fe, welches den 21. Mai 1559 zu Valladolid in Gegenwart des vierzehnjährigen Don Karlos, ſeiner Tante Johanna und vieler Großen und Beamten des Reichs gehalten wurde, ließen ſich 16 wieder mit der Kirche verſöhnen, 14 aber wurden dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit überliefert *). Von den letztern wurden zwei lebendig verbrannt, die übrigen vorher erdroſſelt, was eine Erleichterung der Strafe war. Aber auch hier wurden die vom Tode Freigeſprochenen entweder verbannt oder zum Tragen des Sanbenito verurtheilt. Es waren unter ihnen viele vom höchſten Adel und Leute, welche Karl V. ausgezeichnet hatte. Unter den Hingerichteten verdient neben Auguſtin

*) Raumer Geſchichte Europas III. S. 17. (nach Sapulveda historia Philippi und Llorente) vgl. M'Crie S. 290.

von Caçalla auch noch besonders Antonio Herezuelo genannt zu werden, ein Rechtsgelehrter aus der Stadt Toro. Muthig hatte er die Qualen der Folter ertragen und ging festen Schrittes seinem Tod entgegen. Das Einzige, was ihn betrübte, war der Anblick seiner Frau, die er am Tage des Auto da Fés im Kleid einer Bußfertigen, d. h. einer solchen erblickte, die auf ihr reuiges Bekenntniß hin freigesprochen worden. Leonora war erst 22 Jahre alt, als sie in die Gefängnisse der Inquisition gebracht wurde. Ungewiß über das Schicksal ihres Gatten hatte sie endlich dem Zureden der Mönche nachgegeben und sich zu einem Widerruf ihrer Ketzerei bewegen lassen. Aber jetzt nach dem Anblick ihres Gatten, der zur Richtstätte geführt wurde, ließ ihr das Gewissen keine Ruhe mehr. Sein scheidender und schneidender Blick schwebte ihr stets vor Augen. Sie raffte sich endlich zusammen, verwarf die Büßungen, die man ihr zumuthete und gab sich offen als eine Bekennerin desselben Glaubens dar, für den ihr Mann gestorben war. Noch acht Jahr wurde sie in den Kerkern herumgeschleppt, bis sie endlich 1568 auf dieselbe Weise endete wie ihr Gemahl.

Ein zweites Auto da Fe fand bald darauf im October 1559 statt, welchem Philipp II. selbst beiwohnte, begleitet von seinem Sohne Don Carlos, seiner Schwester und einem reichen Gefolge*). Er selbst schwor dem Großinquisitor Valdez einen feierlichen Eid auf sein Schwert, dasselbe stets zur Unterstützung des heiligen Officiums und zur Vertilgung der Ketzer zu gebrauchen. Unter den Opfern, die dieses Auto da Fe forderte, wird uns Don Carlos de Seso genannt, ein Edelmann aus Verona gebürtig, der wegen seiner großen Talente und seines trefflichen Characters von Karl V. in großen Ehren war gehalten worden. Er starb nicht nur selbst muthig den Feuertod, sondern munterte auch seine Freunde durch sein standhaftes Benehmen auf. Bei diesem Anlaß war es, als der unbewegliche Philipp das Wort sprach, „er selber würde bereit sein, das Holz herbeizutragen, um seinen eignen Sohn zu verbrennen, wenn er ein solcher Ketzer wäre, wie diese**). Ich schweige von

*) M'Crie S. 301.
**) M'Crie S. 305.

den ähnlichen Auftritten bei den Auto da Fe's in Sevilla und Madrid und andern Städten, und von den Märtyrern, die dort dem Tode geweiht wurden, und unter welchen Frauen und Jungfrauen, selbst Greise auf ihren Stab gebückt, den Scheiterhaufen bestiegen. Auch die übrigen, zahlreichen Verfolgungen im Einzelnen durchzuführen, halte ich für überflüssig, da das Bisherige hinreichen wird, uns ein anschauliches Bild zu geben von der Art, wie Philipp im eignen Mutterlande die Rechtgläubigkeit der Kirche handhabte.

Wir wenden uns jetzt jenem andern Lande zu, in welchem er und seine Schreckensmänner vorzüglich ihre Namen verewigt haben, einem Lande, das seiner natürlichen Lage und Beschaffenheit, sowie dem Character seiner Bewohner nach himmelweit von dem spanischen verschieden ist, und das eben deßhalb von der Vorsehung dazu berufen schien, früher zu einem freiern politischen und religiösen Dasein zu gelangen, als das unglückliche Spanien, das uns noch in der Gegenwart das Bild der innern Zerrissenheit vor die Augen stellt.

Die siebzehn Provinzen der Niederlande, welche die Völkerschaften der Belgen, der Friesen und der Bataven umfaßten, waren im Jahr 1477 durch Vermählung der Herzogin Maria von Burgund mit dem damaligen Erzherzog Maximilian von Oestreich unter die Botmäßigkeit des kaiserlichen Hauses gekommen, jedoch unter der Bedingung, daß ihre eigenthümlichen Rechte und Freiheiten ihnen aufrecht erhalten würden. Allein schon unter Maximilians Regierung hatte sich die Unzufriedenheit geregt, welche einst die Gefangennehmung desselben in der Stadt Brügge zur Folge hatte. Als nun aber Maximilians Enkel Karl V. durch die pragmatische Sanction 1548 die Niederlande zugleich als ein mit Spanien unzertrennlich verknüpftes Land bezeichnet hatte, mußte bei der völligen Verschiedenheit der Nationalität und bei dem Einfluß, welchen die Spanier auf das wohlhabende und betriebsame Land zu üben begannen, sich ein Gefühl des Mißbehagens erzeugen, das durch Karls feine Politik zwar gemäßigt, aber nicht beseitigt werden konnte, und das nunmehr unter Philipps despotischer Regierung vollends in eine zur Empörung gereifte feindselige Stimmung des Volkes umschlug. Zu dieser politischen Bewegung gesellte sich nun die religiöse, die mit ihr Hand in Hand

ging, weßhalb auch hier, wie anderwärts, die beiden Intereſſen häufig vermiſcht und mit einander verwechſelt wurden.

Dieſer Doppelkampf der Niederlande um ihre politiſche und religiöſe Unabhängigkeit bietet in dem Gemälde der Zeit einen der intereſſanteſten Puncte dar*). Was nun vor allem die religiöſen Bewegungen betrifft, ſo darf vorerſt nicht vergeſſen werden, daß ſchon in den Zeiten vor der Reformation in den Niederlanden ſich Männer hervorgethan hatten, welche der Glaubensverbeſſerung in mehrfacher Hinſicht den Weg bereiteten. Ich erinnere nur an Gerhard Groot, an Thomas von Kempis, an Johann Weſſel von Gröningen und an den berühmten Erasmus von Rotterdam. Als nun im 16. Jahrhundert Luthers Lehre von Deutſchland aus ſich weiter verbreitete, fand ſie vorzüglich Anklang unter den Mitgliedern des Auguſtinerordens in Antwerpen. Zwei dieſer Mönche, Heinrich Voes und Johann Eſch, ſtarben ſogar als die erſten Blutzeugen der Reformation auf dem Scheiterhaufen. Sie wurden 1523 zu Brüſſel verbrannt und Luther beſang ihren Tod in einem ſchönen Liede. Bald traten viele Einwohner von Holland, Seeland und Flandern zur neuen Lehre über; doch blieben auch die Verfolgungen nicht aus und die an jenen Mönchen ſtatuirten Beiſpiele wiederholten ſich von Zeit zu Zeit. So wurde auch im Jahr 1525 der Reformator Johann de Backer (Piſtorius) verbrannt, weil er ſich verehelicht und der Lehre des Papſtes widerſprochen hatte. Ueberhaupt wurden unter Karl V. mehrere tauſend Menſchen — Grotius redet in rhetoriſcher Uebertreibung von 100,000! — wegen ihres Abfalls von der römiſchen Kirche enthauptet, verbrannt oder auf andere Weiſe vom Leben zum Tode gebracht. Zu dieſem grauſamen Verfahren mochte freilich auch mitwirken, daß viele Wiedertäufer, ſeit ihrer Vertreibung

*) Wir werden indeſſen auch hier das Politiſche nur ſo weit berückſichtigen, als es der Betrachtung der religiöſen Kämpfe zur nothwendigen Unterlage dient. Allzubekannt iſt Schillers ſchön geſchriebene, aber unvollendete Darſtellung, als daß ich an ſie zu erinnern brauchte. Als weitere Hilfsmittel können die Fortſetzung des Schillerſchen Werkes von Curths und die Geſchichte der Niederlande von van der Vynckt (3 Bde. Zürich 1793) genannt werden, ſowie auch der 3. Band von Raumers Geſchichte Europa's, Seite 11—155. (Von ältern Schriftſtellern ſind Meteren und Grotius benutzt worden.)

aus den deutſchen Landen, ſich in Friesland niedergelaſſen und ihr tolles Weſen daſelbſt getrieben hatten. Aus Frankreich her fanden ſich dann auch bald namentlich in den ſüdlichen Provinzen und Flandern viele Calviniſten oder Reformirte ein, die neben den Anhängern Luthers und den Wiedertäufern als eine dritte Secte erſcheinen mußten*). Dieſe Verſchiedenheit der Bekenntniſſe trug nicht wenig zu den Verwickelungen bei; das Einzige, worin ſich Alle begegneten, war der Haß gegen das Papſtthum und das ſpaniſche Syſtem; aber ein gemeinſchaftlicher Haß gegen einen Dritten erſetzt noch nicht die gemeinſchaftliche Liebe, die alle in einem Geiſte verbindet.

Wodurch Philipp gleich bei ſeinem Regierungsantritte den Niederländern, und zwar den katholiſchen faſt noch mehr als den proteſtantiſchen ſich verhaßt machte, war die Einführung neuer Bisthümer und die Art, wie er die Beſchlüſſe des Tridentiniſchen Concils der Kirche aufzudringen ſuchte. Hatte der argwöhniſche Herrſcher gehofft, durch die Vermehrung der Bisthümer dem um ſich Greifen der Irrlehre Einhalt zu thun, weil die Biſchöfe nach den alten Einrichtungen der Kirche die Pflicht hatten, über der Reinheit des Glaubens zu wachen, ſo mußte er ſich bald überzeugen, daß dieß Mittel allein nicht ausreiche, und daß ein unmittelbares Eingreifen der Inquiſition in die kirchlichen Angelegenheiten noch gar viel erfolgreicher ſein werde. Aber eben damit erbitterte er die Gemüther nur noch mehr. Zwei Perſonen waren es, denen Philipp beſonders die Bändigung der Ketzer in den Niederlanden übertrug: ſeine Schweſter, die Statthalterin Margaretha von Oeſtreich, und der Biſchof von Arras Anton Perenot, der unter dem Namen des Cardinals Granvella bekannter iſt. Dieſer, der Sohn eines Emporkömmlings, der als kaiſerlicher Kanzler die Gunſt Karls V. beſeſſen hatte, erregte durch willkürliches und gewaltthätiges Verfahren den allgemeinen Haß gegen ſich, und die Zurückſetzungen, welche die Einheimiſchen bei Beſetzung der geiſtlichen

*) Die Reformirten erhielten nach und nach die Oberhand über die Lutheraner, welche mehr die öſtlichen Provinzen des Landes inne hatten, während in den größern Städten, z. B. in Antwerpen, ſich die verſchiedenen Parteien neben einander geltend zu machen ſuchten.

Stellen erleiden mußten, trugen bittere Früchte*). Rückſichtlich der Ketzer hatte Granvella ächt ſpaniſche Grundſätze**). „Man ſoll," ſchlug er vor, „von allen einen Eid über die Reinheit ihres Glaubens und ihre Unterwerfung unter die Ketzergeſetze verlangen. Denen, welche dieſen Eid verweigern, wird binnen vierundzwanzig Stunden jede Waffe weggenommen und ihnen aufgegeben, vor Ablauf von vierzehn Tagen ⅔ ihrer Güter zu verkaufen und für ewige Zeiten ihr Vaterland zu meiden. Das übrige Drittel jener Güter ſollte zu frommen Zwecken verwendet werden."

Vergebens widerſetzte ſich der Staatsrath den ſtrengen Maßregeln des Cardinals. Die mildere Stimme des Präſidenten Viglius von Zuichem wurde überhört. Da erwachte der Muth in der Bruſt dreier Männer, welche es wagten, ihre Vorſtellungen an den König zu bringen: Wilhelm von Naſſau, Prinz von Oranien, Lamoral, Graf von Egmont, und Philipp von Montmorency, Graf von Horn.

Wilhelm I.***), welchem durch Erbſchaft ſeines Oheims das Fürſtenthum Orange in Frankreich zugefallen — daher Prinz von Oranien — war der Sohn Wilhelms von Naſſau, Grafen von Dillenburg und der Gräfin Juliane von Stollberg. Der Aelteſte von zwölf Kindern, war er geboren im Jahr 1533 auf dem Schloſſe Dillenburg im Naſſauiſchen. Sein Vater war Proteſtant und hatte in ſeinem Lande die Reformation eingeführt; aber Kaiſer Karl V. hatte den jungen Prinzen frühzeitig an ſeinen Hof gezogen und ihm die Lehrſätze der katholiſchen Kirche beibringen laſſen. Wilhelm genoß ſchon als Knabe das Vertrauen des Kaiſers, und im Jahr 1555 ſtand er als Oberbefehlshaber an der Spitze des kaiſerlichen Heeres in den Niederlanden. Als Karl V. ſeine Kronen niederlegte, war Wilhelm ein Jüngling von 23 Jahren. Ihm wurde das Geſchäft zu Theil, die deutſche Krone Ferdinand I. zu überbringen, und auf ſeine Schultern geſtützt, nahm Karl Abſchied von ſeinen flandriſchen Unterthanen.

---

*) Es wurde unter andern eine Zeichnung verfertigt, auf der Granvella über Eiern ſitzend abgebildet war, aus welchen er Biſchöfe brütete, und darüber ſchwebte die Geſtalt eines Teufels mit der läſterlichen Inſchrift: „Dieß iſt mein lieber Sohn, den ſollt ihr hören."

**) Siehe Raumers Briefe I. 164.

***) Vgl. deſſen Biographie im Musée des Prot. célébres T. III.

Die Gunst, deren ihn sein Herrscher gewürdigt, vererbte sich aber keineswegs auf Philipp. Dieser bestätigte ihm zwar die Statthalterschaft von Holland und Seeland und fügte die von Utrecht hinzu; aber standhaft weigerte er sich, ihm die Oberstatthalterschaft über die gesammten Niederlande zu ertheilen. Der Argwohn Philipps gegen Wilhelm von Oranien mochte noch in einem besondern Umstande seinen Grund haben. Wilhelm war in Folge des Friedensschlusses zwischen Frankreich und Spanien*) als Geißel nach Frankreich gekommen. Hier erfuhr er in einem Gespräch mit König Heinrich II., der mit einem Vertrauten Spaniens zu sprechen glaubte, den schändlichen Plan der beiden Könige, den Protestantismus ihrer Länder mit Hülfe der Inquisition zu ersticken. Diese Entdeckung theilte er seinen Freunden in Brüssel mit, aber die Briefe fielen in Philipps Hände. — Wilhelm von Oranien bewahrte indessen einen stillen und verschlossenen Character, daher sein Beiname: der Schweigsame; aber hinter dieser scheinbaren Ruhe verbarg er einen thätigen, feurigen Geist und einen festen, kräftigen Willen. „Ruhig in stürmenden Wogen**),“ das war sein Wahlspruch und das treue Bild seines Wesens.

Lamoral, (Amurath) Graf von Egmont, stammte gleichfalls aus einem angesehenen Geschlechte. Er war ein Abkömmling der Herzoge von Geldern, Ritter des goldnen Vließes und mit den Lorbeern der glorreichen Siege bei St. Quentin und Gravelingen geschmückt. Er führte die Statthalterschaft über Flandern und Artois, und war durch seine große Leutseligkeit allgemein beliebt. Philipp von Montmorency, Graf von Horn***) hatte sich neben Egmont in denselben Siegen ausgezeichnet. Er war Oberbefehlshaber über die Seemacht, und hatte eine Zeitlang die Statthalterschaft über Geldern und Zütphen versehen, dann aber während eines Aufenthaltes in Spanien mancherlei kennen gelernt, was ihm die dortige Politik verhaßt machen mußte.

Diese drei Männer, Oranien, Egmont und Horn entwarfen, da sie im Staatsrath mit ihren Anträgen nicht durchdringen konnten,

---

*) Friede von Cateau Cambrésis den 3. April 1559.
**) Saevis tranquillus in undis.
***) Van der Vynckt I. S. 123.

am 11. Mai 1563 eine Vorſtellung an den König, worin ſie die gegenwärtige Lage der Dinge ſchilderten, ihre Anhänglichkeit an die katholiſche Religion bezeugten, die Statthalterin Margaretha lobten, aber die Entfernung Granvella's für durchaus nothwendig erklärten, da ſeine Anmaßung ohne Grenzen ſei, und da nur nach ſeiner Beſeitigung das Land mit Erfolg könne regiert werden. Sie erhielten nur eine ausweichende Antwort. Die Folge war, daß die drei aus dem Staatsrath austraten; und erſt, als auf die Vorſtellungen der Statthalterin Margaretha hin Granvella endlich im Jahr 1564 die Niederlande verließ und ſich nach Burgund begab, traten ſie wieder in die Behörde ein, in welcher ſie ihr Anſehn trotz der noch immer zahlreichen Anhänger des Cardinals zu behaupten wußten. Egmont war es zugleich, der bei ſeinem perſönlichen Erſcheinen am ſpaniſchen Hofe im Jahr 1565 ſich in ſoweit der Proteſtanten annahm, daß er um eine mildere Behandlung derſelben nachſuchte. Aber Philipp II., der die Frage wegen der Ketzer ſeinen Theologen zur Begutachtung vorlegte, äußerte ſich bei dem Anlaß, „er wolle lieber hunderttauſend Leben verlieren, als die geringſte Veränderung in Glaubensſachen dulden oder die Beſtrafung der Ketzer, mit Uebertretung ſeiner Pflichten gegen Gott, aufſchieben oder mildern. Vielmehr ſolle man überlegen, wie dieſe Strafen zu ſchärfen wären, damit endlich die Ausgelaſſenheit gezähmt und das Uebel mit der Wurzel ausgerottet werde *)." Der König hatte ſich, um in dieſen Geſinnungen ſich zu ſtärken, vor dem Bilde des Erlöſers niedergeworfen **) und ihn gebeten, daß er ihn bei ſolcher Geſinnung erhalten möge. Es folgten drauf noch mehrere Schreiben Philipps an Margaretha, in welchen auf unverzügliche Vollziehung der Strafen gedrungen wurde. Mit allen Gegenvorſtellungen wurde nichts erreicht, als daß endlich der Blutbefehl dahin abgeändert wurde, daß die Hinrichtungen der Ketzer nicht öffentlich zu ſein brauchten, ſondern im Geheimen vollzogen werden könnten, was dadurch bewerkſtelligt wurde, daß man den Kopf mit den Knieen zuſammenband und die Verurtheilten in großen Waſſerkufen erſäufte. Eine allgemeine Erbitterung bemächtigte ſich der Gemüther, und wo die Befehle mit Ge-

*) Raumers Geſchichte III. S. 34. (nach Hooft 51.)
**) Schröckh II. S. 391.

walt wollten durchgesetzt werden, da fehlte es auch nicht an Gegenwehr. So widersetzten sich die Protestanten in Antwerpen der Hinrichtung eines ihrer Glaubensgenossen, und warfen den Scharfrichter mit Steinen, so daß dieser den Körper des Unglücklichen, zur Hälfte verbrannt, seinem Schicksal überließ; aber noch aufgebrachter wurden sie, als jetzt kund ward, man bringe die evangelischen Gläubigen heimlich in den Gefängnissen um, statt sie öffentlich zu richten. Endlich traten durch solche Grausamkeiten ermüdet die vier Hauptstädte Brabants, Löwen, Brüssel, Antwerpen, und Herzogenbusch zusammen und gaben eine kräftige Schrift ein, worin sie die Abstellung der Inquisition begehrten. Bald fand das feste Benehmen dieser Städte weitern Anklang. Ein Bündniß wurde geschlossen, an dessen Spitze zuerst Philipp von Marnix, Herr von St. Andolgonde stand, im Jahr 1566 in der Stadt Breda. „Wir wollen, so hieß es in der Urkunde des Bundes (der den Namen Compromiß erhielt), wir wollen nichts unternehmen gegen Gott, König, Staat, Freiheit und römische Kirche, wohl aber zusammenhalten wider die Inquisition; denn durch sie wird die schändlichste Sclaverei bezweckt und eingeführt, göttliches und menschliches Recht umgestoßen, Hab und Gut unsicher gemacht, Freiheit in Worten und Werken aufgehoben.“ Anfänglich war der Bund nur von elf Edelleuten *) unterzeichnet; allmälig aber traten ihrer an 400 hinzu, unter ihnen auch Oraniens Bruder Ludwig und sein Schwager, der Gräf von Berg. Wohlhabende Kaufleute schlossen sich später dem Bunde an. An die Spitze desselben trat Heinrich von Brederode, ein Abkömmling der alten Grafen von Holland, ein kühner und geachteter Mann. — Die Namen Wilhelms von Oranien, Egmonts und Horns fehlten zwar unter den Unterschriften; aber daß auch sie mit einverstanden waren, wird von vielen nicht ohne Grund vermuthet.

Wir müssen wohl merken, daß das Bündniß keineswegs ein protestantisches Bündniß war. Seine Mitglieder gehörten größtentheils zur katholischen Kirche. Aber auch von den Katholiken widersetzten sich ja viele den Eingriffen Spaniens in die

*) Schröckh a. a. O. S. 391.

Verhältnisse der Niederlande, und vor allem der Einführung der Inquisition.

Es war zu Anfang Aprils 1566 als die Verbündeten in Brüssel anlangten; den 5. April Mittags zogen sie unbewaffnet und wohlgeordnet, 3 bis 400 an der Zahl, zum Palaste der Statthalterin *). Sie wurden anständig empfangen, erhielten aber keine genügenden Versicherungen, sondern höchstens nur die Aussicht, daß man die Befehle des Königs mit möglichster Schonung und Mäßigung handhaben werde. Weniger human, als der Empfang der Statthalterin war der von Seiten des Staatsrathes Barlaimont, der sich, als einige Besorgnisse äußerten, vernehmen ließ, man sollte sich von diesem Haufen Lumpen oder Bettler (gueux) nicht einschüchtern lassen. Dieser schlechte Witz gab Anlaß zur Benennung der Partei.

Als die Verbündeten nämlich vor ihrer Trennung in Brüssel bei einem Abschiedsmahle sich letzten, fiel es einem unter ihnen ein, den Schimpfnamen der gueux in einen Ehrennamen zu verkehren und den Geusen (so nannten sie sich von nun an) ein lautes Lebehoch zu bringen. Ja, Bettler, das wollten sie sein, aber im edeln Sinne des Wortes; treu dem Könige (versteht sich, so lang er nach den Gesetzen regiert) bis zum Bettelsacke! —

Der Bettelsack wurde von nun an das Abzeichen aller, die zum Bunde der Geusen gehörten; man kleidete sich in die Tracht der Bettler, man prägte Münzen mit Insignien, die auf das Bettel-Handwerk Bezug hatten und trug dergleichen an Mützen und Gürteln zur Schau.

So war der Name der Geusen ein ähnlicher Parteiname geworden in den Niederlanden, wie der Name der Hugenotten in Frankreich, nur mit dem Unterschiede, daß das protestantische Bekenntniß nicht zum Charakteristischen eines Bundesmitgliedes gehörte. Aber nichts destoweniger wurden die Geusen als die Partei betrachtet, an welchen der Protestantismus einen Halt habe; und das wohl mit Recht. Traten doch wirklich und zum Theil im Vertrauen auf diesen Bund die Protestanten von diesem Augenblick an offener hervor. — Predigten wurden unter freiem Himmel

*) Raumer a. a. O. S. 41.

gehalten, wozu das Volk Schaarenweise ja zu Tausenden herbeiſtrömte, und manche Redner ließen ſich in ihrem Eifer hinreißen, mehr zu ſagen, als die reine Begeiſterung für das Evangelium gebot. Man ſuchte dieſe Verſammlungen mit Gewalt auseinander zu treiben. Aehnliche Auftritte, wie wir ſie zu Vaſſy in der Champagne gefunden haben, wiederholten ſich hier zu verſchiednen Malen und in verſchiednen Gegenden. Die Prediger, welche das Volk nicht immer auf beſonnenem Wege für die neue Religion entflammten, waren zum Theil den Klöſtern entronnene Mönche, die leicht von dem einen Extrem des Fanatismus in das andere überſpringen konnten und ſo die Gluth eines ſtürmiſchen Eifers entzündeten. Auch ungebildete Handwerker beſtiegen den Rednerſtuhl und predigten, ſo gut ſie es verſtanden, die evangeliſche Freiheit*).

In Antwerpen beſonders kam es zu ärgerlichen Auftritten, und nur mit vieler Mühe gelang es Wilhelm von Oranien, der dahin entſendet wurde, die Ruhe wieder herzuſtellen. — Abermalige Weiſungen des Hofes von Madrid, die zwar einige Mäßigung empfahlen, im Ganzen aber doch auf der alten Forderung inquiſitoriſcher Maßregeln beharrten, vermochten nicht dem Sturme Einhalt zu thun, der ſeine mächtigen Schwingen in immer weitern Kreiſen entfaltete.

Hier war kein Luther, der den innern Kern des Reformationswerks mit klarem Bewußtſein feſthaltend, die wilden Ausbrüche der Gewalt abwehrte und dem austretenden Strom ſein ſicheres Bett anwies. Was er in Wittenberg noch zur rechten Zeit wieder ins Geleiſe brachte, was in der ſchweizeriſchen Reformation bereits in zu grellen Formen hervortrat und manches Schöne ohne Noth zerſtörte, das brach jetzt zuerſt in Flandern mit aller Macht los und verbreitete ſich von da in raſchen Schritten über Artois, Brabant und die geſammten Niederlande, der Bilderſturm. Eine Menge liederlichen Geſindels, von denen es viele gradezu auf die Plünderung der reichen Kirchenſchätze abſahen**), fielen mit

*) Die etwas grellen Schilderungen davon bei Schiller.

**) Einer andern Nachricht zu Folge wäre nichts geſtohlen, ſondern alles den Kirchenvorſtehern übergeben worden unter der eidlichen Verpflichtung, es zur Unterſtützung der Armen in Geld umzuſetzen. Raumers Briefe I. 170. (nach Morillon III. 250).

Leitern und Stricken, mit Hämmern, Aexten und anderm Geräth bewaffnet, in Kirchen und Klöſter ein und vernichteten alle Gemälde, Orgeln, Bildſäulen und Ornamente auf die pöbelhafteſte Weiſe. Selbſt die Ruhe der Todten wurde geſtört und die Grabmäler entweiht. Koſtbare Bücher und Handſchriften wurden mit den Reliquien und heiligen Gefäßen ein Raub des Vandalismus. Binnen wenig Tagen wurden an 400 Klöſter, Kirchen und Kapellen geplündert. Am ſchrecklichſten ging es in Antwerpen ſelbſt her, nur zwei Tage nach der Entfernung Oraniens aus dieſer Stadt. Es war um das Feſt von Mariä Himmelfahrt.

Ein hochverehrtes Marienbild *) war aus Furcht vor Entweihung dießmal den Blicken der Menge entzogen und in einen Schrank verſchloſſen worden. Da riefen etliche, Maria fürchte ſich hervorzutreten, andere verſpotteten die Prediger von der Kanzel herunter, deren ſie ſich bemächtigt hatten; noch andere riefen mitten im Tumulte: Es leben die Geuſen! Es kam zu Schlägereien in der Kirche. Nun ging es über das Marienbild und über die ſämmtlichen Bilder her. Unter anderm ward ein ſchönes und ſehr werth gehaltenes Chriſtusbild am Kreuze mit Beilen zerſchlagen, während die beiden Schächer daneben verſchont blieben. Auch die Orgel, ein Meiſterſtück damaliger Kunſt, wurde zertrümmert. Die Hoſtien wurden aus ihren geweihten Behältern herausgeriſſen, auf der Erde umhergeſtreut und mit Füßen getreten, mit dem Nachtmahlwein ward die Geſundheit der Geuſen getrunken, mit dem heiligen Oele die Schuhe geſchmiert **). In wenigen Stunden war die ganze große Kirche, die an 70 Altäre faßte, rein ausgeplündert und verwüſtet. Man glaubte kaum ***), daß menſchliche Kräfte allein im Stande geweſen, die Zerſtörung in ſo kurzer Zeit zu bewerkſtelligen. Böſe Geiſter, hieß es, hätten ſich mit den Wüthenden verbunden und ihnen den Raub vollenden helfen. Als im Dome nichts mehr zu plündern und zu ſchänden war, zog die Rotte in Prozeſſion, mit brennenden Wachskerzen zu andern Kirchen und Klöſtern, mißhandelte die Mönche und verfuhr auf

*) Siehe Raumerl, Geſchichte III. S. 48. und Schiller.

**) Wie weit dieſe einzelnen Züge des von Schiller entlehnten Gemäldes auf Quellenangaben beruhen, kann ich nicht ausmitteln; daß aber Aehnliches auch bei ähnlichen Anläſſen vorgekommen, iſt gewiß.

***) Schröckh (nach Strada) S. 401.

ähnliche Weise mit den aufgestellten Heiligthümern. Endlich öffneten sie noch die Gefängnisse, und führten sowohl Schuldige als Unschuldige heraus *).

Es ist keineswegs erwiesen, daß dieser Unfug von Protestanten verübt worden sei. Der Pöbel ist sich überall gleich, und wo einmal alle Bande der Ordnung gerissen sind, da setzt sich der Aberglaube über die gewohnte Scheu hinweg und vergreift sich in wilder Raubluſt am Heiligen. Aber so viel ist gewiß, daß ein großer Theil der Protestanten, ja vor allem die verbündeten Adligen und die Prediger sich gegen den Unfug erklärten, und ihr Mißfallen laut zu erkennen gaben **).

Wie indessen oft auch unsittliche Handlungen dazu dienen müssen, einen rechtlichen und sittlichen Zustand herbeizuführen, (ohne daß deßhalb gesagt werden dürfte die schlechten Mittel würden durch den guten Erfolg geheiligt) so hatte auch hier diese wilde Bewegung eine augenblickliche Nachgiebigkeit von Seiten der Statthalterin zur Folge. Durch die Vorstellungen Oraniens, Egmonts und Horns bewogen, ließ sie sich den 23. August mit den Protestanten in einen Vergleich ein, laut welchem die Inquisition eingestellt und das Predigen unter gewissen Bedingungen und Einschränkungen erlaubt wurde. Auf dieß hin versprachen die verbündeten Edeln Beistand wider alle fernern Unruhstifter und Bilderstürmer und erklärten, nichts gegen den König, den Staat und die Kirche unternehmen zu wollen. Und wirklich zeigten sie durch die Bestrafung und Hinrichtung derer, die beim Bildersturm sich besonders vergangen hatten, ihren Ernst. Vor allen war Wilhelm von Oranien bemüht, die Ordnung wieder herzustellen und sowohl Katholiken als Protestanten in ihrem Rechte zu schützen. Eine ähnliche Aufgabe hatte er unter diesen schwierigen Verhält-

*) Raumer, Geschichte III. S. 48.

**) So schreibt unterm 21. September 1566 Ludwig von Nassau an seinen Bruder Johann: „Nachdem uns auch die Bilderstürmerei bei vielen ein groß Geschrei und bösen Namen machet, so bitte ich E. L. die wollen uns andern Bundsverwandten in diesem bei männiglichen entschuldigen helfen, denn es in der Wahrheit durch ein gemein, nichtig, gering und blos Volk, sondern (ohne) unserer anderer Vorwissen noch Verwilligung geschehn ist.“ Siehe die Correspondance inédite de la maison d'Orange Nassau von Groen v. Prinsterer II. p. 308. vgl. Johann an Ludwig p. 346. ibid.

niſſen zu löſen, wie l'Hôpital faſt um dieſelbe Zeit in Frankreich. Aber freilich konnte er es keiner Partei zu Danke machen. Den Katholiken erſchien er als ein Freund der Ketzer, den Eifrigen unter den Proteſtanten als ein zweideutiger Vermittler, weßhalb ſie ihn auch abbildeten mit zwei Geſichtern und zwei offnen Händen *). Einer aus dem Volk ſetzte ihm ſogar das Geſchoß auf die Bruſt und drohte ihn als einen Papiſten niederzuſtrecken **). Als aber der König Philipp von den Plünderungen der Kirchen hörte, da griff er in ſeinen Bart und ſchwur bei der Seele ſeines Vaters ſtrenge Beſtrafung der Uebelthäter. Bald darauf fiel er in Krankheit ***). — Während übrigens Philipp durch ein eigenhändiges Schreiben das Benehmen Wilhelms von Oranien belobte, wurde ſchon insgeheim ſein Untergang beſchworen, ſowie der ſeiner Freunde Egmont und Horn. Es wurden Briefe des ſpaniſchen Geſandten Alava in Paris an die Statthalterin aufgefangen, in welchen dieſer Plan aufs Deutlichſte enthüllt war. Immer häufiger wurden die Verfolgungen und immer ernſter verbreitete ſich das Gerücht vom Herannahen der ſpaniſchen Kriegsmacht unter Alba's Befehlen. Die Umſtände ſchienen zur Ausführung eines Gewaltſtreiches günſtig. Die vorgefallenen Exceſſe des Bilderſturmes hatten vielen Katholiken zum Vorwand gedient, die bisher an dem Bündniß der Edeln theilgenommen hatten, ſich von demſelben zu trennen, und unter den Proteſtanten ſelbſt dauerte die Spannung der Lutheraner und Reformirten fort. Dazu kam noch endlich die Uneinigkeit der Häupter in Betreff der zu leiſtenden Gegenwehr. Während die beiden Brüder Wilhelm und Ludwig von Oranien nebſt Brederode Gewalt mit Gewalt abzutreiben ſich anſchickten, widerriethen Egmont und Horn jede Widerſetzlichkeit. Den 3. April 1567 ſahen ſich die beiden Freunde (Egmont und Wilhelm von Oranien) zum letztenmal in einem Dorfe zwiſchen Brüſſel und Antwerpen. Es fand eine warme Unterredung ſtatt. Egmont wollte des Königs Gnade vertrauen oder lieber ſterben, als das Land verlaſſen, während Wilhelm ihm begreiflich zu machen

*) Raumer, Briefe I. S. 170.
**) Musée des Prott. a. a. O. p. 117.
***) Raumer, Briefe I. S. 170.

ſuchte, daß man entweder einen kräftigen Widerſtand leiſten oder durch Entfernung der Gefahr ausweichen und ſich für beſſere Zeiten aufſparen müſſe. Er beſchwor ihn, doch ja nicht dem treuloſen Philipp zu trauen, der ihnen nur eine Schlinge lege. Als Egmont unbeweglich blieb, verabſchiedete ſich endlich Oranien mit den Worten *): Wohlan, halte dem Treue, der dich treulos betrügt! Ich habe das Meine gethan, aber Gottes verborgner Rathſchluß oder deine Thorheit hält dich ab, mir zu folgen. Du ſtürzeſt aber nicht allein dich, ſondern alle ins Verderben und baueſt den Spaniern eine Brücke, über deren Eingang ſie deinen Kopf aufſtecken werden. Noch einmal umarmten ſich die Männer, um ſich niemals wieder zu ſehn. Wilhelm begab ſich nach Naſſau. Sein Bruder Ludwig, ſowie auch Brederode, Hogſtraten u. a. Edle verließen gleichfalls das Land. Ihnen folgten noch viele Tauſende von Bürgern, die in Deutſchland eine Zuflucht ſuchten. Amſterdam wurde faſt von Einwohnern entblößt. Die Kirchen der Proteſtanten wurden jetzt mit eben der Wuth niedergeriſſen, mit welcher kurz vorher die katholiſchen Tempel und Altäre waren verwüſtet worden. Aus dem Holze der zertrümmerten Gotteshäuſer wurden Galgen für deren Erbauer errichtet. Neue geſchärfte Edicte wurden gegen die Proteſtanten erlaſſen. Alle Geiſtliche derſelben, die Verkäufer verbotner Bücher und überhaupt alle Abtrünnige ſollten entweder hingerichtet oder verjagt werden. Kinder wurden mit Gewalt in die katholiſche Kirche zurückgeführt, und ſogar den Uebungen und Decreten dieſer Kirche zuwider, noch einmal getauft. Dieß alles war jedoch nur erſt ein Vorſpiel zu Alba's blutigen Gerichten, mit denen er das ſchwer gedrückte Land im Namen des Königs heimzuſuchen eilte.

Es iſt hier ein ſchicklicher Abſchnitt, die heutige Betrachtung zu ſchließen, die uns zu den traurigen Bildern der Verfolgungen, die wir früher in Frankreich geſehen haben, neue aufgeſtellt hat. Aber auch dieſe Betrachtung kann uns nur zur Beſtätigung der Lehre dienen, daß die Verbreitung der Wahrheit durch keine Gewalt ſich aufhalten laſſe, und herrlich gingen am Ende die Worte Luthers in Erfüllung, welche er bei Anlaß der Hinrichtung jener

*) Nach Raumer, Geſchichte III. S. 63.

beiden Auguſtinermönche in Brüſſel ſang, die als die erſten Opfer der niederländiſchen Reformation gefallen waren.

„Die Aſche will nicht laſſen ab,
Sie ſtäubt in allen Landen,
Hie hilft kein Bach, Loch, Grub noch Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden.
Die er im Leben durch den Mord
Zu ſchweigen hat gedrungen,
Die muß er todt an allem Ort
Mit aller Stimm und Zungen
Gar fröhlich laſſen ſingen.

Man laß ſie lügen immerhin,
Sie haben's doch kein Frommen,
Wir ſollen danken Gott darin,
Sein Wort iſt wieder kommen,
Der Sommer iſt hart vor der Thür,
Der Winter iſt vergangen,
Die zarten Blümlein gehn herfür;
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden."

Achte Vorleſung.

Ueber den Charakter Philipps II. und das Weſen des Fanatismus. Alba. Seine Ankunft in den Niederlanden. Der Blutrath. Egmonts und Horns Hinrichtung. Wilhelms Unternehmungen. Die Meergeuſen. Zütphen und Naarden. Alba's Abgang. Requeſens. Schlacht auf der mooker Haide. Der Prinzen Ludwig und Heinrich von Naſſau Tod. (Mütterlicher Brief der Juliana von Stollberg an Ludwig von Naſſau). Die Stadt Leyden. Pacification von Genf. Uneinigkeit der Proteſtanten und proteſtantiſcher Fanatismus. Utrechter Union. Wilhelm von Oraniens Tod. Rückblick auf Philipp II. Charakter; über ſeinen und Alba's Tod.

Philipp II. und Alba, zwei Namen, die in der Geſchichte nur mit Schrecken genannt werden, ſie ſind es, deren Bilder wir nun in den Vordergrund zu führen haben, nachdem wir ſchon

zum Theil die Wirkungen kennen gelernt, die von ihnen ausgegangen ſind. Ueberall, wo von Ketzerverfolgungen die Rede iſt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, begegnet uns der Name Philipps als des Mannes, der das Feuer ſchürt, und Spanien als das Land, in deſſen glühenden Boden der Giftbaum ſeine Wurzeln geſchlagen hat, ein Baum, der ſeine Aeſte als tauſend Verderben bringende Arme über die Gefilde der Chriſtenheit verbreitet, um die aufkeimende Saat des Proteſtantismus, ja um jeden freien, des Menſchengeiſtes würdigen Gedanken zu erſticken. Der päpſtliche Stuhl ſelbſt tritt (dieſer Macht gegenüber) in den Schatten, und ſeine Unternehmungen erſcheinen nur als halbe Maßregeln, als ſchüchterne Verſuche im Vergleich mit der von Philipp aufgebotenen Verfolgungskraft. Ja, wohl verengt ſich unſer Herz in dem Maße, als wir bei dieſem Bilde verweilen und eine ſchaurige Kälte überläuft uns bei deſſen Anblick. Aber eine Gerechtigkeit dürfen wir Philipp nicht verſagen; es war ihm ernſt mit ſeinem Glaubenseifer, und die Unterdrückung der religiöſen Freiheit war ihm Gewiſſensſache. Können wir ihn auch nicht davon freiſprechen, daß auch er die politiſche Herrſchſucht gar trefflich mit dem religiöſen Eifer zu verbinden wußte, ſo geſchah es doch nur, weil er beides, politiſche Herrſchſucht und religiöſe Intoleranz auch in ſeinem Gewiſſen vereinigen konnte, und wenn auch die Reinerhaltung der Kirche ihm nicht der einzige Zweck war, ſo war ſie ihm doch der höchſte Zweck, und er würdigte ſie nie gefliſſentlich zum bloßen Mittel herab, wenn ſie ihm gleich auch gelegentlich als Mittel dienen mußte zur Erreichung weltlicher Zwecke. Es iſt wahrlich nicht meine Abſicht, eine Apologie Philipps und ſeines Deſpotismus zu geben; denn auch der Irrthum iſt Sünde, wo er auf ſolche Weiſe genährt wird, wie Philipp ihn nährte in ſeinem finſtern Gemüthe. Und wer wollte ſich zum Anwald der Sünde aufwerfen? Aber einer Katharina von Medicis gegenüber, der es gleichgültig iſt, ob ſie Gott lateiniſch oder franzöſiſch anbete, die bald den Guiſen, bald den Hugenotten Freundſchaft heuchelt und am Ende doch dem Ketzermord das Wort redet, weil er ihr zu ihren ſelbſtſüchtigen Zwecken bequem iſt, einer ſolchen verabſcheuenswerthen Geſinnung gegenüber muß uns ſogar ein Philipp noch einen Grad von Achtung abnöthigen,

er, der ſich mit der Gluth einer geſteigerten Andacht im einſamen Kämmerlein vor dem Bilde des Gekreuzigten niederwirft, um ſich von ihm in ſeinem heiligen Eifer inſpiriren zu laſſen, dieweil er Fanatiker aus Ueberzeugung iſt. In dieſer Beziehung möchte man faſt dem Urtheil Schillers beiſtimmen, ſo paradox es auch klingt, wenn er ſogar, Philipp mit ſeinem erlauchten Vater Karl V. vergleichend, alſo urtheilt: „Karl V. eiferte für die Religion, weil die Religion für ihn arbeitete; Philipp that es, weil er wirklich an ſie glaubte. Der Kaiſer war (wenigſtens bisweilen) Barbar aus Berechnung, ſein Sohn aus Empfindung. Der erſte war ein ſtarker und aufgeklärter Geiſt, aber vielleicht ein deſto ſchlimmerer Menſch, der zweite war ein beſchränkter und ſchwacher Kopf, aber er war gerechter.“

Damit will gewiß Schiller nicht einen abſoluten Vorzug Philipps vor dem unendlich größeren und in anderer Beziehung edlern Karl V. aufſtellen, ſondern er will nur das andeuten, was wir ſchon bei einer andern Gelegenheit bemerkten, daß der Fanatismus der Selbſtſucht, der aus kluger Ueberlegung der Vortheile handelt, noch ſtrafbarer iſt, als der blinde Fanatismus der Unwiſſenheit, der Barbarei und Verſtockung.

Wie eine blinde Naturkraft verheerend einhertritt und die ſchönſten Blüthen und Saaten zerſchmettert und die Wohnung des Gerechten, wie die des Ungerechten dahinrafft, ſo ſchwingt der Fanatismus, wenn er der Herrſchaft der Vernunft entlaufen, ſeine blutige Geißel über den Häuptern der Menſchen und tritt das Heiligſte mit Füßen, um über Schutt und Leichen ſeinem vermeinten Heiligthum einen Altar zu errichten.

Es iſt freilich traurig, wenn der mit Freiheit begabte Menſch zu einer ſolchen blinden Naturkraft wird und gleich einem todten Werkzeuge nur dazu dienen muß, die höhern Geſetze der göttlichen Weltordnung dadurch befördern zu helfen, daß er den Kampf der Gegenſätze hervorruft, aus dem am Ende doch — wider ſeinen Willen — das Gute ſiegreich hervorgeht. Aber eine ſolche Geiſtesdumpfheit, eine ſolche Gebundenheit aller höhern edlern Menſchenkräfte, eine ſolche Knechtſchaft der Finſterniß erweckt wahrlich mehr unſer Bedauern und unſer Mitleiden als unſere Verachtung. Zurechnungsfähig bleibt der Menſch freilich auch in dieſem Zuſtande,

weil er eben Mensch, weil er ein freies Wesen ist und sein soll; und auch der Irrthum, den man zur Ehre Gottes in sich hegt und nährt, ist Irrthum und Sünde. — Aber schwerer wird es wenigstens dem menschlichen Urtheile, an solchen Verunglückten die Zurechnung zu vollziehen. Sie sind gleichsam durch den Nichtgebrauch ihrer Freiheit aus dem Kreise der gemeinen Menschlichkeit herausgetreten und einer dunkeln, fast möcht' ich sagen dämonischen Macht verfallen. Ein unheimliches Grauen befällt uns bei ihrem Anblick, und wir sind bei einigem Nachdenken über ihren Zustand geneigt, sie als Gemüthskranke, als traurige Opfer des gemeinsamen Bösen, das in der Menschheit ist, zu betrachten, die selbst am meisten unter der Last ihrer Verschuldung und den Verschuldungen ihrer Zeit zu leiden haben. Wir werden bei der Betrachtung solcher Charaktere, deren Gedächtniß wir nun einmal nicht vertilgen können aus der Weltgeschichte, hingeleitet zu jenen bedeutsamen Stellen der Schrift, wo von einem Verstocken der Herzen, von einem Dahingeben ins Verderben die Rede ist, und wir begreifen, wie solche Stellen grade in einem Zeitalter, wie in dem, das wir betrachten, eine so hohe Bedeutsamkeit erhielten in dem Lehrgebäude der Protestanten. Ihnen, welchen der Aufgang des Lichts aus der Höhe mit Recht als ein Erguß der göttlichen Gnade erschien über die, deren sie sich erbarmet, ihnen muß ein Philipp erscheinen im Licht eines Pharao, der wider den Gott Israel sich sträubt, eines Herodes, der das neugeborene Kindlein verfolgt, und die Mordscenen, die unter ihren Augen vorgingen, mußten ihnen die Mütter Bethlehems ins Gedächtniß rufen; wie denn so manches in der damaligen Denkweise uns erst verständlich wird, wenn wir es im Zusammenhange mit den Begebenheiten betrachten, die auf die Bildung der Ueberzeugung wirkten. Ehe wir nun die weitere Geschichte des Aufruhrs in den Niederlanden verfolgen, dürfte es hier der Ort sein, über Philipps Persönlichkeit einiges Weitere einzuschalten*).

Philipp II., geboren den 21. Mai 1527, war mit Sorgfalt unterrichtet und erzogen worden. Eine Anweisung seines Vaters an ihn (welche Raumer in seinen Briefen mittheilt) machte ihm

*) Großentheils nach Raumer, Geschichte III. S. 6. und 7. und Briefe I. S. 85. wo sich die Quellen angeführt finden.

die Aufrechterhaltung des katholischen Glaubens und die Verfolgung der Ketzer zur Gewissenssache, doch befahl sie ihm auch wieder Mäßigung am rechten Orte; „denn mit Zorn und Unbesonnenheit richte man nichts aus.“ Philipp hatte ein gutes Gedächtniß und war nicht ohne Liebe für Wissenschaft. Er besaß schöne Kenntnisse in der Geschichte und Erdkunde, auch wußte er etwas von Malerei und Bildnerei, in welchen Künsten er sich selbst versuchte. Er sprach gut latein, und verstand etwas italienisch und französisch. In allem, was er unternahm, zeigte er Fleiß und Ausdauer. Er hatte einen scharfen, zersetzenden aber einseitig gebildeten Verstand, der ihn oft über dem Abwägen aller Möglichkeiten und Schwierigkeiten zu keinem Entschlusse kommen ließ. Zur freien Herrschaft der Vernunft über die einzelnen Seelenkräfte, zu jener Harmonie des Geistes und dem damit verbundnen edlen Kraftgefühl, welches besonders den wahren Herrschernaturen geziemt, brachte er es nicht*). Er nährte in einem zarten, schwächlichen Körper von kleiner Statur ein phlegmatisch-melancholisches Temperament und hegte dabei eine ängstliche Gewissenhaftigkeit im Kleinen, während jede großartige Tugend ihm fremd war. So gab er bisweilen reichliche Almosen; aber auch da zeigte er sich nicht als fröhlichen Geber, sondern ehe er eine Wohlthat ausübte, fragte er erst seinen Beichtvater, ob er hierdurch sein Gewissen beschwere**), wahrscheinlich aus Angst, die Wohlthat an einem Ketzer zu verschwenden. Dabei beobachtete er mit der äußersten Genauigkeit das Ceremoniel des Gottesdienstes und in den spätern Jahren betete er täglich vier Stunden. Auch an einzelnen Gnadenbezeigungen ließ er es nicht fehlen, doch waren auch diese nur abhängig von Laune und Willkür, und wie bei den asiatischen Despoten schlugen dieselben auch eben so oft in Acte der Gewalt um. Wie er selbst furchtsam war von Natur, so ging er auch darauf aus, mehr Furcht, als Liebe zu erwecken bei seinen Unterthanen. In seiner Gegenwart durfte niemand sprechen, ohne Befehl dazu, und nur knieend durfte man ihn anreden. Auch

*) „Unfähig große, lebendige Ideen zu ergreifen und zu verfolgen, beherrschten ihn überall todte, abstracte Begriffe; darin liegt die unselige Wurzel und die Erklärung aller Uebel seiner Regierung.“ Raumer, Geschichte III. S. 9.

**) Raumer, Briefe I. S. 86.

ſah er gewöhnlich dem Sprechenden nicht ins Geſicht, ſondern ſchlug die Augen nieder, oder ſah anderswohin*). — Er ſelbſt ſprach wenig. Er lachte, tanzte und ſpielte nie; doch bisweilen ließ er ſich in ſcharfen Witzen aus und liebte auch mitunter Scherz und Poſſen, eine Erſcheinung, die grade bei melancholiſchen Naturen uns nicht befremden darf. So ging er bisweilen Nachts verkleidet umher. Auch war er nicht frei von Wolluſt und Sinnlichkeit, die er ſpäter durch Uebungen der Andacht und eine ſtrenge Zucht des Leibes abzubüßen ſuchte. Im Kriegsweſen hatte er für ſeine Perſon wenig Erfahrung. Da war Alba, wie auch oft in ſeinem Staatsrathe, ſein rechter Arm. Auch mit der Perſon dieſes Mannes wollen wir uns jetzt näher bekannt machen.

Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von Alba, (geb. 1508) ſtand in ſeinem 59. Jahr, als er den Feldzug nach den Niederlanden unternahm. Er hatte ſchon früher wider Frankreich, wider die Türken, wider den Papſt und wider die verbündeten Proteſtanten in Deutſchland mit verſchiedenem Erfolge die Waffen getragen, und neben Egmont und Horn den Ruhm eines tapfern und geſchickten Feldherrn ſich erworben. An Geſtalt war er ſchlank und hager**), hatte ein langes, bleiches Geſicht und tief liegende Augen. Er zeigte ſich gern in prachtvollem Aufzuge, war ſtolz, barſch und übermüthig gegen ſeine Umgebungen und darum allgemein verhaßt. Er hielt auf ſtrenge Kriegszucht, aber ließ auch zu Zeiten wieder den frechen Soldaten den Zügel ſchließen. Alba war ſelbſt mit Leib und Seele Soldat. Seine Staatskunſt wie ſeine Theologie kannte keinen ſchärfern Beweis, als die Schärfe des Schwertes. In der Degenklinge lag ſeine ganze Philoſophie, mit der er, als ein getreuer Sohn der Kirche, jede Abweichung vom Glauben von Grund aus auszufegen bereit war. Entſchloſſener als Philipp, war er es, der ſelbſt da, wo Prieſter, wie des Königs Beichtvater***), zur Milde riethen gegen Ketzer, die Ver-

*) Dieſes hatte er mit Karl IX. und vielen Deſpoten gemein. Auch die wilden Thiere ertragen nicht den freien Blick des Menſchen.

**) Nach Meteren S. 154.

***) „Gott iſt nicht bloß ein Gott des Zornes, ſondern auch der Barmherzigkeit; ihn ſoll die weltliche Regierung nachahmen und bedenken, daß ſie vor ſeinen Augen ebenfalls fehlt und der Gnade bedarf. Wo milde Mittel ausreichen und Reue und Buße ſich bereits zeigt, kann

tilgung derſelben mit Feuer und Schwert als eine heilige Pflicht anrieth. „Das Unkraut mit der Wurzel auszurotten, ehe es von Neuem und üppiger hervortreibe, die heilſame Arznei der bittern Tropfen anzuwenden und das Geſchwür mit der Lanzette aufzuſchneiden," das waren ſeine beliebten Grundſätze; „denn niemals nehme doch die Ketzerei Vernunft an, und Nachgiebigkeit führe ſtets größere Uebel herbei." Selber das Werkzeug dieſer heilſamen Operation zu ſein, dünkte ſeinem Herzen Wolluſt, galt ihm für Gottesdienſt und heilige Bürgerpflicht. Mit einem gewiſſen Vergnügen ſann er deshalb auf Martern, den Hinzurichtenden ihren Schmerz zu vermehren, und kalt blieb er bei der Vollziehung ſeiner Befehle. Vor ſeinem Namen ging der Schrecken her. Aber er wußte auch mit der Schlauheit des Tigers zur rechten Zeit die Klauen zu verbergen und durch gleißende Verſtellung ſeine Opfer ſicher zu machen.

Als er in Brabant einrückte und er unter den Edeln, die ihm entgegenzogen, auch den Egmont erblickte, dem er ebenſo ſehr ſeinen Feldherrnruhm neidete, als er ihn ſeiner freiern Glaubensanſichten wegen haßte, da entfuhren ihm die Worte: „Sieh da den großen Ketzer!" Als aber Egmont nicht darauf zu achten ſchien, wandelte ſich ſeine Miene ſogleich in Freundlichkeit um, und heuchleriſch ſchloß er den ketzeriſchen Nebenbuhler in ſeine Arme, den er ſchon dem Blutgerüſt beſtimmt hatte. Den 28. Auguſt 1567 hielt der Herzog ſeinen Einzug in Brüſſel. Margaretha nahm bald darauf ihre Entlaſſung, und Alba ſchaltete jetzt allein in Verbindung mit dem Rathe der Unruhen oder dem Blutrathe, den er aus zwölf Männern niederſetzte, und in welchem die beiden Spanier Rio und Vargas als würdige Genoſſen des Herzogs ſich auszeichneten. Sein erſtes Geſchäft war, der Perſonen Egmonts und Horns ſich zu bemächtigen, was treuloſer Weiſe bei einem Gaſtmahl geſchah, das Ferdinand, Alba's Sohn, mehreren Großen des Landes gab. Als Egmont auf die an ihn geſchehene Auffor-

---

Härte nicht reinigen und beſſern, ſondern allein das Uebel erneuen und vom rechten Weg abſchrecken. Alles, ſo ſcheint es, hat man gewonnen, nur noch nicht das Herz der Menſchen; daher bedarf es nicht des Kriegs, ſondern der Künſte des Friedens." So rieth Fresnada, der Beichtvater des Königs, ſiehe Raumer, Geſchichte III. S. 59.

derung hin seinen Degen abgab, sprach er: „Dieser hat sich oft treu erwiesen in des Königs Dienst.“ — Noch andere Verhaftungen fanden um dieselbe Zeit statt. Egmont und Horn wurden nach Gent abgeführt.

Anfangs hieß es, nur die Bilderstürmer, nur die ketzerischen Lehrer und die, welche wider den König die Waffen getragen, sollten gestraft werden; aber bald wurde jede Grenze überschritten, und bis in das Innerste der verborgenen Gedanken erstreckte sich die Spähkraft der Raub- und Mordbegierde. Aller Orten wurden Galgen und Rad in großer Anzahl errichtet, und als diese nicht mehr hinreichten, die Bäume an den Landstraßen dazu verwendet. So waren in kurzer Zeit die blühendsten Gefilde zur Schädelstätte geworden, und die schauerlichen Töne der Todesglocke erfüllten beständig die Luft. Kein Tag fast ging ohne Hinrichtung vorüber, aber öfter fanden ihrer mehrere an einem Tage statt. Der alte Grundsatz, den Kaiser Sigismund auf der Synode von Constanz ausgesprochen, daß man Ketzern kein Wort zu halten brauche, rechtfertigte jede Gewaltthat, und wo der Arm der Inquisition den Schuldigen oder Unschuldigen nicht erreichte, da fiel wenigstens sein Vermögen in die Hände der Blutmänner. Auch der Wittwen und Waisen Gut ward verschlungen. Das ganze Land sollte eher zur Wüste werden (so schwur Alba), als daß ein Ketzer darin ferner geduldet würde. Ja, lieber wollte man einige Unschuldige zu viel, als einen Schuldigen zu wenig bestrafen. Als einst einige Beisitzer des Blutrathes sich ein Gewissen daraus machen wollten, daß ein unschuldig Verurtheilter nur durch Zufall vom Tode errettet worden, beschwichtigte sie der gräßliche Vargas mit den Worten: „Was ängstigt ihr euch? desto besser für die Seele des Verurtheilten, wenn er unschuldig ist.“ Ein anderer der Bluträthe, Namens Jacob Hessels, schlief gewöhnlich während der Sitzung. Aber seine Sentenz war ihm so geläufig geworden, daß, wenn man ihn weckte, seine Meinung zu sagen, er halb schlaftrunken antwortete: Ad patibulum, ad patibulum! (zum Galgen!) und dann getrost wieder einnickte. Wer nicht unmittelbar in die Hände des Blutrathes fiel, der hatte von den Bedrückungen und Ausschweifungen der spanischen Söldner zu leiden. Es kam so weit, daß sich viele gegen den jetzigen Zustand die Zeiten Granvella's

zurückwünschten, und doch hatte man schon diese unerträglich gefunden.

Unter den Opfern, welche der Blutrath forderte, standen die Häupter Egmonts und Horns oben an. Der Prozeß gegen sie ward mit der größten Willkür und mit Verletzung aller gesetzlichen Formen geführt. Das Todesurtheil ward den 4. Juni 1568 gefällt und schleunig vollzogen. Als Egmonts Gattin Sabina*), die Schwester des Churfürsten Friedrich III. von der Pfalz, den letzten Versuch wagte, ihren Gatten zu retten, indem sie Alba sich zu Füßen warf, gab ihr dieser die höhnische und zweideutige Antwort, „ihr Gemahl werde morgen aus dem Gefängnisse gehen.“ Dann ließ er den Bischof von Ypern herbeirufen, und befahl ihm, indem er ihm das Todesurtheil überreichte, die beiden Grafen Egmont und Horn zu ihrem Hintritte vorzubereiten. Auch dieser warf sich dem Herzog zu Füßen, und bat um Gnade oder wenigstens um Aufschub der Hinrichtung. Aber Alba's Gesicht verfinsterte sich augenblicklich, der Bischof zitterte und gehorchte.

Die Grafen waren schon zu Anfang ihres Prozesses unter starker Bedeckung von Gent nach Brüssel gebracht worden, wo sie im Brothause auf dem großen Markt gefangen saßen. Der Bischof begab sich in nächtlicher Stunde erst zu Egmont in den Kerker. Dieser konnte sich von der Härte des Urtheils erst nicht überzeugen. Er fragte den Bischof, ob denn keine Gnade zu hoffen sei, und als dieser es verneinte, zeigte er sich zum Sterben bereit, und empfing das Abendmahl auf katholische Weise. Rührend gedachte er seiner Gattin und seiner Kinder (er hatte drei Söhne und acht Töchter), dann setzte er sich nieder und schrieb einen Brief an den König**), worin er ihn nochmals seiner Anhänglichkeit versicherte und wie er niemals etwas gegen den Staat und die katholische Religion habe unternehmen wollen. Wenn etwas von seinen Thaten den Schein der Empörung an sich gehabt, so sei es ohne seine Schuld geschehn. Er bat den König um Verzeihung, empfahl ihm seine Frau und Kinder, sich aber dem Schutze des Allmächtigen.

*) Siehe Raumer a. a. O. S. 78.

**) Der Brief findet sich bei Meteren S. 97. Raumer und Schiller geben ihn, jeder in einer etwas abweichenden Redaction, wieder.

Vormittags um elf Uhr am Tage vor dem heiligen Pfingstfeste ward er (nachdem die Thore geschlossen und jedem befohlen worden, in seiner Wohnung zu bleiben) zum Blutgerüst gebracht, das auf dem Markte aufgeschlagen worden. Noch einmal fragte er, indem er auf dem Gerüste unruhig hin und her ging, ob denn keine Gnade sei. Als dieß verneint ward, warf er sich zum Gebet auf die Kniee nieder. Der Bischof ließ ihn das Crucifix küssen und gab ihm die letzte Oelung. Nach den Worten: Herr! in deine Hände befehl ich meinen Geist! fiel sein Haupt*). Aehnlich starb Graf Horn. Ihre Häupter wurden auf Stangen gesteckt, die über dem Gerüste aufgepflanzt waren, wo sie als schauerliches Warnungszeichen mehrere Stunden ausgestellt blieben. Auch wurden noch achtzehn Edle und mehrere Geistliche an demselben Tage hingerichtet. Der Tod Egmonts und Horns wurde von vielen als Märtyrertod betrachtet. Tücher wurden in das Blut der Hingerichteten getaucht und als Reliquien aufbewahrt. Auch thaten manche das Gelübde, ihr Haupthaar eher nicht zu scheeren, als bis Rache genommen worden an dem Frevel**). Beide, Egmont und Horn, waren im Bekenntniß des katholischen Glaubens gestorben. Aber dennoch darf auch die Geschichte des Protestantismus sie den Opfern beizählen, welche in den Verfolgungen desselben gefallen sind.

Näher jedoch gehört Wilhelm von Oranien dem Kreise dieser Geschichte an. Auch er war bisher im äußerlichen Verbande mit der katholischen Kirche geblieben. Aber nun trat er offen zum Protestantismus über. Wohl mit Recht hatte Granvella, als er in Rom die Gefangennehmung Egmonts und Horns vernommen, die Frage aufgeworfen: „Haben sie auch den Schweigenden?“ und als man ihm dieß verneinte, gesagt: „An dem liegt mehr als an den Uebrigen; ist der nicht im Netze, so hat der Herzog (Alba) nichts gefangen.“

Auch Wilhelm war gleich nach Eröffnung des Blutrathes vor denselben geladen worden. Er weigerte sich aber zu erscheinen, und legte seine Gründe in offener Schrift dar. Dafür bemächtigte man

*) Raumer S. 79. Meteren dagegen a. a. O. legt diese Worte Horn in den Mund.

**) Siehe Grotii Annales (Amst. 1657) p. 29.

ſich ſeines Sohnes, des Grafen von Büren, der in Löwen ſtudirte, und führte ihn als Geiſel nach Madrid, wo er acht Jahre lang in Haft blieb. — Wilhelm ſah ſich unterdeſſen nach Hülfe in Frankreich und Deutſchland um. Er ſelbſt verkaufte ſein Silbergeſchirr und Geſchmeide, und verwandte den ganzen Erlös zur Führung des Krieges. In einem Manifeſt legte er die Abſichten des Kriegs aller Welt vor Augen und in dieſer Schrift nannte er die Religion der Proteſtanten „das reine Wort und den Dienſt Gottes*),“ obwohl er hinzuſetzte, daß er gleichwohl geſonnen ſei, „beiderlei Glaubensgenoſſen bei der Freiheit ihres Gottesdienſtes zu erhalten.“ Wilhelm drang mit ſeinem in Deutſchland geſammelten Heere in Brabant ein, während ſeine Brüder, die Grafen Ludwig und Adolf, in Weſtfriesland einfielen. Den 24. Mai 1568 erfochten letztere einen Sieg bei dem Kloſter Heiligerlee unweit Winſchoten in Gröningen; aber nicht nur koſtete dieſer Sieg dem Grafen Adolf das Leben, ſondern er ward auch bald durch eine Niederlage vereitelt, welche Alba dem Grafen Ludwig bei Gemmingen beibrachte (den 22. Juli deſſelben Jahres). Auch das Heer unter Wilhelms Anführung war nicht glücklich. Alba, als ein geübter Feldherr, wußte es zu ermüden, und zu dem Geldmangel geſellten ſich Krankheiten, Hungersnoth und andere Leiden. Mit Ende Novembers mußte Oranien das Land wieder verlaſſen, und Alba hielt den 22. Dec. einen triumphirenden Einzug in Brüſſel, der durch Hinrichtungen der Gefangenen und anderer gefeiert ward. Die Bedrückungen dauerten fort, und neue geſellten ſich dazu, welche beſonders, in den vermehrten Auflagen und Gelderpreſſungen, namentlich in der Forderung des ſogenannten zehnten Pfennigs den höchſten Grad erreichten. Eine Amneſtie, welche der Herzog im Juni 1570 im Namen des Königs unter feierlichem Gepränge allen denen ankündigte, die wieder in den Schooß der katholiſchen Kirche zurückkehren wollten, enthielt ſo viele Ausnahmen, daß ſie gerade ein neuer Anlaß wurde, die noch nicht Verurtheilten zu neuer Strafe zu ziehen und die noch nicht Entdeckten in Prozeſſe zu verwickeln. Die Aufſpürungen dauerten fort. Unter andern wurden auch die Hebammen verpflichtet, anzuzeigen, wo proteſtan-

*) Schröckh II. S. 408.

tische Kinder getauft würden. Auf jedes Wort ward gelauert und der Schrecken in den Gemüthern durch neue Hinrichtungen genährt. Das Maaß der Verhöhnung voll zu machen, ließ Alba von sich selbst eine Bildsäule errichten, wie er die Ungeheuer der Ketzerei und des Aufruhrs mit Füßen tritt, mit der Inschrift: „Alba, des besten Königs treuster Diener, hat den Aufruhr vernichtet, die Rebellen vertrieben, die Religion hergestellt, Gerechtigkeit geübt und den Frieden im Lande befestigt.“ Aber noch einmal wagte jetzt Oranien einen Einfall, und zwar auf den Rath Coligny's von der See her. Eine Schaar Freibeuter, die Meergeusen oder Wassergeusen genannt, bemächtigte sich am 1. April 1572 der Seestadt Briel, des Schlüssels von Holland. Bald waren Vließingen, Leyden, Dordrecht, Harlem u. a. Städte in Wilhelms Gewalt. Mit unermüdeter Thätigkeit sammelte er nun ein neues Heer zu einem zweiten Feldzuge, wozu die verrätherische Politik Frankreichs unter Carl IX., wenige Monate vor dem Ausbruch der Bluthochzeit, ihm behülflich schien. Von französischen Truppen unterstützt, bemächtigte er sich der Stadt Mons. Aber bald löste sich sein Heer, das manche Ausschweifungen beging und in Bedrückung der Einwohner nicht selten mit den Spaniern wetteiferte, wieder auf, und es traten abermalige Verlegenheiten ein. Alba und sein ihm gleicher Sohn Friedrich nützten ihr Kriegsglück zu neuen Schandthaten. Die Städte Mecheln, Zütphen, Naarden und Harlem wurden furchtbar heimgesucht. In Zütphen wurden am 16. Nov. 1572 mehrere Bürger niedergehauen oder in der Yssel ersäuft, die übrigen ins Elend geschickt und die Stadt den Flammen preisgegeben. Noch schrecklicher erging es den Einwohnern von Narden. Diese Stadt ergab sich freiwillig an den spanischen Obersten Romero, welcher das feierliche Versprechen gegeben hatte, niemand an Leib oder Gut zu schädigen. Aber siehe! die Bürger, welche mit zuvorkommender Gastfreundschaft den Feldherrn und seine Leute bewirtheten, wurden nach der Mahlzeit unter dem Vorwand einer Eidesleistung in die Hospitalkirche beordert. Kaum war diese mit der arglosen, unbewaffneten Menschenmenge angefüllt, als ein katholischer Priester hineinstürzte und sie zur Bekehrung aufforderte, weil ihre Todesstunde gekommen sei. Alsobald drang eine Schaar spanischer Soldaten in die Kirche, steckte dieselbe in

Brand und begann ein ſolches Blutbad unter Männern, Frauen und Kindern anzurichten, daß es unmöglich wäre, deſſen einzelne Züge zu ſchildern, ohne die Achtung vor dem menſchlichen Gefühl zu verletzen. Hatte Naarden die freiwillige Uebergabe nichts genützt, ſo half Harlem eben ſo wenig der muthige, ſiebenmonatliche Widerſtand. Am 13. Juli 1573 mußte ſich auch dieſe Stadt nach langen Drangſalen des Hungers und der äußerſten Noth ergeben, und 1400 Bürger und Soldaten wurden erſchoſſen, enthauptet, erhängt oder paarweiſe zuſammengebunden und erſäuft.

Nach allen dieſen und ähnlichen Greuelthaten verließ endlich Alba die Niederlande im Jahr 1573. Er rühmte ſich bei ſeinem Abzug, daß er während ſeiner ſechsjährigen Statthalterſchaft an 18000 Menſchen habe hinrichten laſſen, „eine Zahl," bemerkt Herr von Raumer, „zu groß, wenn von eigentlich Hingerichteten die Rede iſt, zu klein, wenn alle Umgekommenen und Vertriebenen mitgezählt werden*)." Aber dieſe Menſchenopfer waren nicht die einzigen, welche Alba ſeinem Götzen und dem ſeines grauſamen Königs geweiht hatte. Das ganze Land war zu Boden getreten, alle Regſamkeit, aller Betrieb, alle Fröhlichkeit war gelähmt. Handel und Gewerbe waren vernichtet, die Felder verheert, alle Kaſſen erſchöpft, an 52 Millionen ausgegeben, viele Familien an den Bettelſtab gebracht und das Volk durch Kriegselend verwildert. Die ſonſt ſo blühenden Städte waren der Sitz und die Beute roher Söldnerhorden. In dieſem Zuſtande fand der neue ſpaniſche Statthalter Don Luis de Requeſens die Provinzen, der jetzt an Alba's Stelle ſeinen Sitz in den Niederlanden aufſchlug. Weniger grauſam von Natur, als ſein Vorgänger, deſſen ärgerliche Bildſäule er wegnehmen ließ, beſaß er doch weder den Willen, noch die Kraft, den Zuſtand des Landes zu beſſern und das Uebel zu heben. Auch ſein Auftrag forderte Vertilgung der Ketzer. Der Krieg dauerte fort. Die Schlacht auf der mooker Haide (April 1574) fiel unglücklich genug für die oraniſche Partei aus, indem die beiden Brüder Wilhelms, die Prinzen Ludwig und Heinrich von Naſſau, nebſt Chriſtoph von der Pfalz ihr Leben einbüßten. Man fand ihre Spur nicht mehr nach der Schlacht. Ob ſie von Pfer-

*) Geſchichte von Europa III. S. 101.

den zertreten? in Sümpfen verſunken? blieb ungewiß. Ohne uns in Vermuthungen über die Todesart der Prinzen zu erſchöpfen, ſei es uns vielmehr vergönnt, noch einen Rückblick auf ihr Leben zu werfen, und bei Ludwigs von Naſſau, der allgemein betrauert wurde, trefflicher Perſönlichkeit einen Augenblick zu verweilen. Sie iſt nächſt der ſeines Bruders Wilhelm die ausgezeichnetſte von den fünf Brüdern, die ſich ſämmtlich der Sache der Freiheit widmeten. Iſt es auch nur wenig, was wir von ihm ſelbſt ſagen können, daß er nämlich von Freunden allgemein geliebt und auch von den Feinden geachtet war, ſo dürfte dagegen ein Brief, den ſeine Mutter (die Gräfin Juliane von Stollberg) ſchon beim Ausbruch des Krieges (1566) an ihn ſchrieb, uns wenigſtens ein Bild geben von der frommen Geſinnung, welche die treffliche Mutter in ihren Söhnen zu bewahren ſuchte und welche in Ludwigs Seele geſegnete Früchte trug*).

„Mein theurer Sohn! Mit großer Bekümmerniß ſehe ich die Gefahren, die Dich umringen. Berathe nichts, thue nichts, was gegen das Wort Gottes, gegen das Heil Deiner Seele, gegen das Wohl des Landes und ſeiner Bewohner gerichtet iſt. Bitte den himmliſchen Vater, daß er Dich durch ſeinen heiligen Geiſt erleuchte, und daß er Dich vor allen Dingen das Ewige lieben lehre. Das iſt aber unmöglich ohne den Beiſtand des heiligen Geiſtes, weshalb es unumgänglich nothwendig iſt, im Gebete zu verharren. O wie bin ich um Dich beſorgt, welche Aengſten zerreißen mir das mütterliche Herz! Lebe denn, lebe in der Furcht

*) Aus der Correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau von Groen von Prinſterer. Tom. II. S. 259. Da ich den Brief nicht im Original vergleichen konnte, das mir, wie die ganze Sammlung, erſt ſpäter zu Geſicht kam, ſo mußte ich ihn in der etwas freiern Faſſung geben, in welcher ihn der Semeur vom 2. März 1836 giebt, was indeſſen auch dem Zweck der Vorleſung angemeſſener ſein dürfte. Ueber die Sammlung des Herrn Groen von Prinſterer ſelbſt, die wir nachträglich noch benützt haben, vgl. die lehrreiche Rel. von Schloſſer in den Heidelb. Jahrb. 1837 Januarheft. Wenn indeſſen auch der Vorwurf, der dem Herausgeber daſelbſt gemacht wird, mehr die Lichtſeite ſeiner Helden herausgehoben zu haben, gegründet ſein mag, und wir auch die edeln Vorkämpfer der proteſtantiſchen Freiheit nicht von allen Menſchlichkeiten freiſprechen wollen, ſo mag es doch immer uns vergönnt ſein, an ſolchen Lichtpuncten des ächten religiöſen Sinnes, wie die hier mitgetheilten, uns zu erfreuen in einer Zeit, die der dunkeln Schatten ſo viele auf das Gemälde wirft.

Gottes, wende Dich an ihn, flehe ihn an, daß er Dich vor allem Uebel bewahre und daß er Dich führe nach seinem Wohlgefallen. Ich werde inständig für Dich bitten, bete Du auch für mich*)."

In diesen und ähnlichen Gesinnungen bestärkten sich auch die Brüder unter einander selbst mitten in den Drangsalen des Krieges. So schreibt der eine Bruder Johann an Ludwig**): „Ohne Zweifel wirst Du die, welche Dich um Rath fragen, vor allem ermahnt haben zur Bußfertigkeit, zur Sinnesänderung, zum Gebet und zum Vertrauen auf Gott, nicht auf Menschen. Das sind Dinge, wozu ein „emsiges Gebet" und eine beständige Wachsamkeit unumgänglich nothwendig sind, damit man auf dem rechten Weg bleiben und verharren möge."

So war es denn wieder der Engel frommer christlicher Mutterliebe, welchen wir wie dort in einer Jeanne d'Albret über Heinrich von Navarra, so hier in einer Juliane von Stollberg über den Helden der niederländischen Freiheit wachen sehen***). Die gewöhnliche Geschichte, die oft zu sehr nur Weltgeschichte ist, weiß uns freilich mehr zu sagen von dem, was des Fleisches Arm ausgerichtet hat in den Schlachten oder die weltliche Klugheit in den Cabineten und Kanzleien der Großen; aber Dank sei es der Vorsehung und den Bemühungen feinerer Geschichtsforscher, daß uns auch solche Züge aufbewahrt sind, die uns hineinschauen lassen in den tiefern Rath der Herzen, in die stillern Bewegungen jenes Geistes, der zu allen Zeiten seine siegreiche Macht geübt hat in aller Einfalt und Demuth, — die uns durch das wilde Getümmel, das unsre Sinne verwirrt, hindurchdringen lassen

*) Der Brief verfehlte seine Wirkung auf das Gemüth des Sohnes nicht. Er schrieb bald darauf an seinen Bruder Johann (unterm 21. Sept. 1566). „Ew. Liebden wollen unser freundlichen lieben Frauen Mutter meinen schuldigen Gehorsam, willigen Dienst vermelden und Ihr Liebden vor derselben mütterliche, treuherzige Ermahnung und das zugeschickte Gebet freundlichen Dank sagen." Bei Groen von Prinsterer II. p. 309.

**) Bei Groen von Prinsterer II. p. 266 und im Semeur a. a. O.

***) Wie sehr sie sich um ihrer Kinder Heil bemühte, beweist auch der herzliche Brief an Wilhelm von Oranien, in welchem sie ihn als den Aeltesten, „bei dem sie allein Trost und Hülfe zu suchen wisse," um Rath fragt über die Erziehung ihres jüngsten Sohnes Heinrich (bei Groen von Prinsterer I. p. 76).

auf den unzerstörbaren Kern aller Menschengeschichte, den keine Flamme zu verzehren, keines Rosses Huf zu zertreten vermag, der weder die Beute der Krieger, noch ein Raub der Henker wird mitten in den Verheerungen des Fanatismus und den wildesten Ausbrüchen der Tyrannei.

Zu einer ähnlichen Betrachtung von den Wirkungen der höhern, geistigen Kraft mitten unter den harten Prüfungen einer unglücksvollen Zeit führt uns auch das Schicksal der Stadt Leyden in diesem Kriege. Auch diese Stadt hatte, wie früherhin Harlem, eine langwierige Belagerung auszuhalten. Aber auch hier zeigte sich eine ähnliche, bis aufs Aeußerste ausdauernde Festigkeit des Widerstandes, wie wir sie fast um dieselbe Zeit in den französischen Religionskriegen in Rochelle und Sancerre gefunden haben. Die Hungersnoth erreichte auch hier den höchsten Grad im Herbst des Jahres 1574. Schon wollte der Muth den Meisten entsinken, und ein Theil der Einwohner begehrte mit Ungestüm die Uebergabe der Stadt an die Spanier, um endlich des Hungers los zu werden. Da trat der Bürgermeister van der Werff unter die Unzufriedenen und bot ihnen den eignen Leib dar: „Den mögen sie zerfleischen und ihren Hunger dran sättigen, aber kein Wort mehr hören lassen von Uebergabe.“ Dieses unerhörte Beispiel wirkte. „Wir haben zwei Arme,“ rief einer der Streiter den Feinden von den Wällen zu. „Den linken können wir verspeisen, wenn der Hunger uns dazu treibt, und dennoch mit dem rechten das Schwert führen.“ Endlich nahte die Befreiungsstunde. Auf den Vorschlag Oraniens wurden die Dämme der Kanäle durchstochen, von welchen Leyden umgeben ist, und die Stadt unter Wasser gesetzt, so daß nun die Flotte der Seeländer auf den einbrechenden Wogen zum Entsatz der Stadt heraneilte, während eben diese Wogen einen Theil der Feinde verschlangen, die auf diesen Schlag sich nicht versehn hatten. — „Lieber türkisch, als päpstlich!“ das war die Losung der barschen, aber tapfern Seeleute, die unter Boisot's Befehl das Geschwader bildeten. Nach mehrfachen vereitelten Versuchen und langen Widerwärtigkeiten erscholl endlich die Kunde: „Leyden ist gerettet! Leyden ist frei.“ Da strömte alles der Kirche zu, und im bunten Gemische dankten die vom Elend abgezehrten Einwohner mit den triumphirenden Seeländern für die

gnädige Befreiung. Der Prinz von Oranien hörte eben zu Delft die Nachmittagspredigt, als sein Hellebardirer Hans von Brügge ihm die Nachricht des Entsatzes brachte. Nach dem Gottesdienste ließ er die frohe Botschaft von der Kanzel verkünden und begab sich dann selbst nach Leyden, um Zeuge der allgemeinen Freude zu sein. Als drauf die Stände von Holland, Wilhelm an ihrer Spitze, der Stadt Leyden zur Belohnung für ihre Ausdauer die Wahl ließen zwischen einer mehrjährigen Zollfreiheit oder der Stiftung einer Universität, so wählten die hochherzigen Bürger das Letztere, und sicherten sich somit auf Jahrhunderte hinaus den geistigen Besitz eben der Freiheit, für welche sie mit den leiblichen Waffen so tapfer gestritten am Tage der Noth. Wie also die Akademie Saumur in Frankreich dem traurigen Religionskrieg ihr Dasein verdankte, so ging auch diese protestantische Schöpfung aus der Hitze des Kampfes hervor, ein neuer Beweis davon, daß nicht nur die sogenannten glücklichen und ruhigen Zeiten, sondern eben so oft die wilden Stürme des Kriegs und die Zeiten der Bedrängniß die Wiege der Wissenschaft werden können. Leyden ward somit für Holland, was Wittenberg für Deutschland, was Basel und Zürich für die Schweiz, was Genf und Saumur für das reformirte Frankreich! — ein Sitz der geistigen Kraft, eine Pflanzschule christlicher Theologie. Aus seinen Buchdruckereien *) gingen viele treffliche Ausgaben der Klassiker hervor, in welchen die Weisheit des Alterthums neu aufblühte, und auch die christlich-protestantische Wissenschaft fand durch sie eine willkommene Verbreitung. Vergebens wurden nach allen diesen Drangsalen des Krieges durch den deutschen Kaiser Maximilian II. Friedensunterhandlungen eingeleitet. Auch diese zerschlugen sich wieder an der Forderung der Protestanten, ihre Religion nach Gewissen üben zu dürfen und an der Weigerung Philipps in diesem Puncte. Das Einzige, was er gestatten wollte, war die Auswanderung aller Nichtkatholiken. Als diese sich dazu nicht verstehen wollten, nahmen die Feindseligkeiten aufs Neue überhand. Dazu kamen neue Uebel. —

Nach dem im Jahr 1576 erfolgten Tode des Statthalters Requesens brach eine furchtbare Meuterei unter den spanischen

*) Namentlich aus der berühmten Werkstätte der Elzevire.

Truppen aus, bei welcher die niederländiſchen Städte gewaltige Leidensproben zu bestehen hatten. Beſonders ward Antwerpen hart mitgenommen und büßte bei der allgemeinen Plünderung einen großen Theil ſeines Reichthums, durch die verübten Grauſamkeiten aber das Leben vieler Bürger ein. Als nun die Noth aufs Höchſte geſtiegen, da ſchloſſen die in Gent verſammelten Abgeordneten der meiſten Landſchaften im November 1576 die ſogenannte Pacification von Gent, in der ſie ſich Freundſchaft und gegenſeitigen Beiſtand gelobten gegen die ſpaniſchen Unterdrücker. Der neue Statthalter Prinz Johann (Don Juan) von Oeſtreich, Bruder Philipps II. *), der Sieger bei Lepanto, ſuchte den Frieden und ſchloß auf die Grundlage der Pacification hin im Jahr 1577 den ewigen Vertrag mit den Ständen, nachdem er ſich durch die Gutachten ſeiner Theologen überzeugt hatte, daß der Vertrag ein rein politiſcher ſei und keine Vergünſtigungen des Proteſtantismus in ſich ſchließe. Aber eben dieſer Umſtand, daß in dem Genter Vertrage die Rechte der Proteſtanten als ſolcher nicht gewährleiſtet waren, machte, daß in dem Benehmen des neuen Statthalters gegen ſie keine Veränderung eintrat. Auch Johann erließ an die Biſchöfe und Ketzermeiſter des Landes, ſtrenge und gemeſſene Befehle, ein wachſames Auge auf die Wölfe zu haben, die den Schafen Chriſti nachſtellten, und ſo kamen auch wieder neue Hinrichtungen wegen des Glaubens vor **). — Ja, weit entfernt, daß auch nur die politiſchen Verwirrungen durch den Genter Vertrag wären vollends beſeitiget worden, nahmen dieſe von Neuem zu, und als einige unzufriedene Stände, dem Johann gegenüber, den Erzherzog Matthias von Oeſtreich, den Bruder Kaiſer Rudolfs II., ins Land riefen, ſo konnte auch dieſer ſchwache Fürſt den Frieden nicht herſtellen. Eben ſo mißlang ein andrer Verſuch mit dem Herzog von Anjou, dem Bruder König Heinrichs III. von Frankreich, und auch ſpäterhin, als auf Don Juan der Sohn Margarethens Alexander Farneſe, Herzog von Parma, die Statthalterſchaft übernahm, dauerten die Unruhen fort, deren weitere Verfolgung wir jedoch der politiſchen Geſchichte überlaſſen müſſen. Das Schlimmſte war, daß während dieſer Un-

*) Er war der natürliche Sohn Karls V.
**) Raumer, Geſchichte III. S. 137.

ruhen die Niederlande nicht allein von der spanischen Inquisition und den Verheerungen des Krieges zu leiden hatten, sondern daß auch die einheimischen Katholiken selbst, so unzufrieden sie mit Spanien waren, dennoch ihren Religionshaß gegen die Protestanten nicht unterdrücken konnten, sondern vielmehr denselben am spanischen Feuer schürten; wogegen denn auch wieder die Protestanten sich häufig zu unrechten Schritten verleiten ließen. So kam es denn, nachdem die spanischen Bedrückungen etwas nachgelassen hatten, zu um so heftigern Streitigkeiten zwischen den katholischen und protestantischen Niederländern selbst *). Die Stadt Amsterdam war einem großen Theil nach eifrig dem katholischen Glauben ergeben. Sie hatte sich längere Zeit geweigert, der Verbindung der Stände beizutreten, und als sie es endlich that, geschah es nur unter der Bedingung, daß der reformirte Gottesdienst nur in einiger Entfernung von der Stadt, nicht aber innerhalb derselben geübt werden dürfe. Dieß verursachte aber große Unzufriedenheit von Seiten der Protestanten. Sie erregten einen Aufstand, setzten den bisherigen Rath von Amsterdam ab und errichteten einen neuen aus ihren Glaubensgenossen, wobei der Pöbel nicht unterließ, Bilder und Altäre in der Klosterkirche der Franciskaner zu zerstören. Dieß geschah im Jahr 1580. Noch ärger ging es in Harlem und andern Städten. Am ärgsten aber waren die Unruhen, die etwas früher (1578) in Gent vorfielen. Der blinde Eifer eines falsch verstandenen Protestantismus verdarb auch hier dem besonnenen Wirken Wilhelm Oraniens das Spiel **). Ein ehemaliger Mönch, Peter Dathen, der aus einem katholischen ein calvinischer Zelot geworden, donnerte von der Kanzel wider den Gentervertrag, und dieselbe Gewissensfreiheit, nach der die Protestanten so lange vergebens geseufzt hatten, ward jetzt von dem ungestümen Polterer verdammt, weil sie auch den Katholiken gelten sollte; eine Vergeßlichkeit der Grundsätze, deren sich manche Protestanten des 16. — und leider auch späterer Jahrhunderte — schuldig machten. Er schalt den Prinzen von Oranien öffentlich

*) Vgl. hiezu Meteren S. 256. Schiller, fortgesetzt von Curths II. S. 356. Schröckh II. S. 416. ff.

**) Ueber das Treiben der dortigen Faction und ihrer Anführer Imbiz und Ryhow, vgl. besonders van der Vynkt II. S. 33. ff.

einen Ruchloſen, der weder Gott noch Gottesdienſt achte, und die von ihm entflammte Menge ließ auch hier ihre Wuth an den Bildern aus. Doch es blieb nicht bei den todten Bildern allein; auch Menſchen, deren die Wüthenden habhaft wurden, büßten als Katholiken ſowohl für fremde, als für eigene Verſchuldung. So ward unter anderm jener Blutrath Heſſels, der ſelbſt im Schlafe „zum Galgen" geſtimmt hatte, in ſeinem hohen Greiſenalter ergriffen und das Urtheil, das ihm ſo geläufig war, an ihm ſelbſt in wilder Rache vollzogen, und im barbariſchen Siegestaumel ſchmückten ſich ſeine Henker mit den ihm ausgerauften Barthaaren *). Aehnliche Unmenſchlichkeiten wurden an Kloſterleuten verübt.

Gegen ſolche empörende Gewaltthaten von proteſtantiſcher Seite verbanden ſich 1579 die walloniſchen Landſchaften Artois, Hennegau und Douai zur Aufrechterhaltung der katholiſchen Lehre, während die Proteſtanten unter ſich wieder in die alten Zänkereien der Lutheraner und Reformirten verfielen. Dieſer Zerſplitterung ſuchte aber Wilhelm von Oranien entgegen zu arbeiten durch Aufſtellung der Utrechter Union, welche den 23. Januar 1579 zwiſchen Holland, Seeland, Geldern, Zütphen, Utrecht, Friesland und den Ommelanden zu Stande kam, und wozu noch in der Folge alle die Landſchaften traten, welche ſpäter den ſogenannten Freiſtaat der vereinigten Niederlande bildeten. In dieſem Vertrage, deſſen politiſche Beſtimmungen wir hier übergehen **), wurde rückſichtlich der Religion gegenſeitige Duldung feſtgeſtellt, als das einzig Richtige und Heilſame. Aber eben dieſer Punct war am ſchwerſten zu handhaben. Ja, ſo ſehr zeigte ſich fortwährend der Widerwille der ſtrengen Katholiſchen, ſich mit den Proteſtanten zu vereinigen, daß es dem Herzog von Parma gelang, unter dem Vorwande der Religion, die genannten walloniſchen Landſchaften mit dem König Philipp vollends wieder auszuſöhnen. Aber nicht ſo gelang es ihm mit den verbündeten Ständen, die an der Utrechter Union feſthielten. Als die deßhalb gepflogenen Friedensunterhandlungen in Cölln ſich zerſchlagen hatten, brach der Krieg aufs Neue aus, und endlich ſchritten die Stände

*) Mit ihm wurde auch der Amtmann Wiſch von Ingolmonſter hingerichtet.

**) Kürzlich b. Raumer III. S. 144—45.

der vereinigten Niederlande zum Aeußerſten und erklärten den König Philipp II. den 26. Juli 1581 ſeiner Herrſchaft entſetzt, kündigten ihm den Gehorſam auf, und Oranien, der von Philipp kurz zuvor in die Acht erklärt worden, erhielt die oberſte Gewalt. Zur Befeſtigung der Religionsverhältniſſe ward eine proteſtantiſche Kirchenordnung entworfen (1581). Doch als Oranien bis dahin es gebracht hatte, da ward ihm in dem entſcheidenden Momente daſſelbe Schickſal bereitet, das ſo viele in dieſen unglückſeligen Zeiten betroffen hat, das tragiſche Schickſal, durch die Hand eines Meuchelmörders zu fallen. Nachdem ſchon früher ein Spanier, Jaureguy, einen Mordverſuch auf die Perſon des Prinzen gemacht hatte, wiederholte denſelben zwei Jahre darauf Balthaſar Gerard von Delft. Er drängte ſich den 10. Juli 1584 unter der Maske eines geflüchteten Hugenotten, Namens Guion, und unter dem Vorwande eines Reiſepaſſes in den Palaſt des Prinzen, und verwundete ihn plötzlich mit drei auf ihn abgefeuerten Kugeln dergeſtalt, daß der Prinz alſobald niederſtürzte und nur noch ausrufen konnte: „Gott erbarme ſich meiner und dieſes armen Volkes!“ Wie ſpäterhin der Mörder Heinrichs III. von Frankreich zum Heiligen gemacht wurde, ſo zählten die Jeſuiten, mit deren Vorwiſſen die That geſchehen war, auch dieſen Mörder, der unter ſchrecklichen Qualen hingerichtet wurde, zu den heiligen Blutzeugen der Kirche, und Philipp II. erhob ihn nebſt ſeinen Verwandten den 4. März 1589 in den Adelſtand *). Auch Granvella lobte die Ermordung und nannte ſie eine heldenmüthige That.

So waren die Niederlande durch den Tod Wilhelms von Oranien verwaiſt in einem Augenblicke, wo die noch unbefeſtigte Republik mehr als je eines weiſen Verſorgers und Pflegers bedurft hätte **). An ſeine Stelle trat ſein ſiebzehnjähriger Sohn Moritz, aus zweiter Ehe, als Statthalter von Holland und Seeland, während ſowohl mit dem

*) Raumer Geſchichte III. S. 156. und Briefe I. S. 187.

**) Wilhelm von Oranien ſtarb in einem Alter von 52 Jahren. Er war viermal verheirathet, zuerſt an Anna von Egmont, dann an Anna von Sachſen, drauf an Charlotte von Bourbon, die bald nach dem erſten Angriff auf ihres Gatten Leben ſtarb, und endlich verband er ſich noch kurz vor ſeinem Tode mit Louiſe von Coligny. Er hinterließ 11 Kinder und — einen natürlichen Sohn. Ueber ſeine ehelichen Verhältniſſe vgl. die oben angeführte Relat. von Schloſſer.

König Heinrich III. von Frankreich, als mit Elisabeth von England Unterhandlungen wegen der Oberherrschaft angeknüpft wurden.

Wir müssen jedoch die Geschichte der Niederlande, welche von nun an sich rein ins Politische verliert, mit dem Tode Wilhelms von Oranien abbrechen, um den Faden erst dann wieder aufzunehmen, wo die im Innern des Landes ausgebrochenen Lehrstreitigkeiten der Protestanten selbst zu neuen Verwicklungen führten.

Noch einmal aber richten wir unsern Blick auf den unglückseligen König, von dem die blutigen Verfolgungen ausgegangen. Während des langwierigen Kampfes mit den Niederlanden drückten auch häusliche Leiden auf die Seele des finstern Tyrannen. Das Verhältniß zu seinem Sohne Don Carlos ist wohl mit Recht als ein tragisches Verhältniß gefaßt worden, obgleich die bekannte Dichtung Schillers diesen Prinzen in einem ganz andern Lichte erscheinen läßt, als die Geschichte ihn uns darstellt. Nach allem, was diese uns berichtet, war Don Carlos nicht jener edle, für die bessern Ideen empfängliche Charakter, wie er uns in den Gesprächen mit Marquis Posa erscheint, sondern die finstere, tyrannische Gemüthsart des Vaters zeigte sich früh in dem Infanten und ging endlich bei ihm in vollen Wahnsinn über. Nur der fortdauernde Haß zwischen dem unglücklichen Vater und dem unglücklichen Sohne hat historische Wahrheit. Auch daß Philipp an dem Tode Don Carlos eine unmittelbare Schuld gehabt, (obwohl ihm diese auch von Oranien vorgeworfen ward), ist nach den genauern Forschungen darüber eben so ungegründet, als die Sage von der verbotnen Liebe des Infanten zur Königin. Aber auch das historisch Ermittelte reicht hin, uns ein trauriges Bild von Philipps häuslichen Leiden zu geben. Dazu gesellten sich nun die körperlichen Schmerzen, die in den letzten zwei Jahren vor seinem Tode auf eine schreckliche Weise zunahmen und endlich die ekelhaftesten Erscheinungen mit sich führten. Drei und funfzig Tage mußte der Kranke, da ihm jede Berührung die höchsten Schmerzen verursachte, unbeweglich auf dem Rücken liegen. In dieser Zeit bewies er die höchste Geduld, Standhaftigkeit und Ergebung, und ließ sich die Leidensgeschichte Jesu zum Troste vorlesen. „Alle diese Schmerzen, sprach er, sind nicht so groß, als die ich über meine Sünden

empfinde. Aber schwerlich verstand er unter diesen Sünden die Verfolgung der Protestanten: eher warf er sich vor, nicht genug darin gethan zu haben. Seinen Sohn Philipp III. warnte er auf dem Todesbette vor allen ehrgeizigen Unternehmungen, nicht aber vor dem Ketzerhaß. Es ist überhaupt auffallend, daß weder Philipp, noch Alba, der bereits im Jahr 1582 im 72. Jahre gestorben war, Gewissensbisse über die Verfolgung der Protestanten empfanden; denn auch Alba entschlief (wie versichert wird) ruhig auf seinem Lager in Lissabon*); während Carl IX. von dem blutigen Andenken an die Opfer der Bartholomäusnacht auf eine entsetzliche Weise gefoltert ward. Aber sollte uns dieß nicht auch wieder ein Beweis sein zu dem, was wir zu Anfang unsrer Stunde bemerkt haben, daß der Fanatismus, der in der verkehrten Einsicht wurzelt, immer noch sittlich achtungswerther ist, als der, welcher durch fremdartige Leidenschaft erkünstelt und von der Selbstsucht geleitet wird? Sollten wir nicht berechtigt sein, anzunehmen, daß bei Naturen wie Philipp und Alba unter dem dornigen Gestrüppe eines irre geleiteten Bigotismus zuletzt doch noch ein Same von Religion, wenn man sie noch so nennen darf, irgend ein verwahrloster Keim zur Frömmigkeit verborgen war, dem es aber an allen günstigen Verhältnissen gefehlt hatte, zu einem edeln Dasein sich zu entwickeln, und der deßhalb in dem gräulichen Sumpfe barbarischer Ideen zu einem giftigen Pilz aufschoß, statt zu einer schönen, fruchtbaren Blüthe? Wäre Philipp von Jugend auf im Protestantismus erzogen worden, wer weiß, ob nicht in ihm jene Standhaftigkeit des Glaubens, jene im Tode noch sich bewährende Festigkeit der Ueberzeugung sich ausgebildet hätte, wie wir sie an den Märtyrern des Protestantismus oder an einem Mornay bewundert haben? Katharina von Medicis dagegen und ihre Söhne würden, auch im Protestantismus erzogen, mit demselben Leichtsinn die Religion gewechselt haben, den sie im Bekenntniß des Katholicismus bewiesen. Diesem gehaltlosen Leichtsinn gegenüber, dem jede Religion nur als Mittel dient, hat die traurige Gemüthsart Philipps noch immer einigen Gehalt, wenn gleich einen sehr trüben und finstern Gehalt, der mit bösartigen Stoffen vermischt

*) Siehe Curths II. S. 153.

auch nur Böſes erzeugen und dem Guten und Rechten, das er in ſeiner Verkehrtheit verkannte, nur einen um ſo heftigern Widerſtand entgegenſetzen konnte. Aber auch ſelbſt dieſer Widerſtand zeigt ſich uns in der Geſchichte Spaniens und der Niederlande wenigſtens als ein mit pſychologiſcher Nothwendigkeit herbeigeführter und darum als ein conſequenter, während er in Frankreich nur durch äußere Umſtände bedingt, nur ein Werk der Politik war; daher dort die fortwährende Reihe von Friedensſchlüſſen, die eben ſo oft wieder gebrochen werden, während hier in den Niederlanden bei jedem Verſuche der Vermittelung ſofort die Religion die undurchdringliche Scheidewand bildet. Jene ruchloſe Politik, welche mit der einen Hand die Andersdenkenden im Innern des Landes verfolgt, während ſie mit der andern dem Heerde der Unruhen in den Nachbarländern neuen Nahrungsſtoff zuführt, kannte das eiſerne Spanien nicht. Wohin ſeine Truppen den Fuß ſetzten, da galt es den Proteſtantismus zu zertreten, im Ausland wie im Inland, während Frankreich den auswärtigen Proteſtanten Hülfstruppen ſchickte faſt um dieſelbe Zeit, in der es die Hugenotten im eignen Lande erwürgte. In dieſem Stücke zeigte ſich Philipp II. ehrlicher, als Franz I., Heinrich II. und Karl IX., der beſchränkte Alba ehrlicher, als der ſtaatskluge Richelieu.

Es iſt freilich ein trauriges Geſchäft, zu beſtimmen, auf welcher Seite in ſolchen Dingen das größere Unrecht ſei, und am Ende wird die Wahl zwiſchen der Bartholomäusnacht und der Inquiſition auf Eins hinauskommen rückſichtlich der Wirkungen. Ueber die Abſichten aber bleibt jedes menſchliche Gericht ein unvollkommenes. Aber das ſtellt ſich uns bei der Vergleichung der Verfolgungen in Frankreich mit denen in Spanien und den Niederlanden als das Gemeinſame heraus, daß beides gleich böſe Früchte trägt: höhere Einſicht, ohne einen heiligen, lautern und feſten Willen, ſowie eine dunkle Frömmigkeit der Angewohnheit und eine unüberwindliche Zähheit des Willens, ohne klare Einſicht, ohne das milde Licht der Vernunft und der menſchlichen Bildung. Und hinwiederum zeigt ſich uns darin die große Aufgabe des Proteſtantismus von ihrer einflußreichſten Seite, daß dieſe Religion, die keine andere iſt und ſein will, als die wohlverſtandene Religion des Evangeliums, beides in uns zu pflanzen und zu nähren ſucht,

die feste Gläubigkeit des Gemüths und die wahre, gesunde Aufklärung des Geistes. Indem sie das Herz fest macht durch die Verheißungen des göttlichen Wortes, hellt sie zugleich den Verstand auf durch dasselbe Licht desselben Wortes. Indem sie den Verstand anleitet zur klaren und ruhigen Prüfung der Glaubensgründe, verbreitet sie auch in dem Herzen jene wohlthätige Wärme, die von dem wilden Feuer der Schwärmerei eben so verschieden ist, als von der eisigen Kälte einer gottesläugnerischen Selbstsucht, und erweist sich dadurch als ein Ausfluß des göttlichen Lichtes, das, wo es sich immerhin verbreitet, die nöthige Kraft mit der nöthigen Milde und die heitere Ruhe und Mäßigung mit jener aufregenden und befruchtenden Thätigkeit verbindet, ohne welche alles in lebloser Erstarrung bliebe.

Wie weit freilich die damalige Zeit hinter diesem Ideal des Protestantismus zurückblieb, davon haben wir bisher uns zu überzeugen Gelegenheit gehabt und werden sie ferner haben. Nur in wenigen Auserkorenen ist es mit Klarheit hervorgetreten und zu diesen Wenigen rechnen wir mit Recht auch Wilhelm von Oranien und seine Brüder. Sie mögen bei allen Fehlern, die auch ihnen anhafteten, sich gleichwohl anreihen an die hehren Bilder, welche die französische Reformationsgeschichte uns bereits vorgeführt hat, an die Coligny, l'Hôpital, du Plessis, und ihr Andenken möge uns fortleuchten, wenn die Alba's und Medicis nur noch einen dunkeln Eindruck, wie der eines fern verhallenden Donners, in uns zurücklassen. Das ist ja der Segen des Guten, daß auch beim Wechsel der Jahre und der Jahrhunderte seine Spur nicht verwischt wird. Schon lange sind die Thränen getrocknet, welche die Verfolgungen erpreßten, erloschen sind die Scheiterhaufen, welche der Fanatismus errichtete und vernarbt sind die Wunden der Religionskriege; aber ewig strahlt der Leuchter der Wahrheit, der Leuchter des Evangeliums, und was damals seine Herrlichkeit verkündete, wird Anklang finden in den Gemüthern, so lange es Gemüther giebt, die für Höheres, für Göttliches empfänglich sind. Möge dieser Segen auch uns durch Gottes Gnade bewahrt bleiben als die süßeste Frucht der geschichtlichen Forschung und Betrachtung.

Neunte Vorlesung.

Die englische Reformation. Rückblick auf die frühern Kirchenverhältnisse Englands. Heinrich VIII. Fryth und Tindal. Cranmer. Eduard VI. Bucer, Fagius, Martyr u. s. w. Johanna Gray. Die katholische Maria. Gardiner, Polus. Verfolgungen. Ridley und Latimer. Cranmers Tod und Rückblick auf sein Leben und seine Gesinnung. Weitere Verfolgungen. Maria's Tod. Elisabeth.

Verschieden waren die Schicksale des Protestantismus in den Ländern, die wir bisher miteinander betrachtet haben. Wenn auch die Verfolgungen so ziemlich denselben Charakter verrathen, so gingen sie doch, wie sich uns gezeigt hat, aus verschiedenen Quellen hervor. An dem einen Orte sahen wir sie entspringen aus dem eigentlichen Fanatismus, der Gott einen Dienst zu erweisen glaubte in der Verfolgung der Andersdenkenden und der eben deßhalb noch mit einer Art von Religion vermischt sein kann, wenn wir jenen selbsterwählten Gottesdienst noch Religion nennen dürfen. An dem andern Orte war die Verfolgung die Frucht selbstsüchtiger Berechnungen und einer mit dem bloßen Mantel der Religion sich umgebenden Politik, deren unreiner Eifer in einem offenen, mehr oder weniger bewußten Widerstreben gegen die Wahrheit sich kund gab. Verschieden war auch der Erfolg des Kampfes in den verschiednen Ländern; denn anders gestalteten sich die Verhältnisse in Frankreich, anders in Spanien, wieder anders in den Niederlanden. Während es in Spanien bei einzelnen Versuchen blieb, die sogleich von dem Feuer der Inquisition verzehrt wurden, tritt uns in Frankreich und den Niederlanden das Bild der Religionskriege entgegen, nur mit dem Unterschiede, daß in Frankreich der Kampf am Ende ein so viel als verlorner ist, während in den Niederlanden ein neuer Schauplatz für die Geschichte des Protestantismus sich eröffnet.

Wir haben jetzt noch ein wichtiges Reich vor uns, in

welchem ſich derſelbe Kampf wiederholt, den wir bisher verfolgt haben; und auch aus dieſem Kampfe werden wir endlich den Proteſtantismus ſiegreich hervorgehn ſehn, wenn wir auch gleich dieſes Sieges nicht in ungetrübtem Maße uns werden zu erfreuen haben.

Es iſt das brittiſche Reich, das ſich uns einſtweilen noch in den beiden getrennten Ländern von England und Schottland darſtellt, bis dieſelben unter Jacob I. vereint, einer gemeinſamen Betrachtung unterliegen werden. Wir müſſen indeſſen auch hier etwas weiter in die frühere Geſchichte zurückgehn, um die kirchlichen Verhältniſſe dieſer Länder und ihre Umgeſtaltung zu begreifen. Wir beginnen mit England*). Nachdem ſchon in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche das Chriſtenthum zu den alten Britten gekommen war, wurde es im fünften Jahrhundert von den daſelbſt eindringenden Angelſachſen wieder verdrängt, und erſt die Verheirathung des angelſächſiſchen Königs Ethelbert mit der fränkiſch-chriſtlichen Fürſtin Bertha bot dem damaligen Papſte Gregor I. zu Ende des ſechsten Jahrhunderts eine willkommene Gelegenheit dar, durch den Benedictinermönch Auguſtin, den er zum Erzbiſchof von Canterbury ernannte, das Chriſtenthum in jenen Gegenden weiter auszubreiten, zugleich aber auch die Kirche von England dem päpſtlichen Stuhle zu unterwerfen. Dieſe Abhängigkeit Englands vom Papſte ſuchte dieſer ſpäterhin durch die Einführung einer Abgabe, des ſogenannten Peterpfennigs, zu erhalten, ſowie er denn auch auf die Biſchofswahlen einen unmittelbaren Einfluß zu üben begehrte. Dieſer Verhältniſſe wegen war es ſchon im Mittelalter einigemale zu Reibungen gekommen zwiſchen Rom und der Kirche von England. Suchte doch ſchon im zwölften Jahrhunderte König Heinrich II. auf dem berühmten Reichstage von Clarendon (1164) die Wahl der Prälaten als ein dem Landesfürſten zuſtehendes Recht den päpſtlichen Forderungen gegenüber zu behaupten. Aber ſein Kanzler Thomas von Becket, den der König ſelbſt zum Erzbiſchof von Canterbury erhoben hatte, wandte

*) Das Wichtigſte findet man zuſammengeſtellt in Carwithen, history of the church of England 2 Bde. London 1829. und das auf die Reformation Bezügliche in Burnet, Geſchichte der engliſchen Reformation.

ſich, vom Geiſte der Hierarchie getrieben, plötzlich dem römiſchen Syſtem zu, und ſein (wie man ſagte) auf des Königs Geheiß vergoſſenes Blut gab dem Papſt Alexander III. die gerechten Waffen in die Hand, an König und Reich empfindliche Rache zu nehmen. „Seitdem herrſchten päpſtliche Legaten über die Kirche und die Schätze Englands*).“ Dieſelben Wahlſtreitigkeiten wiederholten ſich noch einmal unter Papſt Innocenz III. Als dieſer ſeinen gelehrten Freund, den Cardinal Stephan Langton auf den erzbiſchöflichen Stuhl von Canterbury erhob, da widerſetzte ſich vergeblich der König Johann dieſer Wahl. Der Papſt belegte das Land mit dem Interdict, und Johann ohne Land wurde genöthigt, ſein Reich von dem päpſtlichen Stuhle als Lehn zu empfangen. Aber das Volk, das ſein ſchwacher König nicht zu ſchützen vermocht hatte, verwarf in ſeiner Magna Charta die Anſprüche des Papſtes, und vergeblich ſchleuderte dieſer dagegen ſeine Bannſtrahle. So hatte ſich England alſo ſchon in ſeinen frühern Zeiten ein freieres kirchliches Leben zu erringen geſucht, als es in den Abſichten des päpſtlichen Stuhles lag. Wie überall waren es auch hier die Bettelmönche, durch welche der Papſt dieſe Abſichten, dem Willen des Volks und mancher Geiſtlichen ſelbſt gegenüber zu befördern ſuchte. Als daher im vierzehnten Jahrhundert Johann Wicliffe dieſe weit verzweigte Brüderſchaft angriff und noch manche andere Lehren der damaligen Kirche in Zweifel zog, half er mit den Grund zur Reformation legen, auf welchen Huß, Luther, Zwingli und Calvin weiter gebaut haben. Wicliffe behielt fort-

*) Haſe, Kirchengeſchichte S. 230. (ältere Ausgabe). „Namentlich war,“ (ſagt ein katholiſcher Schriftſteller des 19. Jahrhunderts) „die reiche, engliſche Kirche ſeit Innocenz III. eine wahre Goldgrube für den römiſchen Hof, der aus England doppelt ſo viele Einkünfte zog, als der König. Aber die Erpreſſungen waren auch himmelſchreiend, und nicht ſelten war es der Fall, daß die Päpſte (Innocenz IV.) das aus England zu erpreſſende Geld im Voraus von italieniſchen Banquiers einzogen, und dieſen Wechſel auf England, meiſt auf den Klerus ausſtellten, deren Zahlung, mit tüchtigen Procenten obendrein, durch Suſpenſion und Bann anbefohlen wurde. Um alles dieſes durch Thatſachen zu erhärten, müßte man wohl hundert Folio-Seiten aus dem Matth. Paris abſchreiben; denn einen ſolchen Raum nehmen deſſen Schilderungen und Klagen über die Mißhandlungen und Plünderungen der engliſchen Kirche durch den römiſchen Hof ein.“ Siehe Ellendorf, d. h. Bernhard und die Hierarchie ſeiner Zeit. Eſſen. 1837. S. 79. ff.

während seine geheimen Anhänger in England, und in der Folge fielen sie mit den sogenannten Lollharden zusammen und wurden gemeinschaftlich mit ihnen verfolgt *). Hie und da kamen Ketzergerichte vor, welche vor dem erzbischöflichen Stuhl von Canterbury beurtheilt wurden; denn die Inquisition hatte noch keinen Eingang in England gefunden. Aber die Strafen, deren man sich gegen die Ketzer bediente, waren denen ähnlich, welche die Inquisition verhängte. Auch hier fehlte es nicht an Scheiterhaufen, und für die, welche begnadigt wurden, bestand eine ähnliche Einrichtung, wie der Sanbenito, dessen wir früherhin erwähnt haben. Die nämlich, welche dem Feuertode entgangen waren, mußten zum Andenken der Strafe, die sie verdient hätten, einen Schild mit einem gemalten brennenden Reisbund auf ihrem Kleide, und bei den Processionen sogar einen wirklichen Reisbündel auf den Schultern tragen **).

Es ist Ihnen aus der Reformationsgeschichte noch erinnerlich, mit welchen Gesinnungen Heinrich VIII. von England die Erscheinung derselben aufnahm, wie er namentlich mit Luthern in einen persönlichen Streit verwickelt wurde, indem er gegen ihn die Lehre von der Brotverwandlung im Abendmahl vertheidigte und sich dagegen den Zorn des Reformators zuzog, der sich sogar dahin vergaß, in groben Beschimpfungen seinem Herzen Luft zu machen. Schon diese mißbeliebige persönliche Stellung zu Luthern mußte den König der Sache der Reformation abgeneigt machen, und als „Schirmer des Glaubens", welchen Titel er sich vom römischen Stuhl erworben hatte, mußte er auch einen dieser Ehre gemäßen Eifer an den Tag legen. Und dennoch ist es eben dieser Fürst, auf welchen England den Anfang seiner Reformationsgeschichte zurückführt. Die Streitigkeiten zwischen Königen und Päpsten, besonders in Angelegenheiten der Ehe, sind alte Streitigkeiten, die sich zu verschiednen Zeiten in der Kirche wiederholten, ohne daß sie grade nothwendig mit einem reformatorischen Bestreben zusammengehangen hätten. Eine solche Streitigkeit war nun auch die, welche zwischen Heinrich VIII. und dem damaligen Papste Clemens VII. geführt wurde. Sie betraf weder die Dogmen,

*) Schröckh II. S. 507. und ältere Kirchengeschichte Thl. XXXIV.
**) Schröckh II. S. 508.

noch den Cultus der römiſchen Kirche, ſondern drehte ſich zunächſt um eine rein perſönliche Sache, die allerdings mit der Frage über die Macht und Befugniß des Papſtes, nicht aber mit den übrigen großen Lebensfragen zuſammenhing, welche damals die Kirche Chriſti bewegten.

Bekanntlich wollte Heinrich VIII. ſich von ſeiner bisherigen Gemahlin Katharina von Aragonien, einer Schweſter Ferdinands des Katholiſchen von Spanien, der Tante Karls V., ſich trennen, um Anna Boleyn zu heirathen, die ſeinen Augen wohlgefiel. Den Grund zur Scheidung ſuchte der in der Theologie und dem kanoniſchen Rechte bewanderte König in den moſaiſchen Ehgeſetzen, welche die ſogenannte Leviratsehe, d. h. die Verbindung mit der Gattin des Bruders verbieten *). Katharina war nämlich zuvor an Heinrichs Bruder Arthur vermählt geweſen, und Heinrich, der übrigens ſchon achtzehn Jahre mit ihr verbunden war, empfand jetzt plötzlich Gewiſſensſcrupel über dieſe Verbindung, die merkwürdiger Weiſe mit ſeiner Liebe zu Anna Boleyn zuſammenfielen. Da ſollte der heilige Vater aus der Verlegenheit helfen. Durch einen Machtſpruch, wodurch die Ehe Heinrichs mit Katharinen gelöſt würde, ſollte er den erſtern von ſeinen Gewiſſensſcrupeln befreien und ihm zugleich in Anna Boleyn eine neue, rechtmäßige Gattin zuführen. Clemens VII. aber wollte ſich dazu nicht gebrauchen laſſen. Er weigerte ſich ſtandhaft, die Scheidung auszuſprechen, da ſchon von einem ſeiner Vorgänger, Julius II., eine Diſpens wegen der Heirath der Schwägerin gegeben worden war, nnd dieſe nach päpſtlichem Rechte nicht wieder aufgehoben werden konnte. Der Streit zog ſich in die Länge. Die Meinungen der engliſchen Prälaten waren ſelbſt getheilt, und auch die eingeholten Gutachten fremder Theologen fielen verſchieden aus. Es läßt ſich übrigens denken, daß bei der damaligen Aufregung gegen den Papſt und die angemaßten päpſtlichen Rechte die proteſtantiſch Geſinnten auf der Seite des Königs ſein mußten, weil ihnen die Autorität der Bibel höher ſtand, als die von Rom; doch ſtimmten auch hier nicht alle überein, und namentlich gab Luther nach ſeinem geſunden Takte in ſolchen Dingen, ſein Ur-

*) 3. Buch Moſes 18, 16.

theil dahin ab, daß wenn der König auch durch seine frühere Ehe wider das göttliche Gebot gesündigt habe, er doch jetzt durch eine so willkürliche und grausame Scheidung eine noch größere Sünde auf sich laden würde *). Zudem zeigte er, wie die angeführte Bibelstelle nicht einmal auf den Fall des Königs passe, da sie von einer Verbindung mit der Frau des Bruders bei dessen Lebzeiten handle, während ja grade das göttliche Gesetz an einer andern Stelle (5. Mos. 25, 5.) verlange, daß nach dem Absterben eines Bruders der Ueberlebende dessen Wittwe heirathe im Fall der Kinderlosigkeit. Uebrigens seien die bürgerlichen Gesetze der Juden für die Christen nicht mehr verbindlich, und höher stehe das von Christo gegebene Gebot, daß was Gott zusammengefügt, der Mensch nicht scheiden soll. Wir wollen nicht untersuchen, wie viel Antheil die frühere Abneigung Luthers gegen Heinrich an diesem Bedenken hatte. Jedenfalls konnte ihm die durchaus weltliche Absicht des Königs und die Heuchelei, hinter welche er diese Absicht versteckte, nicht entgehen, während hingegen der fromme Bischof Cranmer, der hierin das Gewissen des Königs leiten und erleichtern sollte, es eben so aufrichtig meinen mochte, wenn er von seinem Standpunct aus zur Ehescheidung rieth. Genug, das Ergebniß des langen Streites war, daß Heinrich, ohne sich an Rom zu kehren, die Scheidung von Katharina vollziehn ließ und Anna Boleyn heirathete, die bald drauf selbst ein Opfer seiner Eifersucht wurde. — Mit diesem Schritte hatte Heinrich alle Verbindungen mit dem römischen Stuhle gelöst und die englische Kirche in die Unabhängigkeit von demselben erklärt, indem er sich selbst an die Spitze der kirchlichen Angelegenheiten stellte. Es war sonach ein rein selbstsüchtiger Beweggrund, welcher den König zu diesem Schritte hinführte, und so konnte auch der Erfolg nur ein höchst zweideutiger nnd ungenügender sein. Die Trennung vom Papste war noch keine Trennung von der katholischen Kirche und ihren Lehrsätzen überhaupt. Vielmehr sah Heinrich, um den Schein der Consequenz zu retten, sich genöthigt, in der Lehre, zu deren Vertheidiger er sich einmal aufgeworfen hatte, so wenig als möglich oder lieber gar nichts zu ändern; denn wie hätte er den Triumph

*) Siehe das Sendschreiben an Robert Barnes, bei de Wette Bd. IV. S. 294.

der Lutheraner ertragen ſollen, daß er, der erbitterte Gegner Luthers nun ſelbſt zu deſſen Bekennern gehöre! Nein, Papſt und Luther ſollten gleichmäßig gehaßt werden; — aber aus dem bloßen Haſſe entſteht noch keine Reformation, am wenigſten eine von innen herausgehende, geiſtige Wiedergeburt der Dinge. Heinrich faßte daher das Werk auch nur von außen an. Nur in der Verfaſſung der Kirche und mit den äußern Inſtituten derſelben, namentlich den Klöſtern, ſollten Aenderungen eintreten, das Uebrige beim Alten bleiben. Aber das Weſen der Reformation iſt ein Ganzes, es läßt ſich nicht beliebig, hier ein Stück herausnehmen und dort ein andres ſtehn laſſen. Der Zuſtand der Dinge erforderte damals — wie jeder Kenner der Reformationsgeſchichte weiß — eine Umbildung nach allen Seiten, und die Glaubens- und Lebensverbeſſerung that vor allem noth, wenn es mit der Kirchenverbeſſerung etwas werden ſollte. Auch hier bewährte ſich das Wort des Herrn, daß man nicht einen neuen Lappen auf ein altes Kleid ſetzen, nicht neuen Moſt in alte Schläuche faſſen ſoll. Sonach kam die engliſche Reformation, ſoweit ſie wenigſtens von oben herab befördert wurde, von Anfang an in eine ſchiefe Stellung zum eigentlichen Princip des Proteſtantismus, und die Folge davon war eine unſelige Zwittergeſtalt von Katholiſchem und Proteſtantiſchem, die ſich auch da, wo das Proteſtantiſche beſtimmter in der Lehre heraustrat, fortwährend in der biſchöflichen Kirche erhielt.

Doch, es ſind ja nicht die Könige allein, welche dem Gang des Reiches Gottes zu gebieten vermögen. Auch in England machte ſich die Wahrheit Bahn, unabhängig von der weltlichen Politik, und es iſt daher nöthig, daß wir nun auch ſehen, wie die Reformation von innen heraus zu treiben begann und welche Hinderniſſe ihr von verſchiednen Seiten in den Weg gelegt wurden. —

Wir haben ſchon bemerkt, daß Wikliffe noch immer zahlreiche Anhänger hatte und auch Luthers Schriften fanden bald den Weg über den Kanal. Auf den hohen Schulen zu Cambridge und Oxford wurden ſie eifrig geleſen, und es bildeten ſich daſelbſt allmälig ganze Geſellſchaften von Lutheranern *). Auch hier wurde

*) Schröckh II. S. 519.

die Ueberſetzung der Bibel in die Landesſprache ein mächtiges Förderungsmittel der Reformation. Johann Fryth und Wilhelm Tindal machten ſich um dieſelbe verdient, zogen ſich aber eben dadurch den Haß der papiſtiſchen Partei zu, und ſelbſt der aufgeklärte Kanzler Morus, der Freund des Erasmus, eiferte dagegen. Er verfolgte Fryth auf alle Weiſe und ſetzte hohe Summen auf ſeinen Kopf *). Endlich gelang es ihm und den Biſchöfen, beſonders dem Biſchof von London die Hinrichtung Fryths zu bewirken und ihn 1533 in London dem Scheiterhaufen zu überantworten. Fryth ſtarb mit bewundernswürdigem Heldenmuthe. Auch Tindal wurde ein Opfer der Feinde. Er hatte ſich zwar aus ſeinem Vaterlande nach den Niederlanden geflüchtet, wurde aber zu Vilvorden in Brabant gleichfalls den Flammen übergeben, im Jahr 1535. Wie eifrig damals die proteſtantiſchen Niederländer waren, die Verbreitung der Bibel und mit ihr die Verbreitung der Reformation zu befördern, davon giebt uns die ſeltſame Unternehmung eines Kaufmannes in Antwerpen ein auffallendes Beiſpiel. Der Biſchof von London ließ die ganze Auflage der in Antwerpen erſchienenen Tindal'ſchen Ueberſetzung des N. T. aufkaufen, um ſie zu verbrennen und bezahlte die Summe dafür an jenen Kaufmann. Dieſer glaubte aber das Capital nicht beſſer verwenden zu können, als wenn er es in eine zweite Auflage ſteckte, die bald drauf in verbeſſerter Geſtalt folgte, und ſtatt in die Hände des engliſchen Biſchofs in tauſend Hände kam, die einen beſſern Gebrauch von ihr machten.

Der Mann, deſſen ſich Heinrich VIII. nach ſeiner Losſagung vom Papſte zur Einführung einer vielfach bedingten und beſchränkten Reformation bediente, war der Erzbiſchof Thomas Cranmer. Dieſer hatte, wie ſchon bemerkt, in der Ehſtreitigkeit Heinrichs die Partei des Königs genommen und ſich dadurch ſeine Gunſt erworben, die ihm auch zu dem Erzbisthum von Canterbury und dem Primat von England verhalf. Nachdem ſowohl der Biſchof Fiſher von Roceſen als der berühmte Kanzler Thomas Morus, die ſich beide den Neuerungen entgegengeſetzt hatten, auf eine unverantwortliche Weiſe waren zum Tode verurtheilt worden, fiel die

*) Siehe histoire des Martyrs p. 101.

Leitung der Staats- und Kirchenangelegenheiten ganz in die Hände Cranmers und des neuen Kanzlers Thomas Cromwell. Die Erhebung Cranmers auf einem so gewaltsamen Wege hat etwas, das unser Gefühl schmerzlich verletzt; es haftet damit der Geschichte dieses sonst so ausgezeichneten Reformators ein Makel an, der freilich ihm nicht zur Schuld fällt, der aber doch immer ein Makel bleibt und die reine Freude an dem Gelingen des Reformationswerks in England in dem Maße trübt, als dasselbe mehr als irgend anderswo und zwar schon in seinem Beginne mit unreinen Zwecken und politischen Verfolgungen zusammenhängt.

Thomas Cranmer, aus einer ansehnlichen Familie stammend, war geboren im Jahr 1498. Nachdem er sich auf dem Christcollegium in Cambridge in den Wissenschaften vorbereitet, hatte er in Deutschland die Lehre Luthers kennen gelernt. Er hatte selbst fleißig in der Bibel und in den Schriften der Kirchenlehre geforscht, er hatte sich von der Nichtigkeit vieler Lehren der damaligen katholischen Kirche überzeugt, und hielt es nun für seine Pflicht, das Ansehen und den Einfluß, den seine hohe Stellung ihm sicherte, zur Einführung eines reinern evangelischen Christenthums zu verwenden. Allein es bedurfte großer Behutsamkeit einem König gegenüber, der trotz seiner Trennung vom Papste, auch den Haß gegen Luther noch nicht verwunden hatte. Statt aus einem Guſſe zu reformiren, mußte sich auch Cranmer dazu bequemen, einstweilen nur stückweise auszubessern und mehr die äußere Vorderseite des Kirchengebäudes sorgfältiger, als dessen Grundlage zu bedenken. Mit der Aufhebung der Klöster war dem König in mehrfacher Hinsicht gedient, und mit dieser wurde daher begonnen. Daran reihten sich einige leise Aenderungen im Cultus, wobei man aber so viel als möglich vom Alten beizubehalten suchte. Beides erregte jedoch vielen Widerstand, und der König selbst wandte alles auf, die Reformation nicht weiter um sich greifen zu lassen, als es ihm zuträglich schien. Da er sich schon in seinem Streit mit Luther in den Kopf gesetzt hatte, ein großer Theologe zu sein und namentlich die papistische Lehre von der Brotverwandlung im Abendmahl zu seinen Lieblingslehren gehörte, so wurden alle die als Ketzer verfolgt, die hierin eine abweichende Ansicht äußerten. Der König stellte sechs Artikel auf, die jeder bekennen mußte, der ein kirchliches

oder Staatsamt bekleiden wollte, ja deren Läugnung sogar den Scheiterhaufen nach sich zog. Diese sechs Artikel betrafen die Brotverwandlung, das Cölibat der Priester, die Keuschheitsgelübde, den Genuß des Abendmahles unter einer Gestalt, die Ohrenbeichte und die Privatmessen, worin alles zu Gunsten der katholischen Lehre entschieden wurde. An die Stelle der Unfehlbarkeit des Papstes trat nachgerade die Unfehlbarkeit des Königs, und so wurden Hinrichtungen nach beiden Seiten hin vollzogen; hier wurden Freunde des Papstes, dort entschiedene Anhänger der Reformation dem Feuer oder Schwert überantwortet. Mit dem Tode der unglücklichen Anna Boleyn, die der König seiner Eifersucht opferte, und der Hinrichtung des in Ungnade gefallenen Cromwell verloren die letztern eine mächtige Stütze, und nur einem günstigen Geschick und seinem eigenen klugen, im Ganzen wohl auch rechtschaffenen Benehmen verdankte es Cranmer, daß er fortwährend sich oben erhielt unter diesen gefährlichen Schwankungen*).

Nach Heinrichs VIII. Tode erhielt Cranmer erst freiere Hand, da der Graf von Hertfort, nachheriger Herzog von Sommerset, welcher über Eduard VI. die Vormundschaft führte, ein Freund der Reformation war und ihn bei der weitern Ausführung seiner Plane nach Kräften unterstützte. Eduard VI. war der einzige Sohn, den Heinrich hinterließ, aus der Ehe mit Johanna Seymour, mit welcher bekanntlich Heinrich nach Anna Boleyns Tode sich vermählt hatte. Prinz Eduard war ganz in den Grundsätzen der Reformation erzogen worden, denen er auch mit Vorliebe Sinn und Herz öffnete. Die aus Deutschland und Frankreich nach England berufenen Theologen Bucer, Fagius, Peter Martyr, Bernhard Ochim, Johann a Lasco, welche sämmtlich zu Oxfort lehrten, gewannen mehr und mehr Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten, und da mehrere von diesen Schüler Calvins waren, so trat nun auch die calvinische Fassung der Lehre, der sogenannte reformirte Lehrbegriff immer mehr neben dem lutherischen hervor, an welchen Cranmer sich angeschlossen hatte.

---

*) Bedauerlich bleibt es freilich immer, daß der fromme Mann an den Verfolgungen derer theilnahm, die im Abendmahl von des Königs Ansicht abwichen. Sein Benehmen gegen den unglücklichen Nicolson (Lambert) vgl. Schröckh II. S. 578.

Gemeinsam mit Cranmer wirkte auch der Bischof Ridley, und diese beiden waren es denn auch, welche die Artikel des Glaubens für die englische Kirche und die Liturgie ins Reine brachten, so zwar, daß in Beziehung auf den Glauben weder die lutherische noch die calvinische Ansicht in ihrer Strenge hervortrat, sondern ein Mittleres zwischen beiden erzielt, in Beziehung auf den Cultus aber und die Kirchenverfassung noch einiges von den katholischen Formen beibehalten wurde*). Endlich schien, nachdem Eduard selbst die Regierung angetreten, der neue kirchliche Zustand Englands sich auf immer befestigen zu wollen. Aber mit des jungen Königs frühzeitigem Tode (im Jahr 1553) kam eine neue und schwere Zeit der Verfolgung. Schon die Thronstreitigkeit machte den blutigen Anfang zu weitern Fortgängen. Eduard hatte sich durch Johann Dudley, Herzog von Northumberland, bereden lassen, mit Uebergehung seiner Stiefschwester Maria, die eine strenge Katholikin war, sowie mit Uebergehung der jüngern Schwester Elisabeth, die Schwiegertochter Northumberlands, die Gattin Guilford Dudleys, Johanna Gray, zur Nachfolgerin zu bestimmen**). Johanna Gray war Protestantin. Ihr einfacher, unschuldiger Sinn trachtete nach nichts weniger, als nach einer Königskrone. Sie war wohl unterrichtet und las die Schriften des Plato, wie die des neuen Testaments in der Ursprache. Selbst das Studium des Hebräischen lag ihr nicht zu ferne***). Ein stilles, zurückgezogenes, den Wissenschaften und der Frömmigkeit geweihtes Leben sagten ihrem Sinne mehr zu, als die Zerstreuungen des Hoflebens und die Sorgen der Regierung. Wider ihren Willen wurde sie endlich bewogen, die Krone anzunehmen, welche die ersten Staatsmänner im Namen des verstorbenen Königs ihr antrugen. Aber nur neun Tage dauerte die Täuschuug. — Maria ward vom Volke als die

*) Dieß geschah im Jahr 1551, nachdem bereits Graf Hertfort gestürzt und der Graf von Warwick, Herzog von Northumberland, zum Protector des Reichs erwählt worden war. So wenig dieser für seine Person der Reformation günstig schien, so durfte er es doch nicht wagen, etwas gegen dieselbe zu unternehmen.

**) Sie war eine Enkelin der Schwester Heinrichs VIII., mithin dessen Großnichte.

***) Den gelehrten Briefwechsel, den sie darüber mit Bullinger führte, siehe bei Kortüm, Geschichte der englischen Revolution unter den Stuarts des 17. Jahrhunderts Zürich 827. Seite 376.

rechtmäßige Königin ausgerufen, und die Urheber des unrechtmäßigen Schrittes wurden gefangen geſetzt und zum Tode verurtheilt. Auch die argloſe Johanna Gray ward das Opfer der Schlechtigkeit anderer und ihrer eignen Nachgiebigkeit, vielleicht auch einer Anwandlung von Eitelkeit, die ſie nur zu ſchwer büßte. Nachdem ſie über ein halbes Jahr im Tower gefangen gehalten worden, ward das Bluturtheil über ſie und ihren Gemahl gefällt und den 12. Februar 1554 an beiden vollzogen. Vergebens ſuchte der katholiſche Prälat Fecknam, der ihr zugeſchickt wurde, ſie zum Tode zu bereiten, ihren evangeliſchen Glauben zu erſchüttern*). Sie bewies eine ſolche gründliche Beleſenheit in der Schrift, eine ſolche Sicherheit des Urtheils und eine ſolche Standhaftigkeit der Ueberzeugung, daß Fecknam von jedem weitern Verſuche abſtehen mußte. Noch den Vorabend vor ihrer Hinrichtung ſchickte ſie einer ihrer Schweſtern ein neues Teſtament, in das ſie folgende Worte ſchrieb. Ich ſchicke dir hier, meine liebe Schweſter! ein Buch, das, wenn es auch nicht äußerlich geziert und in Gold gefaßt iſt, doch an ſeinem innern Werthe alle Edelſteine übertrifft. Es iſt das Buch der frohen Botſchaft unſers Herrn, ſein letzter Wille, ſein Vermächtniß an uns arme Elende. Hier wirſt du den rechten Weg kennen lernen zur ewigen Freude, und wenn du es mit wahrer Heilsbegierde lieſeſt, den Weg zum ewigen Leben. Du wirſt daraus lernen, wohl zu leben und wohl zu ſterben. Es wird dir mehr Gewinn bringen, als alle Herrſchaften und Beſitzthümer deines Vaters. Wirſt du allen deinen Eifer darauf richten, dieß Buch zu verſtehen und ſeinen Vorſchriften gemäß zu leben, ſo wirſt du Erbin werden der Güter, welche keine Menſchen dir rauben können, welchen die Diebe nicht nachgraben und die der Roſt nicht zerfrißt. Bete, liebe Schweſter! mit David, um Erkenntniß des heiligen Geſetzes Gottes. Lebe immer, um zu ſterben, damit du durch den Tod das ewige Leben erbeſt; verlaſſe dich nicht darauf, daß dein zartes Alter dir das Leben verlängere, denn Jung und Alt ſtirbt gleich bald. Darum lerne ſtets ſterben, laß fahren die Welt, entſage dich dem Satan und opfere hin das Fleiſch.

*) Die Unterredung findet ſich weitläufig mitgetheilt in der öfter angeführten histoire des Martyrs S. 255. und bei Heckel, Märtyrer der evangeliſchen Kirche.

Deine ganze Liebe ſchenke dem Herrn. Bereue deine Fehltritte, aber verzage, verzweifle nicht. Sei ſtark im Glauben, begehre hinfort nichts mehr, als mit Paulus, getrennt zu werden von dieſem Leibe des Todes und aufgenommen zu werden in die Gemeinſchaft Chriſti, mit dem wir leben, wenn wir ſterben. Mache es wie der treue Knecht, der ſich immer wach erhält, damit nicht, wenn der Tod kommt wie ein Dieb in der Nacht, du als eine der unklugen Jungfrauen erfunden werdeſt. Freue dich in Chriſto, trage ſeinen Namen und nimm ſein Kreuz auf dich. Und was meinen Hingang betrifft, freue du dich auch deſſen, wie ich mich freue, meine gute Schweſter; denn ich werde entledigt werden von dieſer Verderbniß und zum Unverweslichen übergehen; ich habe die feſte Ueberzeugung, daß, indem ich das ſterbliche Leben verliere, ich das unſterbliche erlange, welches ich Gott bitte, auch dir zu geben und dir die Gnade zu verleihen, in ſeiner Furcht zu leben und im wahren chriſtlichen Glauben zu ſterben. Von dieſem Glauben — ich bitte dich in Gottes Namen — weiche nicht, weder aus Hoffnung zum Leben, noch aus Furcht vor dem Tode; denn wenn du ſeine Wahrheit verläugnen willſt, um dein Leben zu friſten, ſo wird dich Gott auch verläugnen. Wenn du dich hingegen an ihn wendeſt, ſo wird er dir deine Tage verlängern zu deiner Stärkung und zu ſeiner Ehre. Zu dieſer ſeiner Ehre und Herrlichkeit wolle er mich führen, und dich zu ſeiner Zeit, wenn es ihm gefällt, dich abzurufen. Lebe wohl meine Schweſter. Hoffe auf Gott, er wird dir helfen. Deine vielgeliebte Schweſter: Johanna Dudley. Auf der Richtſtätte angelangt grüßte ſie ehrerbietig Fecknam und die Umſtehenden, hielt dann an das Volk eine kurze Anrede und forderte es auf, mit ihr zu beten. Mit lauter Stimme las ſie den ganzen 51. Pſalm vor: „Gott ſei mir gnädig nach deiner Güte, und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit!“ u. ſ. w. Als dieß geſchehen war, ordnete ſie ihren Anzug zur Hinrichtung und bot ihren Nacken dem Beil des Henkers dar. Als ſie die Worte geſprochen: Herr, in deine Hände befehl' ich meinen Geiſt — fiel ihr Haupt. Sie ſtarb in der Blüthe ihrer Jugend, im 17. Jahre ihres Lebens (Februar 1554). Ihr Tod hatte freilich zunächſt einen politiſchen Grund, aber doch war es auch mit der Religionshaß der Maria, der denſelben beſchleu-

nigte; denn ſchon vor ihrer Hinrichtung hatten die Verfolgungen der Proteſtanten unter Marien's Regierung begonnen, und auch nachher dauerten ſie fort. Es war zunächſt der Biſchof von Winceſter und nachmalige Kanzler Gardiner, der ſich ſchon früher der Reformation in England aufs Nachdrücklichſte widerſetzt hatte, von welchem die Gegenwirkungen ausgehn ſollten; doch waren Gardiners Vorſchläge der Königin noch zu mäßig, und ſie berief daher von Rom aus den berühmten und gelehrten Cardinal Reginald Polus als päpſtlichen Nuncius ins Reich, damit er alles wieder auf den alten Fuß ſetze. Noch vor der Ankunft dieſes Legaten vermählte ſich überdieß Maria im Jahr 1554 mit Philipp, dem Sohne Kaiſer Karls V., dem nachmaligen Philipp II., Könige von Spanien. Dadurch wurde dieſem Fürſten ſchon vor ſeinem Regierungsantritte in Spanien ein Feld geöffnet, die Schrekken der Inquiſition auch auf dem brittiſchen Inſellande zu verbreiten, und ſo waren es alſo auch hier wie ſpäterhin in Frankreich, die römiſche und die ſpaniſche Macht, welche in ihrem Bunde zuſammen wirkten, das Aufkommen des Proteſtantismus zu hindern. Unter ſolchen Auſpicien machte die Reformation in England einen Rückſchritt noch hinter die Zeiten Heinrichs VIII. zurück; denn auch die kirchliche Unabhängigkeit Englands vom päpſtlichen Stuhle, welche Heinrich ertrotzt hatte, wurde vom Parlamente wieder zurückgenommen, und die frühern Ketzergeſetze erneuert. Schon früher waren die proteſtantiſchen Fremdlinge, welche die Zierde der Univerſität Oxford geweſen, wieder entfernt worden; aber mit dem Jahr 1555 begann eine planmäßige Verfolgung. Es muß jedoch dem Cardinal Polus zur Ehre nachgeſagt werden, daß er ſich den gewaltſamen Bekehrungen der Proteſtanten auf eine Weiſe widerſetzte, wie man ſie von einem päpſtlichen Legaten nicht gewohnt war. Er ſetzte von ſeinem Standpunkt aus ein ſolches Vertrauen in die innere Wahrheit der katholiſchen Lehre, daß er ſich getraute, dieſelbe auf dem Wege der Ueberzeugung Allen einleuchtend zu machen, und ſeine eigene perſönliche Frömmigkeit, die er mit ſeiner Gelehrſamkeit verband, konnte allerdings einiges Zutrauen in dieſer Hinſicht erwecken. „Die Geiſtlichen*), welche die Irrenden in den Schooß der Kirche zu-

*) Siehe Burnet histoire de la Réf. d'Angleterre Tom. III. p. 165.

rückführen wollen, (so lehrte er) müssen vor allem selbst von Mitleid gegen sie durchdrungen sein; sie müssen als gute Hirten den verlorenen Schafen mit Liebe nachgehen, als geistliche Väter ihre Kinder aufsuchen auf den Irrwegen, auf denen sie sich verloren haben, als treue Aerzte die Kranken pflegen und tragen und das Uebel zu heben suchen, nicht aber sie tödten. Mit richtigem Scharfblick bemerkte er, wie Grausamkeit nur erbittere, statt den Schaden zu heilen. Auch, meinte er, müsse man auf die Verhältnisse des Landes Rücksicht nehmen. Das Uebel sei nun hier schon länger eingewurzelt, und so bedürfte es auch der Zeit, bis es sich allmälig heben lasse. Vor allem aber thue die eigene Besserung der katholischen Kirche noth. Ihre Priester sollen zuerst mit dem Beispiel der Frömmigkeit voranleuchten. Die Unwissenheit und Unsittlichkeit der katholischen Priesterschaft, sie sei eine Hauptschuld an den Irrungen der Kirche. Hier sei die Strenge am Platze, wie sie in den alten Zeiten sei geübt worden, wo eine bessere Zucht geherrscht, und dann erst, wenn die katholische Kirche wieder zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückgekehrt sei, werde es sich zeigen, ob nicht die Abtrünnigen von selbst wieder sich ihr zuwendeten. Eine solche Sprache, vom katholischen Standpuncte aus*), kann uns nur wohl thun in einer Zeit, wo man oft auch protestantischer Seits glaubte, mit Feuer und Schwert allein das Uebel ausrotten zu müssen. Mag der fromme Prälat sich auch in seinen Hoffnungen getäuscht, mag er zu viel der innern Kraft der katholischen Lehre vertraut haben, so viel ist gewiß, daß wenn alle Diener seiner Kirche immer so gedacht hätten, wie er, eine Reformation nicht nöthig geworden wäre.

Aber diese Stimme der Mäßigung fand keinen Eingang. Derselbe Gardiner, der früher aus bloßer Klugheit, nicht aber aus weiser Menschlichkeit wie Polus, zu milderm Verfahren gerathen hatte, glaubte jetzt der äußersten Strenge das Wort reden zu müssen. Die schwarze Seele der Ketzer könne nur durch Blut gereinigt werden**), das war sein eines Alba würdiger Grund-

*) Vgl. die ähnlichen Urtheile der spanischen Katholiken Alfonso de Virves in der siebenten und Fresnada in der achten Vorlesung.

**) Kortüm S 119.

ſatz. Und in dieſem Sinne riethen auch andere. Es erſchien eine Schrift, in welcher das Recht, Ketzer mit dem Tode zu beſtrafen, mit Gründen vertheidigt wurde, von denen leider auch die Proteſtanten ihrer Seits bisweilen Gebrauch machten. „Gott habe," hieß es, „ſchon im A. T. die Vertilgung der Ungläubigen befohlen, und wenn die heidniſchen Kaiſer ſich als Obrigkeiten berechtigt geglaubt hätten die Chriſten zu verfolgen, ſo ſtehe dieſes Recht noch vielmehr den chriſtlichen Obrigkeiten zu gegen die Ketzer." Die bekannte Stelle der Schrift: „Nöthige ſie hereinzukommen" und das ernſte Strafgericht, das Petrus einſt an Ananias und Sapphira vollzogen (Apoſtelgeſch. 5.), wurden als Beweisſtellen gebraucht, um gewaltſame Maßregeln gegen Widerſpenſtige zu rechtfertigen.

Ich will nicht die Einzelnen alle nennen, die auch bei dieſen Verfolgungen die Lehre des Heils mit ihrem Blute beſiegelten*). An den bisher mitgetheilten Beiſpielen des Muthes und der chriſtlichen Standhaftigkeit möge es genügen. Nur die vorzüglichſten Männer der engliſchen Reformationsgeſchichte verdienen es noch, daß wir ihr Ende anſchauen, um ihrem Glauben nachzufolgen in der rechten Geſinnung.

Als die mildern Geſinnungen des päpſtlichen Legaten keinen Anklang fanden, war es beſonders der Biſchof Bonner von London, der die zahlreichen Opfer zur Schlachtbank führte**), und Philipp und Maria waren es, die ſeinen Eifer anſchürten, wenn er zu erkalten ſchien***).

Wie aber in den erſten Zeiten des Chriſtenthums die verfolgenden Obrigkeiten beſonders auf die Biſchöfe der Chriſten ihr Augenmerk richteten, ſo war auch jetzt die Zeit gekommen, durch

---

*) Ihre Namen findet man in der histoire des Martyrs an verſchiedenen Orten, bei Burnet a. a. O. S. 200. Kortüm S. 20. Die vorzüglichſten waren Doctor Rogers, ein Vater von zehn Kindern, Biſchof Hooper, Saunders, Hawkes, Bradfort, Taylor u. ſ. w.

**) Von der ausgeſuchten Grauſamkeit dieſes geiſtlichen Henkers führt Kortüm Folgendes an: „Einem Leineweber Thomkins, der die Brotverwandlung geläugnet hatte, rupfte er Haar für Haar aus dem Barte und hielt dem Hartnäckigen endlich ein brennendes Licht ſo lange unter die flache Hand, bis aus den aufgetriebenen Adern das helle Blut hervorprützte."

***) Burnet p. 196 fg..

Hinrichtung der Angesehensten in der Gemeinde einen größern Schrecken zu verbreiten, und so wurden denn die beiden ehmaligen Bischöfe von London und Wincester Ridley und der achtzigjährige Latimer vor das Blutgericht gezogen. Von den Lebensumständen des letztern sei mir erlaubt, hier noch einiges einzuschalten. —

Hugo Latimer*), geb. 1540, war der Sohn eines Pächters. Er war in den strengen Grundsätzen der katholischen Kirche erzogen worden und ereiferte sich anfänglich sehr gegen die Neuerer**). Aber durch einen Freund, Thomas Bilney wurde er für die Ideen der Reformation gewonnen, die er nun mit eben so großem Eifer vertheidigte, als er zuvor die Partei der römischen Kirche genommen hatte. Er machte großes Aufsehn durch seine Predigten. Latimer besaß außer seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit auch die Gabe jenes scharfen Witzes, durch die so viele große Männer der brittischen Nation sich von jeher ausgezeichnet haben. Davon nur ein Beispiel. Ein Redner der Gegenpartei, Dr. Bukkingham, Prior der schwarzen Mönche, hatte unter anderm das Bestreben der Reformatoren, die Bibel unter dem Volk zu verbreiten, dadurch als ein thöriges Bestreben zu verdächtigen gesucht, daß er auf den Mißverstand aufmerksam machte, dem die bildlichen Ausdrücke der heiligen Schrift bei dem ungebildeten Manne ausgesetzt seien. So, wenn der Bauer lese, daß wenn er seine Hand an den Pflug lege und etwa zufällig hinter sich sähe, er nicht in das Reich Gottes komme, so werde er bald seine Arbeit bei Seite legen; wenn der Bäcker lese, ein wenig Sauerteig verderbe den ganzen Teig, so würde er uns sehr unschmackhaftes Brot liefern, und eben so wenn der Einfältige die Worte „so dich dein Aug' ärgert, so reiß es aus," buchstäblich fasse, so würde in wenig Jahren ganz England voll blinde Bettler laufen. — Latimer hörte diese ungesalzene Declamation ruhig an. Als aber bald drauf die Reihe an ihn kam zu predigen, zeigte er einfach, wie ein gesunder Verstand die bildlichen Ausdrücke der Schrift unmöglich also mißverstehen könne. So z. B. sagte er, indem er sich

*) Brittischer Plutarch Bd. I. S. 304 ff.

**) Er hielt sogar auf der Schule zu Cambridge einst eine heftige Rede gegen Melanchthon.

nach der Seite wandte, wo der Prior saß, „Wenn wir einen Fuchs gemalt sehen, der in einer Mönchskutte predigt, so wird sich niemand einbilden, daß ein wirklicher Fuchs gemeint sei, sondern jedem leuchtet ein, daß der Maler nur die Fuchsnatur habe beschreiben wollen, die sich so oft hinter das Gewand der Frömmigkeit versteckt.“

Solche witzige Anspielungen lagen im Geist der damaligen Predigtweise und hatten allerdings noch selbst etwas Mönchsartiges an sich. Aber Latimer war deßhalb kein bloßer Possenreißer, sondern wußte auch wieder mit dem gehörigen Ernst und mit Salbung, dabei aber dennoch mit der größten Anbequemung an den Volksverstand zu predigen, so daß die Kapelle, in der er gewöhnlich auftrat, immer mit Zuhörern gefüllt war. Aber Latimer entging seinen Widersachern nicht. Er wurde nebst seinem Freunde Bilney vor ein geistliches Gericht gefordert. Der letztere wußte sich durch Widerruf frei zu machen. Aber sein Gewissen ließ ihm nun keine Ruhe mehr. Er suchte Gelegenheit, sich auszusprechen und that es. Sofort wurde er gefangen gesetzt und büßte endlich mit dem Märtyrertode. Dieser Tod Bilney's machte hinwiederum auf Latimer einen tiefen Eindruck, so daß auch er jeden Augenblick zu ähnlichem Opfer bereit gewesen wäre. Als jedoch bald darauf die schon erwähnte Ehestreitigkeit König Heinrichs ausbrach, hatte sich auch Latimer eben so wie Cranmer des königlichen Schutzes zu erfreuen und ward zum Bischof von Worcester ernannt. Als aber Heinrich zeigte, wie wenig es ihm mit der Reformation ernst sei, und Latimer in die von dem König vorgeschriebenen Glaubensartikel sich weder fügen konnte noch wollte, legte er sein Bisthum freiwillig nieder und zog sich in die ländliche Einsamkeit zurück. Aber auch dahin verfolgten ihn seine Gegner. Noch unter Heinrichs Regierung ward er in den Tower gesetzt, wo er sechs Jahre in aller Geduld zubrachte, bis er unter Eduard VI. wieder in Freiheit gesetzt und ihm sein Bisthum wieder übertragen wurde. Während dieser Zeit entwickelte er eine heilsame Wirksamkeit, und seine Predigten waren (wie einst Zwinglis Predigten) eben sowohl gegen die bürgerlichen als gegen die kirchlichen Gebrechen gerichtet. Er bekämpfte den Geiz und die Trägheit der öffentlichen Beamten und zog sich dadurch vielen Haß zu. Aber ihn schützte der König. An-

ders wurde es nun auch mit ihm unter Maria, und so finden wir ihn denn jetzt mit Ridley zusammen, um gemeinschaftlich mit ihm dem Flammentod entgegen zu gehn. Auch von seinen letzten Augenblicken sei mir vergönnt, noch einiges zu erzählen. Als man ihn gefangen nach London führte und er durch das Quartier von Smithfield ging, wo die Ketzer gemeiniglich verbrannt wurden, sprach er mit heitrer Miene: Dieser Ort hat längst nach mir geseufzt! Auch in dem Tower verließ ihn nächst dem christlichen Muthe, der ihn beseelte, sein guter Humor nicht. Die Gefangenschaft war schlecht geheizt. Latimer rief den Hauptmann der Kerkerwache zu sich und bemerkte ihm, wenn es die Absicht der Regierung sei, ihn verbrennen zu lassen, so möge sie doch dafür sorgen, daß er nicht zuvor erfriere. Von London wurde Latimer nebst Ridley nach Oxford gebracht, wo er sich vor dem Gericht der Bischöfe vertheidigen sollte. Hier saß er mit seinem Freunde zusammen im Gefängniß und unterhielt sich mit ihm in ernsten Gesprächen über den letzten unvermeidlichen Gang, der ihnen beiden bevorstand. Latimer, als der bedeutend Aeltere, ward von Ridley als Vater begrüßt, und er redete ihn hinwiederum als seinen Sohn an. Beide ermunterten sich gegenseitig zum Glauben und zur Geduld. „Laßt uns standhaft und unbeweglich sein (das war ihr gemeinsamer Entschluß), damit wir solche Philipper sind, die nicht nur an Christum glauben, sondern auch für ihn zu leiden wissen.“ Mit seiner Mütze auf dem Haupte, die unter dem Kinn zugebunden war, die Brille an der Brust herabhängend, ein neues Testament unter dem Arm und auf einen Stab gestützt, erschien der Greis nebst seinem Mitgefangenen vor seinen Richtern. Statt sich mit ihnen in weitläufige Erörterung einzulassen, wies er fortwährend auf seine Bibel hin. Da er alt und unvermögend sei, und die öden Kerkermauern ihm zu seiner Bibliothek seien angewiesen worden*), so habe er sich keines andern Buches mehr bedient, als eben des alten Bibel-Buches, das er unter seinem Arm trage; dieses habe er siebenmal mit Bedacht durchgelesen und nichts darin von der Messe gefunden. Auch Ridley vertheidigte sich standhaft. Als die Sitzung aufgehoben ward, ohne daß Latimer

*) Histoire des martyrs p. 353.

zu einem Widerruf wäre zu bewegen gewesen, ſchlug er ſeinen Mantel um ſich, nahm ſein N. T. und ſeinen Stab, und ging eben ſo gelaſſen wieder in den Kerker zurück, als er ihn verlaſſen hatte. Auch Ridley verlor noch am letzten Abende ſeine Heiterkeit nicht. Die Frau des Stadtammans, die ihn beweinte, tröſtete er mit den Worten: er lade ſie auf den nächſten Tag zu ſeiner Hochzeit ein; zwar müſſe er ein bittres Frühſtück einnehmen, aber um ſo herrlicher ſei das Freudenmahl, das ihn am Mittag erwarte*).

Der 16. Octobr. 1555 wurde zum Tage der Hinrichtung beider Biſchöfe beſtimmt. Auf der nördlichen Seite der Stadt Oxford waren die Pfähle aufgerichtet. Früh Morgens begaben ſich der Vicekanzler von Oxford und andre hohe Beamte auf den Richtplatz. Der Biſchof von London, Ridley, ward in ſeinem biſchöflichen Ornate, Latimer dagegen in ſchlechtem Anzug eines Gefangenen in den ſchauerlichen Kreis geführt. Dann beſtieg ein katholiſcher Prediger, Dr. Smith, eine dazu aufgerichtete Rednerbühne und ſuchte den Eindruck, welchen die Standhaftigkeit der Märtyrer auf das Volk machen könnte, dadurch zu ſchwächen, daß er die Worte des Apoſtels: „Wenn ich meinen Leib brennen ließe und hätte der Liebe nicht, ſo wäre es mir nichts nütze," auf den Tod ſolcher anwandte, die außer der wahren katholiſchen Kirche ſterben**). Endlich verglich der Redner den Tod der beiden Biſchöfe dem ſchrecklichen Ende des Judas. — Nach beendigter Predigt wollte Ridley das Wort nehmen, aber der Vicekanzler eilte ſogleich herbei und hielt ihm die Hand vor den Mund, indem er ſagte: wenn er widerrufen wolle, ſo ſei es ihm geſtattet, zu reden, ſonſt aber nicht; worauf Ridley gelaſſen antwortete: „Wir übergeben alſo unſre Sache dem allmächtigen Gott!" Beide Biſchöfe beſtiegen nun den Scheiterhaufen. Als der greiſe Latimer ſeinen alten Mantel von ſich warf, erſchien er in ſeinem Sterbekleide, und der gebückte Mann richtete ſich noch einmal auf und ſtand wie ein Verklärter da, gleich dem jugendlichen Stephanus. „Sei gutes Muths, Bruder!" rief er ſeinem jungen Freunde zu.

*) Kortüm S. 22.

**) War es doch ein alter Grundſatz dieſer Kirche, daß es kein Märtyrerthum gebe außer ihr, und daß alle Aufopferungen der Ketzer nur ihre Schuld vermehrten.

„Wir werden heute eine ſolche Fackel anzünden in England, die wie ich zu Gott hoffe, niemals auslöſchen ſoll!" — Latimer fand einen ſchnellen, Ridley einen langſamen Tod in den Flammen. Gleichzeitig mit dieſen beiden war auch der Biſchof Cranmer gefangen genommen worden; auch ſeine Stunde kam herbei. Verſchiedene Mittel wurden angewandt, ihm den Rücktritt ins Papſtthum möglich zu machen. Nachdem man ihn in öffentlicher Verſammlung bereits ſeiner biſchöflichen Würde entkleidet hatte, brachte man ihn endlich nach einer dreijährigen Gefangenſchaft dahin, daß er nach und nach mehrere ihm dargereichte Protokolle*) und endlich eine Schrift unterzeichnete, worin er bekannte, geirrt zu haben und endlich verſprach, hinfüro alles zu glauben, was die katholiſche Kirche zu glauben befehle. Aber dieſe augenblickliche Schwäche half ihm nicht. Die Königin Maria hatte ihm den Untergang geſchworen; denn ſie konnte es ihm nicht verzeihen, daß er in der Eheſtreitigkeit Heinrichs VIII. die Scheidung deſſelben von ihrer Mutter und die Vermählung mit Anna Boleyn betrieben hatte. Den 21. Mai des Jahres 1556 (alſo ein halbes Jahr nach der Hinrichtung Latimer's und Ridley's) wurde Cranmer auf ein Gerüſte geſtellt, damit er hier vor allem Volke ſeine Abſchwörung wiederhole. Er werde dann, hieß es, wie der reuige Schächer von Gott zu Gnaden angenommen werden, nachdem er hier durch den Tod ſeine Vergehen gegen die Kirche geſühnt hätte. Aber Cranmer im Angeſicht des Todes, ermannte ſich, und als ob ein neuer Geiſt der Stärke über ihn gekommen, bat er erſt Gott um Vergebung ſeiner Sünden und bekannte dann in ſeiner Anrede an das Volk, daß er nur aus Schwäche und Todesfurcht jenes Bekenntniß unterſchrieben habe. „Dieſelbe Hand," ſprach er, „die es unterſchrieben hat, ſoll auch zuerſt Strafe leiden," und ſo ſtreckte er auch die rechte Hand zuerſt ins Feuer, ehe er den übrigen Leib den Flammen preisgab. Er endete in einem Alter von 67 Jahren. Es iſt ſchwer, über dieſen ausgezeichneten Mann ein vollgültiges Urtheil zu fällen**). Seine hohe Frömmigkeit wird allgemein anerkannt.

*) Die verſchiedenen Formeln, wovon die letzte erſt genügte, finden ſich bei Strype.

**) Ueber ſein Leben vgl. Strype, Memorials of the most reverend father in god, Thomas Cranmer London 1694 fol. Goodwin,

Außer der augenblicklichen Schwäche ſeines Widerrufes, die ihm niemand zu hoch anrechnen wird, dürfte vielleicht die frühere Geſchmeidigkeit unter der Regierung Heinrichs VIII. und die mit dieſer Geſchmeidigkeit in Widerſpruch tretende Härte gegen Andersgläubige einen Schatten auf das ſonſt ſo große und herrliche Bild des Mannes werfen. Was das Erſte betrifft, ſo ſcheint Cranmer allerdings erſt allmälig jenen Starkmuth erlangt zu haben, der ihn nach glücklich überwundenem Kampfe endlich zum Märtyrer machte, und dieß ſpricht ja nur für ſeine Fortſchritte im Guten; den letzten Fehler aber, den der Unduldſamkeit, theilte Cranmer leider! mit vielen Zeitgenoſſen, ja mit vielen Proteſtanten ſelbſt*). Calvin und Beza und noch viele andere billigten die Todesſtrafe der Ketzer, d. h. derer, die ſie für Ketzer hielten, aus denſelben Gründen, aus denen die römiſche Kirche die Proteſtanten verfolgte, und ſo erhoben ſie ſich, dem Princip nach, in dieſer Beziehung nicht über einen gewaltigen Irrthum der Zeit. Ja, in dieſem wichtigen Puncte ſtanden ein l'Hôpital in Frankreich und der römiſche Cardinal Polus in England höher, als manche Reformatoren, und huldigten darin, ohne es zu wiſſen und zu wollen, mehr dem proteſtantiſchen Princip, als die, welche zwar für ihren Glauben ſich verbrennen ließen, aber auch andere zu verbrennen, ſich kein Bedenken machten.

Doch, vergeſſen wir nicht über dieſen Schlacken den wahren Werth jener Glaubenshelden, die doch darin wenigſtens gerecht waren, daß, wenn ſie andern um ihres Glaubens Willen die Feuerſtrafe zudachten, ſie auch Muth genug hatten, ein Gleiches zu leiden für ihre Ueberzeugung; und wenn wir auch nicht ſagen wollen, daß ſie mit ſolchen edelm Opfertode die ihnen anhaftenden Gebrechen der menſchlichen Natur getilgt haben, (denn eine äußere

---

de praesulibus Angliae. Britt. Plutarch Bd. II. Carwithen a. a. O. und eine Biographie von Coquerel im Musée des Protestans célébres Tom. III.

*) Sein Benehmen gegen Nicolſon (Lambert) wurde oben erwähnt. Eben ſo hart verfuhr er mit den Wiedertäufern und mit einer gewiſſen Johanna Bocher (gewöhnlich Johanna von Kent genannt). Hume erzählt ſogar, und andere erzählen es ihm nach, daß Eduard VI. den Biſchof mit Thränen beſchworen habe, das Urtheil zu mildern und endlich alle Verantwortung auf ihn gewälzt habe. (ſiehe Schröckh II. S. 612); doch vgl. dagegen Coquerel a. a. O. p. 45.

Sühne kann nie den sittlichen Mangel tilgen) so legen wir doch beschämt die Hand auf den Mund, und fragen uns erst, was wir zu thun vermöchten an ihrer Stelle? So streng übrigens Cranmer gegen die Ketzer war, so bereitwillig zeigte er sich, persönliche Beleidigungen zu verzeihen*). Auch durch große Mildthätigkeit zeichnete er sich aus. Alles was er besaß, wendete er zum Besten der Armen und zu frommen Zwecken an. In seinem bischöflichen Palast unterhielt er ein Hospital für arme Matrosen, und seine Tafel stand jedem Hungrigen offen. Die Flüchtlinge der Protestanten fanden bei ihm Herberge. In seinem Auftreten war er stets bescheiden und freundlich, und wohl mit Recht fürhte

---

*) Davon nur zwei Beispiele, ein scherzhaftes und ein ernstes. Ein dem Erzbischof feindlich gesinnter Priester hatte einst in einer Bierschenke über denselben gespottet und gesagt, er habe nicht mehr Gelehrsamkeit als eine Gans. Der Priester wurde deßhalb eingesperrt und mußte sich drauf vor dem Erzbischof verantworten. Cranmer redete ihn freundlich an und fragte ihn, ob er ihn kenne. Als der Priester dieß verneinte, fragte er ihn, warum er denn so voreilig über ihn urtheile. Wenn er an seiner Gelehrsamkeit zweifle, so wolle er ihm gerne Rede stehn; er solle ihn über jede beliebige Wissenschaft prüfen. Da gerieth der Priester in nicht geringe Verlegenheit und gestand, daß er selber nichts, als seine Muttersprache verstehe. „Wohl," antwortete Cranmer, „so werdet ihr denn in eurer englischen Bibel bewandert sein? Sagt mir also: Wer war Davids Vater? Der Priester that, als ob er sich besinne und entschuldigte sich, daß ihm der Name nicht einfallen wolle. „Nun," fragte Cranmer weiter, „so werdet ihr doch wissen, wer Salomos Vater war?" Der arme Priester erwiderte, er sei in der Genealogie eben nicht bewandert und könne es darum nicht sagen. Der Erzbischof entließ ihn mit dem Rath, die Bierhäuser seltener und die Studierstube um so öfter zu besuchen, einstweilen aber sich jedes Urtheils über die Gelehrsamkeit andrer zu enthalten, und schickte ihn auf seine Pfarre zurück.

Ernster ist folgender Vorfall. Zwei englische Doctoren hatten sich im Einverständniß mit Gardiner gegen sein Leben verschworen. Als Cranmer ihre Verrätherei entdeckte, führte er beide in sein Studierzimmer und sagte ihnen, wie sehr er von einigen hintergangen würde, in die er bisher das größte Zutrauen gesetzt habe. Er bat sie, ihm zu sagen, wie er sich gegen solche Leute zu verhalten hätte. Beide, nicht ahnend, daß sie unter der Frage begriffen seien, antworteten, solche Menschen hätten ohne Barmherzigkeit den Tod verdient. Da hob der Erzbischof seine Hände gen Himmel und rief aus: „Gütiger Gott, auf wen kann sich wohl ein Mensch verlassen." Drauf zog er die Briefe, durch welche er die Verrätherei entdeckt hatte, aus seinem Busen, und fragte die beiden, ob sie diese Papiere kennten? Die Doctoren erblaßten, fielen dem Erzbischof zu Füßen und baten um Vergebung. Cranmer versprach, ihnen zu vergeben und für sie zu beten; nur Eins sollten sie nicht von ihm erwarten, daß er künftig noch ein Vertrauen in sie setze. (Britt. Plutarch Bd. II. S. 19 ff.

er (auf Heinrichs VIII. Geheiß) in seinem Wappen den Pelican, der sich die eigne Brust zerhackt, um mit seinem Blute die Jungen zu nähren. — Sein Tod erwarb ihm einen hohen Rang unter den Bischöfen der protestantischen Kirche Englands. Man verglich ihn einem Polycarp von Smyrna, einem Cyprian von Karthago, einem Ignatius, die in ähnlichen Zeiten die bischöfliche Krone mit der Märtyrerkrone vertauschten. Und wie damals, so ermunterte auch hier des Bischofs glorreiches Beispiel viele, die nach ihm freudig in den Tod gingen*). Selbst Greise und Krüpel, Blinde und Gebrechliche wurden zu den Richtstätten geschleppt, und neugeborene Kinder**) ihren Müttern ins Feuer nachgeworfen. Das einzige Jahr 1556 kostete 85 Protestanten das Leben. Aber mitten unter diesen Drangsalen breitete sich die Reformation immer weiter aus, und durch alle Gefahren und Hindernisse hindurch bahnten sich treue Prediger den Weg zu ihren Gemeinden, die sich oft in kleinen Häuflein, doch auch bis zu zweihunderten in den Häusern der Glaubensgenossen versammelten. Freilich machte auch der römische Glaube bedeutende Fortschritte im Reich. — Cardinal Polus erhielt das durch Cranmers Tod erledigte Erzbisthum von Canterbury. Die Klöster wurden allmälig wieder hergestellt und das Andenken an die Reformatoren so weit vernichtet, daß die Gebeine von Bucer und Fagius ausgegraben und zu Asche verbrannt wurden. Jetzt sollte endlich, das Ganze zu vollenden, die Inquisition, (jenes treffliche Geschenk, womit Philipp bald drauf die Niederlande bedachte) auch in England eingeführt werden, und die zahlreichen Hinrichtungen, die in den Jahren 1557 und 58 fortgesetzt wurden, lieferten die geeignetsten Vorarbeiten dazu; doch der Krieg, der um eben diese Zeit zwischen Frankreich, England und Spanien geführt wurde, hatte einige Unterbrechung und der bald darauf erfolgte Tod der Königin Maria die endliche Einstellung der Ketzergerichte zur Folge. Maria starb den 17. November 1558 nach einer fünfjährigen Regierung.

---

*) Burnet 259.

**) Eine hochschwangere Frau kam auf dem Scheiterhaufen nieder. Das zarte Knäblein wurde von mitleidigen Zuschauern gerettet, aber sofort von den Richtern wieder in die Flammen geschleudert. Burnet S. 262. Kortüm S. 28.

und keine Thränen floſſen ihrem Sarge nach als die der römiſchen Prieſter, die ſie auf Koſten ihrer Unterthanen und aus falſcher Religioſität begünſtigt hatte *). Unter ihrer Regierung waren 273 Menſchen in den Flammen als Ketzer geſtorben, unter ihnen 5 Biſchöfe, 21 niedere Geiſtliche, 8 Edelleute, 84 Kaufleute, 100 Bäuern, Handwerker und Bediente, 55 Weiber und Kinder **). Ihr folgte die jüngere Stiefſchweſter Eliſabeth, die Tochter Heinrichs VIII. und der Anna Boleyn.

Der Papſt Paul IV. proteſtirte zwar gegen ihre Wahl, weil der päpſtliche Stuhl die Ehe Heinrichs mit Anna Boleyn als eine unrechtmäßige Ehe betrachtete; aber Eliſabeth kehrte ſich wenig daran, ſoſehr ſie auch anfänglich mit dem Papſt in gutem Vernehmen zu ſtehen wünſchte, und verrieth nun auch in ihren Anordnungen bald den Geiſt, der, von ihrer Würde ausgehend, in Staat und Kirche Englands herrſchen ſollte.

Zehnte Vorleſung.

Eliſabeths Regierung. Die 39 Artikel. Schottlands Reformation. Hamilton. Cardinal Beaton. Hinrichtungen. John Knox. Walter Mill. Unruhen in Edinburg. Congregation Chriſti. Vorfälle in Perth. Weitere Unruhen. Entſetzung und Tod der Regentin. Edinburger Vertrag. Charakter der ſchottiſchen Reformation. Presbyterianismus. Maria Stuart. Die vormundſchaftliche Regierung. Knox ſtirbt.

Wenn die Regierung Heinrichs VIII. in Beziehung auf die Reformation einer grauen, noch halb in Nacht gehüllten Dämmerung, die darauf folgende Zeit Eduards VI. aber der Morgenröthe verglichen werden kann, hinter deren blutrothem Vorhange heimtückiſche Stürme lauſchen, ſo ging in Eliſabeth das ſiegreiche Geſtirn des Tages auf, in deſſen Glanze ſich die wohlthätigen Pflan-

*) Burnet 346.
**) Kortüm (nach Neal II. 102.) S. 376.

zungen erholten, welche unter jenen Stürmen ihr Haupt gesenkt hatten. Unter Elisabeth befestigte sich nicht nur die englische Reformation, unter ihr erhielt auch die bischöfliche Kirche ihr eigenthümliches Gepräge, der Gottesdienst seine Regel, der Glaube seinen gesetzlichen Ausdruck. Wenn nun auch die neuen Pflanzungen unter Elisabeth den Samen zu neuen Zwistigkeiten in sich schlossen, so kann die Schuld davon doch weniger auf sie selbst zurückfallen, als auf die andern mitwirkenden Umstände, die wir noch werden zu erwägen haben. Einstweilen wird es nöthig sein, uns mit der Person Elisabeths und ihren Leistungen für die englische Kirche etwas genauer bekannt zu machen.

Elisabeth, die Tochter Heinrichs VIII. und der Anna Boleyn, wurde, nachdem sie schon im dritten Jahre ihrer Mutter gewaltsam beraubt worden war, besonders durch des verstorbenen Cranmers Fürsorge, der bei ihrer Taufe Pathenstelle vertreten hatte *), in den Grundsätzen des Protestantismus erzogen. Sie hatte eine harte Jugend zu bestehen, die wohl auch mit als ein Märtyrerthum für den Protestantismus betrachtet werden darf. Besonders hatte sie während der Verfolgungen, die unter Maria einbrachen, viel zu leiden gehabt, so daß in der Schule des Unglücks ihr Glaube sich stärkte und ihr fester, männlicher Charakter in großartigen Zügen sich ausbildete. Man hatte sie beschuldigt, an einer Verschwörung gegen Maria theilgenommen zu haben, und auf Gardiners Anrathen ward sie in den Tower geworfen. Nach der Vermählung Philipps mit Maria aber verwandte sich der erstere aus Politik für die Freiheit seiner Schwägerin und half so unbewußt mit, eine ketzerische Königin auf den Thron Englands zu befördern. Uebrigens wurde Elisabeth noch einmal in Woodstock gefangen gehalten, und als sie auch aus dieser Gefangenschaft wieder war befreit worden, brachte sie während der Stürme, die über ihre Glaubensgenossen ergingen, ihre Tage in stiller Einsamkeit zu auf dem Landgute Hatfield. Hier übte sie ihren starken und umfassenden Geist in den Wissenschaften, die damals auch dem Frauenleben nicht so fern standen, als jetzt. Wie wir es bei einer Jeanne d'Albret und Johanna Gray gefunden

*) Siehe Leben Cranmers im brittischen Plutarch.

haben, so war auch bei Elisabeth das Studium lateinischer und griechischer Schriftsteller die Grundlage ihrer Bildung. Noch befand sie sich in Hatfield, als Eilboten ihr die Erwählung zur Königin von England ankündeten. Elisabeth fiel auf ihre Kniee, dankte Gott und sprach *): „Das ist des Herrn Werk und wundervoll in unsern Augen.“ Im Triumphzug ward sie nach London geführt und hielt in demselben Tower ihren Einzug, in dem sie zuvor als Gefangene gesessen hatte. Keine persönliche Rache befleckte ihren Regierungsantritt; nur der Bischof Bonner, der so viele Schlachtopfer zum Tode geführt hatte, empfing sie mit einem finstern Blick. Die Kerker, in denen noch manche um des Glaubens willen Verfolgte schmachteten, wurden geöffnet, im Uebrigen aber nur allmälig und behutsam die neuere Ordnung der Dinge vorbereitet; so daß die strengen Protestanten ihr sogar den Vorwurf machten, sie habe nun zwar alle um des Glaubens willen Gefangenen losgelassen, nur nicht die vier Evangelisten, die lange genug gefangen gewesen; aber die gewandte Königin antwortete, sie wolle eben darum erst die Evangelisten selbst befragen und berathen **).

Elisabeth war bei ihrem Regierungsantritt 25 Jahre alt, von mittelmäßiger Schönheit, aber eines kühnen, männlichen Geistes, nicht frei von Herrschsucht, doch auch wieder milden und freundlichen Gemüthes. Alles lag ihr daran, Staat und Kirche auf eine dem Glanz des englischen Namens und ihrer persönlichen Größe entsprechende Höhe zu heben. Zwei Männer waren es besonders, die in der weltlichen Regierung ihr beistanden, der staatskluge Minister Wilhelm Cecil und der gelehrte Nicolaus Bacon. In kirchlichen Dingen schenkte sie ihr Zutrauen dem Manne, der als ehemaliger Hofcaplan ihrer Mutter auch fortwährend bei ihr in Gunst geblieben war und auf ihren religiösen Charakter einen bestimmenden Einfluß geübt hatte, Matthäus Parker. Ihn erhob sie bald drauf zum Erzbischof von Canterbury, und erst nach langem Widerstreben ließ der würdige Mann zur Annahme der Stelle sich bewegen. Es war allerdings eine schwierige Aufgabe, in einer noch immer schwankenden Zeit den Leuchter des Evange-

*) Kortüm S. 31.
**) Siehe Carwithen a.a. O.

liums auf den Altar des vielfach erschütterten Heiligthums zu stellen. Hier waren noch die zahlreichen Priester aus der Zeit Maria's, die im Einklang mit dem Papste fortwährend die Rechtmäßigkeit der ketzerischen und aus einer vom apostolischen Stuhl nicht gebilligten Ehe entsprossenen Königin bestritten; dort war es eine durch die Verfolgungen aufgeregte, im Kampfe verwilderte Partei von Protestanten, welche durch Bildersturm sowie durch thätliche Mißhandlung jener Priester sich schadlos halten zu müssen glaubte für das früher Erlittene. Weislich suchte Elisabeth die Klippen zu vermeiden, die sich ihr von beiden Seiten entgegenstellten. Nur die nöthigsten Aenderungen wurden vorgenommen, wozu die Vorlesung der Evangelien und Episteln, so wie des Unservaters und des apostolischen Glaubensbekenntnisses in der Landessprache gehörte; das minder Wesentliche ward einstweilen in der alten Form beibehalten. Elisabeth schien sogar aus eigner Neigung dem Cultus gern eine Wirksamkeit auf die Sinne zu lassen, welche der strengere Protestantismus verbannte, und so erwuchs allmälig auf der frühern Grundlage von Eduards VI. Buch jene Liturgie der bischöflichen Kirche, wie sie sich bis auf den heutigen Tag in einer Form erhalten hat, die zwischen dem überladenen Dienst der Messe und dem allzusehr nur auf den Vortrag der Lehre beschränkten reformirten Cultus die Mitte zu halten strebt *). Ob damit die richtige Mitte getroffen worden? ist hier nicht zu beurtheilen. Aber das war schon damals ein gefährliches Unternehmen, daß das Streben nach Gleichförmigkeit im äußern Gottesdienst als ein Rest des Katholicismus mit allzuvieler Schärfe durchgeführt und das Halten an ihr durch die sogenannte Uniformitätsacte späterhin allen zur Pflicht gemacht wurde. Auch rücksichtlich der Kirchenverfassung schloß sich die englische Kirche fortwährend an das aus der alten Kirche ererbte, bloß von dem Papstthum abgelöste bischöfliche System an. An die Stelle der päpstlichen trat dafür, keineswegs im Einklang mit dem wahren Protestantismus, die königliche Gewalt. Zwar verzichtete Elisabeth freiwillig auf den Titel des obersten Bischofes, welchen Heinrich VIII. an sich gerissen hatte. Sie begnügte sich mit dem weltlichen Auf-

*) The book of common prayer and administration of the sacraments and other rites and ceremonies of the church.

ſichtsrechte, wie es auch mehr oder weniger andere proteſtantiſche Regierungen übten, aber die Aenderung betraf mehr den Namen als die Sache. Die Königin ließ ſich im Jahr 1559 von ſämmtlichen Geiſtlichen den Eid der Suprematie leiſten. Die, welche ſich deſſen weigerten, wurden ihrer Stellen entlaſſen, aber mit anſtändigen Ruhgehalten verſorgt. Endlich ward auch der kirchliche Glaube in eine buchſtäbliche Faſſung gebracht. Schon unter Eduard VI. hatten Cranmer und Ridley ein Glaubensbekenntniß für die engliſche Kirche verfaßt, welches nun aufs Neue durchgeſehen und beſonders dahin verändert wurde, daß in Beziehung auf die Abendmahlslehre ſolche Ausdrücke gewählt wurden, von denen man glaubte, daß ſie ſowohl die Lutheraner, als die Reformirten befriedigen könnten. Dieſes Glaubensbekenntniß, das erſt 42 Artikel in ſich faßte, wurde mit Uebergehung einiger darin enthaltenen Beſtimmungen auf 39 Artikel gebracht, ſo blieb der Name der 39 Artikel von dieſer Zeit an die übliche Bezeichnung des anglicaniſchen Bekenntniſſes. Gegen die im Lande wohnenden Katholiken wurde indeſſen mit der größten Milde und Schonung verfahren, ſo daß in den erſten Jahren von Eliſabeths Regierung dieſe häufig ohne alle Störung an einem Gottesdienſt theilnahmen, der ihnen ſo manche Erinnerungen an den frühern Zuſtand geſtattete. Aufs Strengſte wurden die gegenſeitigen Schmähungen, „Papiſten, Ketzer, Schismatiker, Sacramentirer u. ſ. w. verboten," dagegen durch Verbreitung einer neuen Bibelüberſetzung *) dem evangeliſchen Chriſtenthum am ſicherſten der Weg gebahnt.

Allein für eine ruhige Entwicklung ſchien weder die Zeit im Allgemeinen, noch beſonders die damalige Lage des brittiſchen Reiches reif zu ſein, und wie hinter der milden Frühlingsſonne nicht ſelten rauhe Stürme ſich verbergen, ſo brachen auch dieſe Stürme von einer dem Katholicismus entgegengeſetzten Seite los, und ein neuer Fanatismus brachte Zwietracht in die engliſche Kirche.

Um dieſe Erſcheinungen zu begreifen, müſſen wir jedoch erſt ſehen, unter welchen Umſtänden ſich in dem angrenzenden Schottland die Reformation verbreitete.

Faſt ſo alt, als die Dynaſtie der Valeſier in Frankreich

*) Ueber die frühere Genfer- und die nachmalige Biſchofsbibel, ſiehe das Weitere bei Carwithen a. a. O.

iſt die der Stuarts in Schottland. Mit dem Jahr 1371 gelangte nach dem Tode Robert Bruce's, welcher Schottland der Herrſchaft Englands entriſſen hatte, dieſes in der Geſchichte des 16. und 17. Jahrhunderts ſo merkwürdige, durch tragiſche Schickſale verfolgte Königshaus auf den Thron. Wir begegnen auf demſelben zu Anfang unſrer Geſchichte dem Vater der Maria Stuart, Jacob V., welcher mit dem Jahre 1524, (alſo zu derſelben Zeit, als Heinrich VIII. in England regierte) ſeine Herrſchaft antrat. Durch die Vermählung dieſes Königs mit Maria von Guiſe erhielt dieſe in Frankreich ſo mächtige Partei auch einen Einfluß auf die ſchottiſchen Angelegenheiten und auf die Geſchichte der um dieſelbe Zeit in Schottland aufgehenden Reformation. Von Anfang an hatte ſich dieſes Land in größerer Unabhängigkeit von dem römiſchen Stuhl erhalten, als England; aber nichtsdeſtoweniger übte die hohe Geiſtlichkeit eine ariſtokratiſche Gewalt in der Kirche. An der Spitze derſelben ſtand der Erzbiſchof von St. Andrews. Die niedere Geiſtlichkeit war roh und ungebildet, und das Licht der Wiſſenſchaften, das von der Univerſität Glasgow ausgehn ſollte, war höchſtens ein trübes Dämmerlicht *). Von außen herein brach indeſſen auch hier der Strahl der reinern, evangeliſchen Lehre. Schon Wikliffs Schriften hatten ſich aus dem benachbarten England auch nach Schottland verbreitet, und ſchon im 15. Jahrhundert verſammelten ſich die geheimen Anhänger deſſelben zum Leſen der Bibel in mitternächtlicher Stunde. Der erſte aber, der Luthers Lehre in Schottland verbreitete, war ein junger, dem königlichen Hauſe verwandter **) Edelmann, Patrik Hamilton. Dieſer hatte in Deutſchland ſowohl in Wittenberg ſelbſt, als auf der damals neugeſtifteten Univerſität Marburg ***) die Grundſätze der Reformation kennen gelernt, die er nun den Verſuch machte in ſeinem Vaterlande auszubreiten. Er wurde vor ein geiſtliches Gericht geſtellt, als Ketzer erfunden, drauf der weltlichen Obrigkeit zur Beſtrafung übergeben, und im Jahr 1527 in einem Alter

*) Die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften im 15. Jahrhundert übte nur geringen Einfluß auf Schottland. Die griech. Sprache z. B. war bis zum Jahr 1534 nicht bekannt, ſiehe M'Crie, Life of John Knoxe. (5 Ed.) p. 7.

**) Sein Großvater hatte eine Schweſter Jacobs III. zur Ehe.

***) Sein Lehrer war der früher erwähnte Lambert von Avignon.

von nicht 24 Jahren verbrannt. Bei seiner Hinrichtung befand sich ein Mönch, Namens Campbell, der ihn in seinen letzten Stunden mißhandelte. Diesem rief Hamilton die gewaltigen Worte zu: „Elender, der du bist; in deinem Gewissen bist du von der Wahrheit der Lehre überzeugt, für die ich sterbe, du hast dich selbst noch unlängst in meiner Gegenwart dazu bekannt. Siehe, ich fordere dich vor den Richterstuhl des lebendigen Gottes.“ Der Mönch fiel bald drauf in Wahnsinn und starb. In Hamiltons Tode ehrten deßhalb viele nicht nur den Tod eines frommen Blutzeugen, sondern eines Propheten und Heiligen Gottes. Ein ähnliches Gottesgericht sah die erstaunte Welt bei dem Anlaß eines andern Märtyrertodes. — Der Erzbischof Beaton von St. Andrews war einer der heftigsten Verfolger der Protestanten. Mehrere Hinrichtungen angesehner Männer hatten sich bereits wiederholt, und unter der Regentschaft des Grafen Arran, die auf Jacobs V. Tod eintrat, wußte er, nachdem sich schon einige hellere Aussichten für die Protestanten geöffnet hatten, allmälig die Gewalt an sich zu ziehn, und den Verfolgungen Nachdruck zu geben. Zu den verschiedenen Hinrichtungen, die er schon betrieben hatte, gesellte sich nun auch die eines Adligen, Georg Wishard, der von Cambridge kommend, die Lehre der Reformation in Schottland ausgebreitet, und als man ihm die Kirchen verweigert, auf freiem Felde unter großem Zulauf sie verkündet hatte. Auch Wishard wurde zum Feuertode verurtheilt. Mit ruhiger Fassung bereitete er sich zum Tode. Da er das Abendmahl nicht von einem katholischen Priester nehmen wollte, segnete er es selbst ein nach seinem letzten Frühstück und genoß es mit einigen seiner Freunde unter beiderlei Gestalt. Der Cardinal Beaton sah der Hinrichtung aus dem Fenster seines Schlosses zu. Aber der Sterbende weißagte ihm noch aus den Flammen, daß sein Ende gekommen sei und in wenigen Tagen ging die Weißagung in Erfüllung. Beaton wurde im Mai 1546 von sechzehn Verschwornen in demselben Schlosse ermordet, aus dessen Fenster er am Tode Wishards sich geweidet hatte.

Solche merkwürdige Ereignisse mußten einen tiefen Eindruck in dem Gemüth eines Volkes hinterlassen, das für das Wunderbare in den Verkettungen der menschlichen Schicksale und für die geheimnißvollen Einwirkungen der Geisterwelt von Natur einen

erregbaren Sinn zeigt. Mag auch der Aberglaube in ſolche Stimmen und Zeichen ein größeres Gewicht gelegt haben, als die beſonnenere Vernunft unſrer heutigen Bildung ihnen zugeſteht, immerhin waren es wirkſame Zeichen der Zeit, und wie überall in ſolchen Zeiten ward auch hier das Blut der Märtyrer ein Same der Kirche, und das Wunderbare, von dem ihr Tod begleitet ſchien, ein Hebel der Begeiſterung.

In die aufgeregten Gemüther ward nun ein neuer Zunder geworfen durch einen Mann, den die Vorſehung gerade zum Reformator dieſes Volkes beſtimmt zu haben ſchien, damit, was in andern Ländern entweder auf ruhigere Weiſe ſich geſtaltete oder im Kampfe unterging, hier, dem über Felſen hinrollenden Waldſtrom gleich, mit Gewalt ſich eine Bahn breche.

John Knox iſt der merkwürdige Charakter, der der ſchottiſchen Reformation ihr eigenthümliches, ihr ernſtes und ſchweres Gepräge aufdrückte, der die calviniſche Lehre, die in ihrem Stifter durch die feinere franzöſiſche Natur und durch eine höhere Geiſtesbildung gemildert war, in ihrer oft abſtoßenden Schroffheit hinſtellte und ſie ins praktiſche Leben des Volkes einführte. Wir müſſen uns mit dem Leben dieſes Mannes etwas genauer bekannt machen *).

Johann Knox, ſtammend aus einer alten achtbaren Familie, wurde geboren im Jahr 1505 zu Gifford, nach andern zu Haddington in der Grafſchaft Oſt-Lothian **). Schon als Knabe zeigte er, was ihn als Mann auszeichnete, einen hellen, durchdringenden Verſtand und einen feſten, ausdauernden Willen. Dieſe beiden Seelenkräfte überwogen auch bei ihm (wie bei Calvin) die ſanftere und weiche Gemüthlichkeit ***). Als ein neunzehnjähriger

---

*) Die beſte Biographie iſt die von M'Crie, Life of John Knox. Edinb. 811. Der deutſche Auszug von Planck iſt mir gar nicht, und das Original (5. Aufl. von 1831.) erſt ſpäter zu Geſicht gekommen. Ich habe es bei der Ueberarbeitung noch benutzt. — Andere Hülfsmittel ſind die nach M'Crie bearbeitete franz. Lebensbeſchreibung im Musée des Prott. célèbres und Niemeyer (Ch.), Leben Johann Knox's und der beiden Marien, Mütter und Tochter. Leipzig 824.

**) Ueber die Verſchiedenheit dieſer Annahmen ſiehe M'Crie von Anfang und Note A. Der Vf. entſcheidet ſich für Gifford.

***) Auch die Bilder von Knox und Calvin (das erſtere als Titelkupfer zu M'Crie, das andere zu Henry) haben einige Aehnlichkeit, die ſich nicht nur auf die äußere Tracht bezieht.

Jüngling bezog Knox im Jahr 1524 die Universität Glasgow*). Theils die freisinnigen Winke seines Lehrers, Johann Mair (Major), der sich jedoch nur behutsam äußerte, weit mehr aber noch das selbstständige Studium der Bibel und der Kirchenväter, besonders des Augustin und Hieronymus, vorzüglich endlich die Verfolgungen selbst, welche um jene Zeit begannen und als deren Opfer Hamilton fiel, weckten in dem feurigen, thatendurstigen Jünglinge den Drang, als Glaubensverbesserer aufzutreten, worin ihn auch die Freundschaft seines Altergenossen Georg Buchanan bestärkte. Sein Streben entging dem wachsamen Auge Beaton's nicht. Knox zog sich nach Hochschottland zurück, wo er unter dem Schutze des Hugh Duglas öffentlich das Evangelium predigte, trat aber nach dem Tode des Erzbischofs eine Predigerstelle in St. Andrews an, die ihm von der Gemeinde übertragen wurde. Hier predigte er die erneuerte Lehre des Heils ohne Scheu und vertheidigte sie in offener Disputation gegen die Widersacher mitten unter den Stürmen, die ihn umlagerten. Täglich wurden ihrer hinzugethan zu der Gemeinde, und als in Folge der Ermordung des Erzbischofs die wackre Bürgerschaft im Sommer 1547 als eine rebellische Partei behandelt und mit Hülfe einer französischen Flotte zu Wasser und zu Land belagert wurde, da war es wieder sein Wort, das die Bedrängten aufrichtete und den sinkenden Muth begeisterte. Vergebens hofften die Belagerten auf nahende Hülfe aus England. Sie mußten sich ergeben, und Knox gerieth mit einem Theil der Besatzung wider das gegebene Wort des Vertrags — auf die Galeeren. Hier mußte er nun selbst der Flotte dienen, welche die nahende Hülfe der Engländer von Schottlands Küste zu vertreiben den Befehl hatte**). Die Anstrengungen, die er mit den rohesten Sclaven theilte, zogen ihm eine Fieberkrank-

*) Nicht St. Andrews, wie in den frühern Ausgaben von M'Crie steht, siehe dessen Anmerkung zur 5. Ausgabe, wonach ich auch den Text dieser Vorlesung berichtigt habe.

**) Als sie im Winter vor Nantes lagen, wurde alles angewandt, die Gefangenen wieder zum Katholicismus zurückzuführen. Mit Gewalt wollte man sie nöthigen, am Schiffsgottesdienst Theil zu nehmen; aber mit einer Standhaftigkeit, die an Schroffheit grenzte, machten sie ihren Protestantismus geltend. Wenn der Gottesdienst begann, bedeckten sie absichtlich ihr Haupt, und als man einem unter ihnen (Knox selbst?) befahl, ein Marienbild zu küssen, warf er es in die Loire mit den Worten: „Die Jung-

heit zu, aber in allen Nöthen tröstete ihn sein Glaube und das Gebet. Beide wurden auch der Gegenstand seines tiefern Nachdenkens, und so verfaßte er in den schmerzensfreien Stunden sein Glaubensbekenntniß sowohl, als eine Abhandlung über das Gebet. Wie einst der gefangene Paulus die Erquickungen der Religion auch den fernen Gemeinden in seinen Sendschreiben mittheilte, so wußte auch Knox von den Galeeren aus einen Brief an seine Glaubensbrüder in Schottland zu befördern, der mit den Worten beginnt: „Johann Knox, der gebundene Knecht Jesu Christi: Gnade, Erbarmen und Friede von Gott dem Vater mit dem beständigen Troste des heiligen Geistes*).

Nach zwei Jahren unsäglicher Leiden öffnete sich den Gefangenen wieder eine freiere Aussicht. Die Vermählung der Thronerbin Maria Stuart mit dem König von Frankreich Franz II. brachte ihnen 1549 die Freiheit, indem Franz, der die Protestanten im eignen Land verfolgte, erst den Versuch machen wollte, die Schotten durch Milde zu gewinnen. Knox, der zwar seiner Ketten entledigt wurde, aber nicht nach Schottland zurückkehren durfte, begab sich nach England. Cranmer suchte ihn als einen willkommnen Gehülfen für die nördlichen Landschaften des Reichs zu verwenden. Aber Knox fand hier großen Widerstand an der Weichlichkeit und Trägheit der Geistlichen. Eine bleibende Stelle in London, die ihm angetragen wurde, schlug er eben so standhaft aus, als ein ihm angetragenes Bisthum in Nordengland, weil er die halben Maßregeln der Reformation, wie sie unter Eduard VI. geübt wurden, nicht mit seinen strengen und durchgreifenden Grundsätzen vereinigen konnte. Besonders nahm er Anstoß an der bischöflichen Verfassung und der weltlichen Pracht der Bischöfe, die schon damals ein Aergerniß für einfache, christliche Gemüther sein

---

frau ist leicht genug, laßt sie schwimmen lernen.“ Nur mit Mühe gelang es, die Heilige aus den Wellen zu retten. M'Crie a. a. O. S. 68. 69.

*) Auch geistlichen Rath ertheilte Knox den Glaubensbrüdern, die sich in ähnlicher Lage befanden. Ein Theil derselben saß nämlich zu Mont St. Michel gefangen. Es bot sich ihnen eine Gelegenheit dar, aus ihrer Haft zu entfliehen. Ungewiß, ob sie mit gutem Gewissen die Flucht ergreifen dürften, wandten sie sich an Knox. Dieser gab ihnen den gesunden, evangelischen Rath, sich allerdings frei zu machen, doch unter der Bedingung, daß es ohne Blutvergießen geschehe.

mußte; sowie an der noch immer mit zu vielen äußern Ceremonien überladenen Liturgie. Es stellte sich schon hier der Gegensatz heraus, welchen die schottische und englische Kirche oder die Presbyterial- und Episcopalform gegeneinander in der Folge bildeten. Knox war Presbyterianer, d. h. er wollte, daß die Kirche, nach dem Muster der apostolischen Zeit, nicht geleitet würde von hohen, vornehmen Beamten, die sich zum Unterschiede von den niedern Geistlichen Bischöfe nennen, sondern daß an der Spitze des Gemeinwesens ein frommer, gelehrter Mann stehe, der im Vereine mit andern ihm gleichgestellten Aeltesten (Presbyteren) die Angelegenheiten der Kirche leite. In der That waren ja in der alten apostolischen Zeit die Bischöfe nichts anders, als solche Aelteste oder Presbyter, sie waren Aufseher über die Gemeinde, Seelsorger oder Pfarrer, und der hohe, vornehme Nimbus hatte sich erst später um ihre Häupter gewoben, als das Christenthum in großen Städten und später an den Höfen der Kaiser Eingang gefunden. — Es kann nun streitig sein, ob es mit zum Wesen des Protestantismus gehöre, auch in der äußern Form wieder zur apostolischen Einfachheit zurückzukehren, oder ob nicht die veränderten Verhältnisse, wonach das Christenthum eine Staatsreligion geworden, auch Abänderungen in den äußern Formen nöthig machten, und in der That glauben wir, daß die Forderungen der damaligen Presbyterianer in manchen Dingen überspannt waren. Aber gegenüber jener Verweltlichung des Christenthums, wie sie in den damaligen Zeiten durchgängig war, ehe das Licht der Reformation hereinbrach, und wie sie sich leider! in der englischen Kirche nur zu sehr und auf eine zu schreiende Weise erhielt, mußte immerhin diese Weigerung des schottischen Reformators, an der Sünde des Zeitalters theilzunehmen, als eine großartige erscheinen, die seinem Charakter Ehre macht.

Ob nun gleich Knox kein bleibendes Kirchenamt in England annehmen wollte, so trug er doch auch hier durch seine starken und rücksichtslosen Predigten manches zur Reformation bei. Unter der Regierung der katholischen Maria in England flüchtete Knox, nachdem er sich erst den Verfolgungen ausgesetzt hatte, auf den Rath seiner Freunde nach Genf, wo ihn Calvin mit offnen Armen aufnahm. Bald darauf that sich ihm ein Wirkungskreis

in Deutschland auf, indem sich in Frankfurt eine reformirte Gemeinde von französischen und englischen Flüchtlingen gebildet hatte, an welche Knox berufen ward. Leider waren es auch hier die Streitigkeiten über die Liturgie und das Ungestüm, womit einige Engländer das Beibehalten derselben in der anglikanischen Form verlangten, welche Knox, nachdem er vergebens die Gegensätze zu vermitteln versucht hatte, wieder aus Frankfurt vertrieben *). Er begab sich abermals nach Genf, bald aber kehrte er unter den seither veränderten politischen Verhältnissen nach seinem Vaterlande zurück. Hier ließ nämlich die Regentin Maria von Guise, welche seit 1554 die Vormundschaft führte, die Protestanten anfänglich gewähren, schon darum, weil ihre politische Gegnerin, Maria von England, sie dort verfolgte. In Edinburg sammelte Knox in dem Hause eines Privatmanns (James Syme) eine evangelische Gemeinde um sich, und streute auch in den südlichen Landschaften den Samen der Reformation aus; doch wußten es die ihm feindlichen Geistlichen dahin zu bringen, daß er den 15. Mai 1556 vor ein Gericht gestellt wurde. Knox erschien in zahlreicher Begleitung seiner Freunde, worunter von den angesehensten Männern des Landes waren. Die versammelten Prälaten wagten es nicht, ihn zu verurtheilen. Vielmehr predigte er 10 Tage nacheinander in einer offenen Halle des Vor- und Nachmittags vor einer großen Menge von Zuhörern. Aber auch die friedliche Gesinnung der Regentin dauerte nicht lange, und Knox, der ohne den Ausbruch eines Bürgerkrieges (welchen er jedoch vermeiden wollte) keinen Weg sah, dem Protestantismus in Schottland Ansehn zu verschaffen, hielt es für einen Ruf Gottes, als ihn die Kirche von Genf als ihren Prediger zu sich berief. Knox trennte sich mit schwerem Herzen von seinen Glaubensbrüdern und Schottland, und trat seine Stelle in Genf an **). Der abermalige Aufenthalt in dieser so wichtigen Pflanzstadt der Reformation verschaffte ihm Gelegen-

*) Auch Calvin war um sein Gutachten in den Streitigkeiten ersucht worden. Es fiel gegen die bischöfliche Liturgie aus, in welcher er noch eine starke Hefe des Papstthums erkannte. Calv. Opp. T. IX. (Amst. 1667.) p. 28. M'Crie S. 146.

**) Er hatte sich unter der Zeit verehlicht; auch seine Gattin und Schwiegermutter folgten ihm an den Ort seiner neuen Bestimmung. Auch wurden ihm hier zwei Söhne geboren. M'Crie S. 194.

heit, ſich in ſeinen theologiſchen Kenntniſſen und Anſichten noch weiter zu befeſtigen; aber zugleich verſäumte er nicht, die Verbindung mit dem ſchottiſchen Mutterlande aufrecht zu erhalten. Die Verdammung ſeiner Lehre und ſeiner Perſon war ihm indeſſen auf dem Fuße gefolgt: denn als man ſeiner nicht mehr habhaft werden konnte, ward ſtatt ſeiner ſein Bildniß öffentlich in Edinburg verbrannt und über ihn ſelbſt das Todesurtheil geſprochen. Kürzere Zeit hielt er ſich auch in Dieppe auf; doch kehrte er bald wieder nach Genf zurück, wo er im Verein mit einigen Freunden eine neue engliſche Bibelüberſetzung beſorgte. Zugleich erließ er ein „Schreiben an die Königin-Regentin," worin er die Sache der Reformation mit Kraft vertheidigte, und in Verbindung damit ſandte er einen Zuruf an den Adel und die Reichsſtände von Schottland, worin er dieſelben auf der einen Seite zum Gehorſam gegen die Regierung aufforderte und vor jedem gewaltſamen Aufruhr warnte, auf der andern aber auch ihnen zur Pflicht machte, ihre Brüder im Nothfall mit eigner Lebensgefahr zu vertheidigen, wenn dieſe um ihres Glaubens willen angegriffen würden. — Knox billigte es ſo wenig als Luther, daß man mit äußerer Gewalt dem Evangelium Bahn breche, wohl aber ſchien ihm auch die bewaffnete Vertheidigung erlaubt gegen unbefugten Angriff. Hierin zeigte er weniger Bedenklichkeit als Luther, und näherte ſich darin mehr Zwingli. Wenn es ſchwer iſt, den richtigen Punct zu bezeichnen, wo die äußere Selbſtvertheidigung in Sachen des Glaubens beginnen darf, ſo müſſen wir uns begnügen, wenn wenigſtens der Grundſatz im Allgemeinen feſtgehalten wird, daß vor allem die Macht des Wortes gelten ſoll, und dieß finden wir hier ſelbſt bei dem ſtürmiſchen Knox. Indeſſen ſoll auch da, wo das Chriſtenthum mit dem Worte ſich vertheidigt, dieſes Wort zwar ein kräftiges ſein und ein unumwundenes, aber auch das Wort ſoll nie die Schranken des Anſtandes und der Mäßigung überſchreiten, welche ihm gerade die rechte Würde in den Augen der Gegner ſichern müſſen und auf die Dauer ſichern werden. Dieß vergaßen in jenen Zeiten mitunter auch die edlern und beſſern Kämpfer, und wie Luther in ſeiner Schrift an Heinrich VIII., ſo ſetzte nun auch Knox die Geſetze der Mäßigung und des Anſtandes zu wei aus den Augen in einer Schrift, deren Titel ſchon allein die ernſte

und heilige Wirkung verfehlen mußte, welche die Schrift beabsichtigte. „Erster Trompetenstoß gegen das monströse Weiberregiment*)" — so hieß die Schrift, welche Knox im Jahr 1558 gegen die beiden Königinen Maria von England und die Königin Mutter in Schottland erließ. Unglücklicher Weise war aber um eben diese Zeit die englische Maria gestorben, und ihre Schwester Elisabeth ihr in der Regierung gefolgt, und diese bezog nun die starken Aeußerungen des Reformators gegen eine jede Frauenregierung natürlicher Weise auch auf sich. So zog sich Knox durch diesen unbesonnenen Schritt wenigstens für den Augenblick die persönliche Feindschaft einer Frau zu, welche der Sache des Protestantismus so wesentliche Dienste leistete. Es blieb indessen beim ersten Trompetenstoß, und es folgte kein zweiter und dritter mehr, wie er es beabsichtigt hatte**).

Aber auf einen ernstern Gegenstand richten wir nun den Blick. Die Verfolgungen in Schottland hatten in der That mächtig überhand genommen, und ein Opfer hatte sich der Erzbischof von St. Andrews***) ausersehen, das wohl geeignet war in den Herzen aller Redlichen den gerechtesten Abscheu gegen die Bedrücker des evangelischen Glaubens zu erwecken. Ein alter, ehrwürdiger Priester war dieses Opfer. Walter Mill, 83 Jahre alt, hatte sich noch in diesem hohen Greisenalter der neuen Lehre zugewandt, ein Beweiß, daß auch die Fülle der Jahre für den nach Wahrheit strebenden Geist kein Hinderniß ist, dieselbe in sich aufzunehmen. Er war als Evangelist in Schottland umhergewandert und hatte das Wort Gottes denen verkündet, die es hören wollten. Da ließ ihn der Erzbischof greifen und nach St. Andrews schleppen; das geistliche Gericht verurtheilte ihn zum Feuertod. So allgemein war aber die Ehrfurcht vor dem Greise oder wenigstens die Scheu vor seinen grauen Haaren, daß kein Weltlicher über ihn zu Gericht sitzen wollte. Um aber die Formen zu erfüllen, bestellte der Erzbischof einen nichtswürdigen Menschen seines Hofgesindes zum Richter über ihn, der die Sen-

*) The first Blast of the Trumpet against the monstrous regiment (government) of women.

**) M'Crie S. 220. Erst beim dritten wollte er seinen Namen nennen.

***) Johann Hamilton, der Bruder des frühern Regenten Arran.

tenz des geiſtlichen Tribunals beſtätigte. Nun aber wollte auch niemand von ferne zu deſſen Hinrichtung die Hand bieten. Die Läden, in welchen man die Stricke und das nöthige Brennmaterial kaufte, waren geſchloſſen, kein Henker fand ſich, das Urtheil zu vollziehn. Dieß verſchaffte ihm einen Tag Aufſchub. Der Erzbiſchof und ſein Helfershelfer wußten ſich jedoch Mittel zu verſchaffen, das Werk der Bosheit auszuführen, und Mill ſtarb den Feuertod im April 1558. Das Volk errichtete ihm eine Ehrenſäule von aufeinander gehäuften Steinen, und als der Erzbiſchof die Steine zerſtreuen ließ, wurden ſie über Nacht mehreremal wieder zuſammengetragen, bis endlich die Anhänger des Biſchofs die ſämmtlichen Steine fortſchafften und ſie zu Gebäuden in der Stadt verwendeten *). Wie einſt Huß, ſo hatte auch der alte Mill bei ſeinem Tode geweißagt, daß aus ſeiner Aſche hundert beſſere Männer als er zu Zeugen aufſtehn würden; er hoffe aber, daß er der Letzte ſei, den man in Schottland dieſer Sachen willen tödte."

Es fehlte auf ſolche Gewaltthat hin auch nicht an heftiger Gegenwirkung von Seiten der Proteſtanten. An dem Feſte des heiligen Egidius, des Schutzpatrons von Edinburg, wurde das Bild deſſelben, das man in Proceſſion herumzutragen pflegte, erſt entwendet, und als man ein anderes an deſſen Stelle verfertigt hatte, das man wirklich mit großem Gepränge umhertrug, wurde daſſelbe von einer Schaar junger Burſche mit Gewalt den Händen der Prieſter entriſſen und im Kothe herumgeſchleppt. In einer ſolchen Zeit der Aufregung trat Knox wieder in Schottland auf. Schon ſeit 1557 hatten ſich die mächtigern ſeiner Freunde in einen Bund miteinander eingelaſſen, den ſie die Congregation Chriſti nannten. Knox ſollte die Seele dieſes Bundes werden, der mehr als je einer leitenden Kraft bedurfte. Noch vor ſeiner Ankunft hatte die Congregation ihre Wünſche der Regentin eingegeben, in welcher ſie dieſelbe um das Recht freier Religionsübung anflehten. Dieſes Recht wurde ihnen mit einigen Einſchränkungen bewilligt, aber bald wieder genommen. Der Grund davon lag hauptſächlich in den politiſchen Verhältniſſen des Tages. Wir haben ſchon in der Geſchichte von England bemerkt, daß Eliſabeth

*) Vgl. hierüber, ſowie über die ſchottiſchen Angelegenheiten überhaupt **Buchanan, Rerum Scoticarum historia. p. 568 ff.**

von der päpſtlichen Partei nicht anerkannt wurde. Dieſe Partei ging nun wirklich damit um, die Tochter der Regentin, Maria Stuart, auf den Thron Englands zu heben, während die Proteſtanten in Schottland, die vielmehr auf den Schutz Eliſabeths hofften, dieſem Plan im Wege ſtanden. Sie zu unterdrücken gebot alſo jetzt die Politik. Nachdem die Regentin ihr Wort gebrochen, glaubten ſich auch die Proteſtanten nicht mehr gebunden, und die Schritte der Congregation wurden um ſo kühner, je drohender die der Regierung wurden. Ohne ſich an das Verbot derſelben zu kehren, führten ſie in Perth, einer der angeſehenſten Städte Schottlands, den reformirten Gottesdienſt ein, und Knox beſtieg die Kanzel. Hier hielt er eine Predigt, worin er heftig das Meßopfer und den Bilderdienſt beſtritt. Als aber der Meßprieſter, ohne ſich an die eifernde Rede zu kehren, dennoch die Anſtalten zum Opfer traf*), erregte dieß einen gräulichen Tumult. Ein junger Menſch, der in der Nähe des Meſſeleſenden Prieſters ſtand, ließ erſt ſeinen Unwillen in Worten über die abgöttiſche Handlung aus. Der Prieſter gab ihm eine Ohrfeige. Nun warf der Beleidigte mit einem Stein nach dem Prieſter, traf aber den Altar und zertrümmerte ein Bild, das darauf ſtand. Jetzt fiel die Menge der Zuſchauer wüthend über den Prieſter und den Altar her. Der Sturm wandte ſich plötzlich gegen die ſämmtlichen Heiligthümer der Kirche, ja auch nach außenhin gegen die übrigen Kirchen der Stadt und ihre Bilder, gegen die Klöſter und ihre Schätze. Eine ähnliche Scene, wie wir ſie (einige Jahre ſpäter) in Antwerpen gefunden haben. — Knox darf keineswegs der Vorwurf gemacht werden, zu dieſem Bubenſtück ermuntert zu haben. Ob er beſſer gethan hätte, ſeine Rede zu mäßigen? iſt ſchwer zu entſcheiden. Jetzt wenigſtens mahnte er die Wüthenden ab**), aber freilich zu ſpät, und die Vergehungen einer aufgeregten Pöbelmaſſe wurden auch jetzt wieder den beſonnenern Freunden der Wahrheit beigemeſſen. Die Regentin benutzte den

*) Ein merkwürdiges Gegenſtück zu jenem Meßprieſter in Bern, der nach einer ähnlichen Predigt Zwinglis den Ornat auf den Altar niederlegte und von der Meſſe abſtand, ſiehe Vorleſungen über die Reformation Band 2. S. 185.

**) Er nannte ſie ſelbſt: „the rascal multitude.“ M'Crie S. 258.

Anlaß, um mit aller Strenge gegen die Protestanten einzuschreiten. Die Stadt Perth wurde belagert und dem gegebenen Versprechen zuwider mit französischer Besatzung belegt, der evangelische Gottesdienst aufs Neue verboten. Die Congregation rüstete sich zu standhafter Gegenwehr, und die rohern Anhänger der Reformation fuhren fort, auch an andern Orten des Königreichs ihren Unwillen an den Bildern auszulassen. Knox selbst begab sich mit den beiden Häuptern der Congregation, dem Grafen Argyle und dem Lord Jacob Stuart unter einer Bedeckung von Bewaffneten nach St. Andrews, im Juni 1559. Der Erzbischof, drohte ihn von der Kanzel herunterschießen zu lassen, wenn er sich gelüsten ließe, dieselbe zu besteigen. Argyle und Stuart riethen selbst zu schneller Abreise; aber Knox sprach: „Mein Leben steht in der Hand desjenigen, dessen Ehre ich suche," und bestieg die Kanzel. Ein Wort der Belehrung über die richtige Ansicht von den Bildern, über Form und Wesen der Religion (in der Art, wie einst Luther zu Wittenberg predigte) wäre hier vielleicht besser am Platz gewesen, als die Hinweisung auf die Reinigung des Tempels von den Käufern und Verkäufern und die Aufforderung, ein Aehnliches zu thun. Aber Knox, der in diesem Stücke einem Karlstadt ähnlicher war als Luther, ließ von seinem Feuereifer sich hinreißen, das Volk selbst zu einem Schritte zu ermuntern, von dem er es früher noch abgehalten hatte. So wurden denn auch hier die Bilder zertrümmert, die Kirchen beraubt, zwei Klöster der Erde eben gemacht*). — Abermalige Rüstung zum Kriege von beiden Seiten. — Ein der Regentin abgedrungener Waffenstillstand dauerte nicht lange. Das Heer der Congregation überrumpelte Perth und drang in Edinburg ein. Die evangelische Kirchenordnung ward wieder eingesetzt mitten unter den Waffen, und Knox den 7. Juli 1559 zum Prediger der Hauptstadt erwählt. Aber nicht lange dauerte der Besitzstand der Protestanten. Edinburg ward von den Truppen der Regentin angegriffen, und das Einzige, was die Congregation in dem nochmaligen Vertrage mit ihr retten konnte, war die Auf-

*) Das Beispiel von St. Andrews fand Nachahmung an mehrern andern Orten. Eine Ballade, in welcher dieser Sieg gefeiert wurde, theilt M'Crie S. 268. 69. mit.

rechterhaltung des protestantischen Gottesdienstes in Edinburg. Wer aber war den Protestanten Bürge, daß auch dieser Vertrag ihnen gehalten werde? Ohnedieß sollte er nur bis zu Anfang des nächsten Jahres in Kraft bleiben. Sie sahen sich daher nach fremder Hülfe um. Knox knüpfte Unterhandlungen mit England an. Die Regentin setzte einen Preis auf seinen Kopf. Alles war wieder unter den Waffen. Die Congregation verstärkte sich, und selbst der ehemalige Regent, Jacob Hamilton, der jetzt den Titel eines französischen Herzogs von Chatellerault führte, trat mit seinem ältesten Sohne, dem Grafen von Arran, dem Bündniß bei. Knox suchte, so viel an ihm war, den Ausbruch einer bürgerlichen Revolution zu verhüten, und nur auf die Bedingung hin, daß Maria Stuart als die rechtmäßige Königin anerkannt werde, konnte er mit den übrigen Versammelten zur Absetzung der Regentin seine Stimme geben. Vermittelst einer öffentlichen Schrift (im October 1559) wurde somit die Regentin durch die Congregation ihrer Würde entsetzt. Sie starb bald drauf im Juni 1560. Unterdessen war der Kampf der Waffen mit wechselndem Glücke geführt worden. Die Franzosen, welche Maria ins Land gerufen, wurden durch die herannahende englische Hülfe bedrängt und zum Abzuge bewogen. Endlich kam den 6. Juli 1560 unter englischer Vermittelung zu Edinburg ein Vertrag zu Stande, nach welchem das Reich während der Abwesenheit der jungen Königin durch einen Staatsrath verwaltet und nächstens ein Parlament zu Herstellung der guten Ordnung und zu Erledigung der Religionsbeschwerden versammelt werden sollte. Dieses Parlament fand denn auch bald drauf statt. Die Mitglieder der Congregation reichten eine Bittschrift ein, die auf sofortige Abschaffung des Papstthums drang, und da die katholischen Prälaten im Parlamente die Minderheit bildeten, so fügten sie sich schweigend in die Nothwendigkeit. Der Sieg, welchen der Protestantismus in diesem Parlamente davontrug, hing eben so sehr von politischen als religiösen Momenten ab, und die Art, wie dieser Sieg behauptet wurde, war keineswegs den Grundsätzen des wahren Protestantismus gemäß; denn kaum hatten sich die Protestanten von dem Druck erholt, der während der Zeit der Regentschaft auf ihnen gelastet hatte, als sie nun selbst verfolgend gegen andere auftraten. Bei Leibes- und Lebensstrafe ward jetzt das Halten

der Meſſe oder auch nur derſelben beizuwohnen verboten, und als es zu den Beſtimmungen über die Kirchengüter kam, da zeigte ſich die Luſt zuzugreifen gar zu unverholen bei manchen hochgeſtellten Parlamentsgliedern. Ein Flecken, der leider! der Reformationsgeſchichte auch andrer Länder anhaftet, der aber nicht die Reformation ſelbſt betrifft, ſondern die menſchliche Selbſtſucht, die, wie ſchon manche Beiſpiele uns gezeigt haben, unter jeder Religionsform ſich Eingang zu verſchaffen ſucht. Wenn Knox auch nicht frei erſcheint von dem Vorwurf der Härte gegen Andersdenkende, ſo hielt er ſich doch rein in Abſicht auf den letztern Punct, und ſetzte der Habgier der Großen ſtandhaft den apoſtoliſchen Sinn entgegen, womit er die Strenge der Kirchenzucht durchzuführen, die Kirchengüter aber den Armen und dem Unterrichte zuzuwenden ſuchte. Aber eben dieß erregte den Widerſpruch der Weltlichen gegen ihn, und nur mit Mühe konnte er den Sturm beſchwichtigen, der ſich gegen ihn erhob.

Der Charakter der ſchottiſchen Reformation ſtellte ſich nun, im Vergleich mit der engliſchen, als ein von dieſer ſcharf geſchiedener heraus. Zwar ruhte die Lehre beider Confeſſionen weſentlich auf den Beſtimmungen Calvins, doch gingen dieſe Beſtimmungen noch mehr in das ſchottiſche, als in das anglicaniſche Bekenntniß über, nur mit der Ausnahme, daß die Lehre von der Gnadenwahl auch in dem ſchottiſchen Bekenntniß einige Milderungen erhielt. Auffallender zeigte ſich aber der Unterſchied in dem Cultus und der Verfaſſung. Während die engliſche Liturgie noch manche Aeußerlichkeit beibehielt, ſuchte der kräftige Oppoſitionsgeiſt der Schotten jede Erinnerung an das Papſtthum auszutilgen und erfreute ſich an den einfachſten Formen der Gottesverehrung, aus welcher nicht nur Bilder und Muſik, ſondern alles entfernt wurde, was im Geringſten die Sinne feſſelt. Auch das unſchuldigſte Symbol, wie z. B. der Ring bei den Trauungen, ward verbannt. Wie entſchieden Knox gegen die biſchöfliche Verfaſſung war, wurde ſchon früher bemerkt. An die Stelle derſelben trat die Einrichtung, welche Knox unter der Zeit in Genf näher kennen gelernt hatte. Zwölf Superintendenten wurden zur Beaufſichtigung des Kirchenweſens niedergeſetzt, welche keinen weſentlichen Vorrang vor den übrigen

Pfarrern, keinen Sitz im Parlament und keine so reichen Einkünfte erhielten, wie die Bischöfe der englischen Nachbarkirche*).

Mit einer nie zu entschuldigenden Rohheit wurden nun alle Denkmäler des Katholicismus zerstört, Kirchen und Klöster geplündert, manche herrliche Kunstschätze und Bibliotheken verbrannt und selbst die Gräber durchwühlt.

Es läßt sich leicht erwarten, daß weder Franz II. von Frankreich, noch seine Gemahlin Maria diesen Neuerungen ihre Zustimmung geben konnten. Sie erblickten in denselben einen Eingriff in ihre Hoheitsrechte, und schon wurden Zurüstungen zu einem neuen Kriege gemacht, als der Tod den König Franz II. dahinraffte. Maria Stuart, die neunzehnjährige Wittwe, von ihrer Schwiegermutter der Katharina von Medicis, übel behandelt, verließ den französischen Boden und langte im August 1561 in Schottland an. Mit ihrem ersten Fußtritt, den sie aufs Land setzte, betrat sie auch die Bahn ihres Unglücks. Schön und jung, aber unerfahren, auferzogen in den weichlichen Genüssen des fränkischen Hoflebens, im höchsten Grade leichtsinnig, umgeben von parteisüchtigen Rathgebern und Schmeichlern, wurde sie ganz ein Werkzeug der Guisen und ihrer verderblichen Absichten. Anfangs schien sie zwar die Protestanten sich geneigt machen zu wollen, was sie schon dadurch beurkundete, daß sie ihren Stiefbruder Jacob Stuart, welcher eines der thätigsten Mitglieder der Congregation gewesen war, und den sie zum Grafen von Murray ernannte, nebst Wilhelm Maitland an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten stellte. Aber als sie damit begann, in ihrer Kapelle die Messe einzurichten zum Behuf ihres Hausgottesdienstes, erblickten darin Knox und die übrigen Protestanten einen gefährlichen Anfang zu weitern Schritten**). Der Versuch, ihr dieses niederzu-

*) Letzteres konnte schon darum nicht geschehen, weil der raubsüchtige Adel die Kirchengüter an sich gerissen hatte. Die Superintendenten sollten übrigens jährlich zwei Provincialsynoden zusammenberufen, an welchen nicht nur die Geistlichen, sondern auch die dazu erwählten Aeltesten aus dem weltlichen Stande theilnehmen sollten, und überdieß sollte jährlich einmal eine allgemeine Kirchenversammlung stattfinden. Die Bestimmungen der Kirchenzucht waren in dem Book of discipline, die über den Cultus in dem Book of common order niedergelegt, vgl. M'Crie II. von Anf.

**) „Eine einzige Messe," sagte Knox in einer Predigt, „sei ihm schrecklicher, als wenn zehntausend bewaffneter Feinde ins Land kämen, mit Gewalt die Religion zu unterdrücken." M'Crie II. S. 25.

legen, ist häufig als die äußerste Intoleranz betrachtet und namentlich dem schottischen Reformator verargt worden; und in der That muß die Härte uns verletzen, womit die Religion der Gewissensfreiheit hier ein fremdes Gewissen beengen wollte. Aber wenn man die zeitherigen Erfahrungen bedenkt, welche die Protestanten gemacht hatten; die Schlauheit, womit die Gegenpartei das geringste Zugeständniß zu ihrem Vortheil zu wenden bereit war; wenn man erwägt, wie wenig noch die Reformation in Schottland befestigt war, und wie das Beispiel der Königin so leicht zu einer Rückwirkung benutzt werden konnte, die am Ende wieder das Errichten der Scheiterhaufen für die Ketzer zur Folge gehabt hätte, so wird man diese Härte weniger auffallend finden, als unter andern Verhältnissen. Man war zusehr gewohnt, die Religion der Fürsten in Uebereinstimmung zu denken mit der der Völker, als daß der Gedanke an eine abgöttische Königin (denn als solche mußte Maria den strengen Protestanten erscheinen) nicht die größten Besorgnisse erregen sollen, und wenn es zu allen Zeiten ein unnatürliches Verhältniß ist, wenn die Religion des Hofes von der des Staates und des Volkes verschieden ist, so mußte besonders damals dieses unnatürliche Verhältniß die unerträglichsten Störungen hervorrufen. — Auch das weltliche Leben und Treiben der Maria, ihre Lust zur Jagd, zum Tanze und Maskeraden und die Leichtfertigkeit ihres Hofes erregte großen Anstoß bei den strengen Puritanern*).

Noch hatte Maria jenen ersten Trompetenstoß nicht vergessen, womit Knox das Weiberregiment etwas unsanft angeblasen hatte. Sie stellte ihn sowohl darüber, als über seine Heftigkeit zur Rede, womit er sich ihren Anordnungen widersetzte. Die Schönheit und die äußere Pracht, womit sie sich umgab, machten auf den stolzen Puritaner wenig Eindruck. Er beantwortete ihre Vorwürfe mit gemessenem Ernste und ohne Rückhalt. Er versicherte die Königin seiner Unterthänigkeit, so lange sie im Dienst der Wahrheit bleibe; aber laut bekannte er sich zu dem Grundsatze, daß es den Fürsten

*) Siehe Raumers Beiträge zur neuern Geschichte (Elis. und Maria) I. S. 30. (nach dem Zeugniß des franz. Gesandten Foy) und S. 58: „Die Königin verkleidet sich und geht so durch die Stadt und nimmt von jedem Manne ein Pfand.“

nicht zukomme, das Evangelium zu hindern, und daß in dieſem Falle es den Chriſten erlaubt ſei, gegen die Obrigkeit ihre Rechte zu ſchützen*). „Oder hätten," fragte er, „die Israeliten dem Pharao und Nebukadnezar, die erſten Chriſten den heidniſchen Kaiſern nachhinken ſollen?" „Das nicht," erwiderte Maria; „aber ſie erhoben doch nicht das Schwert gegen ihre Obrigkeit." „Aber allen gottloſen Befehlen widerſetzten ſie ſich allerdings," fuhr Knox fort. „Doch nicht mit dem Schwert," erinnerte die Königin nochmals und mit geſteigertem Nachdruck. „Gott hatte ihnen dazu die Gewalt und Mittel nicht gegeben," entgegnete Knox. „Alſo meint ihr," fragte Maria, „daß Unterthanen ihren Fürſten widerſtehen dürfen, wenn ſie können." „Gnädigſte Frau," erwiderte Knox, „man würde es ungeachtet des göttlichen Gebotes: Ehre Vater und Mutter — Kindern nicht zur Sünde rechnen, wenn ſie im Fall ihr Vater in einem Anfall von Wahnſinn ſie umbringen wollte, ihm das Schwert entriſſen, die Hände ihm bänden und ihn ſo lange in Verwahrung behielten, bis der Anfall vorüber wäre. Ebenſo verhält es ſich mit den Fürſten, welche die Kinder Gottes, die ihnen unterworfen ſind, ermorden wollen. Ihr blinder Eifer iſt Wahnſinn, deßhalb kann es nicht Ungehorſam heißen, wenn man ihnen das Schwert aus der Hand windet, ihnen die Hände bindet und ſie ſo lange ihrer Freiheit beraubt, bis ſie wieder zur Vernunft kommen; vielmehr iſt grade dieß der rechte Gehorſam, weil er mit dem Willen Gottes übereinſtimmt." — Die Königin erſtarrte faſt ob dieſer Antwort, wechſelte mehrmals die Farbe, nahm ſich dann aber endlich zuſammen und ſprach: „Gut denn, ich ſehe wohl, meine Unterthanen ſollen nicht mir, ſondern euch gehorchen, ſollen thun, was ſie wollen, nicht was ich befehle." — „Das verhüte Gott," fiel Knox ein; „aber dahin möchte ich es bringen, daß beide, Fürſt und Unterthan Gott gehorchen." Maria gab zu, daß die Fürſten Gott und ſeinem Worte gehorchen ſollen; aber eben deßhalb ſollen ſie der Kirche gehorchen, die allein im Beſitz der wahren Religion iſt, und ſo lenkte ſich nun das Geſpräch auf die Lehre von der Kirche;

*) Vgl. über dieſe Unterredung M'Crie II. S. 31 ff. und Niemeyer S. 165 ff.

aber auch über dieſen Punkt war keine Verſtändigung möglich. Beide trennten ſich unbefriedigt. Knox hinterließ ihr den Wunſch, daß Gott ſie für das ſchottiſche Volk das möge werden laſſen, was Deborah für das israelitiſche geweſen; aber an den engliſchen Miniſter Cecil ſchrieb er*), die Lehren des Cardinals von Guiſe, ihres Oheims, hätten ſich ſo tief ins Herz der Königin eingedrückt, daß ſie nicht mehr ohne das Herz ſelbſt herausgeriſſen werden könnten. „Möchte ich hierin irren, aber ich fürchte, daß dieß nicht der Fall ſein werde; denn bei meiner Unterredung mit ihr habe ich ſo viel künſtliche Liſt wahrgenommen, wie mir in dieſem Alter noch nie vorgekommen. Von jetzt an iſt der Hof für mich todt, wie ich für den Hof todt bin.“

Immer höher ſtieg jetzt der Eifer des ernſten Sittenpredigers, um ſo mehr, da er ſich in ſeinem Streben von den Großen verlaſſen ſah, welche, wie Jacob Stuart und Maitland, mehr auf Bereicherung aus dem Kirchengute, als auf Herſtellung der guten Zucht bedacht waren. So kam es, daß er in ſeinem Strafeifer die Königin von der Kanzel herab einer Jeſabel verglich und ihre lockern Sitten mit unerbittlicher Strenge öffentlich rügte. Auch darüber ſtellte Maria den unerſchrocknen Reformator zur Rede. Sie beſchwor ihn ſogar mit Thränen, daß, wenn er ihr Vorwürfe zu machen habe über ihren Wandel, er dieß unter vier Augen thun möge, aber nicht vor aller Welt. — Knox berief ſich auf ſeine öffentliche Stellung und auf ſein Recht und ſeine Pflicht. Aber Maria vergaß ihm nicht, daß er ſie in Thränen geſehen; ſie fand bald eine Gelegenheit, für dieſe Demüthigung ſich zu entſchädigen, indem ſie ihm ſelbſt eine zu bereiten hoffte.

Während einer Abweſenheit der Königin von Edinburg (ſie befand ſich in Stirling) feierte die Dienerſchaft derſelben die Meſſe in der königlichen Kapelle (in Holyroodhouſe), und zwar mit noch größerm Gepränge, als es in Gegenwart ihrer Herrin zu geſchehen pflegte. Die eifrigen Proteſtanten glaubten dieß um ſo weniger dulden zu ſollen, als die Abhaltung des katholiſchen Gottesdienſtes der Königin nur für ihre Perſon geſtattet war. Eine Anzahl derſelben drang in die Kapelle ein, und wollte den Prieſter nöthigen,

*) Bei M'Crie II. S. 40. Niemeyer S. 171.

seine Verrichtung einzustellen. Dieser aber sah sich nach Schutz um, zwei der Thäter wurden verhaftet, Knox aber erließ ein Umlaufschreiben an die Protestanten der benachbarten Gegenden, worin er sich über Gewalt beschwerte und zur Gegenwehr aufforderte, indem er zu einer Volksversammlung einlud. Das Umlaufschreiben fiel der Königin in die Hände, und diese ließ Knox vor ein Gericht stellen, dem sie in eigner Person beiwohnte. Als Knox in den Gerichtssaal trat, lachte Maria laut auf und sprach: „Der Mann da hat mir oft bittre Thränen ausgepreßt, ohne daß ihm selbst die Augen übergegangen wären. Heute will ich doch sehen ob ich ihn nicht zum Weinen bringen kann." Sie beschuldigte ihn des Hochverrathes und berief sich auf den Inhalt des Schreibens. Knox wußte aber seine Sache so geschickt zu führen, daß die Klage als unstatthaft verworfen und der Angeschuldigte freigesprochen wurde*).

Von nun an entwickelt sich die tragische Geschichte Maria Stuart's, im Zusammenhange mit den politischen Unruhen, von denen das Reich bewegt wurde, zu einer Kette von Begebenheiten, an die wir nur kurz erinnern können, ohne uns in weitere Schilderungen derselben einzulassen. Ihre Vermählung mit Darnley, die um dieselbe Zeit ausgebrochene Empörung ihres Bruders, das ärgerliche Verhältniß zu dem Günstling Rizio, die Ermordung ihres Gemahls und die Heirath mit dessen Mörder Bothwel, ihre Gefangenschaft und ihre Flucht nach England, so wie endlich die traurige Katastrophe ihres Prozesses, der mit ihrer Gefangenschaft in Fortheringay und ihrer Enthauptung endete, dieses alles, das sich in den Zeitraum von 1565—1587 zusammendrängt, gehört mehr in die Darstellung der politischen Geschichte, als daß wir uns dabei aufhalten könnten. Daß die unglückliche Königin von dem Augenblick ihres Falles an bis an ihr blutiges Ende die Theilnahme des menschlichen Mitgefühls erregt, liegt tief in der Natur gegründet, und es sträubt sich das Herz dagegen, Elisabeths Verfahren als ein gerechtes zu preisen oder gar ihre That zu bewundern. Wenn aber dieses Mitleiden, durch die poetische Behandlung des Stoffes verleitet, sich häufig so darstellt, als ob in

*) Siehe die Verhandlungen darüber bei M'Crie II. S. 99. ff.

Maria Stuart die leidende Unschuld, in Elisabeth aber nur die grausame Härte der Eifersucht sich erkennen lasse, so muß dieses Mitleiden als ein verkehrtes erscheinen. In dieser Beziehung verweise ich auf die aus den Quellen geschöpften Untersuchungen Raumers in dessen schon früher angeführten Beiträgen zur neuern Geschichte, aus welchen wohl mit ziemlicher Gewißheit hervorgeht, daß Maria an dem Plane, der ihr Schuld gegeben wurde, Elisabeth vom Throne zu stoßen, nicht so unschuldig war, als die herkömmliche Ansicht annimmt, und so litt sie (nach den damaligen Rechtsbegriffen), was ihre Thaten werth waren. Das Mitleiden aber, das sie verdient, kann nur das sein, was wir mit dem Verbrechen überhaupt haben, besonders wenn dieses unter solchen trüben Umständen und Verhältnissen gereift ist, wie die, in welchen sich die junge mißleitete Maria befand. „Es war ein Unglück für den Katholicismus," sagt Herr von Raumer*), „daß fast nur zweideutige und beschränkte, fanatische und sittenlose Häupter in jener Zeit seine Vertheidigung übernahmen, wie Maria Stuart und Franz II., Philipp und Alba, Katharina von Medicis und Carl IX. Diese alle haben die Welt nicht gefördert, und so viel auch kirchliche Unduldsamkeit, falsche Sentimentalität und überkünstelte Kritik dagegen vorbringen — Maximilian II., Wilhelm von Oranien, Heinrich IV. und Elisabeth sind die edlern, größern, erschaffenden und in ächtem Sinne herrschenden Naturen."

Fragen wir jetzt nur noch zum Schlusse nach den weitern Schicksalen des schottischen Protestantismus in dieser Zeit, so schien mit der Entfernung Mariens vom Throne Schottlands eine günstigere Zeit einzutreten. Ueber ihren unmündigen Sohn Jacob VI. hatte ihr Bruder Murray die Vormundschaft geführt, nach seinem Tode andere Große des Reichs. Aber auch hier zeigte sich wieder die alte Habsucht in Betreff der Bisthümer und Kirchengüter. Der katholische Erzbischof von St. Andrews, der es gewagt hatte, die Partei der Königin mit den Waffen zu unterstützen, wurde 1571 gehangen, und Graf Morton, dem bald darauf die Regentschaft zufiel, eignete sich dessen Güter zu. Ueberhaupt suchten jetzt die Großen die bischöfliche Verfassung Englands auch in Schott-

*) Beiträge I. S. 387. 88.

land einzuführen, was aber nur auf kurze Zeit Bestand hatte. Späterhin wurde das Presbyterialsystem auf eine dauernde Weise begründet. Knox starb mitten unter den Kämpfen, die sich in dieser Hinsicht entwickelten. Des Lebens müde, hatte er sich schon lange nach dem Tode gesehnt*). Noch drang kurz vor seinem Absterben die Nachricht von der Pariser Bluthochzeit zu seinen Ohren. Er bestieg die Kanzel, und rief die Strafen des Himmels über „den grausamen Mörder und falschen Verräther" herab, der sich König von Frankreich nenne. Oeffentlich forderte er den französischen Gesandten auf, seinem Meister zu sagen, daß sein Urtheil in Schottland gesprochen sei, und daß sein Name von der Nachwelt nie anders, als mit Fluch würde genannt werden**).

Den 9. Nov. 1572 ließ sich der vom Schlage gelähmte Greis zum letztenmal in die Kirche führen, um seinen Nachfolger der Gemeinde vorzustellen, und von ihr Abschied zu nehmen. Er bezeugte die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung, und wie er bei der Verkündung des göttlichen Wortes nicht das Seine gesucht, sondern was Christi ist. Er ermahnte sie, der guten Sache treu zu bleiben und ertheilte ihr zum letztenmal den Segen. Auf seinen Stab gestützt, wankte er, begleitet von der ihm nachweinenden Menge, nach Hause zurück. Zwei Tage drauf legte er sich auf sein Sterbebette und ließ sich aus der heiligen Schrift die Stellen vorlesen, welche vom Heimgange zum Vater und vom Troste der Unsterblichkeit handeln. So sehr ward er von diesen Stellen ergriffen, daß, als er einst eine ganze Nacht hindurch mit dem Gedanken der Auferstehung sich beschäftigt hatte, er einen unwiderstehlichen Drang in sich fühlte, noch einmal die Kanzel zu besteigen und die Tröstungen, die er selbst erfahren, auf die versammelte Gemeinde auszugießen. Doch dazu reichten seine Kräfte nicht mehr***). Wie einst der sterbende Oekolampad, so versammelte auch Knox wenige Tage nachher die Prediger und Aeltesten um sein Lager und bezeugte ihnen feierlich, daß seine Strenge niemals aus Haß gegen die Personen, sondern allein aus dem feurigen Eifer für die Sache

*) „Wheary of the world" and „thirsting to depart" are expressions frequently used by him. M'Crie II. S. 208.
**) M'Crie II. S. 217.
***) Adami vitae Theologorum pag. 70. M'Crie II. 220.

Gottes hervorgegangen sei. Noch einmal ließ er die Großen ermahnen, die das Reich und die Kirche verwirrten, von ihrem sündlichen Wesen abzustehen, aber vergebens. Die Meisten von ihnen nahmen ein böses Ende, und erinnerten sich später an seine wohlgemeinten Worte. — Nachdem er noch für das Heil andrer gesorgt, war er jetzt ganz auf sein eignes Heil bedacht. Noch hatte er in seinen letzten Stunden mit Anfechtungen zu kämpfen. „Der Teufel," sagte er, „wolle ihm vorspiegeln, er habe durch seine Treue den Himmel verdient, während er doch wohl wisse, daß es nur Gottes Gnade sei, die in ihm sich mächtig gezeigt." Seine Gattin und sein vertrauter Hausgenosse richteten ihn in trüber Stunde auf durch das Vorhalten der Verheißungen Jesu. Das 17. Cap. des Johannes war „der Anker, an dem er sich festhielt*)." Endlich hatte er ausgekämpft. Er starb den 24. Nov. 1572 in einem Alter von 67 Jahren. Seine Leiche ward auf dem Gottesacker der St. Egidienkirche bestattet. Eine zahlreiche Volksmenge, der Regent Morton an der Spitze des Adels, gaben ihm das Geleit, und als man den Sarg einsenkte, rief Morton aus: „Hier liegt der Mann, der nie vor eines Menschen Angesicht sich fürchtete**)!"

Eilfte Vorlesung.

Die Spaltung der Conformisten und Nonconformisten (Puritaner) zu Elisabeths Zeiten. Parker. Die Zeiten Jacobs. I. Pulververschwörung. Karl I. Erzbischof Laud. Unruhen in Edinburg. Der Covenant. Das lange Parlament. Hinrichtung Straffords. Aufruhr in Irland. Hinrichtung Lauds. Independenten und Gleichmacher. Prozeß und Tod Karls I. Rückblick auf das Bisherige.

Es liegt im Geiste des Protestantismus, daß er in Beziehung auf die äußern Verhältnisse der Kirche, in Beziehung auf Ver-

*) Nach seinem eignen Ausdruck. Eine ausführliche Beschreibung seines Endes findet man bei M'Crie.

*) There lies he, who never feared the face of man. M'Crie II. p. 234.

faſſung und Cultus an keine Form ſich ausſchließlich bindet. Ordnung, ſagte Luther, ſei ein trefflich Ding; aber wo man ſie mit Gewalt aufzubringen und gleichförmig zu machen ſuche, da ſei ſie nicht mehr Ordnung, ſondern Unordnung und die Quelle der Verwirrung. Dieß zeigt ſich uns in der Geſchichte der beiden brittiſchen Nachbarländer, in der Reformationsgeſchichte Englands und Schottlands.

Hätte jedes dieſer Länder ſeine Ordnung für ſich behalten, wie ſie eben ſeinen Verhältniſſen angemeſſen war, ſo würde ſich das Weſentliche des Chriſtenthums, der chriſtliche Glaube und die chriſtliche Sitte hier unter dem Hirtenſtab der Biſchöfe und unter einer glänzenden Außenſeite, dort unter der Leitung der Aelteſten und mit einfachern Mitteln erhalten und fortgebildet haben; es würde ſich das Ungenügende der einen oder der andern Form in der Folge von ſelbſt herausgeſtellt und eins gegen das andere ins Gleichgewicht geſetzt haben, ohne daß dabei der Friede wäre getrübt, noch die Wahrheit verletzt worden. Der Geiſt des Proteſtantismus hätte dann von innen heraus die heilſamen Umbildungen vorgenommen, er hätte ſich die zeitgemäßen Formen von ſelbſt geſchaffen, und die wahre Religion hätte dabei nur gewinnen, die Geſundheit der Kirche nur um ſo kräftiger gedeihen können. Aber es ſchien einmal dieſem an blutigen Verfolgungen ſo reichen Zeitalter vorbehalten, erſt nach vielem äußern Kampf zu einem ruhigern Beſitze der evangeliſchen Freiheit und zur Einſicht in ihre heiligen Geſetze zu gelangen. Nicht allein nach außenhin hatte der Proteſtantismus des Britten ſein Daſein zu friſten, ſondern in ſeinem Innern hatte er eine Gährung zu beſtehen, in welcher die feindlichen Elemente ſich mit gleicher Wuth bekämpften, bis dieſe Elemente endlich zu geſonderten Parteien ſich ausſchieden und zu einem ruhigern Nebeneinander-Fortbeſtehen gelangten. Nicht in Schottland allein machte ſich nämlich die Form geltend, welche wir von nun an als die presbyterianiſche oder puritaniſche zu bezeichnen haben; ſondern es lag in ihrem radicalen Reformgeiſte, ſich mit Gewalt auch andern aufzudrängen, ſich Bahn zu brechen durch alle Schranken der Geſetze und der geſelligen Verhältniſſe, und ſich als die allein gültige, als die allein proteſtantiſche und apoſtoliſche auch in der Nachbarkirche Anſehn zu verſchaffen.

Wenn es eine durch die Erfahrung aller Zeiten bestätigte Wahrheit ist, daß wie der Stahl im Feuer sich härtet, so auch der Geist einer Partei in der Gluth der Verfolgungen zu einer undurchdringlichen Masse sich stählt, so zeigt sich dieß auch hier. Die unter der Regentschaft der Maria aus Schottland geflüchteten Protestanten glaubten ihr Märtyrthum nicht zu hoch anzuschlagen, wenn sie ihren Widerspruch gegen alles, was an das Papstthum und dessen Einrichtungen erinnerte, auch da geltend zu machen suchten, wo man — wie sie vorgaben und wie es zum Theil wirklich war — in süßer Bequemlichkeit und lauer Halbheit — die Formen desselben stehen gelassen und ein unseliges Mittelding zwischen Papstthum und Evangelium zuwege gebracht hatte. Sie glaubten fordern zu dürfen, daß wer sich Protestant nennen wolle, auch bereit sein müsse gegen alles zu protestiren, was noch irgend eine Beziehung habe zum alten Cultus, zur herkömmlichen Verfassung, was noch irgend an die Messe auf der einen, an die Hierarchie auf der andern Seite erinnerte. Grade im Exil sollte sich das auserlesene Volk Gottes als ein solches bewähren, indem es den Götzendienst derer bestritte, die auf beiden Seiten hinken, die weder kalt, noch warm sind. Von solchen Gesinnungen ausgehend, hatten schon die Strengern unter den Flüchtlingen in Frankfurt sich geweigert, der englischen Liturgie sich zu bequemen, und selbst Knox war ihnen hierin zu nachgiebig. Als diese Flüchtlinge nun unter Elisabeth nach England zurückgekehrt waren, wo auch noch andere der verfolgten Glaubensbrüder und Landsleute Schutz fanden, so kehrten sie sich auch hier nicht an die in England herrschende Form, sondern setzten ihr schroff die ihrige entgegen. Nur mit Mühe brachte Elisabeth einige dahin, sich der englischen Liturgie zu fügen; diese hießen die Conformisten und galten bei ihrer Partei als Abtrünnige. Um so strenger wurde nun aber auch von englischer Seite gegen die Nonconformisten, Dissenters oder Puritaner verfahren. Elisabeth konnte nicht zugeben, daß die noch kaum befestigte Reformaton in ihrem Lande durch den Geist der Unruhe gestört und in ein Extrem hineingerissen wurde, das leicht das Entgegengesetzte wieder hervorrufen konnte. Aber auch sie nahm jetzt mit Hülfe des Parlamentes zu strengen Maßregeln ihre Zuflucht, welche die Gegner eher erbittern, als auf besser

Wege bringen mußten. Durch die ſogenannte Uniformitätsacte, welche im Jahr 1562 erlaſſen wurde, ward das Recht gegeben, alle die mit Geldſtrafen, mit Gefängniß, mit Entſetzung und Landesverweiſung zu verfolgen, welche ſich der engliſchen Liturgie widerſetzten oder am Sonntage beim Gottesdienſt der biſchöflichen Kirche zu erſcheinen ſich weigerten. Solche unproteſtantiſche Zwangsmaßregeln durchzuführen, war die angelegentliche Sorge des ſonſt frommen, aber einſeitigen Erzbiſchofs Parker von Canterbury, und wirklich kam es ſo weit, daß manche Gemeinden lieber ohne Prediger gelaſſen wurden, als daß man ihnen einen puritaniſchen Geiſtlichen zugeſtanden hätte. Als die Puritaner deſſenungeachtet ihre gottesdienſtlichen Verſammlungen hielten und ihre Gemeindeverfaſſung durchzuſetzen ſuchten, ſo mußten die gedrohten Strafen in Anwendung gebracht werden. Die heftigen Reden der Eifrer, und die ungeſchliffenen Satiren, welche gegen die biſchöfliche Kirche und die Königin gedruckt oder in Bildern ausgeboten wurden, reizten noch mehr, und es kam bis zu Hinrichtungen.

Doch dieſe Kämpfe unter Eliſabeths Regierung waren nur ein Vorſpiel zu dem langwierigen und blutigen Religionsſtreite unter den Stuarts, welche auf das mit Eliſabeths Tod erloſchene Haus der Tudors in der Regierung folgten. Jacob VI., König von Schottland, Sohn der hingerichteten Maria Stuart, gelangte, da Eliſabeth unverehlicht geſtorben, in ſeinem 37. Lebensjahre auf den Thron von England, und vereinigte unter dem Namen Jacobs I. beide Kronen auf ſeinem Haupt. Nun ſchien mit ſeiner Regierung den Puritanern ein neuer Stern aufzugehen. Jacob war von dem gelehrten Georg Buchanan, dem Freunde Knorens, in den ſtrengen Grundſätzen der reformirten Kirche und unter den presbyterianiſchen Formen erzogen worden, wie ſie in Schottland üblich waren. Was anders ſollte man alſo hoffen, als daß Jacob nun auch die ſchottiſche Kirchenform der engliſchen Landeskirche aufdringen, die Gottesverehrung ſeiner Nation zu der des vereinigten Königreichs machen werde? Aber in dieſer Hoffnung täuſchten ſich die Puritaner. Jacob hatte ſich ſchon früher durch die Strenge der Puritaner abgeſtoßen gefühlt, und ihren Sinn für kirchliche Unabhängigkeit als einen auch politiſch gefährlichen Geiſt gefürchtet. Nur gezwungen hatte er im eignen Lande die Einführung der pres-

byterianiſchen Kirchenverfaſſung zugelaſſen. Sein Grundſatz: „Kein Biſchof, kein König“ begleitete ihn auf den Thron von England. Um ſich jedoch das Anſehn der Unparteilichkeit zu geben und zugleich ſeine theologiſchen Kenntniſſe zu zeigen, auf die er ſich nicht weniger einbildete, als weiland Heinrich VIII., veranſtaltete er ein öffentliches Geſpräch zwiſchen den Episcopalen und Presbyterianern, worin er, wie ſich erwarten ließ, den erſtern den Sieg zugeſtand. Von nun an wurden die Presbyterianer als eine unkirchliche Secte verfolgt, wobei viele nach Nord-Amerika in die Colonie Neu-England auswanderten, obwohl auch dieſe Auswanderungen ihnen vielfach erſchwert und beſchränkt wurden. So ſtrenge Jacob I. gegen die Puritaner verfuhr, ſo gemäßigt benahm er ſich gegen die noch immer im Lande wohnenden Katholiken. Aber eben durch dieſe Mäßigung gab er den ſtrengen Puritanern nur noch mehr Anſtoß, und wurde von ihnen einer geheimen Anhänglichkeit an das Papſtthum beſchuldigt. So verglich ihn ein puritaniſcher Prieſter dem Jerobeam*), während die Katholiken von der andern Seite ihn nicht minder als einen Ketzer haßten, und die Erbittertſten von ihnen ihm ſchon zwei Jahre nach ſeiner Thronbeſteigung einen fürchterlichen Untergang bereiteten. Die Jeſuiten ſind es, die man gemeiniglich als die Urheber der Pulververſchwörung bezeichnet. Der Plan war der, ſowohl den König als die Mitglieder des Parlamentes durch eine in den unterirdiſchen Gewölben des Sitzungsgebäudes angebrachte Mine in die Luft zu ſprengen, und in dem dadurch herbeigeführten Zuſtande von Anarchie die katholiſche Religion für die herrſchende zu erklären. Die Verſchwörung ward jedoch entdeckt und hatte mehrere Hinrichtungen, ſowie die Vertreibung der Jeſuiten zur Folge. Aber im Ganzen änderte dieſe Entdeckung nichts in den Geſinnungen des Königs. Er ſelbſt nahm in ſeiner Anrede an das Parlament, die er bald nach der Entdeckung hielt, die Katholiken gegen die Vorwürfe der Puritaner und der Mehrzahl des Volkes in Schutz, indem er nicht zugeben wollte, daß die ſchlechten Plane einzelner der ganzen Religionsgeſellſchaft aufgebürdet würden. Er begnügte ſich, den Eid der Treue ſich aufs Neue von den katholiſchen Un-

*) Raumers Briefe I. 261.

terthanen leiſten zu laſſen, wonach jeder, der ein Amt bekleiden wollte, der geiſtlichen Oberherrſchaft des Papſtes entſagen mußte; im Uebrigen ließ er die Katholiken nach wie vor gewähren. Wäre es der wahre Geiſt chriſtlicher Duldung geweſen, der den König vor gewaltſamen Maßregeln gegen die Katholiken bewahrt hätte, ſo könnten wir uns dieſer königlichen Geſinnung nur freuen. Allein bei Jacob, deſſen ſonſtiger Character eben nicht der vortheilhafteſte war*), läßt ſich dieß ſchwerlich vermuthen, und ſein Betragen gegen die Puritaner zeigte deutlich genug vom Gegentheil. Auch unter ſeinem Sohne Karl I., der mit dem Jahre 1625 die Regierung von England und Schottland antrat, dauerte der Druck der Puritaner neben der den Katholiken bewieſenen Milde fort. Ja, dieſe Milde gegen die letztern ging endlich in eine ſolche Parteilichkeit über, daß man nicht mehr wußte, ob der König katholiſch oder proteſtantiſch geſinnt ſei. Auf dieſe zweideutige Denkart hatten ſeine Vermählung mit einer katholiſchen Prinzeſſin und der Erzbiſchof von Canterbury Wilhelm Laud den bedeutendſten Einfluß. Nachdem nämlich eine Verbindung mit der ſpaniſchen Infantin ſich zerſchlagen hatte, und dieß die Urſache eines koſtſpieligen und für England wenig vortheilhaften Krieges geworden war, heirathete Karl die Tochter Heinrichs IV. von Frankreich, Henriette, die eine Enkelin der Johanna d'Albret, aus proteſtantiſchem Blute entſproſſen, aber ganz in den katholiſchen Grundſätzen erzogen war. Schon in dem Heirathsvertrage, über deſſen Beobachtung Ludwig XIII. und Richelieu wachten, lauteten die öffentlichen wie die geheimen Bedingungen zum Beſten der Katholiken**); und als eine Zeitlang die Verwirklichung dieſer Bedingungen zu zögern ſchien, gab Frankreich ſeine Unzufriedenheit darüber zu erkennen. Vor allem aber waren die Jeſuiten bemüht, die Königin in ihren Geſinnungen aufrecht zu erhalten, indem ſie die Meinung in ihr nährten, ſie ſei als eine neue Eſther berufen, den wahren Glauben wieder herzuſtellen. Neben der Königin war es Wilhelm Laud, ſeit 1633 Erzbiſchof von Canterbury, der durch ſeine Nachgiebigkeit gegen die Katholiken und ſeine Härte gegen die Presbyterianer ſich den Haß

*) Vgl. darüber Raumers Briefe II. S. 317 ff. 335 ff.

**) Siehe Raumers Briefe II. S. 347. 48. und 353. 55.

des Volkes zuzog. — Laud genießt von den Geschichtschreibern das Lob eines frommen und rechtschaffenen Mannes; aber seine übertriebenen, noch ganz aus dem Katholicismus stammenden Ideen von der Würde der Bischöfe führten ihn oft über die Grenzen der Mäßigung hinaus bis zur Grausamkeit. Daß er es nicht auf eine förmliche Verbindung mit Rom absah, wie ihn viele beschuldigten, beweist die würdevolle und uneigennützige Art, mit der er zweimal den Cardinalshut ablehnte, den der Papst ihm antragen ließ. „Ehe Rom nicht anders würde, als es wirklich sei, (war seine Antwort) werde er sich hierin nie gefällig zeigen." Aber diese persönliche Entfernung von Rom war auch der einzige Faden, der ihn noch mit der protestantischen Kirche zusammenhielt. In allem Uebrigen wog bei ihm der Katholicismus vor. Das äußerliche Gepränge des Gottesdienstes, die Bilder und die Heiligenfeste, die Chorkappen und Chorröcke, die Kniebeugungen und Processionen, selbst die Firmelung und andre katholische Gebräuche hatten an ihm eine mächtige Stütze, während die Anhänger Calvins von ihm als eine gefährliche Secte behandelt wurden. Ein strenger Preßzwang ward unter ihm eingeführt und jede Schrift unterdrückt, welche der Einförmigkeit des Glaubens und der Gebräuche gefährlich werden konnte. Gegen die Puritaner übte der geistliche Herr eine türkische Justiz, indem er die ihm Widerstrebenden theils mit hohen Geldstrafen, theils aber auch mit Schlägen, mit Einsperrung und Pranger bestrafte. Einst ließ er sogar zwei Predigern derselben die Ohren abschneiden, weil sie nach ihrer Weise geschrieben und gepredigt hatten*). Das Volk ehrte die Mißhandelten als Märtyrer, trocknete ihr Blut auf und streute Blumen auf ihren Weg**). Oeffentliche Anschläge in London drohten dem Erzbischof mit Gewalt. Eine Truppe Volks brach in sein Haus ein, um sich seiner zu bemächtigen, er mußte sich durch die Flucht retten***). Unterdessen suchte der König, dem es nach dem Zeugniß eines Zeitgenossen an Kraft zum Guten, wie zum Bösen fehlte†), mit

*) Raumers Briefe II. S. 365 vgl. Kortüm S. 109.
**) Raumer a. a. O.
***) Er floh nach Whitehal. Siehe Raumer a. a. O. S. 369—71.
†) Herzog von Olivares in einem Briefe vom Jahr 1637. Raumers Briefe II. 366.

Gewalt das Ansehn der Bischöfe durchzusetzen und dasselbe auch in Schottland wieder herzustellen. Dieß und die Einführung der englischen Liturgie in Schottland erregte aber allgemeinen Unwillen. Der 23. Juli 1637 war als der Tag bezeichnet, an dem der neue Gottesdienst eingeführt werden sollte. Kaum aber erschien in der Hauptkirche Edinburgs der Decan in dem Chorhemde vor dem Altar, als er mit lauten Aeußerungen des Unwillens, mit Pochen und Zischen empfangen wurde. „Ein Papst! ein Antichrist! steinigt ihn!" So hallte es im wilden Geschrei durch das Schiff der Kirche. Als der Bischof von Edinburg die Gemüther zu besänftigen die Kanzel bestieg, flog ihm ein Schemel an den Kopf, den ein altes Weib auf ihn schleuderte*). Nur mit Mühe konnte durch Dazwischenkunft der Wache die Ruhe wieder hergestellt werden, und nachdem die Unruhstifter zum Tempel hinausgeschafft worden, wurde der Gottesdienst bei verschlossenen Thüren fortgesetzt. Aber damit war für das Ganze nichts gewonnen. Die Widersetzlichkeit blieb, und zur Erhaltung derselben wurde der im Jahr 1580 geschlossene Glaubensbund, der Covenant, wieder erneuert (1639) und mit etlichen Zusätzen vermehrt. Die Verbündeten gaben sich durch einen theuern Eid das Wort, die protestantische, wahre Religion (d. h. in ihrem Sinne die presbyterianische, puritanische Form derselben) aus allen Kräften zu schirmen, der Einführung aller gottesdienstlichen Neuerungen sich zu widersetzen, das Ansehn und die Person des Königs zu vertheidigen, jedoch so, daß die Rechte und Freiheiten des Parlaments ungeschmälert blieben. — Dieß letztere, das Ansehn des Parlaments dem königlichen Ansehn gegenüber zu behaupten, gab dem religiösen Streite zugleich eine politische Bedeutung. Der Haß war von beiden Seiten aufs Höchste gestiegen, und der König ließ sich von seinen Leuten bereden, mit Gewalt der Waffen einzuschreiten. Nächst Laud war es besonders der Graf von Strafford, der zum Kriege gegen Schottland reizte. Aber der Krieg fiel nicht zum Vortheil Englands aus. Das Parlament, in welchem der religiöse Puritanismus sowohl als der politische Republicanismus viele und heftige Vertreter hatte, unter welchen sich bereits ein Oliver

*) Kortüm S. 111.

Cromwell auszeichnete, bildete von nun an eine entschiedene Opposition gegen den König und seine Rathgeber. Von seiner ununterbrochenen Dauer hieß es das lange Parlament. — Das Erste, womit dasselbe seine Verhandlung begann, war die Verurtheilung Strafforde.

Thomas Wentworth, Graf von Strafford, war erst selbst auf der Seite der Opposition gestanden, hatte aber in der Folge der bischöflich-königlichen Partei sich zugewendet. Als Oberstatthalter von Irland hatte er Kriegsvölker zur Bändigung der Schotten geworben und im Lande selbst die Klöster wieder hergestellt und den Katholicismus begünstigt. Dazu gesellten sich Vorwürfe seiner politischen Verwaltung wegen. Er wurde des Hochverraths angeklagt und starb auf dem Blutgerüste, im Mai 1641. Auch der Erzbischof Laud saß als Gefangener im Tower. Als Strafford bei dessen Gefängniß vorbeigeführt wurde, trat dieser ans Fenster und ertheilte ihm auf seine Bitte den bischöflichen Segen zum letzten, schweren Gange. — Einige Jahre darauf traf den Erzbischof dasselbe Schicksal seines Freundes. Wir müssen jedoch erst einer andern blutigen Begebenheit gedenken, welche mit diesen Schreckensmaßregeln im genauen Zusammenhang steht, und dieß ist der Aufstand der Irländer.

Irland war seit dem 12. Jahrhundert den Engländern unterworfen, und diese ermangelten nicht, im Geiste der damals so verbreiteten theologischen Politik aus dem A. T. zu beweisen, daß das Land ihnen mit eben dem Recht gehöre, wie das eroberte Kanaan den Israeliten; daher sie denn auch in der Zeit der Glaubensverbesserung keinen Anstand nahmen, auch dorthin das neue Kirchenthum zu verpflanzen. Aber die Irländer fühlten so wenig ein Bedürfniß nach Reformation, als einst die Urkantone in der Schweiz; sie hingen mit Vorliebe an ihren alten Gebräuchen und Gewohnheiten und wiesen daher die ihnen aufgedrungene Freiheit standhaft zurück. Schon Heinrich VIII. hatte*) die Mönche mit Gewalt aus Irland verjagt, die Klöster zerstört, die Bilder und Reliquien aus den Kirchen entfernt, und sich den Eid der Suprema-

*) Vgl. über diese Verhältnisse Stäudlin, kirchliche Geographie und Statistik I. S. 196.

tie ſchwören laſſen; Eduard VI. hatte die engliſche Liturgie daſelbſt eingeführt. Aber unter der katholiſchen Maria hatten die katholiſchen Irländer wieder ihr Haupt erhoben, und den dort angeſiedelten Proteſtanten ſtanden ähnliche Verfolgungen wie in England bevor, die jedoch vereitelt wurden. Unter Eliſabeth traten neue und ſcharfe Geſetze gegen die Katholiken ein, und unter Jacob I. geriethen ſie vollends in den Zuſtand der Unterdrückung. Deſſenungeachtet hatte der Proteſtantismus in Irland nie rechte Wurzel gefaßt. Die im Lande wohnenden Proteſtanten waren dem größten Theil nach eingewanderte Engländer und Schottländer, und nur ſehr wenige Irländer ſchloſſen ſich allmälig an die Religion der Coloniſten an, während die große Mehrzahl der Einheimiſchen dem Papſte treu ergeben blieb. Es bedurfte daher nur einer günſtigen äußern Gelegenheit, das fremde Joch abzuſchütteln. Dieſe ſchien unter Karls I. ſchwankender Regierung für die katholiſchen Iren gekommen zu ſein. Wie einſt in der ſicilianiſchen Veſper der Haß der Eingeborenen gegen die aufgedrungene Herrſchaft der Franzoſen, wie in der Bartholomäusnacht die Feindſchaft der Guiſen wider die Hugenotten: ſo machte ſich auch jetzt der lang verhaltne Groll der Irländer durch einen ähnlichen Geſammtmord Luft.

Eine Verſchwörung, an deren Spitze Roger Moore, Phelim O Neale und andre ſtanden*), brach im October des Jahres 1641 aus. Nachdem die Veranſtaltungen im Geheimen getroffen worden, nahm die Verfolgung zuerſt in der nördlichen Landſchaft Ulſter einen ſchrecklichen Anfang. Die proteſtantiſchen Einwohner wurden entweder ergriffen und umgebracht, oder nackt aus ihren Wohnungen getrieben, wo man ſie auf freiem Felde dem Ungeſtüm der Witterung preisgab. Viele kamen jämmerlich auf offner Landſtraße um, indem ſie vor Hunger und Kälte hinſanken. Andre verkrochen ſich in Wäldern und Moräſten. Ihr Vermögen ward eine Beute der Plünderer. Die Stadt Lurgan, welche ſich auf die beſtimmte Bedingung hin ergab, daß den Einwohnern kein Leid geſchehen ſolle, erfuhr daſſelbe Schickſal, welches Naarden im

*) Siehe Gordon history of Ireland T. I. p. 373 ff. Die übrigen waren Cannor Mac Guire, Hugh Byrne, James Dillon, Turlaugh O Neale (Bruder Phelims), Philipp Reily, Hugh Mac-Mahre u. a.

niederländiſchen Krieg erfahren hatte. Alle Bewohner wurden treulos niedergemetzelt. Ein Aehnliches geſchah in drei umliegenden Pfarrgemeinden*). Mit ausgeſuchter Schadenfreude wurden die Gefangenen auf alle mögliche Weiſe zu Tode gequält. Oefter ſperrte man einige zuſammen in ein Haus oder Schloß ein, das man anzündete, oder man trieb ſie Heerdenweiſe an Flüſſe und gab ſie den Wogen preis. So wurden einſt 190 Perſonen auf einmal von einer Brücke herabgeſtürzt. Iriſche Prieſter ermunterten die Menge zu jeglicher Grauſamkeit, und Frauen vergaßen die zartern Regungen der Natur und ihres Geſchlechtes. Selbſt Kinder zückten den Dolch auf wehrloſe Gefangene. Von Ulſter aus verbreitete ſich die Empörung auch in die angränzenden Landſchaften, Leinſter und Connaught, wo dieſelben Auftritte ſich wiederholten. Das ſogenannte katholiſche Heer, welches Roger Moore befehligte, und das ſich auf 20,000 Mann verſtärkt hatte, rückte auf Dublin los und übte viele Greuel und Verwüſtungen in der Umgegend. Die Stadt ward muthig vertheidigt und endlich durch engliſche Hülfe von der See her befreit. An 40,000 Proteſtanten kamen in dem Aufſtande um, nach der geringſten Berechnung**).

Das fürchterliche Ereigniß des iriſchen Blutbades war von wichtigen Folgen für die weitere Geſchichte des Proteſtantismus in England und die Regierungsgeſchichte Karls I. Die mißtrauiſchen Puritaner, welche den König ſchon längſt einer Hinneigung zum katholiſchen Glauben beſchuldigt hatten, griffen dieſe neue Thatſache mit leidenſchaftlicher Begierde auf, um den König ſelbſt als den geheimen Anſtifter des Blutbades zu bezeichnen, und dieß wurde ſpäter mit ein Grund zu ſeiner Verdammung. Der Papſt dagegen, Urban VIII., ſah auch in dieſem Ereigniß, wie einſt ſeine Vorfahren in der Bluthochzeit, eine heroiſche That zur Ehre Gottes und gab den Irländern zur Belohnung dafür und zur Aufmunternng ihres fernern Widerſtandes einen Ablaßbrief, in dem er ſie nicht nur von allen bisher begangenen Sünden freiſprach, ſondern auch von allen denen, die ſie noch in Zukunft während

*) Das Einzelne bei Gordon a. a. O.

**) Milton giebt die Zahl auf 200,000 an, ſiehe Kortüm S. 383. Anmerkung 81. und vgl. Gordon S. 412.

des Ketzerkrieges begehen würden *). Uebrigens ist die Ermordung der Protestanten in Irland die letzte Gewaltthat, die von katholischer Seite ausging in dem Kampfe der Religionen während unsers Zeitraums. Leider müssen wir aber auch noch des Blutes erwähnen, das der protestantisch-puritanische Eifer hat fließen lassen, um an den frühern Verschuldungen der bischöflichen Partei furchtbare Rache zu nehmen. Dahin gehört die Hinrichtung des Erzbischofs Laud im Jahr 1645 und die des unglücklichen Königs selbst im Jahr 1649.

Laud **) war, wie Sie sich erinnern, gemeinschaftlich mit dem Grafen von Strafford gefangen genommen worden. Der Hauptvorwurf, den man ihm machte, war seine Hinneigung zum Katholicismus. Selbst das ward ihm zum Verbrechen angerechnet, daß er den Papst nicht für den Antichrist halten oder ihn nicht ausdrücklich als solchen bezeichnen wollte. Laud verantwortete sich gegen alle ihm gemachten Vorwürfe auf würdige Weise, indem er die ungerechten Beschuldigungen eben so bestimmt ablehnte, als er von der andern Seite seine gemäßigten Grundsätze in Beziehung auf die katholische Kirche bekannte. Er leugnete nicht, daß die Wiedervereinigung mit ihr ihm ein angenehmer und tröstlicher Gedanke wäre, doch nur im Fall, daß diese Wiedervereinigung ohne Beeinträchtigung der Wahrheit geschehen könne. Die presbyterianischen Geistlichen ermangelten dagegen nicht am heiligen Weihnachtsfeste 1644, durch Aufbieten ihrer Redekunst das Parlament gegen Laud zu stimmen, welches endlich auch das Todesurtheil über ihn aussprach. Die Begierde, sein Blut fließen zu sehen, war so groß bei einigen Bürgern Londons, daß sie ihre Läden schlossen und nichts mehr verkaufen wollten, bis die Gerechtigkeit erfüllt, d. h. bis des Erzbischofs Haupt gefallen sei ***). Laud benutzte die kurze Frist, die ihm noch vergönnt war, zur Vorbereitung auf seinen Tod und durch die Abfassung seiner eignen Lebensbeschreibung. Der einzige Geistliche, der ihn besuchen durfte, stand unter puritanischer Aufsicht. Heiter und gestärkt ging Laud zum Blutgerüste,

*) Kortüm S. 190. 91. Das Breve ist vom Mai 1643.
**) Vgl. über ihn Carwithen, history of the Church of Engl. p. 439 ss. und den brittischen Plutarch. Bd. 3.
***) Carwithen a. a. O. S. 440. nach J. Walton.

von dem herab er noch Folgendes sprach *): „Der gegenwärtige Augenblick eignet sich zwar nicht zu einer Predigt; doch will ich mit einer Stelle der heiligen Schrift beginnen: (mit der Stelle Hebr. 12, 1. 2.) „„Lasset uns laufen durch Geduld in dem Kampfe, der uns verordnet ist, und aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender unsers Glaubens, welcher, da er wohl hätte mögen Freude haben, erduldete er das Kreuz, und achtete der Schande nicht, und ist gesessen zur Rechten auf dem Stuhle Gottes.““ Auch mein Kampf ist ein langer Kampf gewesen, und wie ich in diesem Kampfe aufgesehen habe auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens, das weiß er selbst am besten. Aber nun bin ich am Ende des Kampfes und hier finde ich das Kreuz, den Tod der Schande, aber ich will die Schande nicht achten; auch Jesus achtete ihrer nicht um meinetwillen. Ich gehe schnell durch das rothe Meer und schon setze ich den Fuß an dessen Ufer in der Hoffnung, daß mich Gott ins Land der Verheißung bringe; denn das war der Weg, auf dem er sein Volk führte. Vorher setzte er das Passah ein, ein Lamm, das mit bittern Kräutern gegessen wurde; auch ich will die bittern Kräuter essen und der Hand nicht zürnen, die sie gesammelt hat; ich will nur aufsehen auf den, der dies alles geordnet, und unter dessen Leitung alles steht; Menschen können ja keine andere Macht über mich haben, als die ihnen von oben gegeben worden. Zwar ist mir dieser Durchgang nicht angenehm und ich habe Gott gebeten, daß er den Kelch möge von mir nehmen; aber ich weiß, daß der Gott, dem ich diene, mich auch aus diesem blutigen Meere befreien kann, wie er die drei Männer im Ofen rettete. Sie wollten das Bild nicht anbeten, das der König hatte setzen lassen, und ich will die Meinungen nicht anbeten, die das Volk festsetzen will. Ich will den Tempel und die Wahrheit Gottes nicht verleugnen, noch dem Geblöke der Kälber, die Jerobeam gemacht hat, nach Dan und Bethel folgen. Und da dieses Volk jetzt auf das Elendeste verführt wird, so möge Gott ihm seine Augen öffnen nach seiner Barmherzigkeit, damit es den Weg finde; denn in diesen Tagen leitet ein Blinder den andern, und beide werden, wenn sie

*) Nach dem brittischen Plutarch III. S. 201 ff.

ſo fortfahren, in die Grube fallen. Was mich betrifft, ſo bin ich — und ich bekenne es mit aller Demuth — ein höchſt ſtrafbarer Sünder vor Gott, und ich hoffe auf ſeine Barmherzigkeit gleich allen übrigen Sündern. Aber unter meinen vielen Uebertretungen habe ich, ob ich gleich alle Winkel meines Herzens durchſucht habe, nicht eine gefunden, die nach den Geſetzen dieſes Königreichs den Tod verdient hätte. Allein ich zürne deshalb meinen Richtern nicht. Verſchiedene Männer ſind dieſen Weg gegangen, Johannes der Täufer, der h. Stephanus und der heilige Cyprian, Biſchof von Karthago. Nicht, daß ich mich mit der Heiligkeit ſolcher Männer vergleichen möchte, aber ihr Beiſpiel ſei mein Troſt. „„Ich hätte — ſo beſchuldigt man mich — das Papſtthum wieder einführen wollen.““ Ihr wißt, was die Phariſäer wider Chriſtum ſagten, daß wenn man ihn gewähren laſſe, die Römer kämen, Land und Leute zu nehmen. Nun ſeht, das gerechte Gericht Gottes: Jeſus wurde gekreuzigt aus Furcht, daß die Römer kämen; aber Gott ſtrafte nun die Juden mit eben dem, das ſie fürchteten. Die Römer kamen wirklich und brachten Unheil über ihr Land. Ich bitte Gott, daß nicht Aehnliches dieſem Reiche begegne wegen des Papſtthums; denn der Papſt hat ſeit der Reformation nie eine ſo gute Erndte gehabt als eben jetzt wegen der vielen Secten und Trennungen, die unter uns herrſchen. Auch unſer König, den ihr beſchuldigt, das Papſtthum einführen zu wollen, iſt, ſo weit ich ſeine Geſinnung kenne, ein eben ſo guter Proteſtant, als irgend ein Menſch in dieſem Königreich *). Einſt blühte die Kirche Englands und war für andere benachbarte Kirchen, wenn Ungewitter ſich über ſie erhoben, eine Zuflucht. Aber jetzt ſtürmt über ſie ſelbſt ein Ungewitter daher, und Gott allein weiß, ob und wie es vorüber gehen wird. Und was noch ſchlimmer iſt, als der Sturm von außen, ſie iſt einer Eiche gleich, die mit Keilen von ihrem eignen Stamme in Stücken zerſpaltet wird, und bei jeder neuen Spaltung dringt auch neuer Unglaube und neue Unheiligkeit ins Mark des Baumes ein. Wir haben das Weſen der Religion verloren, und halten uns zu ſehr bei den

*) Hier folgt noch eine Ermahnung rückſichtlich des Mißbrauchs der Parlamente, die wir übergehen, ſo wie wir die Rede überhaupt in etwas abgekürzter Geſtalt geben.

Meinungen auf, und die Kirche, welche durch alle heimliche Künste der Jesuiten nicht umgestürzt werden konnte, ist nun durch uns selbst in die größte Gefahr gekommen. Was mich betrifft, so ward ich in dem Schooße der Kirche von England geboren und getauft. Ich habe mich zu dieser Kirche bekannt während meines ganzen Lebens, und thue es auch jetzt, da ich zum Tode gehe. Jetzt ist wahrlich nicht der Zeitpunkt, sich zu verstellen oder vor Gott zu heucheln. Aber ich behaupte im Angesicht Gottes und seiner heiligen Engel, daß ich mich niemals bemüht habe, weder die Gesetze des Landes, noch die Religion umzustoßen.... Doch genug! Ich vergebe der ganzen Welt, allen und jedem bittern Feinde, die mich verfolgt haben. Ich bitte demüthig, daß mir erst Gott und dann jeder Mensch vergeben möge, den ich entweder beleidigt habe oder der von mir beleidigt zu sein glaubt. Herr vergieb du mir, und ich bitte um Vergebung von ihm. Dieß ist noch mein herzlicher Wunsch; vereinigt euer Gebet mit dem meinigen."

Nach vollendetem Gebete näherte er sich dem Blocke, legte selbst sein Kleid ab, und sprach: Des Herrn Wille geschehe! Er selbst gab mit den Worten: Heiliger Jesu nimm meinen Geist auf! dem Scharfrichter das Zeichen, wenn sein Haupt fallen sollte. — Laud wird uns geschildert*) äußerlich als ein Mann von kleiner Statur, aber einem gesunden und festen Körper; er behielt seine muntere Lebhaftigkeit noch auf dem Blutgerüste. Von seinen geistigen Eigenschaften wird sein schneller Verstand und seine achtungswerthe Sittlichkeit gerühmt. Seine grausame Strenge gegen die Puritaner haben wir erwähnt, und wir finden auch jetzt keinen Grund sie zu entschuldigen. Die Kunst, dem Volke sich beliebt zu machen, verstand er gleichfalls nicht, und so fiel er denn recht eigentlich als ein Märtyrer des bischöflich aristokratischen Systems, das er den republikanischen Bewegungen gegenüber mit aller Kraft der Ueberzeugung vertheidigt hatte, ein Opfer seiner eignen Einseitigkeit und der blinden Wuth einer fremden. Es liegt allerdings etwas Demüthigendes darin für den Protestantismus (in wiefern auch er eine menschliche Form ist), daß er in seiner damaligen Erscheinung nicht frei war von den Brandflecken eines den

*) Nach Dr. Heylin im brittischen Plutarch S. 201.

Gegner bis zum Tode verfolgenden Religionshaſſes. Nicht allein im Getümmel der Schlachten, wo die Menſchlichkeit ſich leichter vergißt, ſahen wir auch proteſtantiſche Kämpfer grauſame Rache nehmen an den Papiſten; ſondern mit eben dem kalten Blute, mit dem die römiſchen und ſpaniſchen Inquiſitoren ihre Opfer ſchlachteten, ſahen wir auch proteſtantiſche Glaubensgerichte über ſolche den Stab brechen, die einer andern Religionsform huldigten, als der von ihnen gebilligten. Wie ſehr wird dadurch das Märtyrthum der proteſtantiſchen Kirche getrübt! Welche bittere und traurige Erfahrungen waren nöthig, bis der Glaube der Proteſtanten in dieſem ſo wichtigen Stücke der Gewiſſensfreiheit aus den Stricken eines gefährlichen Traumes ſich losgewunden hatte und von dem drückenden Alp des Fanatismus befreit, neu aufathmete zu einem eignen, klaren Bewußtſein ſeiner ſelbſt. Welche harte Schule, welche herbe Kreuzprobe mußte er noch zu ſeiner eigenen Demüthigung in dieſer Beziehung durchmachen, von welchen Schlacken ſich noch reinigen, wenn er wirklich in ſeinen Lehren und Grundſätzen, in ſeinen Einrichtungen und Sitten der reine Ausdruck der Chriſtusreligion ſein wollte!

Das letzte Opfer, das wir noch zu betrachten haben (ach! wäre es das letzte Opfer überhaupt, aber es iſt nur das letzte unſrer Periode) iſt Karl I. ſelbſt. Seine unglückliche Führung des Krieges gegen die kirchlichen und politiſchen Parteien im Reich*), ſeine vergeblichen Friedensunterhandlungen, ſeine Gefangenſchaften, ſeine Fluchten, ſein endlicher Prozeß gehören einer weitern Geſchichte ſeiner Perſon und ſeines Reiches an. Uns genügt zu wiſſen, daß auch er als ein Opfer jenes verkehrten Proteſtantismus fiel, der zugleich in der Unabhängigkeit von aller geſetzlichen Einrichtung, in der Umkehr aller beſtehenden Verhältniſſe das Heil ſucht. Neben der noch immer gemäßigtern Partei der Presbyterianer hatte ſich im Verlaufe des Streites die der Independenten, zu welchen Cromwell gehörte, und die der Gleichmacher (Levellers) geſellt, deren Grundſätze die des entſchiedenſten politiſchen und religiöſen

*) Entſcheidend war die Schlacht von Naſeby Juni 1645, durch Fairfax gewonnen.

Radicalismus waren*). Und dieſe Parteien waren es beſonders, welche den politiſchen Haß mit dem religiöſen verbindend, den König aufs Blutgerüſt brachten.

Laſſen Sie uns jetzt bloß noch bei den letzten Momenten Karls I. verweilen. So viele Fehler ſich Karl auch während ſeiner Regierung hatte zu Schulden kommen laſſen, ſo würdig zeigte er ſich in ſeinem Ende. Als er vergebens gegen die Gültigkeit eines Parlaments proteſtirt hatte, das nicht, wie es die Verfaſſung erfordert, von allen Ständen vertreten, ſondern nur das Gebilde einer Faction war, vernahm er ſein Todesurtheil mit ruhiger Faſſung. Die letzten Stunden, die ihm vergönnt waren, brachte er im Gebet zu und im Geſpräche mit Juxon, dem würdigen Biſchof von London. Auch nahm er Abſchied von ſeinen Kindern den 30. Januar 1649**), an ſeinem Todestage, empfing von dem Biſchof das heilige Abendmahl und trat dann, begleitet von eben dieſem Biſchof und einem Oberſten, den Weg zum Schaffot an, indem er ſelbſt ſeine Begleiter ermunterte, die Schritte zu beſchleunigen, „damit er bald die irdiſche Krone gegen die himmliſche vertauſchen könne.“ Auf dem Gerüſte angelangt, redete er zum Volk, und bezeugte, wie es auch früher Laud gethan, ſeine Anhänglichkeit an das reine Chriſtenthum, das er auch darin beweiſe, daß er ſeinen Gegnern zu verzeihen wiſſe. Auch über den ihm Schuld gegebenen Hochverrath vertheidigte er ſich kurz und bündig. „Ich ſterbe, ſo ſchloß er, als Chriſt, im Glauben der engliſchen Kirche, wie er uns von den Vätern überliefert wurde; ich habe eine gute Sache und einen gnädigen Gott, mehr will ich nicht ſagen.“ Mit Hülfe des Biſchofs und des als Boots-

---

*) Die Independenten (Congregationaliſten), geſtiftet von Johann Robinſon aus Norfolk um 1604, ſchloſſen ſich in ihren Grundſätzen an die Anhänger des Robert Brown an († 1630). Sie verwarfen gänzlich den Begriff der Kirche und erklärten jede einzelne Gemeinde für eine ſelbſtſtändige Republik. Viele wanderten nach Nordamerika aus. Uebrigens lagen ſie mit den Presbyterianern ſelbſt im Streit. Beide wurden aber wieder von den Levellers angegriffen, welche die kirchliche Gleichheit auch auf Gleichheit der Rechte und des Vermögens ausdehnten. Dazu kamen noch andere Parteien, wie die der Eraſtianer, Wiedertäufer u. ſ. w. Vgl. Kortüm S. 198 ff. S. 230. und Neal, history of the Puritans. Lond. 731. 4 Bde.

**) Vgl. Kortüm S. 257 ff. (nach Whitlock und Rushworth).

knecht vermummten Scharfrichters rüstete er sich zum Empfange des tödtlichen Streiches, untersuchte selbst den Block, ob er feststehe und legte sein Haupt drauf. „Es giebt nur noch einen kurzen, aber schmerzlichen Gang, rief der Bischof, er wird euch von der Erde zum Himmel tragen; ihr eilet einer herrlichen Krone entgegen.“ Ein Hieb trennte das Haupt vom Rumpfe. In tiefem Schweigen stand das Volk da. Viele eilten, ihre Tücher in das Blut zu tauchen, wie es auch bei dem Tode Egmonts geschehen. Die königliche Leiche ward in den Palast zurückgetragen, einbalsamirt, in einen bleiernen Sarg gelegt und den 9. Februar zu Windsor in einem Gewölbe der Kirche von etlichen Edelleuten in der Stille beigesetzt. Die Inschrift des Sarges lautete einfach: König Karl 1649.

Wir sind somit an den Schluß unsers ersten Abschnittes gelangt, welcher die äußere Geschichte des Protestantismus, d. h. die Geschichte seiner Ausbreitung und der erlittenen Verfolgungen bis auf die Zeiten des dreißigjährigen Krieges und des westphälischen Frieden enthalten sollte, wobei wir jedoch auch schon Einiges mit berühren mußten, was der innern Geschichte der Kirche angehörte; denn nur dadurch konnte jene äußere Geschichte für uns Bedeutung erhalten, daß wir auch hier zugleich in dem Körper den waltenden Geist mit schauten, und durch seine von vielen Leiden entstellten Züge hindurch auf den Grund einer nach immer größerer Klarheit und Festigkeit ringenden Seele zu dringen versuchten. Nun aber wird für uns die fernere Aufgabe eintreten, das innere Leben der protestantischen Kirche selbst, namentlich die Entwicklung der Lehre nach ihren verschiedenen Seiten hin, näher kennen zu lernen und damit auch die Geschichte andrer Religionsparteien zu vergleichen.

Zwar haben wir noch nicht alle einzelnen Länder betrachtet, in welchen die Reformation sich weiter verbreitete und in welchen sie mit Gewalt gehemmt wurde. Von ihren Schicksalen im höhern Norden, so wie in Polen, Ungarn und Siebenbürgen haben wir noch nicht geredet, auch nicht von den Versuchen, in Italien ihre Grundsätze einzuführen. Selbst des eignen engern Vaterlandes haben wir noch nicht gedacht.

Allein theils werde ich das, was ich Ihnen hierüber schuldig

geblieben bin, bei andern Gelegenheiten nachzuholen ſuchen*), theils iſt es auch nicht nothwendig, den Blick überall hin, bis an die äußerſten Grenzen Europa's zu tragen, um auch dort nur wieder Aehnliches zu finden, was wir ſchon bisher im Herzen deſſelben und zwar in großartigern Bildern geſchaut haben, als wir es dort finden würden. Es iſt ihnen vielleicht ſchon ſo vorgekommen, daß ſich vieles in unſrer Darſtellung wiederholt habe, und in der That ſieht ſich manches ſehr ähnlich von dem, was mehr oder weniger gleichzeitig in Frankreich, in den Niederlanden, in England und Schottland geſchehen iſt. Ueberall erſt kleine Anfänge von wenigen, die ſich entweder durch eignes Nachdenken und Schriftforſchen oder angeregt durch die Zeitverhältniſſe, namentlich durch die von Luthern in Deutſchland ausgegangene Bewegung, in Kampf einließen mit der beſtehenden Geiſtlichkeit nnd der römiſchen Kirche; dann Gegenwirkung mit Gewalt, Ketzergerichte, Hinrichtungen einzelner Märtyrer; ſodann auf einer weitern Stufe Religionskriege und politiſche Parteiungen, mit menſchlicher Leidenſchaft von beiden Seiten vermiſcht und endlich zuletzt entweder Sieg des Proteſtantismus in den einen, oder ſeine Niederlage in den andern Gegenden. Sowohl die einzelnen Märtyrergeſchichten, als die einzelnen Vorfälle, die blutigen Auftritte, die Schlachten und Tumulte ſehen ſich, wenn Sie wollen, einander ziemlich gleich, und auch in den perſönlichen Charakteren laſſen ſich viele Aehnlichkeiten nachweiſen. Aber ſo wie bei einer maſſenweiſen Betrachtung der Natur ſich uns erſt nur große Gruppen gleichartiger Gegenſtände darſtellen, bei welchen aber, ſo wie wir ſie genauer betrachten und unter einander vergleichen, doch wieder eine große Verſchiedenheit ſich offenbart, ſo dürfte ſich uns auch bei einer genauern Vergleichung der bisherigen Geſchichten ein ziemlicher Unterſchied bemerkbar machen in Betreff der Art, wie die Reformation aufgenommen wurde in den verſchiedenen Ländern und wie ihre Sache geführt ward, ſo wie auch der Erfolg ſelbſt ein verſchiedner iſt.

Faſſen wir jetzt noch einmal kurz das Ergebniß der bisher behandelten Ereigniſſe zuſammen, ſo ergiebt ſich uns folgendes Bild.

*) So die Geſchichte des Proteſtantismus in Italien und in Polen bei der Geſchichte der Unitarier, und das Schweizeriſche bei der Betrachtung der katholiſchen Kirche, namentlich beim Leben des Carlo Borromeo.

In Frankreich fanden wir einen reichen, bildsamen Stoff freisinniger, religiöser Ideen. Der Geist eines Calvin, der selbst diesem Lande entstammte, schien sich eine kühne Bahn brechen zu wollen. In vielen ernster gestimmten Gemüthern fand die Predigt des Evangeliums Anklang, und an dem Hause Navarra hatte der Protestantismus einen äußern Halt. Der verständig praktische, leicht bewegliche Geist der Franzosen schien ordentlich drauf angewiesen, mit einer Religion sich zu befreunden, die auf der einen Seite ein heilsames Gegengewicht zu dem natürlichen Leichtsinn, auf der andern Seite aber auch einen mächtigen Hebel der in eben diesem Volke ruhenden edlern Kräfte dargeboten hätte. Was wäre — so erlaubt sich die menschliche Kurzsichtigkeit, freilich nur von ihrem beschränkten Standpunkte aus, zu fragen — was wäre aus diesem Volke geworden, wenn der Sinn für Freiheit, für großartige Unternehmungen, und der persönliche Muth, der es unter den Völkern der neuern Geschichte auszeichnet, eine tiefere Grundlage erhalten hätten an der Religion des gereinigten Evangeliums; wenn eine dieser Religion angemessene tiefsinnigere Philosophie, wie sie auch noch später von einzelnen geübt ward, diese Ideen verarbeitet und ihnen jenen markigen Stempel aufgedrückt hätte, wie ihn z. B. ein du Plessis Mornay den Ideen seiner Zeit aufdrückte? — Was wäre, fragen wir noch einmal, aus diesem Volke geworden, wenn der mit dem Protestantismus Hand in Hand gehende Schulunterricht und eine gründliche, durch alle Klassen sich verbreitende christliche Bildung von unten herauf, die Grundlage seiner Civilisation geworden wäre, deren es sich wohl jetzt rühmt, aber deren Ruhm ein höchst verdächtiger bleibt in den Augen jedes tiefer Blickenden. So aber schien es nicht beschlossen im Willen der Vorsehung. Es siegte — nicht sowohl der Fanatismus, als die kluge Berechnung des Verstandes. Sie war es, welche die Gegenpartei in immer gesteigertem Verhältniß bis zu den Greueln der Bluthochzeit hingetrieben hatte, sie war es aber leider! auch, welche Heinrich IV. bei seinem Uebertritte mehr oder weniger leitete. Und so blieb denn bei der wachsenden Aufklärung, hinter welcher Frankreich nie zurückblieb, (wenn es die Ausbildung des Verstandes und die Schärfe des Witzes galt) nur die traurige Wahl übrig zwischen einer den geistigen Bedürfnissen des Volkes wenig angemessenen und darum zur leeren

Form herabgesunkenen Religion oder jener flachen Aufklärerei, die mit dieser Form die Sache selbst verwirft, weil sie sie in keiner andern als in dieser Form kennt, und die daher Christenthum und Priesterthum, Religion und Bigotismus vermengt und in einer traurigen Freigeisterei, im Hinwegsetzen über alles Heilige den Vorzug philosophischer Bildung sieht. Zwar in dem Jansenismus regte noch einmal der ernstere religiöse Geist seine Schwingen; aber es waren dunklere Schwingen, als die des calvinischen Adlers, und auch sie wurden gelähmt. Vergebens suchte die Bildung im Zeitalter Ludwigs XIV. den Mangel an tieferer Religiosität zu ersetzen, und aus dem sich immer schrecklicher anhäufenden Verderben ging statt der Reformation die Revolution hervor. Erst jetzt, nach langen, bittern Erfahrungen, nach vielfachen Kämpfen, deren Ende wir noch nicht sehen, erst jetzt scheint, angeregt durch den so lang im Hochmuth verkannten Geist der deutschen Bildung, auch für Frankreich eine Krisis sich vorbereiten zu wollen, welche nach 3 Jahrhunderten den bessern Genius wieder wecken dürfte, der damals schon das Heil zu bringen nahe war, aber nach einer Reihe trauriger Begegnungen wieder verschwand.

Wenn so in Frankreich der Protestantismus zur Zeit noch unterlag, und noch späterhin neue Niederlagen erhielt, so sahen wir dagegen in den nördlichen Landschaften der Niederlande, die sodann als die vereinigten Staaten zusammentraten, den Protestantismus durch Abschüttlung des spanischen Joches zu kirchlicher und politischer Selbstständigkeit gelangen. Aber noch ist seine Geschichte für uns nicht vollendet. Noch schließt die neue Pflanzung einen bittern Samen der Zwietracht in sich, den wir in der Geschichte der Lehrstreitigkeiten werden aufgehen sehn, und noch bedurfte es manche Kämpfe, bis die reformirte Kirche neben der lutherischen zu einem ruhigen, erfreulichen Dasein gelangte. Der Charakter der Niederländer deutschen Stammes schien indessen besonders dazu berufen, das ruhig reflectirende, das verständig sittliche Element des Protestantismus aufzufassen, wie es denn auch wirklich später in der arminianischen Kirche heraustrat. — Hier einigte sich der Protestantismus mit biederem Gewerbsfleiß und gab auch der Kunst eine mehr prosaische, als ideale Richtung.

Einen eignen Weg ging die Reformation in Brittanien. Wie ihr Ursprung in England von Anfang an durch Fremdartiges getrübt

war, so schien sie nun auch ferner dazu genöthigt, in ihrer bischöflichen Verfassung und in ihrer halbkatholischen Liturgie eine den freien Gang der Entwicklung hemmende, alterthümliche Rüstung nachzuschleppen, die zu dem Kampfe nicht immer paßte, den sie zu führen berufen war. Die Halbheit auf der einen Seite rief den radicalen Gegensatz auf der andern hervor. Wenn irgendwo, so sehen wir hier den Protestantismus in zwei Richtungen zerfallen, die beide sein Wesen nur unvollkommen und unbefriedigend darstellen: hier ein Stehenbleiben auf halbem Wege und ein allmäliges Erstarren in Formen, dort ein schroffes Verachten der Form, das selbst wieder nur in eine entgegengesetzte Förmlichkeit und Buchstäblichkeit ausartete, und durch eigene Engherzigkeit die andere zu überbieten suchte. Wenn wir den brittischen Nationalcharakter mit dem französischen vergleichen, so finden wir jenen allerdings weit mehr als diesen vom kirchlichen Geiste durchdrungen; ja aufs Innigste mit ihm verwoben. Aber die Art, wie das englische Staatsleben mit dem Kirchenleben verbunden ist, deutet auch wieder mehr auf die Form hin, als auf den Geist. Eine lebendige und eben darum freie Durchdringung der Elemente, so daß Politisches und Religiöses jedes seinen eignen Kreis ausfüllte und doch wieder beides im höhern Einklang zusammen wirkte, ist auch hier noch nicht zu Stande gekommen. Noch immer machen sich die Nachwehen fühlbar von dem unnatürlichen Verhältniß, in das die bischöfliche Gewalt zur englischen Kirchenverfassung trat, und von der Verkehrtheit, womit sie dem katholischen Irland aufgedrungen wurde. Und noch jetzt ist der Kampf derselben Principien noch nicht ausgekämpft, der zu den Zeiten Elisabeths und der Stuarts geführt wurde. — Noch ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, in Frankreich das in den Materialismus versunkene Heidenthum, noch in England das in der Form erstarrte Judenthum zu bekämpfen, ehe das Christenthum als die Blüthe der ächten Bildung sich aufthun und alle Verhältnisse mit seinem wohlthätigen Strahl beleuchten, mit seiner Kraft durchdringen, mit seiner Milde verklären wird. Wenn wir nun zum Schlusse mit diesen Reformationsgeschichten fremder Länder unsre deutsche und schweizerische Reformation vergleichen, so weit uns dieselbe noch erinnerlich ist, so dürfen wir, ohne uns der Parteilichkeit schuldig zu machen, offen

bekennen, daß die Art, wie die Kirchenverbeſſerung bei uns zu Stande gekommen, im Vergleich mit jenen Ländern, etwas Schönes und Großartiges voraus hat. Sie iſt mehr aus einem Guſſe, mehr von innen heraus gewirkt, als von außen hereingebracht, ſie iſt urſprünglicher und darum friſcher. Die einfache Macht des Wortes tritt reiner hervor und die äußere Gewalt kommt erſt ſpäter hinzu. Hier, wo die Reformation zuerſt ihre Wurzeln geſchlagen, hat ſie auch am Reinſten den eigentlichen reformatoriſchen Charakter bewahrt, und wenn ſie auch ſpäterhin mit Fremdartigem, Politiſchem ſich gleichfalls vermengt hat, ſo tritt dieſes doch nicht ſo ſtörend in den Vordergrund, wie dieß in den Ländern der Fall iſt, die ihre Kirchenverbeſſerung erſt von außen her empfingen, wo ſie dann mehr einem Funken glich, der in das Haus geworfen, als dem Feuer, das auf dem ſtillen Heerde deſſelben genährt wurde. Wenn wir nun aber fragen, ob die Reformation in dem Lande wo ihr Heerd ſtand, in dem Vaterlande eines Luthers und Zwingli ſich auch ihrem Geiſte gemäß erhalten habe, ob hier der Proteſtantismus in ſchöner, naturgemäßer Entwickelung fortgeſchritten ſei, als ein Muſter, nach dem ſich die andern hätten bilden können, ſo ſtellt ſich die Sache freilich wieder anders; und wir müſſen dann wieder zur Ehre der andern Länder ſagen, daß in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, ungeachtet der vielen Ausartungen, da noch ein friſcherer Geiſt ſich zeigte, wo die Gluth der Verfolgung die Waffen des Religionskampfes härtete, als da, wo bei ſcheinbar äußerem Frieden die innern Zänkereien über die Lehrſätze der Kirche zu ähnlichen, ja zu noch empörendern Grauſamkeiten führten, als ſie dort geübt wurden. Geiſtloſe und langweilige Lehrſtreitigkeiten ſind es leider! welche wir von nun an auf dem fruchtbaren Boden der deutſch-proteſtantiſchen Kirche wuchern ſehen, und dieſe ſind es auch, mit welchen wir in der nächſten Stunde unſern zweiten Abſchnitt beginnen werden, der die innere Geſchichte des Proteſtantismus uns vorführen ſoll. Wenn wir denn aber auch genöthigt ſein werden, durch den Heidenvorhof eines wilden Gezänkes hindurch dem Heiligthum uns zu nähern, ſo laſſen wir uns darum doch nicht abhalten, die Ueberreſte dieſes Heiligthums auch unter dem Schutte aufzuſuchen, unter dem es wie begraben lag. Indem wir den Verirrungen, denen wir be-

gegnen, den Spiegel der Wahrheit entgegen zu halten gedenken, hoffen wir, in diesem Spiegel auch das reine Urbild zu erblicken, von dem die Zerrbilder ausgegangen sind, das Urbild, nach dessen Verwirklichung wir alle noch streben, und von dem sich keiner rühmen darf, es in seiner ungetrübten Reinheit, in den Tiefen der eignen Seele erfaßt und bewahrt zu haben.

Zwölfte Vorlesung.

Innerer Zustand der protestantischen Kirche in Deutschland. Das alte und neue Kurhaus, Jena und Wittenberg. Agricola. Amsdorf und Major. Strigel und Flacius. Osiandrischer Streit. Hartes Verfahren der Obrigkeiten. Erneuerung des Sacramentstreites in Bremen und der Pfalz. Heidelberger Katechismus. Kryptocalvinisten. Peucers Schicksale. Concordienformel.

Wir beginnen mit der heutigen Stunde den zweiten Abschnitt unsrer Aufgabe, welcher die innere Geschichte des Protestantismus zu betrachten hat, die Entwicklung des Glaubens und der Lehre, und damit finden wir uns zunächst wieder auf den Boden von Deutschland und zwar vor allem in das engere Vaterland Luthers versetzt, in welchem bald nach dem Tode, ja zum Theil schon während der Lebzeit des großen Reformators die Streitigkeiten ausbrachen, die sich dann weiter über die Kirche verbreiteten.

Wir müssen auch hier mit wenigen Zügen erst die politischen Verhältnisse berühren, weil diese auch auf den innern Streit der Parteien nicht ohne Einfluß geblieben sind. Wir wissen, daß die Lehre Luthers sich von Wittenberg aus über Deutschland verbreitet hatte, und daß die Kurfürsten von Sachsen aus der ernestinischen Linie die mächtigen Beförderer der Reformation wurden, während Herzog Georg von der albertinischen Linie als Gegner derselben aufgetreten war. Allein Herzog Moritz von Sachsen,

der Bruderſohn Georgs, war gleich ſeinem Vater Heinrich dem proteſtantiſchen Glauben ergeben, ſo daß nunmehr beide Fürſtenhäuſer ſich zur augsburgiſchen Confeſſion bekannten. Gleichwohl hatte Moritz an dem ſchmalkaldiſchen Bunde der proteſtantiſchen Fürſten keinen Theil genommen, er hatte vielmehr im Heere des Kaiſers wider dieſelben gekämpft, und es dahin gebracht, daß ihm auf dem Reichstage zu Augsburg 1548 die Kurwürde übertragen wurde, welche der unglückliche Kurfürſt Johann Friedrich, ſein Vetter, in Folge des übelgeführten Krieges verlor. Eben ſo erhielt nun der neue Kurfürſt Moritz den größten Theil der Erbländer ſeines arm gewordenen Verwandten, der ſich überdieß ſeit der übel ausgefallenen Schlacht von Mühlberg in kaiſerlicher Gefangenſchaft befand. So ging denn auch Wittenberg, der ſtolze Sitz des Lutherthums, an die albertiniſche Linie über. Die Univerſität blühte in gleichem Glanze fort, ja ſie hob ſich dergeſtalt, daß ſie im Jahr 1561 gegen dritthalbtauſend Studierende zählte *). Zur Entſchädigung für das Verlorene richtete Johann Friedrich in den reizenden Thälern der Saale eine neue Univerſität auf, die Univerſität Jena 1547, welche bald mit tüchtigen Lehrern ausgeſtattet als eine bedenkliche Nebenbuhlerin neben Wittenberg ſich erhob, wenn ſie auch mit einer geringern Anzahl von Studierenden ſich begnügen mußte. Die Eiferſucht zwiſchen dem alten und neuen Kurhaus auf der einen, ſo wie zwiſchen den Univerſitäten Wittenberg und Jena auf der andern Seite trug manches zu den theologiſchen Irrungen bei, die wir zu betrachten haben. Die Lutheraner hatten ſich nun einmal gewöhnt, den Geiſt Luthers faſt eben ſo an den Lehrſtuhl Wittenbergs gefeſſelt zu ſehen, als die Päpſte den Geiſt der Apoſtel an den Stuhl Petri zu Rom. Welche Schmach war es nun für dieſe hochberühmte Stadt, wenn es ſich zeigen ließ, daß ſie dem ſtrengen Lutherthum abtrünnig geworden ſei, und welcher willkommene Anlaß für die neue Univerſität Jena, ſich als die unüberwindliche Burg des Lutherthums darzuſtellen. Nicht mehr an den Ort ſchien jetzt der Geiſt Luthers gebunden, ſondern vielmehr an das alte Kurhaus der

*) Nach Vogt, Herzog Albrecht von Preußen und das gelehrte Weſen ſeiner Zeit in Raumers hiſt. Taſchenbuch. Jahrgang 2. 1831. Seite 266.

erneſtiniſchen Linie. Mit dieſem wanderte gleichſam der Schatten Luthers in die Verbannung nach Jena, und ſchleuderte von da die Bannſtrahlen ſeines Zornes auf das abtrünnige Wittenberg. In der That warfen ſich ſowohl der Kurfürſt Johann Friedrich der Aeltere, als ſein Sohn Johann Friedrich der Jüngere zu den eifrigſten Vertheidigern der alten, lutheriſchen Rechtgläubigkeit auf und bemühten ſich, da es ihnen an äußern Mitteln gebrach, ſich Anſehn zu verſchaffen, um ſo mehr durch ihre theologiſche Richtung eine eigene Staatspartei zu bilden *), worin ſie beſonders an dem Kanzler Chriſtian Brück einen eifrigen Rathgeber und an mehrern ihrer Jenenſer Theologen nur allzu willfährige Werkzeuge hatten. Noch lehrte und lebte in Wittenberg der alte Philipp Melanchthon, der ſchon längere Zeit durch ſeine Nachgiebigkeit und Friedfertigkeit ſich den Tadel der ſtrengen Lutheraner zugezogen hatte, und auf den nun ihr Haß in immer reicherem Maße ſich entleerte. Es war um ſo kränkender für den altersmüden, tiefgebeugten Mann, daß mehrere ſeiner ehemaligen Schüler die erſten Steine gegen ihn erhoben. An ihrer Spitze ſtand Matthias Flacius Illyricus in Magdeburg, welche Stadt ſich gleichfalls durch ihren Eifer für das reine Lutherthum und durch ihre Anhänglichkeit an das alte Kurhaus auszeichnete.

Ehe wir nun den ſtreitigen Lehrpunkten ſelbſt näher treten, müſſen wir uns noch einmal die Hauptlehren des Proteſtantismus vergegenwärtigen, deren verſchiedenartige Auffaſſung, deren Mißverſtand und Uebertreibung zu den Streitigkeiten geführt hat. Wir müſſen dieſe Lehren aus der Lage des damaligen Kampfes ſelbſt begreifen und uns daher nicht wundern, wenn gewiſſe Lehrbeſtimmungen mit einer Schärfe und Entſchiedenheit aufgeſtellt wurden, die uns vom Standpunkte der heutigen Bildung aus als einſeitige Faſſung der allſeitigen Wahrheit des Chriſtenthums erſcheinen können. Dieß war beſonders der Fall mit der Lehre vom Menſchen, von der Sünde und Gnade, von der Freiheit und Vorherbeſtimmung. Da in die katholiſche Kirche allmälig eine grobe Werkheiligkeit eingedrungen war, alſo daß die verblendeten Menſchen glaubten, durch äußere Leiſtungen, durch Faſten, Wallfahrten und

*) Siehe Menzel IV. S. 67.

dergleichen den Himmel zu versöhnen, ja da es endlich so weit gekommen war, daß man die Sünden um Geld abkaufte, was war da natürlicher, als daß die Reformatoren ihren Zeitgenossen die Augen darüber öffneten, welche morsche Stütze diese sogenannten guten Werke dem von der Sündenschuld gepeinigten Gewissen darböten; was war zweckmäßiger und redlicher zugleich, als daß sie, die falsche Spur einer verderblichen Tradition verlassend, wieder auf die Bibel, besonders auf das N. T. zurückgingen und aus den Worten Jesu und den Schriften des Apostels Paulus vor allem den Ungrund aller äußern Werkheiligkeit darstellten? Nicht aber nur die gröbere Werkheiligkeit des Aberglaubens, auch die feinere des religiösen Unglaubens, die mit ihrer kalten philosophischen Tugend, mit ihrer eingebildeten Selbstgerechtigkeit den Himmel zu verdienen wähnte, straften sie Lügen, mit dem klaren Worte Gottes in der Hand, welches alle Menschen und auch die besten, unter die Sünde beschlossen erklärt, damit Gott sich aller erbarme.

Das Gefühl des menschlichen Elendes, welches durch das überhandnehmende Verderben der Kirche auch in den Einzelnen zu seiner Reife gekommen war, rief auch zugleich wieder das Gefühl der erbarmenden Gnade Gottes in Christo hervor, und dieß waren die beiden Grundgefühle des religiösen Lebens der Reformatoren. Es waren dieß gleichsam die beiden Angeln, auf denen sich die protestantische Theologie hinfort bewegte: die Lehre von der Sünde auf der einen, die Lehre von der Gnade auf der andern Seite. Die Reformatoren hatten hierin einen andern Standpunkt ihrer Zeit gegenüber, als die ersten Vertheidiger des Christenthums im heidnischen Zeitalter, so viel Aehnliches sie auch sonst wieder mit ihnen haben. Es handelte sich nicht darum, aus den Werken der Schöpfung das Dasein eines einigen und lebendigen Gottes nachzuweisen, auch nicht die Thatsache zu erhärten, daß der Messias erschienen sei im Fleisch, daß Christus der Gottmensch sei; denn daran glaubte ja auch die katholische Kirche, und so blieb der Glaube der ersten Jahrhunderte, wie er sich auf den Concilien ausgesprochen hatte, die gemeinsame Grundlage beider Lehrsysteme, des katholischen wie des protestantischen. Hingegen wiederholte sich jene große Streitfrage, die zu Anfang des 5. Jahrhunderts

die abendländiſche Kirche bewegt hatte, als Pelagius auf der Seite der menſchlichen Willensfreiheit, Auguſtin ausſchließlich auf der Seite der Gnade ſtand. Wie damals, ſo drängten ſich jetzt wieder die ſchwierigen Räthſel hervor, in deren Löſung man ſo leicht auf der einen oder andern Seite das Maß überſchreitet, entweder, daß man den Menſchen durch Uebertreibung ſeiner freien Willenskraft von ſeinem Zuſammenhang mit der göttlichen Heilsordnung loslöſt, oder daß man ihn durch Uebertreibung des ihm anhaftenden Verderbens zu einer durch die Sünde alſo verhärteten, todten Maſſe herabwürdigt, daß er von ſich aus keiner beſſern Regung mehr empfänglich iſt. Ein unbefangener Bibelforſcher wird geſtehen müſſen, daß beide Uebertreibungen dem klaren Buchſtaben ſowohl als dem Geiſte des Evangeliums widerſprechen, da dieſes in ſeinen ſittlichen Anforderungen an uns überall einen freien Willen vorausſetzt, aber auch auf jeder Seite die Schwäche und Ohnmacht dieſes Willens uns zu Gemüth führt, wenn nicht Gott mit ſeinem lebendigmachenden Geiſte die Herzen reinigt, wenn er nicht durch die ſündenvergebende Gnade das Gewiſſen beruhigt und durch ſeinen höhern Beiſtand das Streben des Menſchen unterſtützt. Wie nun freilich beides ſich durchdringe, das Menſchliche und das Göttliche, in welchem Grad und Maße ſich die eigne Kraft thätig oder leidend verhalte, darüber giebt uns weder die Vernunft, noch die Offenbarung einen der menſchlichen Wißbegierde genügenden Aufſchluß. Aber das konnte auch nicht in den Abſichten einer Offenbarung liegen, deren Zweck ſchon erreicht war, wenn dem Menſchen nur die Mittel an die Hand gegeben wurden, durch deren redliche Anwendung er gewiß ſein kann, ſeine Seligkeit für Zeit und Ewigkeit zu ſchaffen. Treue Benützung aller natürlichen Kräfte, womit der Schöpfer uns ausgerüſtet hat und demüthige Anerkennung, daß alles, was wir Gutes haben und erſtreben, nicht unſer eigenes Werk, nicht unſer Verdienſt ſei, ſondern ein Werk Gottes in uns, wofür wir ihm unaufhörlich danken ſollen — das iſt für jedes geſunde Auge und für jedes geſunde Herz die Heilslehre, die ihm aus der Bibel entgegenſpringt, wenn jenes Auge nicht abſichtlich nur für die eine Seite dieſer Lehre geſchärft, für die andere geſchloſſen iſt.

Betrachten wir nun mit derſelben Unbefangenheit, mit der

wir die Schriftlehre betrachten ſollen, auch die Lehre unſrer Reformatoren, ſo dürfen wir uns nicht verhehlen, daß ſie durch den damals herrſchenden Kampf gar leicht nach der Seite hingetrieben werden konnten, welche aus Eifer, die Nothwendigkeit der Gnade feſtzuhalten, dem Menſchen die natürliche Willensfreiheit zum Guten in dürren Worten abſpricht. Gleichwohl konnten die Reformatoren bei ihrem praktiſchen Sinne nicht umhin, auch wieder ein Geringes von Empfänglichkeit im Menſchen zugugeben, an welches die Gnade ihre heilſamen Wirkungen anknüpft, und beſonders war es Zwingli, der in dieſer Beziehung weniger ſtreng als Luther und Calvin auf der Seite Auguſtins ſtand. Auch muß man ſagen, daß, wo die proteſtantiſche Lehre dem Menſchen die Fähigkeit zum Guten abſpricht, ſie eben dieſes Gute ſelbſt in ſeiner höchſten Bedeutung faßt, d. h. in ſeiner Vollendung, ſo daß an dieſem Maßſtabe der ungetrübten Heiligkeit Gottes gemeſſen, die Tugenden des natürlichen Menſchen allerdings nur als gleißende Laſter erſcheinen mußten. Auch Melanchthon hatte ſich in der erſten Begeiſterung für die neue Lehre des Heils auf Behauptungen hinführen laſſen*), deren tiefere Wahrheit ſich zwar unter gewiſſen Vorausſetzungen und Verſtändigungen rechtfertigen läßt, die aber doch auch gar zu leicht mißverſtanden werden können, wenn man die geläufigen Begriffe dazu mitbringt, wie ſie zu allen Zeiten unter der Mehrzahl der Menſchen geherrſcht haben; weßhalb auch die Reformatoren ſelbſt ſich genöthigt ſahen, die Folgerungen abzuweiſen, die ein roher Verſtand oder ein rohes Gemüth aus ſolchen Behauptungen ziehen konnte. Ja, Melanchthon fand ſogar in ſeinen reifern männlichen Jahren nöthig, durch mildernde Erklärungen dieſem Mißverſtand zuvorzukommen, aber eben damit verdarb er es bei denen, welche den Buchſtaben der Lehre höher ſtellten, als deren Geiſt, und denen an der äußern Orthodoxie mehr gelegen war, als am wahren Heil der Kirche. — Doch nicht Melanchthon allein, auch der ſtrenge Luther ſah ſich bisweilen genöthigt, dem Mißverſtande vorzubeugen, der mit einer einſeitig gefaßten Gnadenlehre getrieben werden konnte. „Sehr Viele," ſagt er an einem Orte*), mißbrauchen heut zu Tage die chriſtliche

*) In der erſten Ausgabe der loci.
**) Siehe Raumers Geſch. III. S. 271. (nach Seckendorf III. 187.)

Freiheit und rufen Gnade! Gnade! als sei es nicht mehr nöthig, Gutes zu thun und Uebels zu leiden. Diese machen aus der Gnade einen Uebermuth, das heißt eine Willkür, das zu thun, was ihnen behagt, und aus der Vergebung der Sünden eine Erlaubniß zu sündigen." Wenn daher etwas, scheint mir, zum Beweis des menschlichen Verderbens dienen kann, so ist es grade das, daß auch die Erkenntniß dieses Verderbens, daß auch die Heilslehre selbst, welche aus diesem Verderben erretten sollte, mißbraucht werden konnte, wie alles Heilige. Und so finden wir es denn schon in den Zeiten der Reformation. Kaum war die Werkheiligkeit der Katholiken zurückgedrängt, so that sich eine neue Werkheiligkeit auf, die Werkheiligkeit des Glaubens oder vielmehr des äußern Bekenntnisses, der Orthodoxie. Oder war es nicht auch eine todte Werkheiligkeit eben so gut, als die, welche man mit der Messe, dem Fasten und den Wallfahrten trieb, wenn sich nun viele überredeten, schon die bloße verständige, äußerliche Aneignung des Lehrbegriffes und die Vertheidigung desselben mit dem Munde und der Feder mache das wahre Christenthum aus? Konnte nicht an die Stelle des pharisäischen Tugendstolzes eben so gut ein pharisäischer Glaubens- und Wissensstolz treten? Und wirklich brüsteten sich viele ordentlich mit ihrer Rechtgläubigkeit und glaubten dadurch sich ein nicht geringes Verdienst zu erwerben, daß sie die heilsamen Wahrheiten, die nur so lange Wahrheit bleiben, als sie mit dem frommen Gemüth gefaßt werden, zur Carricatur verzerrten und am Ende die vernunftwidrigsten Behauptungen an die Stelle der reinen Schriftlehre zu setzen sich erkühnten.

Lutherischer als Luther selbst zu sein, das schmeichelte der Eitelkeit der Nachbeter, die seine Größe nicht erreichen konnten, oder es war auch wieder eine wirkliche Aengstlichkeit und ein pedantischer Kleinigkeitsgeist, welche bei den Bessergesinnten den Mangel der Genialität zu ergänzen suchten. So hatte schon zu Luthers Zeiten Johann Agricola von Eisleben behauptet, daß das Gesetz überhaupt keine Bedeutung mehr für den Christen habe, und auch die Sittengebote desselben ihn nichts mehr angingen, denn das Gesetz „gehöre aufs Rathhaus, nicht in die Kirche." Nicolaus Amsdorf, Professor zu Jena, trieb den evangelischen Satz von der Unverdienstlichkeit der guten Werke so weit auf die Spitze

daß er behauptete, die guten Werke seien schädlich zur Seligkeit, während Georg Major meinte, daß sie nützlich seien. — Gegen Victorin Strigel in Jena, der zwar annahm, daß der Mensch durch die Erbsünde im höchsten Grade verdorben sei, aber doch noch einen Punct offen lassen wollte, an welchen die göttliche Gnade sich anknüpfen könne, behauptete der schon genannte Flacius, die Erbsünde mache die eigentliche Substanz des Menschen aus, d. h. er bestehe durch und durch aus Erbsünde, sei gleichsam die personificirte Erbsünde selbst. Aber auch daran hatten die Anhänger dieses Eifrers noch nicht genug. Sie suchten den Meister noch zu überbieten, und trieben es zu der Behauptung, daß die Erbsünde auch der gläubigen Christen als ein unaustilglicher Krankheitsstoff in ihren Leichnamen sitzen bleibe bis zum Tage der Auferstehung*). Durch solche Uebertreibungen wurde der evangelischen Wahrheit gewiß kein Dienst geleistet, und mit Recht mußten am Ende die besonnenern Katholiken fragen: wohin eine solche Lehre führe? Ja, es darf uns nicht wundern, wenn sogar Protestanten von hellem Geiste wieder zur katholischen Kirche zurückkehrten, weil sie bei dieser einseitigen Richtung sich nicht befriedigt fanden**). In der That gerieth man auf diesem Wege, wie ein neuerer Geschichtschreiber***) richtig bemerkt „aus dem löblichen Bestreben, den Menschen vom Hochmuth auf eigene Verdienste und der äußern Werkheiligkeit abzubringen, in eine verwirrte Entgegensetzung des Religiösen und Sittlichen, und öffnete so der Verzweiflung, der kein Christ mehr preisgegeben werden sollte, nur eine andere Thüre."

Wäre es nur bei den Schulstreitigkeiten geblieben, so hätte dieß weniger auf sich gehabt, allein nicht nur wurden diese dürren und stachligen Hülsen der Schultheologie dem Volke von der Kanzel herab statt der gesunden Frucht evangelischer Lehre aufgeschüttet, so daß auf die Zeit der geistigen Fülle eine jämmerliche

*) Menzel V. S. 81. 82. Man nannte sie die Cadaveristen, und in der That ward unter ihren Händen das Wort des Lebens zum Cadaver!

**) So Wicel und Thamer. Auch zur Hebung der Universität Jena trug der Streit keineswegs bei; im Gegentheil verlor dadurch die Universität so sehr, daß sie sich im Jahr 1564 nur auf 500 belief, eine sehr geringe Zahl, im Vergleich mit Wittenberg. Siehe Vogt a. a. O.

***) Raumer a. a. O. S. 269.

Hungersnoth einzubrechen drohte, ſondern die chriſtliche Liebe wurde auch ſo weit verletzt, daß die gehäſſigſten Verdächtigungen, die ſchmählichſten Beleidigungen, ja die härteſten und grauſamſten Verfolgungen daraus erwuchſen. Es kann nicht unſre Abſicht ſein, dieſe unerbaulichen Streitigkeiten, deren Verlauf der gelehrte Theolog allerdings kennen muß, hier ins Einzelne zu verfolgen; wohl aber will ich einzelne Züge herausheben, die uns auch von der Art, mit der gekämpft wurde, einen Begriff geben können. Das Schimpfen war eine Kunſt, die manche blinde Anhänger Luthers ihm beſſer ablernten und worin ſie ihn um ſo leichter übertrafen, je weiter ſie hinter ſeiner klaren Frömmigkeit und ſeinem Tiefſinn zurückſtanden. Nicht nur in den ſächſiſchen Landen, ſondern auch in dem Herzogthum Preußen und anderwärts regte ſich derſelbe Geiſt der Unruhe und der dogmatiſchen Tobſucht. In Königsberg hatte Andreas Oſiander dadurch Streitigkeit erregt, daß er die Rechtfertigung des Sünders vor Gott und ſeine Heiligung miteinander vermengt, während Luther ſie als zwei geſonderte Dinge von einander geſchieden hatte, da die Heiligung erſt eintreten könne, wenn die Rechtfertigung geſchehen ſei. Gegen dieſen Oſiander ließ ſich nun Andreas Mörlin in einer Predigt alſo aus:*) „Oſianders Gerechtigkeit iſt ein Traum, und möchte ich wohl wiſſen, ob man ſie [von hinten oder von oben] durch einen Filzhut eingießen oder eintrichtern ſolle. Eine ſolche Gerechtigkeit iſt weder im Himmel, noch auf Erden. Pfui dich, du ſchwarzer Teufel mit deiner Gerechtigkeit, Gott ſtürze dich in den Abgrund der Höllen. Hole der Teufel dieſe Gerechtigkeit, ich will ſie nicht holen.“ In dieſem Tone ging die Predigt fort, wie denn überhaupt die gemeinſten Schimpfwörter nicht zu gering waren**), den Gegner damit zu bezeichnen. Man kann ſich denken, wie dieſe Predigtweiſe auf die Stimmung des Volkes wirkte. Dieſes war ſo erbittert auf Oſiander, daß ſich das Gerücht verbreitete, er ſtehe mit dem Teufel im Bunde. Wer zu Oſiandern in die Predigt ging, ſetzte ſich der Gefahr aus, daß man auf der Straße mit Fingern

*) Menzel IV. S. 319. (nach Salig.)

**) So nannte Oſiander einen ſeiner Gegner einen groben Tölpel und den andern einen unverſchämten Eſel, der ſtatt Seelenhirte ein Sauhirte ſei. Raumer a. a. O. S. 272.

auf ihn zeigte, ihm nachschrie, oder gröbere Zeichen des Mißfallens von sich gab*). Endlich kam es so weit, daß man den Kirchgängern Osianders nichts mehr abkaufen oder verkaufen wollte. Der lutherische Papst Mörlin aber schloß eigenmächtig alle die vom Abendmahl und vom Taufstein aus, die er für Anhänger Osianders hielt, und als ihm der Herzog Albrecht solches verwies, so wiegelte er das Volk auf, indem er es in einer Predigt also anredete**): „Thut dazu, liebe Kindlein! und leidet diesen Greuel nicht länger im Lande. Thut dazu, nicht um eurer, sondern um der kleinen Kinder willen, die noch in der Wiege liegen, [und um derer Willen, die ihr noch in den Lenden traget,] daß sie nicht von dieser teuflischen Ketzerei vergiftet werden. Es wäre euch tausendmal nützer, daß ihr im Blute watetet bis über die Kniee, daß der Türke vor die Stadt käme und euch alle ermordete, ja, es wäre euch selbst nützer, daß ihr Juden und Heiden wäret, als daß ihr solches leidet; denn ihr seid ebensowohl mit dieser Lehre verdammt, als die Heiden. Ich will euch gewarnt haben, wer sich noch will warnen lassen. Welcher aber nicht will, der fahre hin zum Teufel. Ich darf sie nicht erst dem Teufel übergeben; denn sie sind schon zuvor sein, alle, welche diese Lehre annehmen. Und ich will es wieder öffentlich anzeigen, daß ich derselben keinen, der die Lehre annimmt oder in seine Predigten geht, zu dem Sacrament gehen lassen will, sie mögen hinlaufen, wo sie hin wollen. Ihr sollt sie auch nicht grüßen, keine Gemeinschaft mit ihnen haben, sondern sie fliehen, als wären sie die Teufel selbst.“ — Und fragt man sich nun, weßhalb vereiferte sich denn der zornige Mann also, so betraf es eine feine und subtile Lehrbestimmung im Artikel der Rechtfertigung, deren Unterscheidendes das heutige Geschlecht kaum zu fassen den Scharfsinn haben möchte, wenn dieser nicht durch besondere Fachstudien dazu geübt ist***). Damals aber war alles Theolog, wie heut zu Tage alles Politiker ist. Es schienen sich

*) vor ihm ausspuckte.

**) Nach Menzel a. a. O. S. 322.

***) In einigen Gegenden freilich, wo die theologische Zanksucht auf ähnliche Weise unterhalten wird, wie damals, mag eine Ausnahme von unsrer Behauptung stattfinden. Aber in solchen Exasperationen können wir kein „lebendiges Christenthum“ erkennen.

jene Zeiten des 4. und 5. Jahrhunderts zu wiederholen, wo man, nach dem Zeugniſſe der Kirchenlehrer, in Conſtantinopel nicht über die Straße gehn, ſich kein Bad beſtellen, keine Semmel kaufen oder Münze wechſeln konnte, ohne in die Streitigkeiten über das Gezeugtſein des Sohnes und über das Verhältniß der göttlichen Natur zur menſchlichen in Chriſto hineingezogen zu werden *). So jetzt in dem Streit über Rechtfertigung und Heiligung.

Man hat unſerm Zeitalter häufig den Mangel an Kirchlichkeit, und wohl nicht immer mit Unrecht vorgeworfen, und es iſt immer ein ſchlimmes Zeichen, wenn die weltlichen Intereſſen ſo ſehr vor den geiſtlichen vorwiegen, daß man unbekümmert iſt um die Faſſung der Glaubenswahrheiten. Eine ſolche Zeit läuft immer Gefahr, eine Beute zu werden von jedem Wind der Lehre, und in dieſer Hinſicht verdient die rege Theilnahme der ältern Zeiten an dem, was die Kirche bewegte, unſre Achtung. Aber das religiöſe, das praktiſch-chriſtliche Intereſſe, welches die Seele des Volkslebens iſt, darf nicht verwechſelt werden mit dem bloß theologiſchen. Es iſt ſchon ſchlimm genug, wenn ſolche Zänkereien die Wiſſenſchaft verdunkeln; wo ſie aber einmal in das Volksleben eingedrungen ſind und den Samen des Unfriedens in den Familien ausſtreuen oder gar den Geiſt der Empörung nähren, da ſind ſie eben ſo gefährlich, als die unnützen politiſchen Händel. So wenig dieſe dem Staat helfen und gute Bürger ziehen, ſo wenig nützen jene der Kirche und ſo wenig ziehen ſie gute Chriſten.

Man verwechsle doch ja nicht den Kampf um den Glauben mit dem bloßen Meinungskampfe. Wir haben in einer Reihe der vorigen Stunden geſehen, wie zwar auch das neuerweckte religiöſe Leben im Zeitalter der Reformation häufig die Familien entzweite und ſogar manche auf den Scheiterhaufen brachte, und wir wurden dabei an das Wort erinnert, daß der Herr nicht gekommen ſei den Frieden zu bringen, ſondern das Schwert. Aber dort galt es den letzten Grund der religiöſen Ueberzeugung, dort hieß es in der That (wenigſtens in den meiſten Fällen): Wer Vater oder Mutter mehr liebet, als mich, der iſt mein nicht werth, oder

*) Siehe Ullmanns Gregor von Nazianz. S. 159. und Neanders Chryſoſtomus Bd. II. S. 118.

wer Sohn oder Tochter mehr liebet, als mich, der ist mein nicht werth. Aber hier galt es nicht das innere Leben, nicht den Grund der Seligkeit, es galt den äußern Lehrbegriff, die äußere Schaale; nicht das Wort Gottes, das klar für jeden redet, der es in sich aufnehmen will, sondern es galt die künstlich ausgeheckte Menschenlehre, und es gehörte ein gutes Maß von Eigensinn und Verblendung dazu, in diesen äußern Bestimmungen das einzige Heil zu finden. Möchten wir doch dieß zu allen Zeiten beherzigen, wenn ähnliche Streitigkeiten in der Kirche wieder auftauchen! Es giebt einen gewissen Punkt, wo die Wahrheit sich scheidet vom Irrthum und von der Lüge, und diesen kann jeder, wenn auch nicht immer mit dem Verstande, doch mit dem Herzen erkennen. Auf dem soll man festhalten, und soll sich das nicht rauben lassen weder durch List, noch durch Gewalt. Dafür auf Tod und Leben zu kämpfen, ist keine Schwärmerei, ist vielmehr Pflicht des heiligsten Gehorsams. Aber was diesen Punkt nicht berührt, was der wandelbaren Meinung angehört, darin lassen wir doch jedem seine Freiheit. Wer hier alles gleichmäßig bestimmen, alles mit Gewalt in dieselbe Form hineinzwängen will, dem wollen wir zwar das Zeugniß lassen, daß er eifere, aber er eifert mit Unverstand.

Bei dem bloßen Eifern mit Worten, bei geistlichen Bannsprüchen und öffentlichen Verunglimpfungen ließ man es jedoch nicht bewenden: häufig war Absetzung, Verbannung, Kerker das Loos derer, deren Partei bei Hof unterlag, und es wiederholten sich bei dem angemaßten Recht der Fürsten, in Glaubenssachen zu entscheiden, dieselben Auftritte, wie sie sich in den Streitigkeiten der alten Kirche gezeigt hatten, daß heute eine Partei als die rechtgläubige und vom Hofe geschützte ihr Haupt erhob, welche morgen wieder als eine ketzerische verfolgt, der andern Platz machte. Bei den Reibungen der beiden Fürstenhäuser in Sachsen geschah es dann gewöhnlich, daß die, welche aus den churſächsischen Landen verbannt wurden, im herzoglich Weimarischen ihre Anstellung fanden und umgekehrt*). — Grade so war es im römischen Reich zu der Zeit, als der eine Kaiser im Morgenland, der andere im Abendland regierte und oft beide ein verschiednes theologisches System befolgten.

*) Raumer a. a. O. S. 268. Anm..

Auch ſtimmte die Art der Procedur keineswegs zu der ſonſtigen Hochachtung vor dem geiſtlichen Stande. Wer der Irrlehre angeklagt war, wurde als der gemeinſte Verbrecher behandelt. So wurden Victorin Strigel und Pfarrer Hugel zu Jena, welche ſich der Lehre des Flacius widerſetzt hatten, laut herzoglichem Verhaftbefehl*) Nachts überfallen, aus ihren Betten geholt, halb nackt auf einen Wagen geſetzt und unter vielen Mißhandlungen zuerſt nach Leuchtenburg und dann nach dem Grimmenſteine geführt. Die Frau des Victorin Strigel, die ſich der Gefangennehmung ihres Mannes widerſetzen wollte, ward aufs Roheſte von den Kriegsknechten mißhandelt; Spieße und Flintenläufe ihr auf die Bruſt geſetzt und die gröbſten Flüche und Beſchimpfungen gegen ſie ausgeſtoßen. Indeſſen hielten einige hundert Reiter und Hakenſchützen die Stadt beſetzt, um die Studenten im Zaum zu halten. Die Wittenberger trauerten über das ſchnöde Verfahren, und ſtellten Gebete für die Gefangenen an. Aber das alles war noch nichts gegen den Ausgang des Oſiandriſchen Streites in Preußen. In Folge deſſelben wurden der Hofprediger Johann Funk, (Oſianders Schwiegerſohn) und noch andere vom Gerichte der Schöppenmeiſter zum Tode verurtheilt und auf offnem Markt enthauptet, wozu das von den Predigern fanatiſirte Volk die Lieder ſang: „Nun bitten wir den heilgen Geiſt“ und: „Du werthes Licht, gieb uns deinen Schein**).“ Am meiſten Aufſehn erregte neben den erwähnten Streitigkeiten der noch immer fortdauernde Streit über das Abendmahl. Nicht genug, daß die Verſchiedenheit der Auffaſſung dieſer Lehre eine Trennung zwiſchen den ſogenannten Lutheranern und Reformirten veranlaßt hatte — auch mitten in der lutheriſchen Kirche ſelbſt wurde jetzt ein heftiger, ja blutiger Streit geführt. Wir wiſſen, wie wenig Nachgiebigkeit Luther in dieſem Puncte gezeigt hatte. Noch bei Luthers Lebzeiten war Melanchthon etwas verſöhnlicher, und als Calvin endlich eine Ausdrucksweiſe gefunden hatte, welche dem Glauben an die geiſtige Gegenwart Chriſti im Abendmahl ſein Recht ließ, ohne darum dieſen Glauben ins Leibliche und Materielle herabzuziehn, ſo zeigten

*) Vom 24. März 1559. Siehe Menzel S. 170. und Vogt a. a. O. S. 285.

**) Menzel S. 333.

ſich allmälig auch andere lutheriſche Theologen geneigt, an dieſe vermittelnde Form ſich anzuſchließen. Aber eben dieß erregte einen gewaltigen Lärm unter den Eifrern für das reine Lutherthum, da Luther ſelbſt noch kurz vor ſeinem Tode die Lehre der Reformirten als eine lügneriſche und teufliſche Lehre bezeichnet hatte*). Wie hartherzig und unchriſtlich ſogar Regierungen gegen ihre proteſtantiſchen Glaubensbrüder aus der calviniſchen Schule verfuhren, davon nur Ein Beiſpiel**). Eine Anzahl franzöſiſcher und niederländiſcher Familien (175 Seelen ſtark), die wegen des proteſtantiſchen Glaubens aus ihrem Vaterland nach England geflüchtet waren, wo ſie unter Eduards VI. Regierung Schutz fanden, wurden unter der katholiſchen Maria auch von dort vertrieben und flüchteten nach dem Continent, in Begleitung ihres Predigers Johann a Lasco, eines gelehrten Polen. Sie landeten in Dänemark mitten im härteſten Winter. Kaum aber hatten ſie den Fuß ans Land geſetzt, und von dem König Audienz erhalten, als ſie bald auch den unwiderruflichen Befehl erhielten, ſich wieder einzuſchiffen und ſich an der Küſte von Deutſchland ausſetzen zu laſſen. Dringend flehten die Vertriebenen mit ihren Weibern und Kindern, doch wenigſtens den Winter über im Lande bleiben zu dürfen. Umſonſt! Sie wurden mit Gewalt fortgeſchafft, ja bei Lebensſtrafe ihnen gedroht, ſich wieder an der däniſchen Küſte blicken zu laſſen, ſelbſt wenn ſie durch einen Sturm dahin verſchlagen werden ſollten. Aber in Deutſchland angelangt erfuhren ſie dieſelbe Behandlung. In Wismar und Roſtock, in Lübeck und Hamburg ward ihnen angedeutet, daß ſie ihre Wanderung ſogleich fortſetzen müßten, ja, in Hamburg wurde allen Bürgern bei ſchwerer Strafe verboten, einen der Exulanten in ihr Haus aufzunehmen. Und fragen wir nach dem Grunde? — ſo ſchallt es von den Küſten Dänemarks und Deutſchlands wieder: „Sacramentirer!

---

*) Beſonders war es der Prediger Weſtphal in Hamburg, der mit Ungeſtüm über Calvin herfiel.

**) Siehe die intereſſante Darſtellung von Utenhoven: Simplex et fidelis narratio etc. Bas. 1560 im Auszuge bei Planck, Geſchichte des proteſtantiſchen Lehrbegriffs Buch VI. Cap. 2. S. 36 ff. und bei Menzel a. a. O. S. 119 ff. Wenn auch, wie Planck andeutet, der Bericht einſeitig lautet, ſo wäre doch ſchon an der Hälfte des Erzählten genug, um ein Bild von der Stimmung zu geben, die damals herrſchte.

Ketzer!“ Und wer war es wohl, der Regierung und Volk gegen sie aufhetzte? Niemand anders, als die Prediger, welche das Wort der Liebe verkünden sollten. Sie waren es, welche die Ansteckung, die diese Leute mit sich brächten, ärger als die Pest fürchteten; sie waren es, welche alles anwandten, die noch menschlicher gestimmten Magistrate dahin zu bewegen, daß sie die bewilligte Frist des Aufenthalts noch abkürzten, und ihnen am Ende als Geächteten Land, Luft und Wasser verweigerten*).

Nach solchen Vorgängen kann man sich wohl denken, wie die ihrer Amtsbrüder angesehen wurden, die selbst zu der calvinischen Lehre hinneigten. In Bremen war ein Prediger, Namens Hardenberg, ein vertrauter Freund Melanchthons. Dieser wurde, weil er sich in der Lehre vom Abendmahl an die calvinische Deutung anschloß und von keiner andern Autorität, als der der heiligen Schrift wissen wollte, von seinem Gegner Tilemann Heßhus, einem strengen Eifrer, der eben seiner Streitsucht wegen bereits aus der Pfalz verwiesen worden war, von seiner Stelle vertrieben. Auch die Schullehrer, die der Hardenbergischen Meinung verdächtig waren, wurden ohne Weiteres ihrer Aemter entsetzt, und die Bürger, die Hardenbergs Predigten besuchten, weder zum heiligen Abendmahl noch zu Pathenstellen zugelassen. Es kam darüber zu weitläufigen, Streitigkeiten zwischen Geistlichkeit, Magistrat und Bürgerschaft. Als der Bürgermeister Büren von Bremen sich von den geistlichen Gewalthabern nicht wollte einschüchtern lassen, forderten ihrer zwölf den Abschied und ein großer Theil ihrer Anhänger folgte ihnen nach. Ein förmlicher Kreuzzug ward gegen das ketzerische Bremen beschlossen. Hamburg und Lübeck kündeten der Bundesstadt alle Handelsverbindungen auf. Danzig legte Beschlag auf alle bremer Schiffe und Waaren, und mehrere Stände der niedersächsischen und westphälischen Kreise sperrten den bremischen Bürgern ihr Gebiet. Endlich wurde der Streit 1568 durch Vergleich beigelegt, aber die Theologen fuhren fort, die Stadt Bremen als calvinistisch zu

*) Auch dazu liefert uns die ältere Kirchengeschichte eine lehrreiche Parallele. So wurde während des monophytisischen Streites im 5. Jahrhundert den ägyptischen Holzhändlern die Landung in Tyrus verweigert, aus Furcht, daß sie die Ketzerei einschleppen möchten. Siehe Neanders Kirchengeschichte II. 3. S. 1133.

verschreien, bis endlich wirklich der offene Calvinismus daselbst die Oberhand erhielt und das Lutherthum verdrängte.

Ein ähnliches Schicksal wie in Bremen hatte die lutherische Lehre in der Pfalz. Auch dort hatte der genannte Tilemann Heßhus für die Lehre geeifert, daß der wahre Leibe Christi in, mit und unter dem Brote des Abendmahls enthalten sei. Als sich ihm ein andrer Theologe, der Diaconus Wilhelm Klebitz entgegensetzte und die calvinische Lehre einer bloß geistigen Gegenwart Christi im Abendmahl vertheidigte, so kam es so weit, daß beide Kämpfer nach vergeblicher Warnung, den öffentlichen Streit darüber fallen zu lassen, des Landes verwiesen wurden. Auch hier hatte der unerbauliche Streit sich in das Volks- und Familienleben eingeschlichen, so daß die Anhänger der einen Meinung denen der andern sogar die Herberge in den Wirthshäusern versagten *). Der Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz ließ sich darauf von Melanchthon ein Gutachten ausstellen, das ziemlich nach der calvinischen Seite hinneigte, und nach einer in Heidelberg gehaltenen Disputation siegte wirklich der Calvinismus. Friedrich III. stellte somit auch im Aeußern den reformirten Gottesdienst an die Stelle des lutherischen, indem er Altäre, Taufsteine, Orgelspiel und andere äußerliche Dinge abschaffte, welche die Lutheraner stehen gelassen hatten, und den beiden calvinisch gesinnten Theologen Zacharias Ursinus und Caspar Olevianus den Auftrag ertheilte, einen neuen Katechismus zu fertigen, in welchem dann die protestantische Lehre nach calvinischen Grundsätzen vorgetragen wurde. Es ist dieß der berühmte pfälzische oder Heidelberger Katechismus, der ein so großes Ansehn in der reformirten Kirche erhielt, daß er fast in alle Sprachen übersetzt und bis auf die neuesten Zeiten herab als Grundlage des christlichen Religionsunterrichtes gebraucht wurde. Diese Trennung des Kurfürsten von der Ausburgischen Glaubensverbindung und sein Uebertritt zur schweizerischen Lehre machte großes Aufsehn **). Eine Fluth von Schriften ergoß sich gegen die gefährliche Neuerung, und auf dem Reichstag von Augsburg 1566 suchten sogar die nächsten Verwandten des Kurfürsten, die strenge Lutheraner waren,

*) Menzel S. 146.
**) Siehe Menzel S. 165.

es dahin zu bringen, daß er vom Reichsfrieden ausgeschlossen würde.

Allein auch in Sachsen, dem Vaterlande des eigentlichen Lutherthums, trat der Streit über das Abendmahl zu den bisherigen Streitigkeiten über Gesetz und gute Werke, über Gnade und freien Willen. Die Anhänger Melanchthons wurden als geheime Calvinisten (Kryptocalvinisten) beschuldigt, und dieser krypto-calvinistische Streit gab zu den grausamsten Verfolgungen Anlaß. Das Haupt der gemäßigten Partei in Wittenberg war der Schwiegersohn Melanchthons, Caspar Peucer, ein Mediciner, der aber eben so eifrig die Theologie betrieb, als die eigentlichen Theologen von Beruf. Von dem Kurfürsten August von Sachsen, dessen Leibarzt er war, wurde er mit großer Auszeichnung behandelt, und gewann allmälig einen großen Einfluß auf die Schule zu Wittenberg. Kühn gemacht durch das Vertrauen, das er genoß, traten er und seine Anhänger erst verdeckt und dann immer offener mit ihren, dem calvinischen Lehrbegriff zugewandten Meinungen hervor. Es gelang ihnen in der That, die strengen lutherischen Zeloten zu vertreiben, wobei sie jedoch immer den Kurfürsten in der Meinung zu erhalten wußten, daß sie das wahre Lutherthum verkündeten. Als nun aber endlich bei der wachsenden Kühnheit dieser Partei dem getäuschten Kurfürsten die Augen drüber aufgingen, daß Peucer und sein Anhang nichts andres im Sinn hätten, als wirklich die calvinische Lehre vom Abendmahl an die Stelle des reinen Lutherthums zu setzen, da trat auch an die Stelle der bisherigen Gunst die empfindlichste Rache.

Wenn nämlich Kurfürst August bisher den Peucer begünstigt hatte, so geschah es immer in der Meinung, daß dieser für das wahre Lutherthum kämpfe und bloß dem Irrthum der Unverständigen entgegenarbeite; denn also äußerte sich der Kurfürst, „daß wenn er auch nur eine calvinische Ader im Leib hätte, er wünsche, daß der Teufel sie ihm ausreißen möge" *). Wie groß war nun sein Schrecken, als er erfuhr, daß der schlaue Peucer ihn selbst an den Abgrund der gräulichen Irrlehre geführt habe. Der Zorn des Fürsten traf außer Peucern auch den Kanzler Cracov, den

*) Raumer a. a. O. S. 276.

Kirchenrath Stößel und den Hofprediger Schütz. Sämmtliche wurden verhaftet, ihre Papiere in Beschlag genommen und ein förmlicher Criminalproceß gegen sie eingeleitet. Auch den übrigen Lehrern zu Wittenberg wurde eine Erklärung abgefordert, und wer keine genügende gab, ward abgesetzt oder gleichfalls verfolgt. Vier Mitglieder der theologischen Facultät in Wittenberg *) wurden, weil sie mit ihrer Antwort zögerten, verhaftet und als Staatsverbrecher mit einer Wache von 50 Soldaten nach der Pleißenburg abgeführt, später aber aus dem Lande getrieben. Am Härtesten verfuhr man mit dem Kanzler Cracov, der so lange gefoltert wurde, bis er endlich an den Folgen des peinlichen Verhörs im Kerker starb. Der Commandant der Festung, der ihm Schreibmaterialien geliefert hatte, wurde mit Staupenschlag aus der Stadt gejagt. Der Prediger Stößel ward gleichfalls auf der Festung Senftenberg so lange gemartert und ihm so sehr zugesetzt, daß er in ein heftiges Fieber verfiel, welches mit Wahnsinn und einem verzweifelten Tode endete.

Am längsten aber wurde Peucer umhergezogen. Erst ward er nach dem Schlosse Rochlitz gebracht und schmachtete daselbst, nachdem man ihm gleichfalls mit der Folter gedroht hatte, im Kerker. Als Kaiser Maximilian II. **) im Jahr 1575 den Kurfürsten in Dresden besuchte, bat er um Loslassung des Gefangenen, den er zu seinem Leibarzt machen wollte. August erwiderte: „Ich selbst kann seiner Hülfe nicht entbehren.“ Und auf des Kaisers weitere Frage, warum er denn denselben gefangen halte, da er ihm auf diese Weise nicht helfen könne, antwortete der Kurfürst: „Weil ich nur solche Diener gebrauchen will, die in der Religion nur das glauben und bekennen, was ich glaube und bekenne, und unter sich alle einträchtig im Geiste und im Glauben sind.“ Maximilian entgegnete mit mildem Ernste: „Das maße ich mir nicht an, und will noch darf ich solches mir vornehmen, da ich keine Macht über die Gewissen habe, und niemanden zum Glauben zwingen darf.“ So antwortete der katholische Kaiser einem lutherischen Fürsten und war in diesem Stück protestantischer gesinnt, als dieser. (Und wirklich gebrauchten auch sowohl Ferdi-

*) Widebram, Cruziger, Pezel und Moller. Siehe Menzel S. 455.
**) Nach Menzel S. 461. ff.

nand I. als Maximilian II. unbedenklich protestantische Aerzte *), eine Unbefangenheit, zu der sich damals kaum ein protestantischer Fürst einem Katholiken, geschweige denn einem Reformirten gegenüber, erhoben hätte!) Peucer blieb in der Gefangenschaft. Seine Gattin durfte er seit seiner Verhaftung nicht mehr sehen. Sie starb unter der Zeit. Er selbst wurde immer härter behandelt. Alle Mittel zum Schreiben wurden ihm entzogen, alle Bücher weggenommen, selbst die Bibel ward ihm nicht vergönnt. Ein Jahr nach dem andern saß er so in einem dumpfen, schmutzigen Kerker, dessen Kosten sein Vermögen verzehrten, mit der Aussicht auf immerwährende Dauer desselben, und gepeinigt von der Sorge für seine verwaisten, in die Welt hinausgestoßenen Kinder, so daß unter dem fortwährenden Kummer sein eigner Körper zum Leichnam abgezehrt wurde. Aerger verfuhren dort wahrlich die katholischen Inquisitoren nicht mit ihren Opfern, als diese orthodoxen Lutheraner mit ihren verdächtigen Glaubensbrüdern! Und diesen traurigen Sieg des Lutherthums ließ der eitle und schwachmüthige Kurfürst noch durch eine Denkmünze feiern **), in welcher Christus siegend dargestellt wird über den Teufel und die Vernunft. Daß die Vernunft unterlag in diesen Kämpfen, war allerdings nur zu wahr; ob aber der Sieg ein Sieg Christi gewesen, möchte eine andre Frage sein. Als Peucer lange genug im Kerker zu Rochlitz geschmachtet hatte, wurde er nach Zeiz ***) und von da nach Leipzig in die Pleißenburg geführt. Von Krankheit darnieder gedrückt, schmachtete er nach dem Genuß des Sacramentes. Aber wie durfte man dieß einem Manne reichen, der nach den Vorstellungen der Orthodoxen das Sacrament gelästert hatte! Die Theologen, die sich deßhalb zu ihm ins Gefängniß verfügten (Andreä und Selnecker), suchten ihm einen schimpflichen Widerruf seiner Lehre zu entlocken, und als er in diese Zumuthung nicht einstimmen wollte, erhielt er endlich die eines spanischen Inquisitors würdige Antwort †), man werde schon Mittel dazu finden, und wenn es auch glühende Zangen sein sollten! — Statt der

*) So den Protestanten Krato siehe Menzel V. 63.
**) Ueber die geschmacklose Anordnung der Symbole siehe Menzel S. 464.
***) Menzel S. 540. ff.
†) Die Antwort gab Dr. Rauscher.

Bibel, die er wiederholt verlangte, wurde ihm bloß ein Abdruck der unter der Zeit von den Orthodoxen verfaßten Concordienformel gebracht, und so das Menschenwort statt des Wortes Gottes ihm aufgedrungen. Peucer aber, aller Schreibmittel beraubt, bereitete sich aus Bier und verbrannter Brotkruste eine Tinte, riß dann die Kiele aus einem Gänseflügel, der ihm zum Abkehren der Spinneweben gegeben worden war, (die Noth macht erfinderisch) und schrieb auf das ihm verhaßte Buch sein Bekenntniß und die Geschichte seiner Leiden nieder. Das Sacrament wurde ihm fortwährend verweigert. — Der Schloßhauptmann schlug sogar vor, dem Gefangenen auf den Fall des Todes ein Eselsbegräbniß angedeihen zu lassen, und selbst ein hochpreisliches Consistorium mißrieth diese letzte Grausamkeit nur darum, weil die Katholiken Aehnliches gegen rechtgläubige Protestanten vornehmen möchten, meinte aber doch, es könne nichts schaden, wenn der Kurfürst ihm wenigstens damit drohe, daß, wenn er stürbe, er nicht neben andern ehrlichen Christen begraben werden solle. Peucer genas jedoch von seiner Krankheit. Wiederum vergingen fünf Jahre seiner Gefangenschaft, ehe der Kurfürst seiner wieder gedachte. Endlich ließ ihm dieser wieder ein Bekenntniß abfordern. Als aber Peucer standhaft blieb, rührte endlich diese Standhaftigkeit den Kurfürsten und er fing an auf seine „Pfaffen" zu schelten, „die ihn ganz ungewiß gemacht hätten, von Tag zu Tag etwas Neues schmiedeten und ihn aus einer Irrlehre in die andere lockten;" dennoch blieb Peucer gefangen. Es war besonders die Kurfürstin Anna, welche Peucern aus verschiednen Gründen haßte und die geschworen hatte, so lang sie lebe, solle er nicht frei werden. Nun aber wurde die Kurfürstin krank und reiste auf den Rath der Aerzte mit ihrem Gemahl ins Schwalbacherbad. Als die hohen Herrschaften durch Leipzig kamen, wurde der gefangene Peucer durch den Schloßhauptmann auch um seine Meinung gefragt. Peucer mißrieth den Gebrauch des Bades mit den Worten, „die, welche den Herrschaften dieß gerathen hätten, schickten sie beide in den Tod." — Sie reisten aber dennoch (denn der ketzerische Arzt mußte auch in diesem Falle unrecht haben) kamen aber beide schwer erkrankt wieder, und mußten so wenigstens dem Scharfblick des Arztes Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn sie auch den Theologen in ihm als einen

Irrgeiſt ſchmähten. In der Nacht auf den 1. Oct. 1585 träumte der Gefangene, daß der ganze Hof in einem prachtvollen Leichenbegängniß an ihm vorüberziehe und daß er ſelbſt dazu läute. Auf einmal riß der Glockenſtrang, und Peucer erwachte mit den Worten des Pſalmiſten: Der Strick iſt entzwei, und wir ſind frei. In derſelben Nacht, da Peucer träumte, war die Kurfürſtin geſtorben; doch ging die Prophezeihung des Traumes in Beziehung auf ſeine Gefangenſchaft noch nicht in Erfüllung. Bald darauf aber verheirathete ſich der ſechzigjährige Kurfürſt wieder mit der dreizehnjährigen Prinzeſſin von Anhalt, der Tochter des Fürſten Joachim Ernſt, derein Gegner jener übertriebenen Orthodoxie war, und auf ſein Verwenden und noch mehr auf das der jungen Braut wurde endlich Peucer aus einer zwölfjährigen Gefangenſchaft befreit. Die Orthodoxen waren wüthend drüber, und als Gegenſtück gegen die früher erwähnte Denkmünze erſchien jetzt eine andere, auf welcher das kurfürſtliche Ehepaar als Adam und Eva dargeſtellt wurde, in dem Augenblick, wie das Weib dem Manne den Apfel reicht, mit der Unterſchrift: „Adam durch der Eva Rath — Gottes Gebot übertrat.“ Bald drauf ſtarb der Kurfürſt ſelbſt den 11. Febr. 1586. Peucer erſchien am Todestage des Fürſten zum erſtenmal wieder im Lande der Lebendigen, in der Kirche von Zerbſt, mit den langen Haaren, wie ſie ihm im Gefängniß gewachſen waren, verrichtete unter einem Strom von Thränen den Gottesdienſt und dankte Gott für das Ende ſeiner Leiden, unter denen bei allen Verunglimpfungen und Mißhandlungen ſein ächter Chriſtenglaube, das Vertrauen zu Gott und das Vertrauen in den Sieg der Wahrheit nicht erſchüttert worden war. — Aber noch nahm der unſelige Streit kein Ende, und auch das Mittel, das man zur Beſeitigung deſſelben anwandte, diente nur dazu, neue Kämpfe herbeizuführen. Von den angeſehenſten Theologen Deutſchlands war nämlich unterdeſſen allerlei verſucht worden, die in der Kirche herrſchenden Streitfragen aufs Reine zu bringen. Ein Mann war er beſonders, der ſich als Vermittler auszeichnete, der Kanzler der Univerſität Tübingen Jacob Andreä. Er war eines Schmiedes Sohn von Waiblingen und wurde daher auch von ſeinen Gegnern ſchimpfweiſe der Schmidlin genannt. Dieſer ſetzte alles in Bewegung, der deutſch-proteſtantiſchen Kirche eine

von ihm geſchmiedete Form aufzubringen, die er für die geeignete hielt, allen Streitigkeiten ein Ende zu machen. Er knüpfte einen weit verbreiteten Briefwechſel an, reiſte an allen Höfen umher, ſchrieb Bücher in der Sache und betrieb mehrere Zuſammenkünfte der ſächſiſchen und der auswärtigen Theologen zu Maulbronn, zu Torgau und endlich im Kloſter Bergen bei Magdeburg. Hier erſt gelang es nach mehrern Verſuchen, eine Formel zuwege zu bringen, die unter dem Namen der Eintrachts- oder Concordienformel ans Licht trat *). Dieſe Formel war nun keineswegs geeignet, die Eintracht wirklich zu befördern (weßhalb ſie auch die Gegner die zwieträchtige Eintracht nannten) **) denn ſie enthielt meiſt jene ſchroffen Beſtimmungen, welche die übertriebene Partei der ſtrengen Lutheraner den mildern Anhängern Melanchthons gegenüber vertheidigt hatte. Aber mit Gewalt ſollte nun ein Werk durchgeſetzt werden, das ſo viele Mühe und unſägliche Koſten verurſacht hatte ***). Alle Prediger und Schullehrer mußten dieſelbe unterſchreiben, und wer ſich weigerte, ward abgeſetzt; weßhalb denn beſonders die Pfarrsfrauen ihren Eheherrn, wenn ſie mit der Unterſchrift zaudern wollten, zugerufen haben ſollen: „Schreibt, lieber Herr, ſchreibt — auf daß ihr bei der Pfarre bleibt!“ Und wirklich ließen ſich manche aus Rückſicht für Weib und Kinder bewegen, ihre Unterſchrift zu einer Formel zu geben, die ſie im Herzen mißbilligten. Ein einziger Pfarrer und zwei Schullehrer hatten den Muth, die Unterſchrift zu verweigern †). Gleicherweiſe wie in Sachſen wurde dieſe Formel, die man mit Recht einem papiernen Papſte verglichen hat, im Brandenburgiſchen, im Braunſchweigiſchen, in Lüneburg, Mecklenburg, Oldenburg, Würtemberg, der Markgrafſchaft Baden und mehreren Reichsſtädten durchgeſetzt, und die Heuchelei ſogar dadurch befördert, daß im Brandenburgiſchen zur Beſchwichtigung der Gewiſſen hinzugeſetzt wurde, die Geiſtlichen

*) in ihrer vollendeten Geſtalt 1580, unter dem Titel: Concordia, chriſtliche, wiederholte, einmüthige Bekenntniß nachbenannter Kurfürſten, Fürſten und Stände Augsb. Conf. und derſelben zu Ende des Buchs unterſchriebenen Theologen Lehre und Glaubens u. ſ. w.

**) Concordia discors (Hospin.)

***) Achtzigtauſend Thaler wurden allein vom Kurfürſten von Sachſen, vierzigtauſend vom Herzog von Braunſchweig und Lüneburg drauf verwendet, ſiehe Walch. Introd. in libr. symb. p. 732.

†) Menzel S. 508.

ſollten nur unterſchreiben, es ſtehe ihnen darum doch frei, zu denken und zu lehren, was ſie wollten *). Edler zeigten ſich andere in ihrem Widerſpruch. Der Landgraf Wilhelm von Heſſen, die Herzöge von Pommern, der Herzog von Holſtein, der Fürſt Joachim Ernſt von Anhalt (der nachmalige Schwiegervater des Kurfürſten von Sachſen), ſo wie noch einige kleinere Fürſten und Städte, unter ihnen beſonders Magdeburg und Nürnberg, weigerten ſich ſtandhaft, an dieſer Tyrannei der Gewiſſen theilzunehmen. Am Heftigſten aber gab der König Friedrich II. von Dänemark, der Schwager des Kurfürſten, ſeinen Unwillen drüber zu erkennen, indem er die zwei Prachtexemplare der Concordienformel, welche ihm ſeine Schweſter, die Kurfürſtin Anna ſchickte, ſogleich ins Feuer warf. Gewiß, Luther hätte es auch ſo gemacht; denn ſo hartnäckig er auch in ſeinem Kampfe gegen Zwingli war, und ſo ſehr ſcheinbar das ganze Werk der Aufrechterhaltung ſeiner Lehre und der Verherrlichung ſeines Namens galt, ſo würde er gewiß nie zu ſolchen Maßregeln geſtimmt haben. Zu deutlich hatte er ſich ja dagegen erklärt, daß man ſich ihm nach Lutheraner nenne; zu ſehr widerſprach auch das Ganze den Abſichten der Reformation. Dieſe wollte ja die Kirche Chriſti wieder erlöſen aus der Macht der Menſchenſatzung, indem ſie die heilige Schrift als die alleinige Richtſchnur der Lehre aufſtellte. Und nun wohin war man in einem halben Jahrhundert gekommen? Dahin, daß zuerſt die Augsburgiſche Confeſſion, welche nur der Ausdruck des gemeinſamen Glaubens ſein ſollte, ſo weit derſelbe damals erforſcht worden war, eine auf alle Zeiten bindende Kraft erhielt, dahin, daß nun auch dieſer Buchſtabe der Augsburger Confeſſion nicht mehr genügte und daß man ſomit wieder einen neuen Buchſtaben aufſtellte in der Concordienformel und ſo das eine Bollwerk der Kirche durch das andere zu decken glaubte. Statt daß dieſe kirchlichen Confeſſionen oder ſymboliſchen Bücher, wie man ſie auch nannte, nach der heiligen Schrift geprüft werden ſollten, wozu man vom Grundſatz des Proteſtantismus aus das vollſte Recht hatte, wurden jetzt dieſe von Menſchen verfaßten und unter mancherlei erſchwerenden Umſtänden erſchienenen Bücher die Geſetzbücher des proteſtanti-

*) Menzel (nach Hospin.) S. 510.

schen Glaubens, nach welchen man allein die Schrift auslegen, ja von denen man auch dann nicht abweichen durfte, wenn die heilige Schrift das klare Gegentheil lehrte *). Welchen Einfluß dieß auf die ganze protestantische Theologie hatte, kann auch der abnehmen, der nicht Theologe von Beruf ist. Man denke sich einen von hohen und dumpfen Mauern umschlossenen Kirchhof, auf welchem die einen bemüht sind, die Denkmäler der Reformatoren aufzuputzen und aufzuschmücken und wo möglich noch einige Schnörkel an ihnen anzubringen, die andern aber in den Todtengebeinen herumwühlen und sich gelegentlich damit bewerfen, so hat man ein ziemlich anschauliches Bild von der scholastischen Dogmatik und Polemik der Zeit nach ihrer Schattenseite. Doch dürfen wir über der Schattenseite auch das Licht nicht verkennen, das mitten durch die Nacht hindurch leuchtete, ja wir müssen vielmehr den tüchtigen Leistungen alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, die aus der strengen Schule dieses dogmatisch-polemischen Zeitalters hervorgingen. So wenig als an den Werken der alten Scholastiker, so wenig darf man auch an den bändereichen dogmatischen Werken jener Zeit den eisernen Fleiß, die strenge Methode, den künstlichen Scharfsinn und die Zähheit der Consequenz unbewundert lassen. Wir dürfen nur auf den Titelblättern jener Bücher die Bildnisse der Verfasser betrachten in ihren langen Bärten und steifen Halskrausen, mit ihren gefalteten Stirnen und ihren gewaltig durchdringenden Blicken, um, wenn auch nicht eine unbedingte Ehrfurcht, doch einen gewissen Respect zu empfinden, den auch die einseitige Tüchtigkeit in irgend einem Fache uns abnöthigt. Aber freilich bedauern wir denn auch die herkulische Mühe, die auf die äußere Hülle und Schaale verwandt worden, während der Kern so oft unbeachtet blieb. Gottlob ging aber auch dieser Kern selbst nicht ganz verloren. Manche fromme Gemüther wußten sich denselben auch unter dieser Form zu nutzen zu machen, ein doppelt erfreulicher Beweis von der Unverwüstlichkeit der Wahrheit! Andere dagegen suchten ihn wieder in andern Formen und Verhüllungen auf, und so wie schon im Mittelalter neben der unfruchtbaren Scholastik sich eine tiefsinnige Mystik aufthat, so finden wir auch in diesem Zeitalter

*) Der Streit über quatenus und quia.

dieſe Geiſtesrichtung wieder. Ehe wir jedoch auch ſie betrachten, werden wir in der nächſten Stunde noch einiges Weitere von den Streitigkeiten ſowohl in der lutheriſchen, als in der reformirten Kirche zu erzählen und uns einſtweilen damit zu getröſten haben, daß wenn auch bei der Gebrechlichkeit der Menſchen die Macht des Irrthums und des Haſſes groß, doch bei der nie ſchlummernden Kraft Gottes die Macht der Wahrheit und der Liebe noch unendlich größer iſt.

Dreizehnte Vorleſung.

Ueber den pſychologiſchen Eindruck der Streittheologie jener Zeit. Stellung der baſelſchen Kirche zu der lutheriſchen und reformirten. Erzbergerſcher Streit und ähnliche. Weitere Folgen der Concordienformel. Fortſetzung der kryptocalviniſtiſchen Unruhen. Streit über Exorcismus. Proceß und Hinrichtung Krells. Der Streit über die Gnadenwahl in den Niederlanden. Gomarus und Arminius. Dordrechter Synode. Oldenbarneveld's Tod. —

Wenn wir den Eindruck, welchen die Geſchichte der Streitigkeiten in der lutheriſchen Kirche nach der letzten Vorleſung auf uns gemacht hat, mit dem vergleichen, den die früher betrachteten Verfolgungen der Proteſtanten in den verſchiedenen Ländern auf uns machten, ſo dürfte ſich bei einigem Nachdenken Folgendes daraus ergeben:

So gräulich und entſetzlich auch die Verfolgungen ſind, die von der katholiſchen Kirche gegen die Proteſtanten ausgingen, ſo geben ſie uns doch ein großartigeres geſchichtliches Bild, als die in ihren Grundſätzen nicht minder grauſame Unduldſamkeit der Proteſtanten gegeneinander; ſie laſſen eine ernſtere, feierlichere Stimmung in uns zurück, als dieſe. Woher kommt dieß?

Es mag zum Theil daher kommen, daß wir es dort mit größern Staaten, mit Frankreich, England und den weitſchichtigen Staaten Philipps II. zu thun hatten, während wir hier auf die ſchmalen

Grenzen kleiner deutſcher Fürſtenthümer und die engen Mauern reichsſtädtiſcher Gemeinweſen uns gebannt ſehen. Aber das iſt es nicht allein. Dieſelben kleinen Fürſtenthümer ſind es ja, dieſelben Reichsſtädte, in denen wir ein halbes Jahrhundert zuvor das große Drama der Reformation ſich zuerſt enthüllen ſahen, und jene engen Formen der deutſchen Reichsverfaſſung verliehen ſogar dem Bilde einen eigenthümlichen Reiz. — Es muß alſo noch etwas anders ſein, was uns anwidert bei dieſen Zänkereien und was neben der Trauer über die menſchliche Verirrung, zugleich in uns den Eindruck des Lächerlichen, des Verzerrten und Fratzenhaften hervorbringt, deſſen wir uns kaum erwehren können. Es ſcheint mir dieß in einem doppelten Umſtand zu liegen, einmal darin, daß der Gegenſtand, um welchen geſtritten wird, ein geringfügiger iſt, während er dort ein großer und wichtiger war, und zweitens darin, daß die Perſonen, welche den Streit führen, ſich in einem fortwährenden Widerſpruch mit ihren eignen Grundſätzen oder mit den Grundſätzen über die Religion befinden, die ſie bekennen. Dieſen beiden Gedanken laſſen Sie uns einen Augenblick unſre Aufmerkſamkeit ſchenken.

Schon das, daß der Gegenſtand, um welchen geſtritten wird, ein ſo geringfügiger iſt in Vergleichung mit dem, um den es ſich früher handelte, bringt nach allen Geſetzen der Erfahrung — Seelenkunde, die Wirkung des Lächerlichen oder des Komiſchen (im Gegenſatz des Tragiſchen) hervor. Es iſt dieß in allen Gebieten ſo, wo wir einer großen Kraftanſtrengung um eines kleinen Zweckes willen begegnen. In jenen Glaubenskämpfen, die wir früher betrachteten, da handelte es ſich um den von Jahrhunderten her vererbten Glauben der Väter auf der einen, und um die Wiederherſtellung des reinen Gotteswortes auf der andern Seite; das war ein Kampf auf Leben und Tod, und auch die blutigſten Auftritte, wie die der Bartholomäusnacht, weckten in uns die heiligſten Gefühle des Ernſtes, der Wehmuth oder eines gerechten Zornes. Der Gegenſtand, das fühlen wir gar zu wohl, würde ſich niemals von einer komiſchen Seite behandeln laſſen, ohne das chriſtliche, ja das allgemein menſchliche Gefühl aufs Tiefſte zu verletzen; auch für die Kunſt iſt der Gegenſtand ein tragiſcher, ein hoch-erhabener, idealer. Er nimmt unſer Innerſtes in Anſpruch

und regt die verborgenſten Gefühle des Herzens auf. Nicht ſo bei den Zänkereien der Lutheraner und Reformirten untereinander. Hier wird das Heilige nicht ſelten zur Karrikatur. Bloß ſcherzen läßt ſich freilich nicht über die Sache, eben weil ſie in ihrer Grundlage zu heilig iſt, und doch liegt bei der ungeſchickten Art, in der wir die Kämpfer ſich bewegen ſehen, neben dem Aerger, den wir empfinden, auch der Reiz, den Kampf von ſeiner kleinlichen und ſomit von ſeiner lächerlichen Seite zu faſſen. Der Eindruck, den wir empfinden, iſt daher ein gemiſchter, ein tragikomiſcher, und hat viel Aehnliches mit dem Eindruck, den wir da empfinden, wo ein ernſter Gegenſtand auf eine plumpe, lächerliche Weiſe erzählt wird, wie dieß bei der Traveſtie der Fall iſt. Was aber noch ferner dazu beiträgt, dieſen Eindruck zu erhalten, iſt der Gegenſatz, in welchen ſich die Kämpfer zu ihren eignen Principien ſtellen. Wenn wir einen Philipp von Spanien und einen Alba als Würgengel einherſchreiten ſehen, das neugeborene Kindlein zu erſticken, ſo ergreift uns ein mächtiger Schauer, aber unſer Mund verzieht ſich zu keinem Lächeln; nicht die leiſeſte Anwandlung des Scherzes berührt die mächtig ergriffene Seele. Als tragiſche Perſonen ſchreiten ſie über die Bühne der Weltgeſchichte. — Oder wenn in den frühern Zeiten des Mittelalters der Papſt ſeinen mächtigen Bannſtrahl über die Länder ſchleudert und dieſe in geiſtlicher Dürre unter dem Interdicte ſeufzen, womit der Zorn des Kirchenfürſten ſie heimſucht, ſo läßt ſich auch dieſer großartigen Verirrung der menſchlichen Gewalt wenigſtens eine erhabene Seite abgewinnen, und wir zittern, wenn wir uns in die Zeit hineinverſetzen, gleichſam ſelbſt mit vor den Bannſtrahlen des Vaticans.

Wenn wir nun aber nach den großen, thatenreichen Kämpfen der Reformation aus dem Schooße der proteſtantiſchen Kirche ſelbſt kleine Päpſtchen aufſteigen ſehen, die, während ſie den Mann auf dem Stuhle Petri zu Rom als den Antichriſt verſchreien, in der Aufgeblaſenheit ihres geiſtlichen Stolzes ein Aehnliches beginnen wie er, und dazu auf eine viel armſeligere und kleinlichere Weiſe, ſo tritt uns unwillkürlich ein Bild entgegen, das abermals ein Gemiſch von Betrübniß und Lächerlichkeit ſtatt der mächtigen oder erhabenen Empfindungen in uns aufregt. Aus der heroiſchen Gigantenwelt, die in ihrem Hochmuthe den Himmel ſtürmt und

endlich von der höhern Macht beſiegt in ihre Trümmer zerfällt, ſehen wir uns in das Reich der Pygmäen verſetzt, welche den Streit mit den Kranichen führen — und die höhere Stimmung des Ernſtes iſt dahin.

Dieſe pſychologiſchen Bemerkungen*) glaubte ich ſowohl Ihnen, als mir ſchuldig zu ſein, um die Streitigkeiten, womit wir uns in der letzten Stunde beſchäftigten und deren Fortſetzung wir nun erwarten, aus einem richtigen Geſichtspunkte zu beurtheilen. Man würde nämlich die höhere Abſicht dieſer Schilderungen verkennen, wenn man glauben wollte, ich hätte die einzelnen grellen Züge derſelben bloß der Beluſtigung wegen angeführt. Sie dienen mit zur Charakteriſtik des Ganzen, und wenn uns auch hie und da neben dem gerechten Aerger, den wir empfinden, ein Lächeln abgenöthigt werden ſollte, ſo hoffe ich, daß dieß nicht dem Ernſte ſchaden wird, womit die Geſchichte der Kirche Chriſti auch in ihren weniger günſtigen Entwicklungsperioden betrachtet werden muß. So lange wir nur nicht über den aufſteigenden Schaumblaſen, in denen das laute und verkehrte Leben der Welt gaukelt, den tiefern Grund vergeſſen, auf den wir ſtets zurückzukehren uns bemühen werden, ſo lange wird auch in ſolchen Betrachtungen des Einzelnen keine Gefahr für unſer tieferes religiöſes Leben ſein, es wird vielmehr auch aus ihnen geläutert und gehoben hervorgehn.

Wenn es nun auch mit zu dem Zwecke dieſer Vorleſung gehörte, das, was zunächſt in unſrer vaterländiſchen und vaterſtädtiſchen Geſchichte ſich ereignet hat, in die Darſtellung des Allgemeinen hineinzuziehn, ſo darf ich, indem ich den Faden der Streitigkeiten über das Abendmahl und über die Einführung der Concordienformel in Deutſchland, womit wir uns in der letzten Stunde beſchäftigt haben, wieder aufnehme, eines Streites nicht unerwähnt laſſen, der unſre basler Kirchengeſchichte im Engern berührt und der uns ähnliche Auftritte vor Augen führt, wie wir ſie in Bremen, in der Pfalz, in Sachſen und anderwärts gefunden haben.

---

*) — die ich auch rein als pſychologiſche Obſervation hinſtelle, und auf die ich bloß ein äſthetiſches Urtheil gründe, ohne damit eine moraliſche Würdigung auszuſprechen; denn allerdings iſt darum der Fanatismus, der einen großartigern äſthetiſchen Eindruck macht, keineswegs vor dem andern gerechtfertigt: die ſittliche Mißbilligung bleibt in beiden Fällen dieſelbe.

Es ist vielleicht den wenigsten von Ihnen bekannt, daß unsre baselsche Kirche in den damaligen Zeiten auf dem Punkte war, von ihrer Verbindung mit den übrigen schweizerisch-reformirten Kirchen losgerissen und dagegen in das deutsch-lutherische Kirchenverband hineingezogen zu werden; denn so wie es in der lutherischen Kirche solche gab, welche im Geheimen zur reformirten Lehre hinneigten, so gab es auch umgekehrt in der reformirten Kirche solche, welche heimlich dem Lutherthum ergeben waren. Unter diese gehörte ein baselscher Antistes, der Nachfolger des Oswald Myconius, Simon Sulzer, der eine weite Verbindung mit den damaligen Hauptanführern der lutherischen Partei unterhielt und recht eigentlich dran arbeitete, die sogenannte Concordienformel, das gemeinsame Bekenntniß der Lutheraner, auch in Basel einzuführen, während er den Beitritt Basels zu dem helvetisch-reformirten Bekenntniß (1566) auf alle Weise zu hintertreiben wußte*). Simon Sulzer war ein geborner Haslithaler**) und ein Freund des verstorbenen Myconius, der schon zu seiner Zeit an Vereinigung der Lutheraner und Reformirten gearbeitet hatte, ohne jedoch dem Lutherthum so weit nachzugeben, als es Sulzer that***). Nachdem Sulzer erst eine Predigerstelle zu St. Peter bekleidet hatte, folgte er den 3. Januar 1553 dem Myconius in der obersten Pfarrstelle und in der damit verbundenen theologischen Professur. Daneben stand er aber auch im Dienste des lutherischen Markgrafen Karl II. von Baden, dem er in der Einrichtung des dortigen Kirchenwesens behülflich war. Schon in Beziehung auf den äußern Gottesdienst suchte nun Sulzer die streng reformirte Form desselben, wie sie sich von den Zeiten Zwinglis und Oekolampads her erhalten hatte, der lutherischen näher zu bringen. Er war es z. B., welcher das Orgelspiel, das auch bei uns unterblieben war, wieder einführte; eben so rührt das feierliche Geläute, das wir noch jetzt an den hohen Festtagen haben, das Läuten der sogenannten Papstglocke von den Zeiten Sulzers her. So unschuldig diese Aenderung war, ja so sehr sie vielleicht (in Beziehung auf die Or-

*) Vgl. über den ganzen Streit meine Geschichte der Entstehung und der Schicksale der ersten basler Confession (Basel 827.) S. 87 ff.

**) der (uneheliche) Sohn des Propsts von Interlachen.

***) Vgl. Kirchhofers Schrift über Oswald Myconius.

gel) zweckmäßig genannt werden darf, so sehr erbitterte sie damals die streng Reformirten. Man höre darüber nur den Chronisten Wurstisen, der sich in seiner Schrift vom Münster (S. 32. 33.) also vernehmen läßt. „Es ist 1561, fing man an nach der Predigt widerum zu orgeln so aus Anregen Doctoris Sulceri geschehn, welcher sich in allweg bearbeitet, diese reine, wohl reformirte Kirche den sächsischen (in welchen nicht nur die Orgeln, sondern auch Bilder, Altäre, Kerzen, Chorhemden und andere Ueberbleibende des Papstthums noch bräuchig) gleichförmig zu machen. Dergestalt ist diese unerbauliche Papstleier in eine wohl reformirte Kirche eingeschlichen. Mit solchen nichtigen Elementen gehn wir um, da wir uns vielmehr bemühen sollten, Aufsehens zu haben, daß die Lehre in der Kirche nach Gottes Wort gestimmt wäre und die Pfeifen unseres Lebens in rechter Harmonie gingen. Gott gebe, daß es nicht Vorboten seien des wieder hinein lauernden Papstthums!"

Ueber das Läuten der großen Glocke sagt er Folgendes.* „Als man am nächsten Weihnachttag im Jahr 1565 hören wollte, wie die (bisher übliche) Glocke*) gegen die Papstglocke einen Klang hätte, erwischet solchen Anlaß der Simon Sulzer, Pfarrherr im Münster, und verschuffe, daß man forthin an hohen Festtagen, zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten diese zween großen Kübel zusammen läuten sollte, welches zuvor seit unserer christlichen Reformation nicht bräuchig gewesen." —

Wahrlich, wenn Sulzer nichts Schlimmeres gethan hätte, als was ihm der entrüstete Wurstisen Schuld giebt, so könnten wir nur die Befangenheit des letztern bedauern, der in seiner kahlen Verständigkeit Orgelton und Glockenklang so wenig zu würdigen weiß, daß ihm dabei nur die Leiern und die Kübel einfallen.

Allein wir werden diesen Eifer begreifen, wenn wir die Absichten Sulzers, auch die Lehre zu verfälschen, genauer werden kennen gelernt haben.

Unsere baselsche Kirche hatte in der That das Glück gehabt, bei dem unseligen Streit über das Abendmahl bald den richtigen Ausdruck zu finden, der eben so weit entfernt ist von jener bloß nüchternen Auffassung des Abendmahls, die nichts anders als eine

*) Die Mußglocke oder Heinrichsglocke.

geſchichtliche Erinnerung drin ſieht, als auch von jener abergläubiſchen Verehrung des Sacramentes, die in den äußern Zeichen ſelbſt die leibhaftige Gegenwart Chriſti mit Hand und Mund zu berühren glaubt. Wie ſchön und einfach drückt ſich unſre Confeſſion*) drüber aus, wenn ſie ſagt, daß zwar die äußern Zeichen, unter welchen Chriſtus vorgebildet werde, Brod und Wein bleiben, daß aber „Chriſtus ſelbſt ſei die rechte Speiſe der Seele" durch den wahren Glauben an ihn, den Gekreuzigten; „alſo daß wir (geiſtig) mit ſeinem Fleiſch und Blut geſpeiſt und getränkt werden, ſo daß er in uns lebt und wir in ihm." Nur den Gläubigen iſt er gegenwärtig, „nicht aber eingeſchloſſen in des Herrn Brot und Trank, ſondern ſitzend zur Rechten Gottes, von wo er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten."

Aber eben dieſe, in ihren Grund-Zügen von Oekolampad verfaßte und bald nach deſſen Tode eingeführte basler Confeſſion war dem lutheriſch geſinnten Sulzer und einigen ſeiner Collegen anſtößig, weßhalb ſie auch die weitere Verbreitung derſelben zu verhindern ſuchten. Außer Sulzer waren es nämlich noch der Pfarrer Koch zu St. Peter und der Pfarrer Füglin zu St. Leonhard, welche die lutheriſche Lehre vom Abendmahl von einer wirklichen leiblichen Genießung Chriſti in demſelben zur öffentlichen Kirchenlehre zu erheben ſich bemühten. Darüber kam es zu Streitigkeiten im Jahr 1570. Der Diaconus Heinrich Erzberger zu St. Peter glaubte ſich den Umtrieben dieſer Herrn widerſetzen zu müſſen und hielt deßhalb am heiligen Weihnachtfeſte eine Predigt, worin er ſich darüber bitter beklagte, daß man von der reinen Lehre Oekolampads abgewichen ſei. Darüber ward er von ſeinem Pfarrer Koch zur Rede geſtellt und bald drauf mußte er ſich vor den Deputirten und der verſammelten Geiſtlichkeit, endlich vor Rath verantworten. In der von Erzberger verfaßten Beſchreibung der Sache kommen eine Menge naiver Züge vor, die uns freilich von dem guten collegialiſchen Vernehmen der damaligen Geiſtlichen nicht das erfreulichſte Bild geben, die wir aber hier als zu weit führend übergehen müſſen**). Faſt alle Amtsgenoſſen

*) Erſte basler Confeſſion in ihrem 6. Artikel.

**) Sie finden ſich in der oben angeführten Geſchichte der basler Confeſſion ausführlich mitgetheilt.

Erzbergers waren durch den Antistes eingeschüchtert; bloß der Pfarrer Brandmüller von St. Theodor stand auf seiner Seite, der jedoch zuletzt nachgab. Mit Erzberger aber wußte man es dahin zu bringen, daß er endlich wegen seiner treuen Anhänglichkeit an das reformirte Glaubensbekenntniß von seiner Stelle verdrängt ward und darauf im Unmuthe die Stadt verließ, worauf er sich nach Paris begab, und wie wir bei einem frühern Anlaß gesehn haben, nur mit Mühe dem Blutbade der Bartholomäusnacht entrann. Wie unbrüderlich übrigens auch bei diesem Anlaß der sulzersche Anhang gegen die reformirten Glaubensgenossen gesinnt war, gab sich daraus zu erkennen, daß Füglin sich der Aufnahme der französischen Emigrirten mit eben dem Eifer widersetzte, mit welchem die Lutheraner in Dänemark und Norddeutschland die geflüchteten Calviniſten von ihren Küſten abhielten*). Doch nur bis zu Sulzers Tode dauerte der lutherische Paroxysmus in Basel. Zur förmlichen Annahme der Concordienformel kam es nicht. Unter Sulzers Nachfolger, dem Antistes Jacob Grynäus kam alles wieder in den alten Stand und das baselsche Glaubensbekenntniß gelangte zu neuem Ansehn. Ja, es fehlte von nun an nicht an Streitigkeiten mit den benachbarten Lutheranern im Badenschen, mit denen man zu Sulzers Zeiten in gutem Vernehmen gestanden hatte. Auch Grynäus hatte früher als Pfarrer von Rötelen dem Lutherthum gehuldigt. Seitdem er sich aber nun entschieden der reformirten Lehre zugewandt hatte, zog er sich und der baselschen Kirche den Haß seiner frühern Amts- und Glaubensgenossen zu. Es gehört mit zur Charakteristik der Zeit, daß sogar Gelegenheitspredigten der unschuldigsten Art zu polemischen Ausfällen benützt wurden. So machte eine in Wyl gehaltene Hochzeitspredigt großes Aufsehn. Da der Bräutigam ein Badenser (somit ein Lutheraner), die Braut aber eine Baslerin war**) und mehrere ihrer reformirten Verwandten sich in der Kirche befanden, so be-

*) Auch die Hoftheologen Andreä und Selnecker gaben in ihren Berichten an den Kurfürsten August von Sachsen zu verstehn, daß sie die in der Bluthochzeit gefallenen Reformirten keineswegs für Märtyrer, sondern für bloße Aufrührer hielten, die das Blutbad als gerechte Strafe ihrer Schuld sich zugezogen hätten; siehe Menzel V. S. 40.

**) Eine geborne Brandin. Vgl. die Geschichte der basler Confession S. 151. 152.

nützte der Superintendent Weininger, der die Predigt hielt, diesen Anlaß, seinem Eifer Luft zu machen. — Es ist schwer zu errathen, wie man eine Traurede einrichten konnte, um kirchliche Streitigkeiten aufzurühren. Aber was konnte man damals, ja was konnte man zu allen Zeiten nicht aus einem biblischen Texte machen, wenn man sich einmal über die Bedenklichkeit wegsetzte, persönliche Leidenschaft an die Stelle der christlichen Ermahnung treten zu lassen? Das Gleichniß, wonach Christus dem Bräutigam und die Kirche seiner Braut verglichen wird, gab dem Prediger Anlaß, von der geheimnißvollen Verbindung Christi mit den Gläubigen im Abendmahl zu reden, und so wurde aus der Hochzeitpredigt eine polemische Abhandlung. Wie man in spätern Zeiten des 18. Jahrhunderts die tiefern Geheimnisse des Glaubens dadurch zu umgehn suchte, daß man an den hohen Festtagen von den Pflichten des geselligen Lebens und den häuslichen Tugenden handelte und Christum bei Seite ließ, so verfiel man damals in das entgegengesetzte Extrem und setzte das christliche Leben hintan, vor lauter Eifer für die Reinheit der Lehre. — Die basler Theologen nahmen übrigens diese Predigt sehr übel und verklagten den Superintendenten bei dem Markgrafen von Baden, Georg Friedrich; auch ließen sie es ihrer Seite nicht an Gegenschriften fehlen. Doch, wir kehren nach dieser Abschweifung in unser heimisches Gebiet, zu der Geschichte der Streitigkeiten in Deutschland zurück.

Weit entfernt, daß durch die Concordienformel die Eintracht wäre hergestellt worden, dauerten die Zerwürfnisse in der lutherischen Kirche fort und nahmen sogar eine ernstere, tragische Gestalt an. Unter dem sächsischen Kurfürsten Christian I., dem Sohne des Kurfürsten August, erhielt wider alles Erwarten die gemäßigte wittenbergische Schule wieder einen bedeutenden Einfluß, besonders da der Kanzler Nicolaus Crell dieselbe begünstigte. Nun trat eine Reaction ein. Strenge Lutheraner wurden ihrer Stellen mit derselben Willkür entsetzt, mit der man früher die Reformirten vertrieben hatte, und um dem Volke die neue Lehre genehm zu machen, wurde eine eigene Ausgabe der Bibel veranstaltet, deren Anmerkungen im Sinne Calvins waren *). Zugleich

*) Die sogenannte Crellische (rebellische) Bibel, deren Druck jedoch nicht vollendet wurde.

wurden einige lutherische Gebräuche *) untersagt, namentlich der Exorcismus oder die förmliche Austreibung des Teufels bei der Taufe, den die lutherische Kirche beibehalten, die reformirte aber von Anbeginn verworfen hatte **). Dieß erregte aber großen Unwillen. In Dresden folgte ***) ein Fleischhauer den Pathen, welche sein Kind zur Taufe trugen, mit dem Beil in die Kirche, und drohte dem Geistlichen den Kopf zu spalten, wenn er nicht ordentlich taufen werde, was diesen so in Schrecken setzte, daß er, dem obrigkeitlichen Gebot zuwider, den Exorcismus verrichtete. In Zeiz mußten sich die Prediger durch die Flucht retten, um vor der Wuth des Volkes sicher zu sein. — Crell war es auch, der den Kurfürsten bewog, den Hugenotten unter Heinrich IV. Hülfstruppen zu schicken, während früher diese Hülfe von lutherischer Seite stets verweigert worden war, weil man die Reformirten für Ketzer und Aufrührer zugleich hielt. Aber nach eben dieses Kurfürsten Tod, 1591, änderten sich die Verhältnisse wieder zu Gunsten der Lutheraner. Noch am Tage vor dem Leichenbegängniß Christian I. wurden der Minister Crell und die ihm ergebenen Prediger verhaftet; doch ließ man die letztern noch vorher die Leichenpredigt halten. Der Leipziger Prediger Gundermann, der sich erst durch die Flucht hatte retten wollen, wurde auf die Pleißenburg geführt, und bloß die Sorge für seine Frau, die ihrer Niederkunft nahe war, bewog ihn, ein Bekenntniß zu unterschreiben, das er im Herzen mißbilligte. Aber die in der Angst ihm abgedrungene Nothlüge half ihm nicht. Die Frau hatte sich unterdessen entleibt und er verfiel drüber in Wahnsinn †). So groß war die Wuth des aufgeregten Pöbels gegen die des Calvinismus verdächtigen Personen, daß sie sich sogar auf die Leichen erstreckte ††).

*) Z. B. das Anzünden der Lichter auf dem Altar. — Gegen dieses polterte in Torgau der kryptocalvinistische Prediger Mento Gongref mit der Drohung, daß dem, der die Lichter wieder anzündete, die Hand verdorren solle; auch „sollen ihn die Lichter noch in der Sterbestunde auf die Seele brennen," siehe Grulich, Torgauer Denkw. S. 84.

**) Uebrigens bemerkt Menzel mit Recht, wie es eigentlich zuerst die melanchthonianisch-gesinnten Adiaphoristen waren, die diesem Gebrauch das Wort redeten, während grade nachher ihre Gegner sich zu Vertheidigern desselben aufwarfen.

***) Menzel V. S. 180. (nach Weck, Beschreibung von Dresden S. 313.)

†) Menzel V. 185.

††) Ebend. S. 192.

Am Tage der Beerdigung des Dresdner Hofpredigers Schütz, eines Kryptocalviniſten, ſammelte ſich das Volk vor deſſen Hauſe, warf die Fenſter ein und verlangte mit großem Geſchrei, die Leiche ſolle unter dem Galgen verſcharrt werden. Nur mit Mühe konnte man dieſelbe auf einem Karren nach dem Kirchhof ſchaffen. Einem Muſiker der kurfürſtlichen Kapelle ſollte gleichfalls das ehrliche Begräbniß verweigert werden, weil er calviniſch geſinnt und ohne Zuſpruch eines lutheriſchen Geiſtlichen geſtorben war. Der unglückliche Leichnam wurde wirklich in aller Stille von vier Taglöhnern nach der Begräbnißſtätte für Verbrecher getragen. Aber auch daran hatte das Volk noch nicht genug. Ein Haufe von Fleiſcher- und Schmiedeknechten fiel über die Träger her, ſchlug den Sarg auf und ließ an der Leiche des Calviniſten ſeine Wuth aus.

Zu argen Auftritten kam es um dieſelbe Zeit in Leipzig. Einige daſelbſt wohnende Schweizer gaben einem ihrer Landsleute, dem Profeſſor Huber aus Wittenberg zu Ehren ein Gaſtgebot *), den 14. Mai 1593. Ueber Tiſche kam es zu theologiſchen Diſputaten und endlich zum Handgemenge, wobei ſogar ein lutheriſchgeſinnter Profeſſor die Drohung ausſtieß, dem Huber das Meſſer in den Leib zu ſtoßen **). Huber verließ die Geſellſchaft und klagte deßhalb beim Rath, erhielt aber keinen Beſcheid. Bald wurde die Sache zum allgemeinen Stadtgeſpräch. Auf den Märkten und in den Collegien fand man einige Tage drauf Zettel ausgeſtreut: „Wer ein rechtes lutheriſches Herz habe, ſolle des Abends acht Uhr auf dem Markt erſcheinen und das Haus des Calviniſten Weinhauſen (ſo hieß der Gaſtgeber) ſtürmen helfen; kein gut lutheriſcher Bürger werde ſich dawider gebrauchen laſſen.“ Hierauf verſammelte ſich am Abend des 19. Mai der Pöbel vor dem Hauſe und trieb die ganze Nacht über den gräulichſten Unfug, bis endlich am Sonntag Morgen, als es eben in die Kirche läutete, die förmliche Erſtürmung und Plünderung des Hauſes erfolgte. Ein ſchönes Gemälde von Dürer, die Paſſion darſtellend, das dem Hausbeſitzer gehörte, wurde bei dieſem Anlaß nebſt vielen Geräthſchaften zer-

*) Ob es der Samuel Huber aus Bern geweſen, der überhaupt durch ſeine Streitſucht viel Aergerniß anrichtete, ſagt Menzel nicht beſtimmt.

**) Johann Major und Johann Müller hießen die Gegner, die Drohung kam vom letztern.

trümmert, anderes als Beute weggeſchleppt. Mit den geſtohlenen Pfannen und Keſſeln wurde vor den Häuſern der Calviniſten eine Spottmuſik aufgeführt, und der Sonntag durch wüſtes Toben entheiligt. Vergebens wandte ſich der Rath an die übrige Bürgerſchaft, damit ſie mit Hülfe der Waffen dem Unfug ſteuern helfe. Die Antwort lautete: „Die Bürger wollten keine Calviniſten ſchützen helfen; vielmehr ſolle der Rath dieſelben noch vor Sonnenuntergang aus der Stadt ſchaffen, dann würden ſie thun, was gehorſamen Bürgern gebüre.“ Der ſchwache Rath ließ ſich wirklich in das Begehren des ſouveränen Volkes ein, und bat um drei Tage Aufſchub. Nun wurde ein Verzeichniß der des Calvinismus verdächtigen Perſonen (eine förmliche Proſcriptionsliſte!) angefertigt, und alle mußten noch bei Sonnenſchein die Stadt verlaſſen. Erſt jetzt wurde dem Plündern Einhalt gethan. Freilich wurden hinterher die ärgſten Rädelsführer geſtraft, ja einige ſogar hingerichtet. Aber einer der letztern geſtand, er würde ſich nicht haben ſo weit hinreißen laſſen, wenn ihn nicht der Herr Bürgermeiſter, der mit meheren Rathsherrn aus dem Fenſter der Hofgerichtsſtube dem Spectakel zugeſehen, durch beifälliges Lachen dazu ermuntert hätte.

Doch ich will durch die Darlegung ſolcher Züge von Rohheit und Fanatismus Sie nicht länger ermüden. Aehnliches hat ſich ja auch zu unſern Zeiten, wenn auch nicht in dieſen grellen Formen ereignet, doch in der Luſt des Pöbels ſich kundgegeben, nicht bloß trauliche Gaſtmähler, ſondern ſogar religiöſe Verſammlungen anders Geſinnter durch wilden Lärm und durch perſönliche Beleidigungen zu ſtören. Die That bleibt dieſelbe, ob ſie aus Eifer für die Rechtgläubigkeit oder zur Ehre der Aufklärung geſchieht, und wahre Chriſten haben eine ſolche Pöbelhaftigkeit zu allen Zeiten verabſcheut.

Wir haben jetzt bloß noch den blutigen Ausgang zu berichten, welchen der über den Kanzler Crell verhängte Proceß nahm. In dieſen wurden auch politiſche Puncte verflochten, und namentlich wurde dem Beklagten die Kriegshülfe, die er den reformirtgeſinnten Hugenotten verſchafft hatte, zum Staatsverbrechen gemacht; dazu aber auch ſeine eigene theologiſche Geſinnung. Crell wurde zum Tode verurtheilt. Auf dieſen Ausgang war er nicht gefaßt. Der

lutherische Beichtvater, der ihm zugeschickt wurde, begann damit, ihm folgende Schilderung eines Calviniſten oder Sacramentirers zu machen, vor der wir als Reformirte allerdings zurückschaudern müßten, wenn nur das Drittel davon nach der Wahrheit gezeichnet wäre: „Derſelbige iſt ein Menſch, der weder Glauben noch Vertrauen auf Gott und ſein Wort ſetzt, der aufgeblaſen von der Meinung beſonderer Heiligkeit, Weisheit und Gelehrſamkeit alle, die ihm nicht beipflichten, verachtet und verläumdet, der Chriſto als Menſchen ſeine göttliche Majeſtät entzieht, ihn neben oder nur um einige Stufen über die Engel und die Seligen ſtellt, der die Allmacht und Wahrheit Chriſti läugnet, dem Neſtorianismus, Arianismus, Mahomedanismus und dem Heidenthum Thore und Thüren aufthut, Obrigkeiten und andere Leute betrügt, ſich und die Seinigen dem Verderben des Leibes, des Lebens und der Seele preis giebt, Königreiche, Fürſtenthümer und Städte mit Feindſeligkeiten, Aufſtänden, Kriegen und Blutvergießen erfüllt, überall die heilſame Eintracht ſtört, heimtückiſch und hinterliſtig gegen Einfältige handelt, Wahres verläugnet und Falſches vorſpiegelt, ſeine Lehren mit dem Winde wechſelt, auf den weltlichen Arm ſich verläßt, dem Fleiſche der Welt, nicht dem Fleiſche Chriſti ſich weiht, und nur auf Gelegenheiten durchzuſchlüpfen und wieder emporzukommen lauert. Allhier hat der Herr Doctor eine artliche Beſchreibung eines heimlichen und öffentlichen Calviniſten. Iſt nun der Herr ein Calviniſt, dafür er männiglich gehalten wird, als trifft ihn auch dieſe Beſchreibung, ſie gehet ihn auch an, und vermöge derſelben iſt er nicht ſo unſchuldig, als er ſich machet. Iſt derowegen unſer aller treuer Rath, daß er dem Exempel Achans folge, Gott die Ehre gebe und was er Böſes gethan, anſagen thue.“ Dieſer Eingang war nicht geeignet, Crells Vertrauen zu erwecken. Er bat den Prediger, er möge ihn mit ſolchen Reden verſchonen und ihn dafür tröſten und ſtärken, was ſeines Amtes ſei. Dieſer aber hörte nicht auf ihn zu bearbeiten, und obwohl Crell ſich keinen Widerruf abnöthigen ließ, ſo wurde doch das allgemeine Sündenbekenntniß, das er im Angeſicht des Todes von Herzen ablegte, als Widerruf gedeutet. Kranken Leibes wurde nun der Gefangene, nach genoſſener Communion, aus ſeinem Bette auf einen Stuhl gehoben und in ſeinem Schlafpelze

vor das Gericht getragen. Es wurde ihm keine Verantwortung gestattet, sondern sofort der Stab über ihn gebrochen, und nach den damals üblichen Formen, die Bänke des Gerichts umgestürzt *), worauf Crell, in Begleitung des Geistlichen auf seinem Stuhle nach dem Judenhof getragen ward, wo die Blutbühne aufgeschlagen war. Crell betete mit lauter Stimme: „Vater, der du mich geschaffen, Jesus Christus, der du mich erlöset, heiliger Geist, der du mich geheiligt, ich überantworte dir, was du mir in diesem Leben zugestellt hast, daß du es aufnehmest und wieder empfahest." Nach diesem Gebet fiel sein Haupt. Der Scharfrichter zeigte dasselbe dem umstehenden Volk mit den Worten: „Das war ein calvinischer Streich; seine Tafelgesellen mögen sich vorsehen; denn man schonet allhier keinen." Auch auf dem Richtschwert waren die Worte eingegraben: „Hüte dich, Calviniste!" Der Leiche wurde indessen ein ehrliches Begräbniß gestattet, wobei jener Geistliche, dessen furchtbare Schilderung eines Calvinisten wir eben gehört haben, die Leichenrede hielt. Auch diese ist charakterisch und bezeichnet den hierarchischen Geist, der aus der katholischen Kirche sich auch in die protestantische wieder eingeschlichen hatte. Hütet Euch, (so schloß die Predigt) hütet Euch, ihr Weltlichen, daß ihr Gottes Engel, Legaten und Botschafter weder mit Worten, noch mit Werken antastet. Wer sie antastet, der tastet seinen Augapfel an, der kann nicht viel leiden. Daher lasset euch gesagt sein, was jener christliche Herr sagte: Ich will lieber den römischen Kaiser, als einen Diener Christi zum Feinde haben. Warum? Wenn ich einen Kaiser erzürne, so habe ich einen schlechten (bloßen) Menschen wider mich; wenn ich aber einen treuen Diener Christi wider mich habe, so habe ich auch Gott wider mich." **) —

Traurig wenden wir unsern Blick von der durch solche Strei-

---

*) Doch nicht mit dem sonstüblichen Zetergeschrei, siehe Menzel.

**) Folgende Liederverse mögen die Stimmung des Volkes noch deutlicher bezeichnen:

Also ist kund und offenbar,
Daß der Teufel die Pfaffen reitet gar,
Denn um den Ehrgeiz und Gewinn
Geben sie sich dem Teufel hin.
Ein frommer Priester das nicht thut,
Wagt eher Leib und Gut.

tigkeiten zerrütteten lutherischen Kirche und sehen uns nach der von ihr tödtlich gehaßten Schwesterkirche der Reformirten um. Aber auch hier finden wir, leider! Aehnliches wieder. Zwar haben wir diese Kirche in verschiedenen Ländern noch im Kampfe nach außen hin erblickt, verfolgt von der päpstlichen Partei. Aber kaum erholte sie sich vom Kampfe, als sie gleichfalls die Waffen gegen die eigenen Glaubensgenossen erhob. Ohne der kleinern dogmatischen Zänkereien zu erwähnen, die um diese Zeit auch die reformirte Kirche behelligten, (und wovon uns der Erzbergersche Streit zu Anfang dieser Stunde ein Beispiel gegeben hat), versetzen wir uns jetzt in die Niederlande, wo bald nach dem Tode Wilhelms von Oranien unter seinem Sohne Moritz ein großer Kampf der Geister ausbrach, der die ganze protestantische Kirche in Bewegung setzte, und der bei aller Härte, womit er geführt ward, wenigstens das vor den Streitigkeiten in Deutschland voraus hat, daß er wieder eine großartigere Gestalt annimmt. Es ist dieß der Streit über die Gnadenwahl.

Diese Lehre ist es bekanntlich, welche nächst der Lehre über das Sacrament des Altars den Unterschied zwischen der lutherischen und der reformirten Kirche mit begründen half. So streng auch die orthodoxen Lutheraner den Bestimmungen Augustins über das Verderben des Menschen und die Erbsünde anhingen, so sehr sie auch dem natürlichen Menschen alle Freiheit zum Guten abzusprechen geneigt waren (so daß die Concordienformel geradezu behauptet, der Mensch verhalte sich Gott gegenüber in Beziehung auf

---

Erhalt' uns Herr bei deinem Wort,
Und steur' der Calviniſten Mord,
Durch Chriſtum deinen lieben Sohn,
Die dein Allmacht nicht wollen han,
Sie haben auch die Tauf geſchändt,
Den Exorcismus davon getrennt,
Und ſein gelaufen Tag und Nacht,
Bis ſie es ha'n zu Weg gebracht.

Durch Peucerum, den Calviniſt,
Hab'n ſie die Sache angericht,
Und haben ſich von uns getrennt,
Siehe, wie der Teufel die Leut verblendt.

Ein ähnliches Lied wurde über Crell verfertigt (ſiehe Menzel a. a. O. S. 225.)

ſeine Wiedergeburt wie ein Klotz oder Stein), ſo ſehr vermieden ſie doch die nothwendig aus dieſer Annahme fließende Folgerung, daß hiermit Gott allein es ſei, der den Menſchen zum Guten beſtimme, und daß auch die Böſen darum verdammt ſeien, weil ſie Gott in dieſer Verdammniß gelaſſen, ihnen ſeine erbarmende Gnade entzogen habe. Conſequenter dachten hierin die Reformirten, an deren Spitze der ſcharfſinnige Calvin ſtand. Auch ſie gingen, wie die Lutheraner, von der gänzlichen Verdorbenheit des Menſchen aus, machten aber darum auch das Heil des Menſchen ausſchließlich abhängig von der göttlichen Gnadenwahl, die ſich bloß derer erbarme, deren ſie ſich erbarmen will, die Uebrigen dem Verderben überlaſſe.

Es war dieß in der That eine harte Lehre. Das Harte lag nicht ſowohl darin, daß der Menſch ſein Unvermögen bekennen und ſeine Rettung allein der Gnade Gottes verdanken ſolle. Dieſe Demüthigung des menſchlichen Stolzes, dieſes Niederſchlagen aller eignen Anſprüche, dieſes Bekenntniß einer gänzlichen Abhängigkeit von Gott — war richtig gefaßt, dem Geiſte des Chriſtenthums vollkommen gemäß und trug zu allen Zeiten die heilſamſten Früchte des chriſtlichen Gehorſams. Das Gefühl, unverdienter Weiſe von Gott ſo hoch geliebt und begnadigt worden zu ſein, konnte in dem wahrhaft Wiedergeborenen unmöglich Stolz oder Sicherheit erzeugen, vielmehr mußte es die reinſte Gegenliebe, die uneigennützigſte Begeiſterung für alles Gute und eine ernſte, heilige Stimmung der Reſignation hervorbringen, wie ſie die der eignen Kraft und Weisheit vertrauende menſchliche Moral nicht zu geben vermag. Aber darin lag das Harte, daß man eine Lehre, die nur für den wahrhaft Wiedergebor'nen vorhanden, die nur der Ausdruck ſeiner ſelbſtgemachten geiſtigen Erfahrung iſt, zu einem abſtracten, trokkenen Verſtandesſatze ausbildete, den man wie andere Verſtandesſätze mit mathematiſcher Evidenz zu beweiſen ſuchte. Darin lag das Harte, daß man, ſtatt dem Geiſt dieſer Lehre gemäß, mit Furcht und Zittern ſein eignes Heil zu ſchaffen, ſich zum Richter über das Schickſal andrer aufwarf und „freventlich über ſie urtheilte*);“ weßhalb auch die helvetiſche Confeſſion, die an dieſe

*) Nach einem liturgiſchen Ausdruck unſrer Kirche.

Lehre ſich anſchließt, ſehr beſonnen vor einem ſolchen unbeſonnenen Urtheil warnt und dem chriſtlichen Bruder anräth, ſich und jeden andern Bruder einſtweilen für erwählt zu halten, Gott aber das Urtheil über die einzelnen*) zu überlaſſen. Für rohe Gemüther und herzloſe Denker war es aber gleich ſchwer, auf der rechten Linie ſich zu halten. Jene verfielen bald in den gefährlichen Schwindel, ſich gehen zu laſſen, weil ſie ja doch nichts zu ihrer Erwählung beitragen könnten, dieſe geriethen in die Vermeſſenheit, Gottes Rathſchlüſſe ergründen zu wollen, oder wie eine Schrift aus jener Zeit ſich naiv genug ausdrückt „mit ihrer Vernunft in den Himmel zu klettern und allda in einem ſonderlichen Regiſter oder in Gottes geheimer Kanzlei und Rathſtuben zu erforſchen, wer da zum ewigen Leben verſehen ſei oder nicht, da doch Gott das Buch des Lebens verſiegelt hat, daß ihm wohl keine Creatur hineingucken wird**)." — Darum möchte ich die Lehre von der Erwählung einer zarten Pflanze vergleichen, die nur in dem guten Boden eines feinen frommen Herzens gedeiht und Frucht ſchaffet, aus dieſem Boden aber herausgeriſſen und in das ſyſtematiſch geordnete Kräuterbuch der Schultheologie eingetragen, ihre Farbe verliert und ſtatt ihres belebenden Duftes einen widrigen Modergeruch verbreitet, ja, die für den Ungeweihten ſogar eine gefährliche Giftpflanze werden kann, aus der er, ſtatt einer heilſamen Arznei, ſich und den übrigen Verderben bereitet.

Den Beleg zu dieſer Behauptung geben die Streitigkeiten, die wir nun zu betrachten haben.

Auf eben der Univerſität Leyden, welche ihre Gründung dem Muthe der Bürger verdankte, womit dieſe in den Zeiten der ſpaniſchen Verfolgung die Stadt vertheidigt hatten, brach der wüthende Sturm aus, der die reformirte Kirche auf eine gefährliche Klippe hinaustrieb, von der ſie nur mit Gottes Hülfe wieder gerettet werden konnte. Es lehrten auf dieſer Univerſität zu Anfange des 17. Jahrhunderts zwei Männer, welche bald als die Anführer zweier Parteien in dem Kampfe erſcheinen. Gomarus hieß der

*) Conf. helv. 2. Cap. 10.

*) Siehe Conf. Sigismundi bei Winer, comparative Darſt. des Lehrbegriffs S. 46. neue Ausg. S. 91. und bei Augusti libri symb. etc. p. 383.

eine, Arminius der andere. Beide waren durch die calviniſche Schule hindurchgegangen*); aber in der Folge milderte ſich die Lehre des Arminius ſo weit, daß ſie dem ſtrengen Gomarus mißfiel. Arminius wich überhaupt darin von den meiſten Theologen der damaligen Zeit ab, daß er den kirchlichen Bekenntnißſchriften kein bindendes Anſehn zugeſtehen wollte, ſondern ſich einzig an die heilige Schrift hielt, und daß er eben deßhalb auch alle die Beſtimmungen verſchmähte, welche eine überfeine Kirchenlehre in die einfachen Ausſprüche derſelben hineingezwängt hatte. Es kam darüber zu weitläufigen Streitigkeiten, und auf mehrern holländiſchen Synoden**) wurde die Sache ohne Erfolg behandelt. Aber bereits hatte ſich die Leidenſchaft der Gemüther geſteigert und Parteinamen blieben nicht mehr aus. Arminius, von Natur ein friedliebender Mann, kränkte ſich ſehr wegen der Wendung, die dieſer Streit genommen. „Ach, meine Mutter!“ rief er aus, „warum haſt du mich zur Zwietracht geboren. Ich habe nicht Unrecht gethan, und doch reden alle Menſchen Böſes von mir.“ Seine Geſundheit wurde mehr und mehr angegriffen. Er ſtarb im Jahr 1609, ſeine Anhänger dauerten aber auch nach ſeinem Tode fort. Sie hießen Arminianer oder Remonſtranten. Den letztern Namen erhielten ſie davon, daß ſie bald nach dem Tode des Arminius, im Jahr 1610 den Staaten von Holland eine Vorſtellung (Remonſtranz) eingaben, die aus fünf, die Gnadenwahl betreffenden Artikeln beſtand, worin ſie zwar die calviniſche Lehre von der Vorherbeſtimmung annahmen, aber ſie nur dahin beſchränkten, daß ſie behaupteten, Chriſtus ſei zur Erlöſung aller Menſchen geſtorben (während die Gegner annahmen, er habe ſich nur für die Auserwählten geopfert) und daß ſie dieſe Gnade weder für eine unwiderſtehliche, noch für eine unverlierbare halten wollten, ſondern ſo viel zugaben, daß der Menſch ſich vermöge ſeiner Freiheit gegen den Gnadenruf verhärten, und auch, wenn er bereits die Gnade erlangt habe, wieder aus dem Gnadenſtand herausfallen könne.

*) Arminius hatte in Marburg, Baſel und Genf ſtudiert. In Baſel unter Grynäus, in Genf unter Beza; letzterer entließ ihn mit guten Zeugniſſen.

**) Zu Rotterdam (1605), zu Gokrum (1606), im Haag (1607), zu Delft und Dordrecht (1608); ſiehe Graf, Beiträge zur Kenntniß der Geſchichte der Synode von Dordrecht. Baſel 825. S. 4. 5.

Sie wollten damit die Vorstellung einer äußerlichen, mechanischen Wirksamkeit der Gnade entfernen und die sittliche Freiheit nicht ganz untergehen lassen. — An der Spitze der Remonstranten stand Simon Episcopius (Bischof), ein Schüler des Arminius, und bald gesellten sich noch andere bedeutende Männer, als Uytenbogart, Grotius, Oldenbarneveld zu dieser Partei. In den Provinzen entstanden bedeutende Unruhen. Die Obrigkeiten vertrieben die orthodoxen Prediger, und im Ganzen zeigte sich die vorherrschende Stimmung des Volkes den Remonstranten günstig. Bald nahm auch hie die Politik ihren Theil an den kirchlichen Streitigkeiten, indem die freisinnigern Republikaner es mit den Arminianern hielten, die Gegner aber dem Statthalter Moritz schmeichelten. Dieser schien erst von dem Streite wenig Notiz nehmen zu wollen. „Ich bin ein Soldat, meine Herrn!" sagte er einmal zu den Abgeordneten der Provinz Seeland, „dieß sind theologische Sachen, die ich nicht verstehe und um die ich mich nicht bekümmere*)." Aber bald änderte er seine Gesinnung, besonders nachdem er die politisch gefährliche Richtung bemerkt hatte, welche der Streit bei der allgemeinen Aufregung der Gemüther zu nehmen drohte. Nichts reizte ihn mehr zum Widerstand, als daß der greise Oldenbarneveld der Arminianer sich annahm. Oldenbarneveld, jetzt in seinem 76. Lebensjahre**), hatte seit frühester Jugend seinem Vaterland in Krieg und Frieden gedient und ehrte auch in Moritz den Sohn seines noch größern Vaters. Als aber dieser darauf ausging, sich unumschränkte Macht in dem jungen Freistaate zu verschaffen, da fand er an Oldenbarneveld einen entschiedenen Vertreter der Rechte seines Vaterlandes. Als nun die Anhänger des Gomarus eine allgemeine Synode verlangten, auf der sie die arminianische Lehre niederzudrücken gedachten, widerrieth Oldenbarneveld die Anstellung einer solchen Synode, als der Gewissensfreiheit zuwiderlaufend. Aber Moritz fand sich eben dadurch nur um so mehr in seinem Vorsatz bestätigt, dieselbe anzuordnen, und durch ihr Organ die aufkeimende Freiheit der Gedanken und Bestrebungen mit Gewalt zu unterdrücken. So ward

*) Siehe Graf S. 9.

**) Vgl. Raumer III. S. 205.

denn, nachdem verschiedene andere Zusammenkünfte den Frieden nicht hatten zuwegebringen können, unterm 25. Juni 1618 eine allgemeine Kirchenversammlung nach Dordrecht ausgeschrieben. Noch während der Zubereitung zu ihr wurden die Häupter der arminianischen Partei, Oldenbarneveld und Hugo Grotius verhaftet; Uytenbogart hatte die Flucht ergriffen. Die Synode selbst ward den 13. November eröffnet. Sie wurde nicht nur von holländischen, sondern von den reformirten Theologen Deutschlands, Englands und der Schweiz besucht, so daß sie auch in ihrer Bedeutung als eine Generalsynode sich heraushob, wie die Geschichte der protestantischen Kirche sonst keine aufzuweisen hat. Die französischen und brandenburgischen Theologen erschienen nicht, weil ihnen von ihren Fürsten die Erlaubniß dazu auch mit aus politischen Gründen verweigert ward. Aus der Schweiz bezogen die Synode Antistes Breitinger von Zürich, Rütimeier von Bern und Sebastian Beck, Doctor und Professor der Theologie zu Basel*), nebst dem Pfarrer Wolfgang Meyer zu St. Alban. Den Vorsitz der Versammlungen, welche bis um die Mitte Januars öffentlich gehalten und auch von Frauen besucht wurden, führte Johann Bogermann, ein heftiger Feind der Remonstranten, ein Mann, dessen Gesinnung gegen Andersgläubige schon daran mag erkannt werden, daß er ein Buch geschrieben hatte, worin er das Recht vertheidigte, Ketzer am Leben zu strafen. Neben großer Härte wurde ihm von seinen Gegnern schmuziger Geiz vorgeworfen und sogar von ihm behauptet, er habe die holländische Regierung um 377 Gulden betrogen**). Jedenfalls war sein Benehmen auf der Synode ein willkürliches und gewaltsames. Episcopius und die übrigen Prediger der Remonstranten wurden nicht als Mitglieder, sondern als Angeklagte vor die Synode geladen, und als sie gegen dieses Verfahren protestirten, wies man ihnen die Thüre. Die Synode verurtheilte sie als Störer der öffentlichen Ruhe, als Irrlehrer, Religionsverderber

*) Dr. Beck hatte auch in der Folge einen solchen gewaltigen Respect vor der Synode, daß er sie nur die heilige Versammlung (sacrosancta synodus) nannte und jedesmal dabei sein Sammetkäppchen lüftete. Vgl. Graf a. a. O. S. 114., welche Schrift überhaupt manche interessante Specialität enthält und uns zugleich einen Blick in die nichts weniger als immer ernste Stimmung der versammelten Väter thun läßt.

**) Graf (nach Arnold) S. 80.

und Urheber ärgerlicher Spaltungen. Sie setzte ihrem gemäßigten Lehrbegriff die schroffsten Bestimmungen hinsichtlich der Gnadenwahl entgegen, und wer diese nicht annehmen wollte, der mußte sich darauf gefaßt halten, von Amt und Brot, von Haus und Hof vertrieben ins Elend zu wandern.

Den 6. Mai 1619 wurden in der großen Kirche der Stadt Dordrecht unter zahlreichem Zulauf des Volks und nach vorhergegangenem Gebet des Präsidenten, die Beschlüsse bekannt gemacht. Als Episcopius und seine Anhänger ihre Absetzungsurtheile vernahmen, antworteten sie, „sie dankten Gott und Jesu Christo, würdig erfunden zu werden, um der Wahrheit willen Schmach zu leiden; die Synode würde vor Gottes Gericht einst Rechenschaft über ihr Betragen ablegen müssen; sie wünschten, daß die Väter nie solche Richter finden möchten, als sie sich gegen die Arminianer gezeigt hätten.“ An 200 Prediger und viele Schullehrer*) verloren ihre Stellen, weil sie ihren Nacken nicht unter das Joch der Synode beugen wollten. Ein Organist sagte, man solle ihm die Beschlüsse in Musik setzen, so wolle er sie auf der Orgel spielen; aber mit gutem Gewissen unterzeichnen könne er sie nicht**). Den 9. Mai hielt die Synode ihre letzte Sitzung. Ein Gastmahl mit Gesang und Saitenspiel, das die Gegenwart vieler Frauen verschönern half, machte der Herrlichkeit des Ganzen ein Ende. Jeder der anwesenden Theologen ward überdieß mit einer goldnen Schaumünze beschenkt, ohne die Taggelder, die sie bezogen. In traurigen Gegensatz trat zu diesem Jubel der Abzug der vertriebenen Remonstranten von Heerd und Vaterland, die theils mit Spott verfolgt, theis mit Thränen des Mitleids nach dem Hafen begleitet wurden, wo sie sich einschifften. In England nahm sich ihrer der Bischof Laud an; mehrere Engländer gaben ihnen Jahrgelder. Längere Zeit hielten die im Lande Zurückgebliebenen in Wäldern, in Scheunen oder Kellern ihren Gottesdienst, wurden aber von da aufgescheucht und den Mißhandlungen der Soldaten preisgegeben, nicht anders als in den spanischen Zeiten geschehen war. Erst später gelang es den Vertriebenen wieder, ihre Haushaltung und ihren Gottesdienst unverkümmert im Lande aufzurichten. Im Jahr

*) Raumer III. S. 208.
**) Graf S. 28.

1626 wurden ihnen Kirchen zu Rotterdam und 1630 zu Amsterdam gewährt und in letztrer Stadt erhielten sie ein Gymnasium. Die Remonstranten, welche recht eigentlich den gemäßigten, besonnenen Protestantismus repräsentiren, zeichneten sich fortwährend durch Gelehrsamkeit und eine milde Frömmigkeit aus, während die Strenge des dordrechtischen Lehrbegriffes wenig zum Heil der Kirche beitrug und endlich von selbst nachließ.

Traurig ist es aber, wie der große Theil eines Volkes, das noch kurz zuvor selbst so muthig für die Gewissensfreiheit gekämpft hatte, sich von seinen blinden Führern in ein ähnliches System hineinleiten ließ, wie das spanische, und daß der Sohn eines Wilhelm von Oranien dieselben Grundsätze unterdrücken half, für die sein Vater und seine Oheime ihr Blut versprützten.

Wir haben noch das blutige Ende Oldenbarnevelds nicht betrachtet, welches in der Geschichte dieser Streitigkeiten ein ernstes Seitenstück bildet zu der Hinrichtung Crells in dem kryptocalvinistischen Streit. Beide Processe haben viel Aehnliches miteinander, indem die Beschuldigung politischer Vergehungen mit dem Vorwurf der Ketzerei sich auf eine solche Weise vermischt, daß die Todesstrafe den Augen der meisten als eine doppelt verdiente erscheinen mußte. Den 12. Mai empfing Barneveld das Todesurtheil*). Das Erste war, daß er sich theilnehmend nach dem Schicksal seiner Leidensgefährten, Grotius und Horgenberts erkundigte, von dem wir an einem andern Orte zu reden gedenken. Tags darauf bestieg der 71jährige Greis, auf seinen Stab gestützt, das Blutgerüste. „Gott, was wird aus dem Menschen!“ so sprach er mit zum Himmel gerichtetem Blicke, und bezeugte dann, wie er stets nur das Wohl seines Vaterlandes gesucht habe, und wie er unschuldig sterbe. Prinz Moritz aber sah von ferne durch ein Glas der Hinrichtung eines Mannes zu, der dem Haus Nassau-Oranien die wichtigsten Dienste geleistet hatte. Dieß empörte viele Gemüther, und man hielt das Beispiel Nero's dagegen, von welchem Tacitus**) berichtet, daß er zwar Verbrechen befohlen, aber ihrer Vollziehung doch wenigstens nicht zugeschaut habe.

---

*) Vgl. Luden, Hugo Grotius S. 148 ff.

**) Agricola 45. Vgl. Luden S. 149.

Hören wir noch zum Schluſſe den Brief, welchen der Gemordete an die Seinen hinterließ*): „Sehr liebe, geliebte Hausfrau! Kinder, Schwiegerſöhne und Enkel! Ich grüße euch alleſammt ſehr freundlich. In dieſen Stunden empfange ich eine ſehr ſchwere und traurige Zeitung, daß ich alter Mann für alle meine Dienſte, die ich dem Vaterlande ſo viele Jahre lang treu und redlich bewieſen... mich vorbereiten muß, morgen zu ſterben. Ich tröſte mich in Gott dem Herrn, der ein Kenner der Herzen iſt und alle Menſchen richtet, und bitte euch daſſelbe zu thun. Ich habe meinen Herrn, den Ständen von Holland, Friesland und Utrecht aufrichtig, fromm und treu gedient und gerathen, um ſie vor allem Aufruhr und Blutvergießen zu bewahren, womit ſie ſo lange bedroht wurden, und eben ſo habe ich mich bemüht, daß in den Städten Hollands jeder möge beſchirmt, niemand beſchädigt werden. Lebt miteinander in Liebe und Frieden. Bittet für mich Gott den Allmächtigen, daß er uns Alle gnädiglich in ſeinen heiligen Schutz nehme. Aus meiner Kammer der Betrübniß, den 12. Mai 1619. Euer ſehr lieber Mann, Vater, Schwiegervater und Großvater Johann von Olden Barneveld."

Dieſe einfachen Worte, ohne allen Prunk einer in theologiſchen Redensarten ſich bewegenden Frömmigkeit, zeigen uns, wie die wahre Religion zu allen Zeiten das Gemüth feſt macht gegen die Pfeile der Bosheit und die Verſuchungen der Welt. Sie enthalten kein Glaubensbekenntniß in künſtlichen Worten und Begriffen, und doch ſind ſie ein Bekenntniß des ächten Glaubens; denn ſie ſind der Ausdruck einer Gott ergebenen, tugendhaften Geſinnung. Sie enthalten, (wenn Sie wollen) nicht einmal einen beſtimmten chriſtlichen Lehrſatz, im engern Sinn des Wortes, und doch ſagt uns unſer Innerſtes: ſo konnte nur ein Chriſt reden und ſchreiben im Angeſichte des Todes. Wenigſtens für mein Gefühl (ich geſtehe es) hat dieſer einfache, rührende Brief mehr Werth, als die weitſchichtigſten Abhandlungen über Glaubensſätze von Männern, die durch ihre rohe Leidenſchaft bewieſen, daß ſie den Geiſt der chriſtlichen Lehre nicht verſtanden. Gleichwie der Thau auf das dürre Land fällt, ſo richten die wenigen, aber

*) Raumer a. a. O. S. 212.

körnigen Worte des Weisen, zumal wenn sie aus einem edeln Herzen stammen, zu allen Zeiten wieder die Gemüther auf und zeugen mächtig von der nie alternden Kraft der Wahrheit. Zum Glücke war es nur eine vorübergehende Verirrung, in welche die protestantische Kirche der Niederlande sich durch falschen Eifer hatte verlocken lassen. Bald verließen die Niederländer die in Dordrecht betretene Bahn, „und gaben früher als irgend ein andrer Staat das große Beispiel einer allgemeinen, friedlichen Duldung aller Religionsparteien.*).

So haben wir denn die hauptsächlichsten Streitigkeiten der lutherischen und reformirten Kirche mit einander betrachtet, wie sie vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges die Geister bewegt haben, und leicht könnten wir uns daraus zum Schlusse verleitet fühlen, das geistige Gut, welches die Reformation uns gebracht, sei am Ende nicht so hoch anzuschlagen, da es zu solchen Ausartungen geführt habe. Aber wir dürfen nur etwas genauer die Lehre der Reformatoren mit der ihrer nächsten Nachfolger vergleichen, um das Voreilige eines solchen Schlusses einzusehen. Was dort Geist und Leben war, das wurde erst unter den Händen blinder Nachbeter zur geisttödtenden Form; was in ihrem Munde die höchste Bedeutung hatte für die Zeit, das wurde in dem Munde der blinden Zionswächter zum Wahnsinn, bisweilen zur Lästerung. Mit den Feinden wäre der Protestantismus bald fertig geworden; aber sein größtes Uebel war die unglückliche Wuth seiner Freunde. Aber wenn gerade der Körper der gesunde ist, der nach den heftigsten Fieberanfällen sich doch wieder erholt, weil die Natur noch hinlänglich Lebensstoff vorfindet, den sie zur Gegenwirkung verwenden kann, so zeugt die Geschichte dieser Streitigkeiten noch mehr als die der äußern Verfolgungen von der Gesundheit der protestantischen Lehre und der auf sie gebauten Kirche; denn weit entfernt, daß die gemachten Erfahrungen dahin geführt hätten, nun auch die Grundlehren des Protestantismus selbst als unhaltbar aufzugeben (obwohl man dieß in einem spätern Zeitalter der Aufklärung aus entgegengesetztem Mißverstande versucht hat), ist die ächte Wissenschaft der Theologie durch viele Kämpfe dahin gelangt und wird

*) Raumer a. a. O. S. 213.

mit Gottes Hülfe immer mehr dahin gelangen, das Weſen vom Falſchen, die oben auf ſchäumende Uebertreibung von der tiefern Grundlage zu unterſcheiden und, während ſie jene verwirft, nur um ſo feſter an dieſer zu halten, weil ſich aus ihr noch immer das Leben erzeugt, das aus der unverſieglichen Quelle des Lichtes ſtammt.

Vierzehnte Vorleſung.

Ueber das Weſen der Myſtik und des Myſticismus. Rückblick auf die ältere Geſchichte. Caſpar Schwenkfeld. Theophraſtus Paracelſus. —

Wie der einzelne Menſch, wenn ſein Leben in eine von Stürmen bewegte Zeit fällt, darin eine ſüße Befriedigung findet, daß er in die ſtille Bucht der innern Welt ſich zurückzieht, ſo geziemt es auch der hiſtoriſchen Betrachtung im Großen, von dem äußern bewegten Schauplatz der Begebenheiten den Blick zu lenken in die Gemüther der Menſchen; denn auch was da vorgegangen, in dieſer geheimen Werkſtätte der menſchlichen Thaten und Unternehmungen, gehört mit dem volleſten Rechte der Geſchichte der Menſchheit an; auch da begegnen uns große und reiche Thatſachen, auch da ein anhaltendes, mächtiges, oft verworrenes Ringen und Streben. Unberechenbare, gewaltige Kräfte ſind es, welche im Zuſtand der Zwietracht und des Kampfes begriffen, die Herrſchaft ſich ſtreitig machen, bis endlich eine die Oberhand gewinnt und das Zepter führt über die übrigen. Beſonders aber liegt es in unſrer Aufgabe, die wir die Geſchichte der religiöſen Entwicklung eines Zeitalters betrachten wollen, dieſen innern Vorfällen des Lebens noch ſorgſamer nachzugehn, als die Weltgeſchichte es ſich geſtattet.

Wir haben zwar ſchon in den beiden vorigen Stunden die innere Geſchichte der Kirche zu betrachten begonnen; aber auch bei dieſen Betrachtungen wurden wir wieder aufs Aeußere hingezogen, weil eben die Angelegenheiten des geiſtigen Lebens ſelbſt

auf eine äußerliche und weltliche Weiſe geführt wurden, und wenn wir glaubten, mit unſerm Eintritt in das innere Heiligthum der Kirche der Geſchichte der Verfolgungen und politiſchen Bedrückungen überhoben zu ſein, ſo fanden wir uns getäuſcht, indem wir ähnlichen Scenen aufs Neue im Schooße der proteſtantiſchen Kirche ſelbſt begegneten. Die Hinrichtungen Crells und Oldenbarnevelds erinnerten uns an die Scheiterhaufen, womit der katholiſche Fanatismus die Proteſtanten verfolgt hatte, und wir konnten nicht umhin, daſſelbe, was wir an den Gegnern des reinen Evangeliums verabſcheuten, an den inconſequenten Bekennern deſſelben mit verdoppeltem Nachdruck zu rügen. Nachdem wir nun aber auch dieſe unerbaulichen Streitigkeiten für eine Zeitlang hinter uns haben, treten wir jetzt näher heran an das Herz des kirchlichen Lebens, um ſeine Pulsſchläge zu beobachten mitten unter den Mißhandlungen, die ſich der Leib der Gemeinde von innen und außen mußte gefallen laſſen. Es ſind bald die heftigeren Zuckungen eines mächtig erregten Gefühls, bald die ſanftern Wellenſchläge eines in Gott beruhigten und beſeligten Gemüthes, die uns begegnen. Durch die Erſcheinungen des Myſticismus werden wir uns hindurchzuarbeiten haben zu den klarern und geſundern Aeußerungen des praktiſch chriſtlichen Lebens, an denen es auch in dieſer Zeit nicht gefehlt hat. Die heftigern Stürme haben wir hinter uns; noch gilt es, durch einige Nebel hindurch uns zu winden, und dann wird im Sonnenſcheine vor uns liegen das fruchtbare und geſegnete Feld der evangeliſchen Kirche mit den verſchiedenen Männern, die darauf gearbeitet haben. Es iſt ſchon früherhin erwähnt worden, daß, wie im Mittelalter der trockenen Scholaſtik ſich eine tiefſinnige Myſtik entgegenſtellte, ein Gleiches auch in den Zeiten nach der Reformation der Fall geweſen ſei; und mit dieſer Erſcheinung des Myſticismus in der evangeliſchen Kirche werden wir uns vorerſt zu beſchäftigen haben.

Dazu werden aber einige Vorerinnerungen über das Weſen der Myſtik und des Myſticismus nothwendig ſein, wenn wir nicht Gefahr laufen ſollen, eine gar zu unbeſtimmte Vorſtellung zu dieſer hiſtoriſchen Betrachtung hinzuzubringen und ſo die reine hiſtoriſche Auffaſſung durch vorgefaßte Meinungen uns trüben zu laſſen. Was iſt nicht alles ſchon Myſtik und Myſticismus genannt wor-

den! Welche Thorheiten und Verkehrtheiten ſind nicht ſchon mit eben demſelben Namen bezeichnet worden, mit dem man ſich hinwiederum nicht ſcheute, die Aeußerungen des lebendigen Chriſtenthums, ja die Aeußerungen eines tiefern religiöſen und poetiſchen Gemüthes überhaupt zu bezeichnen! Während die einen ſich vielleicht etwas drauf zu gut thun, zu den Myſtikern gerechnet zu werden, weil es ihrer Eitelkeit ſchmeichelt, zu den tiefer Eingeweihten zu gehören, der großen Menge nüchterner Verſtandesmenſchen gegenüber, fliehen andere ſo ſehr auch nur den Schein des Myſticismus und laſſen ſich von dem Schreckbilde dieſes Namens ſo ſehr einnehmen, daß ſie jeder Betrachtung gefliſſentlich aus dem Wege gehen, welche die Geheimniſſe des natürlichen oder des geiſtigen Lebens berührt.

Wenn wir einmal geſtehen müſſen, daß der Menſch ein vielſeitig ausgeſtattetes Weſen iſt, welches eben ſo wohl fühlt, als denkt, eben ſowohl ahnt, als ſchaut, ja deſſen Denkkräfte ſelbſt wieder auf die verſchiedenſte Weiſe ſich äußern können, bald mehr mit dem Gemüthsleben vermiſcht, bald mehr von demſelben abgezogen: ſo werden wir auch zugeben müſſen, daß die Richtung des Geiſtes, die man gemeiniglich die myſtiſche zu nennen pflegt, wenigſtens einen Anhaltpunkt in der menſchlichen Einrichtung ſelbſt habe, und daß es wohl eher eine würdige Aufgabe der Vernunft ſein dürfte, dieſe Richtung in ihrem Zuſammenhange mit andern Richtungen zu begreifen, ihr ihre Stelle anzuweiſen, ſie wo es noth thut, zu beſchränken und zu leiten, als von vorneherein über ſie den Stab zu brechen.

Das Streben nach Erkenntniß der innern Welt, die in ſeinem Herzen ſich offenbart, ſo wie der äußern Welt, die ihn umgiebt und auf ſeine Sinne wirkt, iſt dem Menſchen tief eingepflanzt. Zu allen Zeiten hat es ſich kundgegeben, aber nicht immer auf dieſelbe Weiſe. Der Verſtand des Menſchen iſt es, der die einzelnen Erſcheinungen der Natur beobachtet, ſie unter einander vergleicht, und indem er das Gleichartige derſelben zuſammenfaßt und das Ungleichartige ausſondert, auf Geſetze ſtößt, nach denen die Natur ſich bewegt, ſich fortpflanzt, ſich ergänzt. Auf der mühſamen Leiter der Beobachtung, des Verſuchs, der Berechnungen, der Schlüſſe ſteigt der menſchliche Geiſt von Sproße zu Sproße;

mit jedem neuen gelungenen Verſuche gewinnt ſein Tritt neue Sicherheit, und jedes neugefundene Geſetz iſt ein wiederholter Triumph für die in ihm wirkende und ſchaffende Kraft des Verſtandes. So hat ſich die Wiſſenſchaft allmälig emporgehoben vom Niedern zum Höhern, und ſo iſt ſie dahin gelangt, die Bahn des Himmels zu durchmeſſen und die Geſetze zu beſtimmen, wonach die Weltkörper ſich anziehn und abſtoßen, wonach ſie aufeinander wirken, wonach ſie ſich miſchen und zu neuen Geſtaltungen verbinden. So thut ſich vor unſerm erſtaunten Blicke auf das weite Gebiet der Naturforſchung, welches der menſchliche Geiſt ſeit Jahrtauſenden durchſchritten hat, und in welchem er wieder die einzelnen Felder der Sternkunde, der Erdbeſchreibung, der Phyſik und Chemie u. ſ. w. abgeſteckt hat. Aber mit dieſem Forſchen nach den Geſetzen der Natur begnügte ſich der menſchliche Geiſt nicht. Er that einen Blick in ſich ſelbſt und fand, wie in einem Spiegel, die geiſtige Welt als ein Abbild der irdiſchen in der Tiefe ſeines Weſens wieder. Und doch wieder fand er bei allem Zuſammenhang des Leiblichen und Geiſtigen eine merkliche Verſchiedenheit des äußern und des innern Lebens; er fand in ſich ein Geſetz der Freiheit, gegenüber dem Geſetz der Nothwendigkeit und der Gebundenheit in der Natur. Es genügte ihm nicht von den Denkkräften Gebrauch zu machen, die in ihm lagen, um der Natur ihre Geſetze abzulauſchen: die eigene Denkkraft ſelbſt unterwarf er der Unterſuchung, und es trat die Aufgabe der Vernunft ein, über ſich ſelbſt klar zu werden; und dieſe Aufgabe zu löſen, verſuchte die Philoſophie, wie ſie ſich ihrer ſpätern Entfaltung zufolge, bald als Seelenkunde (Pſychologie) im Allgemeinen, bald als Denklehre (Logik), bald als die Lehre von den Geſetzen des menſchlichen Fühlens, Handelns und Wirkens (als Aeſthetik und Ethik) kundgab. Endlich aber war es außer der Natur, die den Menſchen umgiebt, und außer dem eignen Geiſt, der in ihm denkt und wirkt, ein höheres Drittes, das über der Natur und über dem Menſchen waltet, und in deſſen geheimnißvollem Schooße die Grundkraft aller Dinge ruht, von dem alles ſtammt und alles zeugt, und in deſſen Willen die Geſetze, die wir finden, ihre höchſte Gewähr haben. Daß auch nach dieſem unbekannten Dritten der menſchliche Geiſt von je geforſcht, bezeugt der Apoſtel, wenn er

ſagt, daß die Menſchen „den Herrn geſucht hätten, ob ſie doch ihn fühlen und finden möchten," wie er denn nicht ferne ſei von einem jeglichen unter uns. — Bei dieſem Streben des menſchlichen Geiſtes, die Natur, ſich ſelbſt und Gott zu erkennen, finden wir nun aber, daß verſchiedene Wege eingeſchlagen wurden, und was wir heut zu Tage Wiſſenſchaft nennen, iſt erſt eine Frucht vielfacher Anſtrengungen, ein abgeleitetes, der Natur und dem Geiſte künſtlich abgewonnenes, nicht ein urſprünglich gegebenes Erbtheil der Menſchheit. Von unſerm heutigen wiſſenſchaftlichen Standpunkt aus verlangen wir mit Recht in allen Gebieten des Denkens und des Forſchens eine gewiſſe Geſetzmäßigkeit, ein gründliches, von ſichern und ermittelten Thatſachen ausgehendes, von ruhiger Prüfung geleitetes, methodiſch fortſchreitendes Verfahren, wobei die willkürlichen Einfälle einer regen und lebendigen Einbildungskraft in ihre Schranken gewieſen und ſelbſt die geiſtreichſten Ahnungen und Vermuthungen ſo lange dahin geſtellt bleiben müſſen, bis ſie durch die Erfahrung und genaue Beobachtung beſtätigt ſind. Namentlich gilt dieß von den Naturwiſſenſchaften. Man würde den mit Recht als einen Phantaſten bezeichnen, der mit dichteriſcher Gabe ausgeſtattet, die Stufen, auf denen die geſetzmäßige Forſchung ſich emporgearbeitet hat, muthwillig überſpringen und wunderliche Einfälle von geheimnißvollen Kräften und Beziehungen an die Stelle des reiflich Erwogenen ſetzen wollte. Aber ſo war es nicht und ſo konnte es nicht ſein in der frühern Zeit, als auch die Naturwiſſenſchaft noch in ihrer Kindheit war. Wenn wir ſagen, in ihrer Kindheit, ſo ſagen wir damit nichts Verächtliches. Wem wäre nicht die Zeit der Kindheit eine ſchöne, eine blüthenvolle, reich begabte Zeit? Wie in der Kindheit des einzelnen aber die Phantaſie, d. h. jene Geiſtesgabe vorherrſcht, welche die unmittelbaren Eindrücke der Sinnlichkeit in farbige Bilder faßt und dieſe einſtweilen an die Stelle ſetzt, welche ſpäter die beſtimmtern, aber trocknern Begriffe einzunehmen berufen ſind, ſo erſetzte auch bei den alten Völkern eine unmittelbar ſchauende und ſchaffende Phantaſie die ruhigere Thätigkeit des Verſtandes, obwohl dieſer ſelbſt, im Dienſte der Phantaſie, keineswegs müßig blieb, ſondern ſchon damals erſtaunenswerthe Kenntniſſe zum Daſein bringen half. So wird ja die Sternkunde der Chaldäer, die Weisheit der Aegypter

und der alten Indier noch jetzt ſogar von vielen als Zeugniß einer tieferen Erkenntniß angeführt, hinter der die unſrige in ihrer Nacktheit und Nüchternheit weit zurückſtehe. Mag auch dieſes Urtheil übertrieben ſein und mögen wir alſo auch immerhin zugeben, daß jenes Vorherrſchen der Einbildungskraft auf die Erkenntniß der reinen Wahrheit trübend eingewirkt habe, ſo daß z. B. die Aſtronomie mit dem Aberglauben der Aſtrologie ſich vermiſchte, wie dann auch ſpäter die Chemie unter den Händen der Araber im Mittelalter als wunderſüchtige Alchimie auftrat, mit der ſich die im Dunkeln tappende Magie und Aehnliches verband: ſo werden wir denn doch uns hüten, mit einem Hochmuth, der uns übel anſtehen würde, auf alle dieſe Verſuche herab zu ſchauen, und lieber würden wir in zweifelhaften Fällen dem Beiſpiele des klaren und beſcheidnen Sokrates folgen, der*) von den Schriften eines alten Naturphiloſophen, des Heraklit aus Epheſus, den man ſeiner Schreibart wegen den Dunkeln nannte, urtheilte, was er in demſelben verſtanden habe, ſei vortrefflich, und daraus ſchließe er, daß auch das, was er nicht verſtanden, der Forſchung eines tiefern Geiſtes würdig ſein müſſe. Wenigſtens werden wir geſtehen müſſen, daß ſo ſicher und empfehlenswerth auch der Weg einer ruhig und geſetzmäßig fortſchreitenden Erfahrung iſt, es doch auch wieder die von allem Zwang der Methode ſich losreißenden Geiſtesblicke einzelner Denker waren, welche nicht ſelten das Dunkel der Wiſſenſchaft erleuchteten, und an denen ſich ſelbſt wieder ein neues und klareres Licht entzündet hat. So klug und zweckmäßig wir es ferner finden mögen, daß die Forſchung der Wiſſenſchaft ſich eben den Gebieten zuwende, die aller bisherigen Erfahrung nach dem menſchlichen Auge zugänglicher ſind, als jene dunklern Gebiete, welche man nicht unpaſſend die „Nachtſeite der Natur“ genannt hat, ſo können wir uns doch nie ganz jenes Triebes erwehren, auch dahinein einen Blick zu wagen, wohin die ſtrenge Wiſſenſchaft mit ihren ſorgfältigen Beobachtungen, ihren ſchulgerechten Beweiſen, ihren bündigen Schlüſſen uns entweder gar nicht oder nur von ferne zu folgen vermag; denn ſo ſehr auch das große Gebiet der Natur ausgebeutet iſt durch die Macht des Wiſſens, ſo bleibt

*) Nach Diogenes Laertius II. p. 93. (Amſt. Ausg.)

doch noch immer auch auf ihr das dunklere Gebiet der Ahnung übrig, in welches ſich hinein zu wagen für viele ein unwiderſtehlicher Reiz liegt. Ueber dem ſchon ermittelten Zuſammenhange der Naturweſen unter ſich, ahnen wir gerne einen noch geheimnißvollern Zuſammenhang der Natur mit der Geiſterwelt, und wenn wir auch nicht die Kühnheit unſrer Vorfahren beſitzen, in ſolchen Dingen zuzugreifen und eine Theorie darüber aufzuſtellen (obwohl man ja auch in neueren Zeiten Aehnliches wieder verſucht hat), ſo ergehen wir uns doch gerne in dieſem Zaubergarten der Phantaſie und brauchen dabei bloß die Vorſicht, daß wir, um unſere Beſonnenheit zu bewahren, eine ſchärfere Grenzlinie zwiſchen dem Gebiet der Dichtung und der Wahrheit ziehen, als es zu jener Zeit geſchah, wo beides mehr ineinander überfloß. —

Wenn wir nun ſchon auf dem Gebiete der Natur das Dunkle und Geheimnißvolle wenigſtens als ein Problem ſtehen laſſen, ohne der Wiſſenſchaft vorzugreifen, die vielleicht noch manches in ihren hellern Kreis ziehen wird, das jetzt im bloßen Dämmerlichte uns erſcheint (man denke nur an die Lehre vom Magnetismus!) ſo werden wir um ſo leichter darüber uns vereinigen, daß in dem Weſen des Menſchen ſelbſt, in den Tiefen ſeines Geiſtes ſich Kräfte und Triebe regen, die man ſchwerlich nach denſelben Geſetzen meſſen und beſtimmen kann, nach denen wir die bloß endlichen Verrichtungen unſeres Verſtandes etwa in der Mathematik begreifen. Wer vermag es im Allgemeinen ſchon die Gefühle genügend zu erklären? Vielleicht der Dichter eher als der Philoſoph. Aber auch der Dichter drückt ſich nur in Bildern aus, und wir ſelbſt müſſen wieder ſeine Sprache uns auslegen, wenn wir ſie verſtehen wollen. Auch der Philoſoph kann uns das Verſtändniß über das Weſen des Gefühls erleichtern, indem er es ſcheidet von anderm, und indem er unſer Nachdenken auf den innerſten Kern unſeres Weſens zurücklenkt. Aber erſchöpfen in Formeln und Ausdrücken kann er das Weſen des Gefühls nicht, und er wird ſeine Aufgabe noch am Beſten löſen, wenn er uns gerade dieſes Unerſchöpfliche, Unerklärliche als ein ſolches zum Bewußtſein bringt, und uns zur Anerkenntniß deſſelben nöthigt. Am Schwierigſten läßt ſich aber das religiöſe Leben des Menſchen, ſein Verhältniß zu Gott oder auch das innerſte Verhältniß

zu ſich ſelbſt, (das Selbſtbewußtſein, das mit dem Gottesbewußtſein in uns ſo innig zuſammenhängt), auf eine dem bloßen Verſtande einleuchtende Weiſe erklären. Die frommen Zuſtände, deren wir theilhaft werden, ſind von der Art, daß wir zwar wohl durch ein verſtändiges Nachdenken (Reflexion) ihres Inhaltes uns bewußt werden können, immerhin aber laſſen ſie ſich mehr erfahren, als beſchreiben, mehr im Gemüthe ſich hegen, pflegen und bewegen, als in feſte, ſtarre Begriffe ſich faſſen. Unſre Sprache, die zunächſt aus der Sinnenwelt ſtammt, und die uns nur Zeichen an die Hand giebt, welche wir uns ſelber wieder auf einem andern Wege deuten müſſen, reicht nicht hin, alles in eins zu faſſen, und je feiner und eigenthümlicher die Anforderungen des Gefühls an die Sprache ſind, deſto ſpröder und ungelenker gebährdet ſich dieſe. Die Bildlichkeit des Ausdrucks hindert oft die Klarheit und führt Nebenvorſtellungen mit ſich, welche wir gerne abwehren möchten; während umgekehrt dann wieder eine gar zu bildloſe, (wie man zu ſagen pflegt) abſtracte Sprache häufig des Lebens, der Anſchaulichkeit und der rechten Eindringlichkeit ermangelt. Die Religion hat ihre eigene Sprache, die nur dem Religiöſen, dem Gleichfühlenden verſtändlich iſt, und deßhalb kann es kommen, daß derſelbe Ausſpruch, der dem trocknen Verſtandesmenſchen als Thorheit erſcheint, einen tiefern Gehalt in ſich ſchließt, an welchem der Gleichgeſinnte, weit entfernt ſich zu ſtoßen, vielmehr ſich erbaut. Gleichwohl hat die Religion auch wieder ihr gemein verſtändliches Gebiet, und es wäre ſchlimm, wenn die gegenſeitige Mittheilung des religiöſen Lebens auf eine dunkle Hieroglyphenſprache beſchränkt bliebe. Da müßte die religiöſe Denkweiſe eines jeden einzelnen ſich auf ſich ſelbſt zurückziehn, und keine Mittheilung des innern Lebens nach außen wäre dann mehr möglich. Der einſeitige Myſticismus führt auch wirklich leicht zu dieſer Abſonderung von der Gemeinſchaft und zur Verſchloſſenheit. Es liegt daher im Intereſſe aller wahren Religion, daß ein gemeinſames religiöſes Sprachgebiet ermittelt werde, das dem Verſtand wie dem Gemüth gleichmäßige Befriedigung verſtattet, auf deſſen gemeinſchaftlichem Grunde die Erbauung ſtattfinden kann, und es iſt daher wohl eins der hauptſächlichſten Verdienſte des Chriſtenthums, daß durch die deutlichen Offenbarungen deſſelben, wie

ſie uns in der Sprache der Bibel entgegentreten, ein Sprachgebiet ſich aufgethan hat für alle Zeiten, das ſich zwar an die Bildlichkeit des morgenländiſchen Ausdrucks von der einen Seite anlehnt, von der andern aber wieder den höchſten und tiefſten Gedanken einen Ausdruck verleiht, der der Würde des Gegenſtandes eben ſo angemeſſen iſt, als der natürlichen Faſſungskraft des Menſchen. Auf dieſem bibliſchen, zugleich reinmenſchlichen Sprachgebiete des Chriſtenthums findet gewiß eher eine gemeinſame Verſtändigung über religiöſe Dinge ſtatt, als in den Schulen der Philoſophen oder in irgend einer Geheimlehre der alten Prieſter-Religionen. Das Myſterium des Chriſtenthums unterſcheidet ſich eben darin von den alten Myſterien der heidniſchen Völker, daß es zwar auch ein Geheimniß iſt für den, der kein empfängliches Herz ihm entgegenbringt, daß es hingegen ſich gar wohl mittheilen läßt an alle verſchiednen Bildungsgrade und ſo ein Licht wird, das alle erleuchtet, die ſich von ihm wollen erleuchten laſſen.

Nach dieſer Vorbemerkung dürfte es wohl bald entſchieden ſein, inwiefern das Chriſtenthum ſelbſt ſeiner ganzen Beſchaffenheit nach eine Art von Myſticismus ſei, wie viele haben behaupten wollen? Nennen wir Myſticismus alles, was eine Beziehung zu den geheimen, unerklärlichen Trieben der menſchlichen Seele, eine Beziehung zum Ueberſinnlichen und zum Unendlichen hat, alles was über die gemeine Begreiflichkeit hinausgeht, ſo müſſen wir allerdings ſagen, das Chriſtenthum iſt Myſticismus, und wir müſſen uns dann gefallen laſſen ſammt und ſonders unter die Myſtiker gerechnet zu werden, ſobald wir Chriſten ſein und heißen wollen. Ich glaube aber doch, daß man damit dem Begriffe des Myſticismus eine zu weite Ausdehnung giebt, und wenn wir auch über Worte nicht ſtreiten wollen, ſo dürfen wir doch wenigſtens das behaupten, daß es in der Geſchichte des Chriſtenthums noch eine beſondere Richtung giebt, die wir im engern Sinne mit dem Namen des Myſticismus bezeichnen, ohne daß wir ſagen dürften, ſie ſei ein und daſſelbe mit dem Chriſtenthum überhaupt. Beſſer werden wir ſagen, das Chriſtenthum ſchließe, wie eine jede Religion, myſtiſche Beſtandtheile in ſich, weil es in der geheimen Grundkraft unſrer Seele wurzelt, und dieſe myſtiſchen Beſtandtheile ſeien von den einen mehr, von den andern weniger aufgegriffen

und bald auf eine geschicktere, bald auf eine ungeschicktere Weise mit dem übrigen Seelenleben in Verbindung gebracht worden. Will man z. B. die Vorliebe, mit welcher ein frommes Gemüth bei den Geheimnissen der Religion verweilt, während andere vielleicht mehr an dem gemeinsam Verständlichen sich erbauen, oder mehr das praktisch Sittliche auffassen, will man, sag' ich, das innigere Vertiefen in die christliche Gefühlswelt, das höhere Erglühen der Andacht, das tiefere sich Versenken in die Liebe Gottes — das nicht allen gleichmäßig gegeben ist und auch nicht für alle taugt — Mystik nennen, so können wir uns eine sehr reine christliche Mystik denken, wie sie in der Seele eines Johannes sein mußte und wie sie in manchen Seelen gewohnt hat, die den stillen Bund des Herzens mit Gott in reiner Demuth und Liebe bewahrt haben. Von dieser edlern Mystik aber müssen wir dann die Entartungen derselben unterscheiden, die bald in größerm bald in geringerm Maße in der Geschichte der christlichen Kirche uns begegnen.

Diese Entartungen der Mystik, die wir dann lieber, zum Unterschiede von derselben, Mysticismus nennen, zeigen sich uns besonders nach zwei Seiten hin, nach der Seite der Erkenntniß und nach der Seite des Gefühls hin, oft aber auch vermischt. Es ist eine Entartung der Mystik nach der Seite der Erkenntniß hin, wenn das Wesen der Religion, das doch neben der geheimnißvollen auch seine verständliche Seite hat, absichtlich nur als ein Mysterium gefaßt, ihre Aussprüche in ein geheimnißvolles Dunkel von bildlichen Redensarten gehüllt und die Ergründung dieser dunkeln Seite zur ausschließlichen Beschäftigung des Geistes gemacht wird. Daraus entsteht dann leicht ein dumpfes Brüten, ein unklares, das einfache Verständniß der Religion verwirrendes Grübeln, das am Ende sich in Dunst und Nebel verliert und in Beziehung auf das Leben der Gemeinschaft eine unselige Sprachverwirrung herbeiführt. Wer sich dieser speculativen Mystik oder der Theosophie hingiebt, läuft Gefahr, den natürlichen Standpunkt der Dinge sich so zu verrücken, daß zuletzt sein eigner Verstand in Verrückung geräth; er verzehrt seine Kraft, die er aufs Leben anwenden sollte, in nutzlosen Träumereien und verdirbt sich den Sinn und Geschmack für die einfachen Eindrücke

alles menſchlich Wahren und Guten. Ja, leicht bemächtigt ſich eines ſolchen der Schwindelgeiſt des Hochmuthes, der auf die ihm vermeintlich zutheil gewordene höhere Erleuchtung ſich ſtützend, auf die Menge derer herab ſieht, die mit ihrem geſunden Verſtande und einfachen Gemüthe an ſeine Höhe nicht heranzureichen vermögen. Auch die chriſtliche Wahrheit iſt dann ſeinem verwöhnten Geſchmacke bald nicht mehr inhaltsreich genug, und er legt ſomit willkürlich in ihre Ausſprüche hinein, was ſeine übereizte Phantaſie ihm eingiebt; ſtatt die dunklern Stellen der Schrift nach den hellern zu erklären, kehrt er das Geſetz der geſunden Auslegung dahin um, daß er auch den einfachſten Wortverſtand zur geheimnißvollen Allegorie umdeutet und zu einem willkürlichen Symbole ſeiner Ideen ſtempelt. Mit dieſem ſpeculativen Hochmuthe verbindet ſich dann auch leicht die Verwegenheit, auch in einzelnen Fällen das Unbeſtimmbare beſtimmen, die Zukunft der Dinge durch künſtliche Berechnungen herausbringen und den Rathſchluß Gottes durch geheime Künſte ergründen zu wollen. Nicht nur wirft ſich eine ſolche verwöhnte Theoſophie mit Vorliebe auf das Apokalyptiſche in der heiligen Schrift, ſondern ſie bemächtigt ſich auch nicht ſelten der Naturwiſſenſchaft zu ihrem Zwecke. Wenn nämlich auch eine klare und geſunde Vernunft in dem äußern Naturleben Sinnbilder des Geiſtigen und Göttlichen findet, ſo begnügt ſich der Myſtiker nicht bei dieſer dichteriſchen, ſinnbildlichen Auffaſſung, ſondern durch gewaltſame Sprünge ſucht er Erde und Himmel zu vermählen. Auch an dem Buche der Natur deutet er wie an dem der Offenbarung herum, und wie er ſich dort über die Geſetze der Sprache und des Denkens hinwegſetzte, ſo ſetzt er ſich hier über alle ſinnliche Erfahrung und Beobachtung hinweg. In den Sternen und im Glanz der Metalle lieſt er den Willen Gottes ſtatt im Gewiſſen und in der Schrift, und in den geheimen Kreiſen von Ziffern und Figuren glaubt er den Geiſt des Weltalls bannen zu können, damit er ihm Rede ſtehe und den Zauber der Endlichkeit ihm löſe. Die furchtbarſte Entartung eines ſolchen Myſticismus iſt die, wenn er aus der urſprünglichen Gottesandacht überſchlägt in jene frevle Gottesvergeſſenheit, die, weil ſie vergebens Gott ſeine Geheimniſſe abzuringen verſucht hat, nun mit der dunkeln Macht des Böſen ſelbſt einen Bund einzu-

gehen wähnt und mit dem Fürsten der Finsterniß gemeinsame Sache macht, um die Natur zu bewältigen und in ihre verschlossenen Schatzkammern zu bringen. Diese letztere Entartung des Mysticismus hat sich besonders auch in dem Zeitalter gezeigt, mit dem wir es hier zu thun haben, wie aus der bekannten Geschichte des Doctor Faust und andrer sogenannten Schwarzkünstler, Goldmacher und Adepten hervorgeht.

Verschieden von dieser Entartung der Mystik nach der Seite der Erkenntniß hin, ist die andere mehr religiöse nach der Seite des Gefühls hin. So wenig wir der Stärke und Innigkeit religiöser Empfindungen ein Ziel setzen können, wo sie sich von selbst ergiebt, und so wenig wir das Vorwalten des innern Menschen vor dem äußern eine falsche mystische Richtung nennen möchten, da sie vielmehr das Zeugniß einer wahrhaft-geistigen Gesinnung ist, so gewiß ist, daß die künstliche Erregung solcher Gefühle und der übertriebene Werth, den man ihnen als Gefühlen beilegt, auf gefährliche Abwege führen kann. Auch auf diesem Wege kann sich krankhafter Ueberreiz, fleischliche Genußsucht, geistlicher Hochmuth oder eine erheuchelte Demuth und Inbrunst erzeugen. Jenes Ringen und Kämpfen der Seele nach höherer Vollkommenheit, jenes Streben nach Einigung mit Gott, jenes selige Leben, dessen der Christ schon hienieden fähig werden kann durch die geistige Gemeinschaft mit dem Erlöser, wie leicht kann es, wenn es verlassen wird von dem nüchternen Geiste der Zucht und der christlichen Weisheit, eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringen und die Gestalt einer selbst erwählten und darum verwerflichen Heiligkeit annehmen!*) Die Geschichte des Klosterlebens giebt vielfache Belege dazu. Doch genug von dem Wesen der Mystik überhaupt und ihren möglichen Entartungen. Wir treten jetzt nach dieser Abschweifung wieder auf den historischen Boden, und erlauben uns auch hier einige vorläufige Bemerkungen über frühere Richtungen der Mystik, ehe wir die Männer genauer betrachten, die im 16. und im Anfang des 17. Jahrhunderts unter diesem Namen vorkommen. Wir haben schon bemerkt, daß es eine reinere christliche Mystik giebt, und diese hat zu allen Zeiten unter den frömm-

*) Auf die Verwandtschaft des Mysticismus und Pelagianismus haben schon andere hingedeutet.

ſten und gelehrteſten Männern ihre Jünger gehabt, und manche der ſogenannten Myſtiker haben durch ihre lebendige, innige Frömmigkeit dieſen Namen ſich zugezogen, der ihnen als ein Ehrenname bleiben ſoll. Aber früher ſchon hatte der in den Zeiten des Exils genährte orientaliſche Myſticismus des Judenthums, verbunden mit einer ſchon entarteten griechiſchen Philoſophie einen Einfluß auf die chriſtliche Erkenntniß geübt und jene phantaſtiſche Denkweiſe erzeugt, die unter dem Namen des Gnoſticismus bekannt iſt. Als dieſer aber von dem auf Geſchichte gegründeten, poſitiven Kirchenglauben allmälig war überwunden worden, ſo zog ſich auch ſpäter noch *) ein myſtiſcher Faden durch die Geſchichte der chriſtlichen Glaubenslehre hindurch, an welchen ſich ſo manches anreihte, was in den Beſtimmungen der Kirchenlehre keinen Platz fand. Je trockener dieſe Beſtimmungen wurden unter den Händen der Scholaſtiker, deſto ſtärker trat von der entgegengeſetzten Seite das Bedürfniß hervor, die gefühlvolle Seite der Religion in ihrer bildlichen Sprache herauszukehren. Oft brach dieſe gewaltſam hervor und erzeugte neue Secten, die wegen ihrer Schwärmerei, oft aber auch wegen ihres lebendigern Chriſtenthums verfolgt wurden. Reines und Unreines miſchte ſich oft auf wunderliche Weiſe, ſo daß es ſchwer iſt, an ſolchen Erſcheinungen alles gut zu heißen, noch ſchwerer, alles an ihnen zu verdammen. Endlich trat im 15. Jahrhundert der Geiſt der Myſtik in erleuchteten Lehrern auf, die bei allen Mängeln ihres Syſtems doch eine wunderbare Wirkung auf die Gemüther hervorbrachten, den Geiſt wieder aufs Innere hinlenkten und einen glühendern Glaubenseifer, eine lebendigere Liebe erzeugten, als der herkömmliche Vortrag einer vererbten Kirchenlehre es vermochte. Wie dieſer Geiſt der Myſtik in den Schriften eines Tauler, eines Suſo u. a. der Reformation vorarbeiteten, habe ich ſchon bei meinen Vorträgen über die Reformationsgeſchichte gezeigt. An dieſen Schriften hatte Luthers Geiſt ſich genährt, ſeine Sprache ſich gebildet. In ihnen fand ſeine ernſte Stimmung ſich angeſprochen, und manches, was durch ſie war angeregt worden, ging auch in ſeine Lehre über. Gleichwohl kann man nicht ſagen, daß Luther und die Reformatoren

*) z. B. in den Schriften des falſchen Dionys.

eigentliche Mystiker gewesen seien. Schon zu Luthers Mystik bildete sein klarer Verstand und sein praktischer Sinn, seine Lebensfrische ein heilsames Gegengewicht. Noch weniger waren Melanchthon, Zwingli und Calvin dem Mysticismus ergeben, da bei ihnen der Verstand noch mehr vorherrschte, als bei Luthern. Dagegen war es allerdings eine stärkere Hinneigung zum Mysticismus, und zwar zum falschen Mysticismus, welche bei den Wiedertäufern sich kundgab, indem diese dem äußern Wort der Schrift die innere Offenbarung entgegenstellten, auf außerordentliche Entzükkungen sich beriefen und über die Vorgänge der innern Welt auf eine dunkle und verworrene Weise sich ausdrückten. Neben den Wiedertäufern war es besonders zu Luthers Zeiten noch ein Mann, der zwar nicht in allen Beziehungen zu den Mystikern gerechnet werden kann, aber dessen gutmüthige Schwärmerei doch immer einen mystischen Anstrich hatte, Caspar Schwenkfeld, mit dessen Lehren wir uns hier zuerst bekannt machen wollen.

Caspar Schwenkfeld, geb. 1490, stammt aus dem schlesischen Geschlechte derer von Ossik (im Herzogthum Liegnitz). Bei dem Ausbruche der Reformation in Deuschland trat auch er auf die Seite der Gegner Roms und der römischen Kirche. Allein die Art, mit welcher Luther reformirte, schien ihm nicht die geeignete. Auch er nahm, wie noch manche andere denkende Männer seiner Zeit, Anstoß an der ausschließenden Entschiedenheit, womit die Lehre von der Rechtfertigung vorgetragen wurde, indem er glaubte, daß der so nöthige Eifer in guten Werken dadurch leicht gehemmt werden könne. Auch die ausschließliche Hinweisung der Reformatoren auf die Bibel als auf das äußere Wort konnte ihm nicht genügen, da er vielmehr der Meinung war, daß auch das innere Wort mitwirken müsse zur Erleuchtung des Menschen, und daß ohne dieses innere Wort das äußere ein todter Buchstabe bleibe, eine Behauptung, die selbst Luthern nicht fremd war, die aber, so viel Wahres auch ihr zum Grunde liegt, leicht zur Herabsetzung des äußern Wortes und zur Einsetzung menschlicher Träume an die Stelle der Offenbarung mißbraucht werden konnte. — Als der Streit über das Abendmahl ausbrach, trat Schwenkfeld weder auf Luthers, noch ganz auf Zwinglis Seite, sondern bildete sich seine eigne Ansicht, die aber von Luthern gleichfalls

mißbilligt, ja als eine höchst anstößige und gefährliche verworfen wurde *). Mit seiner Ansicht vom Abendmahl hing auch die mystische Vorstellung zusammen, welche sich Schwenkfeld von dem Körper Christi machte. Während nämlich die orthodoxe Kirche schon in den ältesten Zeiten daran festgehalten hatte, daß Jesus, obwohl er Gottes Sohn gewesen, dennoch einen wirklichen, menschlichen Leib gehabt habe, und daß also sein leibliches Dasein nicht seiner Gottheit, sondern seiner Menschheit angehöre, so suchte Schwenkfeld die Meinung zu verbreiten, daß Jesus auch dem Fleische nach aus Gott geboren sei, daß er, wie er sich ausdrückte, ein „vergottetes, glorificirtes Fleisch" gehabt habe, und daß man deßhalb auch Christum nach dem Fleische nicht eine Creatur (ein Geschöpf) nennen dürfe. Er vernichtete also, indem er die Gottheit Christi festhielt, seine wahre Menschheit, welche die rechtgläubige Lehre gleichfalls festgehalten wissen will, und verfiel dadurch in einen Irrthum, der Christum dem menschlichen Brudergeschlecht entzieht und die Bande löst, die ihn als den Menschensohn mit der sichtbaren Natur verbanden (Doketismus). Daß das Menschliche überall durch das Göttliche geheiligt und verklärt werden sollte und daß eben diese Durchdringung des Göttlichen und Menschlichen in Christo verwirklicht erschien, das war zu allen Zeiten der tröstliche und erhebende Glaube des Christenthums, und hätte Schwenkfeld mit seinem glorificirten Fleische Christi nichts anders sagen wollen, als dieses, so würde er damit — freilich auf eine etwas unklare Weise — eine Wahrheit ausgesprochen haben, an der kein Christ zweifeln wird. Allein darin lag das Falsche seines Mysticismus, daß er das Göttliche und Menschliche, das zwar für einander da ist, durcheinander vermengte, das Göttliche zusehr ins Fleisch herabzog, oder auch das Fleischliche wieder auf eine solche Weise in das Göttliche sich verwandelt dachte, daß eins durch das andere mehr getrübt und verwirrt, als daß eine schöne Harmonie beider erzielt wurde. Diese unbefugte Vergötterung der Materie, dieses Niederreißen aller Schran-

*) Bekanntlich kehrte Schwenkfeld den Satz: „Dieß ist mein Leib," dahin um, daß er den Leib des Herrn zum Subject und das „dieß" (das Brot) zum Prädicat machte, als ob Christus habe sagen wollen: Mein Leib ist das Brot des Lebens (Joh. 6, 51.) — Luther wurde auch gegen ihn sehr heftig und nannte ihn gewöhnlich Stenkfeld.

ken zwiſchen dem Leiblichen und Geiſtigen, dem Göttlichen und Menſchlichen, dieſes Untereinandermengen des Theologiſchen und Phyſikaliſchen, dieſe Gleichmacherei von Gott und Natur, die man Pantheismus oder die Vergötterung des Welttalls nennt, iſt aber ein charakteriſtiſches Merkmal faſt aller Theoſophen und Myſtiker, und was wir hier bei Schwenkfeld nur zunächſt in Beziehung auf die Lehre von Chriſto finden, nämlich die Vermengung des Gottlebens und des Naturlebens, das finden wir bei andern, wie bei Paracelſus, Valentin Weigel und Jacob Böhm im Allgemeinen wieder. Die Verbindung der Theologie mit der Naturphiloſophie führte von ſelbſt auf dieſe Vermengung, und man hat ſich daher auch nicht zu verwundern, wenn bei dem allgemeinen Hange zur Alchimie, zur Aſtrologie, Necromantie und ähnlichen Künſten die Naturwiſſenſchaft und Arzneikunde der damaligen Zeit in einer viel engern Verwandſchaft zur Theologie ſtand als in der heutigen, und ſo iſt es auch nicht ein Theologe, ſondern ein Phyſiker und Mediciner, mit dem wir die Reihe der eigentlichen Myſtiker dieſer Periode beginnen. Der Mann, den ich meine, Theophraſtus Paracelſus, hat für uns noch ein näheres Intereſſe dadurch, daß er längere Zeit in Baſel ſein Weſen trieb. Daß er aber dem äußern Bekenntniß nach Katholik war, hindert uns nicht, ihn hier mit aufzuführen, da ſein myſtiſches Syſtem mehr noch in der evangeliſchen Lehre, als in der katholiſchen zu wurzeln ſchien und auch mehr Anklang bei den Proteſtanten, als bei den Katholiken fand.

Philippus Aureolus Theophraſtus Bombaſtus Paracelſus von Hohenheim iſt der gewaltige Name des Mannes, der in der Geſchichte der Naturwiſſenſchaften und der Heilkunde, wie in der Geſchichte der Myſtik eine merkwürdige Stellung einnimmt*). Ob er, wie gewöhnlich angenommen wird, von Einſiedeln, oder, wie Haller behauptet, aus dem Kloſter Appenzell gebürtig ſei, kann uns gleichgültig ſein. Die Zeit ſeiner Geburt fällt ins Jahr 1493. Paracelſus wurde früher von andern theils von Gelehrten, theils aber auch von herumziehenden

*) Siehe über ihn beſonders Sprengel, Geſch. der Arzneikunde Bd. III. und Athenae rauricae Bas. 778 p. 170. Rirner und Siber, Beitr. z. Geſch. der Phyſiologie war mir nicht zur Hand.)

Zigeunern und Marktschreiern in die Geheimnisse der Alchimie eingeweiht und machte viele Reisen. Er sah Deutschland, Italien, Frankreich, Spanien, die Niederlande, Polen, Siebenbürgen, Dänemark und Schweden. Ja, selbst in die Mutterländer der geheimen Weisheit, nach Aegypten und Arabien soll ihn der Durst nach Wissenschaft und die ihm eigene Ruhmbegierde geführt haben. Sein Ruf als Arzt und Wunderthäter verbreitete sich weit umher, und von diesem Rufe getragen, ja von dem frommen und weisen Oekolampad selbst empfohlen, setzte er sich 1521 bereits in Basel fest, wo er Lehrvorträge über Physik und Chirurgie hielt. Er hatte sich bald eines großen Zulaufs zu erfreuen, wozu auch der Umstand beitragen mochte, daß er, gegen die damalige Gewohnheit der Gelehrten, seine Vorträge deutsch hielt und — was zu allen Zeiten hier und da Gewohnheit war, die bisherigen Systeme herabsetzte. Die gefeierten Namen Hippokrates und Galenus entkleidete er ihres bestechlichen Glanzes, und verbrannte sogar die Werke des letztern, so wie die des berühmten arabischen Arztes Avicenna, öffentlich. Daß er in zehn Jahren kein Buch in die Hand genommen und seine ganze Liberei nicht aus sechs Blättern bestehe, dessen pflegte er sich als eines geniellen Vorzugs vor andern zu rühmen*). Auch soll er behauptet haben, seine Schuhriemen und seine Mütze seien gelehrter, als die berühmtesten Aerzte, und sein Bart habe mehr Erfahrung als alle Akademieen**). Angesehene Männer, wie Froben und Erasmus zogen ihn zu Rath. Eine Hauptcur machte er aber an einem damals in Basel residirenden Domherrn, Cornelius (Conrad?) von Lichtenfels***); doch dießmal zog ihm seine Kunst nicht Gunst, sondern die Ungnade des basler Magistrats zu. Er hatte sich nämlich von dem Domherrn zum Voraus auf den Fall des Gelingens seiner Cur ein Honorar von 100 Gulden ausgebeten. Der Wiedergenesene zeigte sich jetzt nicht mehr geneigt, die Summe zu bezahlen†), und Paracelsus nahm ihn vor Gericht.

---

*) Siehe Sprengel S. 343.

**) Siehe Sprengel S. 345. und Ochs, Geschichte von Basel V. S. 750.

***) Vermittelst dreier Pillen des von ihm gerühmten Laudanum.

†) Nicht besser hatte es ihm der Markgraf Philipp von Baden gemacht s. Sprengel a. a. O. 343.

Dieſes fand den Preis zu hoch und ſetzte ihn herab. Darüber ward aber der Wunderdoctor ſo entrüſtet, daß er auf die Regierung ſchimpfte, und auf den Rath ſeiner Freunde die Stadt verließ, ehe er noch für ſeine Schmähungen zur Verantwortung gezogen werden konnte. Er zog ſich nun ins Elſaß zurück, änderte jedoch öfter ſeinen Aufenthalt und ſtarb zuletzt trotz des Lebenselixirs, deſſen er ſich rühmte, in Salzburg 1541 an einem Fieber. Seine Habe vermachte er den Armen. Es wird ihm vorgeworfen, daß er ſich im Leben ſtark dem Trunk ergeben und eine ſchmuzige, liederliche Knaben-Haushaltung geführt habe. Es kann unſre Abſicht nicht ſein, aus den zehn großen Quartbänden ſeiner deutſchen Werke, die hier gedruckt ſind, dasjenige mitzutheilen, was der myſtiſchen Betrachtung und Behandlung der Natur angehört. Daß er auf die drei Principien Schwefel, Salz und Queckſilber das Geheimniß alles Lebens gründete, mag genügen, uns eine Vorſtellung von ſeiner alchimiſtiſchen Weisheit zu geben. Aber die Art, wie er die Theologie mit einmiſchte und wie er die chriſtlichen Glaubenslehren auf ſeine Naturbetrachtung anwandte, darf von uns nicht übergangen werden.

Schon die Stellung, welche er der Religion oder Theologie neben der Phyſik, Aſtronomie und Alchimie anweiſt, indem er ſie im Verein mit dieſen drei Wiſſenſchaften als Grundſäule der Medizin aufführt, läßt uns erwarten, welchen Einfluß dieſelbe auf ſein Syſtem gehabt habe. Wir würden dem Manne unrecht thun, wenn wir behaupteten, er habe die Religion abſichtlich zu nichtswürdigem Aberglauben mißbraucht, wie es ſo viele andre Nekromantiker und Aſtrologen der damaligen Zeit thaten. Vielmehr eifert er ernſtlich gegen den Frevel, den dieſe trieben, und ſchreibt ihre Werke dem Teufel zu*). „O du großer Erznarr," ruft er aus, „der du ſolchen greiflichen Lügen glaubſt — ein Gaukelſack (iſt es) und ein Theriakskram, womit man den Zuſchauern das Maul aufſperrt, die Augen verblendet und das Geld aus dem Seckel lockt, und doch alles nicht eines Pfennigs werth iſt." Gleichwohl übt er dieſelben Künſte und iſt ſo ſtolz darauf, daß er

*) So in der Schrift de occulta Philosophia im IX. Theil ſeiner Werke. Basler Ausg. 1591. S. 331.

die, welche ihm keinen Glauben beimessen*), den Juden und Pharisäern vergleicht, die die Wunder Christi verachtet hätten. Sonach war er in einem argen Selbstbetrug befangen, daß er das, was er an andern verdammte, selber übte. Eben so verwarf er den Glauben an den unbedingten Einfluß der Gestirne, in wiefern dadurch die Allmacht Gottes beschränkt und der Mensch unter ein blindes Schicksal gestellt wurde, ob er gleich wieder eine von Gott selbst geordnete Constellation annahm und sich in die Berechnung derselben einließ. Hören wir ihn selbst, wie er sich über das Verhältniß der geheimen Naturkräfte zur göttlichen Urkraft und das Verhältniß der Gestirne zur göttlichen Vorsehung ausspricht**).

„Wenn man fragt: was hat dieß Kraut für eine Kraft? und man sagt, es hat die Kraft, so muß man bedenken, wer ist der, der ihm die Kraft gegeben hat? So wird niemand gefunden, der das vermög', als allein Gott. Darum so fließen alle natürlichen Dinge aus Gott und sonst keinem andern Grund. Nun werden sie alsdann natürlich geheißen; denn aus dem nimmts der Mensch, daß sie natürlich sind, darum, daß sie wachsen. Nun wie kann aber Gott natürlich sein? Die Ding, die sind sein; das Kraut hat er geschaffen, aber die Tugend (Kraft) darin nicht; denn eine jegliche Tugend (Kraft) ist ungeschaffen, das ist, Gott ist ohn' Anfang und nicht geschaffen. So sind alle Tugenden und Kräfte in Gott gewesen vor Himmel und Erde, und ehe alle Ding geschaffen sind worden, da Gott ein Geist war und schwebete über den Wassern; das ist, da Gottes Geist, über die Wasser gegangen. Auf solches hin mag niemand sagen, daß die Tugend der Dinge, ihre Kraft natürlich sei, sondern übernatürlich ohn' End und Anfang. Von dem sie gekommen sind, zu dem gehen sie wieder, so Himmel und Erde zergehen wird."

Er denkt sich mithin die Kraft der Dinge nicht als eine endliche Kraft, die mit den Dingen selbst wird und vergeht, sondern als ewig in Gott vorhanden, als von ihm ausfließend und zu ihm zurückkehrend. Man nennt dieses System der unendlichen Kraft-Ausflüsse aus der Gottheit und der Zuflüsse zu ihr das Emanationssystem, welches schon die alten Gnostiker, Manichäer und

*) ib. p. 337.
**) Liber phil. de vera influentia rerum a. a. O. S. 133.

andere Secten in Umlauf brachten und wodurch die Lehre von einem selbstständigen, über die Welt erhabenen Gott, Schöpfer und Regierer häufig getrübt wurde; denn denkt man sich die Kräfte gleich ewig mit Gott, so ist klar, daß Gott nicht mehr der Schöpfer derselben, sondern nur die belebende Grundkraft ist — ein gefährlicher Irrthum! Paracelsus denkt sich diese Kräfte als persönliche Wesen, er belebt diesem Systeme gemäß das ganze Weltall mit einer Anzahl von Lebensgeistern, die fast zu einer heidnischen Vielgötterei hinführen. In der Luft herrschen die Sylvanen, im Wasser die Nymphen oder Undinen, im Feuer die Salamander*). Sie sind die Hüter der verborgenen Schätze und greifen vielfach in die Schicksale der Menschen ein.

Was das Verhältniß der Gestirne zur göttlichen Vorsehung betrifft, so spricht er sich auf eine Weise aus, die auf den ersten Augenblick den Aberglauben zu entfernen scheint, wenn er sagt**): „Das Gestirn im Himmel hat der Dinge nichts in ihm, hat nicht der Nessel zu geben, daß sie brennt u. s. w. Nicht aus den Planeten, nicht aus den zwölf Zeichen, nicht aus den andern Sternen, sondern aus Gott geht die Kraft hervor. Bei ihm und nicht bei den Sternen liegt die Austheilung dieser Kräfte. Gott ist der Schmied, und setzet keinen Statthalter, als die vermeinte Astronomia und Sternenguckerei sammt etlichen Büchern der Philosophie ausweiset. Also weiter, daß ein Mensch geschickt ist, aus wem ist es? Aus dem Gestirn? nein! denn wenn es aus dem Gestirn wär', so wäre er ein Sohn des Gestirns. Und Christus heißt ihn einen Sohn des Menschen, nicht des Gestirns, darum er sich auch selbst Sohn des Menschen nennt und nicht der Sonne Sohn, was doch ganz abgöttisch und falsch wäre. Auch Adam war ein Sohn Gottes und nicht der Sterne u. s. w."

Auch die Berufung der Apostel und die Auszeichnung so vieler großer Männer in der Geschichte will Paracelsus nicht von den Gestirnen abhängig gemacht wissen, sondern allein von Gott. Gleichwohl redet er wieder davon, wie der Himmel mit seinen Gestirnen die Dinge „koche," die Gott anordne, und wirft dann in diesen mystischen Tiegel wieder alles Mögliche hinein, so daß

*) Siehe Sprengel S. 362.
**) de vera influent. p. 136 ff.

man am Ende in der That nicht mehr weiß, wer der Koch ist. Der ganze Läuterungsproceß der Welt erscheint ihm nämlich unter dem Bilde einer alchimistischen Scheidung, wobei das Feuer der Gestirne bald in höherm, bald in milderm Grade thätig ist. So bedurften z. B. die Propheten und Patriarchen keiner Constellation*), sondern die Hand Gottes selbst hat sie „gekocht;" eben so bedurften die Apostel dieses Kochens und Läuterns nicht, da (nach seinem Ausdruck) der Sohn Gottes sie selbst „gekocht hat." Die übrigen aber müssen durch diesen chemischen Proceß des Kochens hindurch. Das Göttliche und Gottverwandte muß vermöge dieses Processes als das reine Gold ausgeschieden werden, das Uebrige bleibt als unreiner Niederschlag zurück. Hören wir darüber unsern Adepten selbst**): „Sucht doch ein Imme das Honig aus der Blumen und thut der Blumen kein Schaden; kann das die Imm, so soll der Mensch das viel mehr können und wissen, aus den Stätten und Orten das Perlein herauszusaugen, und Gott loben, daß er den Unflath, darin es liegt, davon kann scheiden und den Unflath liegen lassen. Dann ob gleichwohl der Hüttenrauch bei'm Gold ist, so läßt man doch darum nicht davon; das Gold muß rein und sauber werden, und der Wust muß hinweg, also mit dem Silber auch. Nun was ist das alles, als allein: ist etwas Gut's an einem Ort, so ist's aus Gott; ist nun Sach, das Böses dabei ist, als Hüttenrauch, Mercuri, Arsenic, Opperment und dergleichen, so thu's daraus. Man läßt's darum nicht ungesucht."

Dieß führt uns auf die Lehre des Paracelsus von der Natur des Menschen. Daß der Mensch eine Wiederholung der Welt im Kleinen sei, ist eine Beobachtung, die fast so alt ist, als die Menschengeschichte selbst, und daher haben nicht bloß Mystiker, sondern auch besonnenere Denker den Menschen eine kleine Welt (Mikrokosmus) genannt. Aber auch dieser einfache Satz ist von der Mystik dahin entstellt worden, daß man den unläugbaren Zusammenhang des menschlichen Organismus mit dem Universum auf eine bilderreiche, phantastische Weise darstellte und statt die näherliegenden Berührungspunkte des Menschen mit der Außenwelt

*) de influent. S. 145. 146.
**) de infl. 157.

zu erforschen, nach fern liegenden Beziehungen griff. Außer dem Einfluß der Gestirne, wovon wir eben geredet haben, gehört dahin der Einfluß der Metalle, der Elemente und selbst der thierischen Körper. Ueber alle diese Dinge weiß uns Paracelsus viel Wunderliches zu berichten. Die einfache Wahrheit, daß der Mensch aus einem Höhern und einem Niedern, aus Seele und Leib besteht, schmückt er dahin aus, daß er von einem siderischen (gestirnlichen) oder astralischen Leibe des Menschen redet, den er vom gemeinen Leib wieder unterscheidet und sonach den Menschen aus drei Theilen bestehen läßt, oder daß er den figürlichen Ausdruck, der Mensch bestehe aus Thier und Engel, dahin ausdehnt, daß er ein wirkliches Thier in dem Menschen thätig sein läßt, das mit den übrigen Thieren des Feldes und dem Gevögel unter dem Himmel in einem geheimen Rapport steht. So trägt der Unmäßige einen Wolf, der Zornige einen Bären, der Listige einen Fuchs in sich u. s. w. aber dieß sind dem Paracelsus keine bildliche Redensarten, sondern thatsächliche Erscheinungen*). Nicht nur die gröbere Sinnlichkeit gehört nach Paracelsus dem Thier in uns an, sondern auch alle Kunstfertigkeiten, die der Mensch dem Thiere abgelernt hat, da ja auch diese noch nicht im Stand sind, dem Menschen zum Bewußtsein seines göttlichen Wesens zu bringen. Selbst die Vernunft, welche sonst den Menschen vom Thiere unterscheidet, gehört nach Paracelsus zur thierischen Natur, indem er mit dem Worte „Vernunft" nicht sowohl die Kraft, das Uebersinnliche zu vernehmen, als vielmehr den der Endlichkeit zugekehrten, im Irdischen sich bewegenden Verstand meint, wie die meisten Mystiker diese Verwechslung von Vernunft und Verstand begehen. Ueber die Verwandtschaft der Thierwelt zur Menschenwelt wollen wir ihn in seiner Sprache hören**). „Ein (und derselbe) Stern regiert den Wolf im Walde und den Wolf im Menschen; ein Stern den Mörder im Wald d. i. den Bären, und also auch den Bären im Menschen; und viehisch ist die Vernunft, die sich den Thieren vergleicht," (d. h. die nicht über das Thier hinausgeht, sich den Thieren gleichstellt). „Was aber in ihm ist, das nicht hineingeht (das ist was nicht von außen

*) Ganz Aehnliches finden wir schon bei den Gnostikern. Siehe das System des Basilides bei Neander, gnost. Systeme S. 54. 55.

**) Vom Fundament der Weisheit und Künste. Opp. T. IX. p. 445.

in ihn kommt) das ist über das Aeußere des Viehes; denn es ist ein Theil englisch." — „Der ist noch nicht weise, der wohl bauen kann, er ist ein Vieh, und ist nichts höher, denn daß ein Storch mehr Kunst brauchet zu seinem Nest, denn eine Taube. So viel ist er mehr, als ein Storch gegen eine Taube; sind beide nichts denn ein Vieh. Der wohl singen kann, ist nichts als ein Vieh, er ist gleich als eine Nachtigal über den Raben; sind beide Vieh und Vögel. Der wohl schwatzen kann, ist nichts anders denn ein Thier, ist gleich als ein Specht oder ein Kranich; sind beide Thiere, und wie sich die gradiren durch einander, also auch im Menschen einer besser, einer lieblicher, einer zorniger, einer grimmiger, und sind alle viehische Wesen und Eigenschaft, darin dem Menschen kein Lob zu geben, sondern allein dem Vieh und dem Thier, das in ihm ist. Ihr Lob und ihr Zucht und ihr Ehr' ist nicht Gottes, sondern ein viehisch Lob." — „Gott aber (fährt Paracelsus fort) hat mehr aus dem Menschen gemacht, das ist, daß er nicht viehisch sein soll, sondern ein Mensch. Was thierisch an ihm ist, das wird alles von dem äußern Thier genommen, vom Himmel*) und den vier Elementen, die sind alle tödtlich. Der Mensch aber hat einen Vater, der ist ewig, dem soll er leben und nicht dem Thier."

Abgesehen von der eigenthümlichen und uns etwas derb klingenden Ausdrucksweise des Mannes, kennen wir dieser Stelle ein tiefere christliche Wahrheit nicht absprechen; denn auch nach der christlichen Lehre fällt ja alles dem natürlichen Menschen und dem Fleisch anheim, was nicht vom Geiste Gottes gewirkt ist. Alle sogenannten Talente und Fertigkeiten stellen den Menschen nicht auf seine wahre Höhe, die ihn vom Thier unterscheidet, so lang er nicht sittlich geadelt, oder geistig wiedergeboren ist, eine Wahrheit, die auch unserer Zeit gilt, wo so oft das Abrichten zu äußrer Fertigkeit mit der menschlichen Erziehung verwechselt und über der bloßen Cultur die wahre innere Bildung vernachlässigt wird. Aber wenn wir uns dann in den Schriften des Paracelsus nach einer auch nur halbweg klaren Vorstellung von jenem Höhern umsehn, das den Menschen zum Menschen macht, das ihn seiner gött-

*) Unter dem Himmel versteht er nicht den Begriff des Uebersinnlichen, den sogenannten empyreischen, sondern den astronomischen Himmel.

lichen Bestimmung näher führt, so finden wir uns überall verlassen. Da leuchtet nicht der wohlthätige Stern, der die Weisen des Morgenlandes nach dem bescheidenen Bethlehem führte; sondern da funkelt es durcheinander von Sternschnuppen und Irrlichtern und unfreundlichem Geisterspuk. Nur selten blitzt ein reinerer Funke hindurch, der zu Gott leitet, aber nirgends baut sich eine Himmelsleiter, auf der sich auch nur einigermaßen fußen ließe. Wir haben somit in dem Mysticismus des Paracelsus ein Beispiel jener Ausartung der Mystik in eine neugierige Speculation, welche die Religion mehr zur Sache des höhern Wissens, als des praktischen Lebens macht und das wahrhaft Erbauliche derselben in einem schwefelichten Dunstkreis von magischen Formeln erstickt. Paracelsus war zwar kein Theologe von Beruf; aber das allein kann den Mangel seines religiösen Systems uns nicht erklärlich machen, da ja auch andere Nichttheologen, zumal in jener Zeit, ein Bedeutendes aus dem Schatz ihres Herzens beigetragen haben zur Förderung der christlichen Wahrheit. Es scheint ihm wirklich an einem speciellern christlichen Interesse gefehlt zu haben; dieses spielt nur eine höchst untergeordnete und zweideutige Rolle. Das Religiöse und Christliche, das wir bei ihm finden, schien mehr in der Zeit, der er angehörte, als in ihm zu liegen, mehr zufällige Form seiner Philosophie, als die Grundlage derselben. Sein eitler, hochmüthiger Geist, sein unordentlicher Lebenswandel, sein Durst nach Gold hinderten ihn wohl an der Empfänglichkeit für die wahren Ideen und für die lebenswirkende Kraft des Christenthums, wozu vielmehr eine demüthige Hingebung und ein einfacher, kindlicher Sinn gehört. Paracelsus steht hierin auf einer Linie mit so manchen andern, die das Wissen aufgebläht hat und von denen der Apostel sagt, daß sie immer lernen, aber nie auslernen, d. h. vor lauter Suchen und Speculiren nie zur Erkenntniß jener einfachen Wahrheit gelangen, von der Christus sagte, daß sie der Vater nicht den Weisen der Welt, sondern den Unmündigen geoffenbart habe.

Fragen wir endlich noch nach der besondern Stellung, die Paracelsus zum Protestantismus eingenommen, so ist auch das merkwürdig, daß die große Erscheinung der Reformation, in die sein Leben fiel, ziemlich unbeachtet an ihm vorüberging. Daß ihn Oekolampad den Baslern empfohlen haben soll, läßt weiter

auf kein innigeres Verhältniß beider Männer ſchließen. Ueber Luthern urtheilte er in ſeinem Hochmuth, daß dieſer nicht werth ſei, ihm die Schuhriemen aufzulöſen, und daß, wenn er anfangen wolle zu reformiren, ſo wolle er den Papſt und die Reformatoren erſt recht in die Schule führen*). Von der andern Seite aber war er keineswegs ein gläubiger Katholik, wandte auch ſeinen Myſticismus (ſo viel mir bekannt iſt) nicht an zur Stützung der katholiſchen Lehre, was ihm ein Leichtes geweſen wäre; ſondern im Gegentheil kommen in ſeinen Schriften mehrere Stellen vor, worin er den Aberglauben ſeiner Kirchgenoſſen bekämpft. So ſchrieb er ein Buch wider die Gelübde**), die er als eine Erfindung des Antichtriſts beſchreibt, ein anderes wider die abergläubiſche Verehrung der Heiligen und eins über die Ceremonien***), welche ſämmtlich einen reformatoriſchen Anſtrich haben und auch in einer weniger myſtiſchen Sprache abgefaßt ſind †).

Eben ſo wenig aber als Paracelſus ein rechtgläubiger Katholik war, eben ſo wenig ſtimmte ſein Syſtem mit der orthodoxen proteſtantiſchen Theologie überein; denn darin, daß er nach der thieriſchen Natur in dem Menſchen einen Samen des Göttlichen, etwas Engelgleiches annahm von Natur, entfernte er ſich bedeutend von denen, welche im Sinne der Kirche ein gänzliches Verderben des Menſchen behaupteten. Hingegen lehnten ſich an ſeine Behauptungen die der folgenden Myſtiker in der evangeliſchen Kirche an. Indeſſen können wir ſeine Erſcheinung nur als eine vorbereitende auf dieſe ſpätern Erſcheinungen betrachten, indem er die Form zu einer theologiſchen Denkweiſe zubereitet hat, in welche andere, mehr chriſtlich geſtimmte Gemüther den tiefern Gehalt ihres innern Lebens niederlegten. Mit dieſen Männern und ihren Lehren, namentlich mit Valentin Weigel und Jacob Böhm werden wir uns in der folgenden Stunde zu beſchäftigen haben.

---

*) Sprengel a. a. O. S. 354.

**) Liber philophiae de votis alienis im IX. Bd. der deutſchen Werke.

***) De auctoritate Sanctorum, de superstitionibus et ceremoniis.

†) Andere ſeiner theologiſchen Werke, z. B. ſein Commentar über den Brief Judä ſind mir nicht zu Geſicht gekommen.

Funfzehnte Vorlesung.

Valentin Weigel (Esaias Stiefel. Ezechiel Meth. Robert Fludd) und Jacob Böhm.

Wir haben uns in der vorigen Stunde mit dem Wesen der Mystik und des Mysticismus beschäftigt. Wir haben gesehn, wie die Neigung, das Geheimnißvolle zu ergründen, tief in der Natur des Menschen wurzelt und wie diese Neigung durch wissenschaftliche Methode nothwendig beschränkt werden muß, wenn nicht eine ungemessene Phantasterei an die Stelle besonnener Forschung treten soll. Wir haben aber auch anerkannt, wie bei allen Fortschritten der Wissenschaft doch auch noch viel Dunkles übrig bleibe, das der der Wissenschaft voraneilenden Ahnung einen weiten Spielraum läßt, und daß wenigstens im Gebiete der Dichtung die Phantasie ein Recht haben müsse, auch diese geheimnißvollen Saiten anzuschlagen, vorausgesetzt daß die Verwirrung von Dichtung und Wahrheit möglichst vermieden werde. Besonders aber suchte ich darzuthun, daß das religiöse Leben des Menschen Beziehungen in sich fasse, die sich schwerlich in bloßen Verstandesbegriffen darstellen lassen, und daß somit das religiöse Gefühl sich eine eigne Sprache schaffe, die nur dem Religiösen selbst verständlich ist. Wir haben darum auch derjenigen religiösen Richtung ihr volles Recht widerfahren lassen, die überwiegend nach der Seite des Gefühls hinneigt, so lange sie nur einer klaren Verständigung über diese Gefühle sich nicht entzieht, so lange sie nicht in förmliche Einseitigkeit ausartet. Wir haben sodann diese Einseitigkeit selbst näher beleuchtet, und gezeigt, wie der Mysticismus auf zwei Abwege gerathen kann, wovon der eine mehr in der Verwirrung der menschlichen Erkenntnißkräfte, der andere mehr in der Ueberspannung und Ueberreizung des Gefühls besteht, und haben die Gefahr angedeutet, welche damit für das wahre religiöse und christliche Leben verbunden ist. Endlich sind wir dann zur

Geſchichte des Myſticismus übergegangen und haben uns zuletzt mit dem Syſtem eines Mannes beſchäftigt, der in dem kühnen Streben, der Natur ihre Geheimniſſe abzulocken, auf mancherlei ſonderbare Behauptungen geführt wurde, dabei aber auch wohl einzelne Blicke in das Weſen des Geiſtes that, die gegenüber einer verdorrten und verſchrumpften Begriffstheologie immer noch von einigem Leben zeugten. Paracelſus gehört indeſſen weder der Geſchichte des Proteſtantismus noch der des Katholicismus, ſondern vielmehr der Geſchichte der Myſtik überhaupt an, indem das Confeſſionelle keinen Einfluß auf ſein Syſtem übte. Auch war er weniger Theoſoph, als Naturphiloſoph, da bei ihm das Religiöſe mehr nur im Dienſt des Natürlichen ſtand, während bei ſeinen Nachfolgern eher umgekehrt die natürliche Seite des Syſtems mehr der Theologie dienen mußte.

Valentin Weigel und Jacob Böhm — ſind die beiden Männer, an denen wir jetzt den Myſticismus der evangeliſchen Kirche oder die Theoſophie genauer kennen lernen ſollen.

Valentin Weigel, geb. 1533 zu Hayn im Meißniſchen, bekleidete ſeit 1567 die Pfarrſtelle zu Tſchopau, in derſelben Gegend, und ſtarb eben daſelbſt nach einer Wirkſamkeit von 21 Jahren im Jahr 1588. Während ſeines Lebens gab Weigel keinen Anſtoß mit ſeinen Lehren; er genoß vielmehr das Lob eines frommen, andächtigen Predigers *). Seine Vorliebe zur Myſtik hatte er bloß dadurch kundgegeben, daß er das auch von Luthern hochgeſchätzte Büchlein von der deutſchen Theologie mit einer Vorrede herausgab. Nicht ohne inneres Widerſtreben hatte er auch die Concordienformel nnterſchrieben **); er ſchien aber wenig Werth auf die gelehrte Behandlung der Theologie zu legen, wie ſie damals betrieben wurde. Ihn reute die Mühe, die Arbeit und das Geld, welche auf die vielen theologiſchen Werke verwandt würden, und meinte, es möge einer über dieſem Studium faſt krank und unſinnig werden und graue Haare drüber bekommen, ohne dadurch näher zu Chriſto geführt zu werden. — Nach ſeinem Tode gerieth

*) Vgl. über ihn Walchs Einl. in die Religionsſtreitigkeiten der evangeliſch-lutheriſchen Kirche. Bd. IV. S. 1028. ff. und Planck, Geſchichte der prot. Theol. S. 72. ff.

**) Walch S. 1027.

ein Cantor von Tschopau auf den Gedanken, den schriftlichen Nachlaß Weigels durch den Druck herauszugeben. Die Schriften erschienen zu Magdeburg (oder Halle) unter dem erdichteten Namen Neustadt. Unter ihnen haben die Kirch- und Hauspostille und eine andere Schrift mit dem Titel: „Der güldene Griff, d. i. Anleitung, alle Dinge ohne Irrthum zu erkennen," das meiste Ansehn erlangt. —

Weigel stimmte darin mit Schwenkfeld zusammen, daß er neben der Bibel, welche die protestantische Kirche als die einzige Richtschnur des Glaubens aufstellte, zugleich ein inneres Licht annahm, ohne welches das Verständniß der Bibel uns dunkel bleibe, eine Behauptung, die selbst Luther hie und da geäußert hatte, und welche später von den Quäkern einseitig herausgehoben wurde. Bei dem überwiegenden Hange zur Buchstäblichkeit, wie wir ihn bei den Orthodoxen der damaligen Zeit gefunden haben, darf es uns nicht wundern, wenn sich auch solche Stimmen erhoben, die dieser Aeußerlichkeit gegenüber das Innere, wenn auch mit Vernachläßigung des Aeußern, heraushoben. Die Behauptung, daß die wahre Erleuchtung in religiösen Dingen nicht nur von dem richtigen grammatischen und logischen Verständniß der Bibel abhange, sondern daß ein dem Göttlichen verwandter Geist in uns das Göttliche, das von außen an uns kommt, sich aneignen, und gleichsam in Saft und Blut verwandeln müsse, ist an und für sich eine so vernünftige und dem ächten Geiste der Religion so vollkommen angemessene Behauptung, daß die Verkennung derselben, die leider! zu allen Zeiten geherrscht hat, nur zu bedauern ist; denn die Bibel selbst versichert uns ja, daß der Buchstabe tödte, der Geist aber lebendig mache; Christus selbst sagt, „meine Worte sind Geist und Leben," und weist uns überall an die innere Erfahrung, an die Stimme des Gewissens, ob er gleich auch sagt, „forsche in der Schrift." In der ganzen katholischen Kirche hatte sich auch von Anbeginn an der Glaube erhalten, daß der Geist Gottes, der aus der Schrift redet, auch fortwährend in der Kirche thätig sei, daß er noch immer in die Wahrheit leite, und diese Behauptung war an sich so vollkommen richtig, daß die angesehensten Kirchenlehrer ihr beitraten. Erst als die katholische Kirche angefangen hatte, willkürliche Menschen-

ſatzung neben die Schrift zu ſtellen und auch das für Ausſprüche des göttlichen Geiſtes auszugeben, was ſogar gegen die Ausſprüche der heiligen Schrift war und dem Geiſte des Chriſtenthums widerſprach, war es nöthig, auf die früheſten geſchriebnen Urkunden des Chriſtenthums, auf die älteſten Zeugniſſe des Geiſtes zurückzugehn, und dieſe allein feſtzuhalten, der verderbten Ueberlieferung gegenüber. Das thaten denn die Reformatoren. Statt nun aber aus dieſer wieder neu eröffneten Quelle des geſchriebenen Wortes Gottes den friſchen Geiſt des Lebens zu ſchöpfen und das daraus Geſchöpfte ſelbſt wieder geiſtig und lebendig zu verarbeiten, wie es die Reformatoren ſelbſt thaten oder wenigſtens verſuchten, klammerte ſich der ſpätere Proteſtantismus mit einer falſchen Aengſtlichkeit an den Buchſtaben der Schrift an, und behandelte die Bibel ungefähr wie ein menſchliches Geſetzbuch, wo man bald vornen, bald hinten aufſchlägt, um den Willen des Geſetzgebers zu erfahren, ohne daß dieſer Wille in ſeiner Zuſammenſtimmung mit den innerſten Bedürfniſſen unſers Geiſtes gefaßt wurde. Die aufs Aeußerſte getriebene Anſicht von dem Verderben des Menſchen und ſeiner natürlichen Unfähigkeit, das Gute zu erkennen, die Annahme, daß ſeine Vernunft in Beziehung auf die Lehre des Heils eine ſtockblinde ſei, mochte zum Theil ohne es zu wollen, dieſe rein äußerliche Verfahrungsweiſe begünſtigen. Um ſo weniger haben wir uns aber dann zu wundern, wenn nun einzelne — und das waren gewiß die geiſtigern Menſchen — wieder in den eigenen Buſen griffen und auf die Stimme lauſchten, die auch von da und nicht bloß von der Blattſeite des geſchriebenen Buches aus an uns ergeht, und in den fleiſchernen Tafeln des Herzens, von denen der Apoſtel redet, eben ſowohl zu leſen ſich bemühten, als in den ehernen Tafeln des Geſetzes oder gar auf den papierenen der kirchlichen Bekenntnißſchriften. Freilich war aber auch bei dieſem Forſchen nach dem innern Worte Gottes eine nicht geringe Gefahr vorhanden, von der richtigen Spur der geſunden Gotteserkenntniß ſich zu verlieren und auf gefährliche Abwege zu gerathen. „Traut nicht, hieß es auch hier, einem jeglichen Geiſte, ſondern prüfet die Geiſter, ob ſie aus Gott ſeien?“ — Und an was ſollte man die Geiſter prüfen? Woran ſollte man erkennen, ob die Stimme in uns wirklich eine Stimme Gottes, oder ob ſie nicht

vielmehr die Stimme des Eigenwillens, der fleiſchlichen Weisheit ſei? — Hier trat nun wieder das äußere, das geſchriebene Wort des Evangeliums in ſeine heiligen Rechte ein, und ſo ſehr die irrten, welche glaubten, man könne ohne Rückſicht auf die innere Stimme des Herzens, aus den heiligen Büchern eine ſchon äußerlich fertig gemachte Wahrheit ſchöpfen, eben ſo ſehr hatten die recht, welche behaupteten, man müſſe auch das innerlich Erfahrene und Gegebene an dem geſchriebenen Worte Gottes meſſen und prüfen *). Mochte auch wieder das Verſtändniß dieſes geſchriebenen Wortes ſelbſt mehr oder weniger von der innern Verfaſſung und Stimmung des Gemüthes abhangen, ſo ließ ſich doch ohne abſichtliche Selbſttäuſchung das klar Ausgeſprochene nicht hinwegdeuten, und eine Verſtändigung war bis auf einen gewiſſen Grad für jeden möglich, der ſich wollte zurechtweiſen laſſen. In der Schrift war alſo die heilige Schranke gegeben für alle ſich ſelbſt überlaſſene Schwärmerei des Gedankens. Aber eben dieſe Schranke wurde von den Myſtikern häufig überſprungen. Sie begnügten ſich nicht damit, das innere Wort neben das äußere zu ſtellen, es gleichſam nur als den tiefern Wiederhall deſſen zu betrachten, was in der äußern Offenbarung laut und vernehmlich uns verkündet wird; ſondern ſie ſtellten es nicht ſelten über die Schrift und ſetzten ſich über die Ausſprüche derſelben in hochmüthigem Selbſtvertrauen hinweg.

Ob und in wie weit nun dieß auch Weigel gethan habe, kann ich in Ermanglung der nöthigen Quellen, nicht vollſtändig beurtheilen **). Doch wenn wir einige ſeiner Aeußerungen darüber vernehmen, ſo ſcheinen dieſe hauptſächlich gegen die falſche äußere Buchſtäblichkeit gerichtet; und wenn ſie auch an den eben bezeichneten Irrthum ſtreifen, ſo müſſen wir nur bedenken, daß der Irrthum jener auf ihre Rechtgläubigkeit pochenden Buchſtabenmenſchen nicht geringer war. So ſagt Weigel unter anderm ***):

---

*) Richtiger wird die heilige Schrift, inſofern ſie geſchriebenes Wort iſt, als die Norm des Glaubens (regula, κάνων), denn als die Quelle deſſelben bezeichnet; obwohl ſie es auch mit iſt.

**) Es ſtand mir bloß die Poſtille zu Gebot; den güldnen Griff konnte ich nicht auftreiben und mußte mich auf die Mittheilungen daraus beſchränken, welche Walch a. a. O. giebt.

***) Poſtille Th. II. S. 61, 62. und Walch 1044.

„Das ist gewiß, wir müssen vom heiligen Geist, von der Salbung in uns gelehret werden; sonst ist alles umsonst, was man auswendig lehret oder schreibet. Wir müssen alle von Gott gelehrt werden; von innen muß herausquellen die Erkenntniß in dem Gegenwurf, und nicht vom Buch hineingetragen werden; denn dasselbe hält nicht Stich." — Auch schien die Lehre Weigels darauf hinauszukommen, nicht darum sei etwas wahr, weil es in der Bibel stehe oder weil es ein Apostel gesagt habe, sondern darum stehe es in der Bibel, und darum werde es von dem Apostel gelehrt, weil es wahr und göttlich sei. — „Es ist nicht genug, sagt er *), sprechen, dieser ist ein solcher Mann gewesen; er hat den heiligen Geist gehabt, er kann nicht irren... Was ist Kephas? Wer ist Paulus? spricht der Apostel. Wer ist dieser oder jener? Menschen sind sie. Gott, Gott, Gott ist es allein, der den Glauben wirket und Urtheil giebt zu prüfen alle Geister und Schriften." — Hiemit unterwirft Weigel allerdings die heilige Schrift dem Urtheil Gottes in uns, d. i. dem innern Worte, der innern Stimme. Ob er aber damit gemeint habe, auch das Einzelne der Schrift müsse den Aussprüchen des innern Wortes unterworfen und darnach erst geprüft oder gedeutet werden, oder ob er bloß meinte, unser Inneres müsse uns allerdings Zeugniß geben von der Göttlichkeit der Schrift im Allgemeinen, vermag ich nicht zu entscheiden. Im letztern Fall müßten wir ihm Recht geben; denn wenn wir nicht irgendwie oder irgendwo einen innern Prüfstein in uns trügen, an dem wir die Wahrheit einer Offenbarung erkennen, so könnte man uns ja eben so gut jedes andere Buch als die Bibel aufdringen. Aber nach andern Aeußerungen zu urtheilen, scheint Weigel noch weiter gegangen zu sein und z. B. die Bücher der heiligen Schrift am meisten geschätzt zu haben, die seiner mystischen Richtung am meisten zusagten; so nannte er die Offenbarung Johannis, welche grade Luther minder hochgestellt hatte, „das allervornehmste Buch und den Kern der ganzen heiligen Schrift **)." So mag also Weigel allerdings die bloße subjective Stimmung mit dem Worte Gottes in uns

*) Im güldnen Griff. C. 19. (nach Walch).
**) Nach Walch S. 1045.

verwechſelt haben, grade wie andere den handgreiflichen (poſitiven) Buchſtaben mit dem Worte Gottes außer uns verwechſelten.

Wie die Myſtiker in der Lehre von der Schrift ſich der Aeußerlichkeit derer entgegenſetzten, welche die Offenbarungen Gottes ſoſehr in den Buchſtaben der Bibel einſchloſſen und ihn auch damit abſchloſſen, daß ſie jede weitere Erleuchtung des Menſchen auf innerlichem und geiſtigen Wege für Schwärmerei hielten, ſo ſetzten ſich auch die Myſtiker jener äußerlichen Anſicht von der Schöpfung entgegen, wonach Gott zwar einmal Himmel und Erde geſchaffen hat, nun aber mit der Welt in keine lebendige Berührung mehr tritt, ſondern ſie gleichſam, wie der Künſtler die von ihm gefertigte Maſchine, ihrem Schickſal überläßt. Wie ſchon Paracelſus annahm, daß Gott ſelbſt durch die Kraft in den Dingen wirke und ſo der zeitlichen Schöpfung eine ewige Schöpfung entgegenſetzte, ſo lehrte auch Weigel Aehnliches; wobei er ſich freilich wie dieſer auf eine Weiſe ausdrückte, die leicht den Begriff der Schöpfung ganz aufhob und die Welt Gott gleichſtellte. Eine ſolche pantheiſtiſche Aeußerung Weigels iſt folgende *): „Was Gott ſchaffet, das iſt er ſelber; und Gott ſchaffet nichts, denn das er ſelber iſt; ſo macht er auch nichts anders, denn das er ſelber iſt, das iſt alle Dinge; denn er iſt alle Dinge.“ — So war auch ſeine Vorſtellung von der Beſchaffenheit des Menſchen der des Paracelſus ähnlich. Auch er ließ, wie P., den Menſchen aus drei Theilen, aus Leib, Seele und Geiſt beſtehn; der Leib iſt von den Elementen, die Seele aus dem Geſtirn, (entſprechend dem ſideriſchen Leib des P.) der Geiſt aber aus Gott ſelbſt. — Aehnlich mit Schwenkfeld nahm er auch einen göttlichen Leib Chriſti an, den er neben ſeinem eigentlichen irdiſchen Leib beſeſſen habe, und andres der Art mehr. —

So wenig als die Myſtiker mit dem äußerlichen Begriff der Offenbarung und der Schöpfung ſich begnügten, ſo wenig mit dem äußerlichen, bloß hiſtoriſchen Begriff der Erlöſung. Sie meinten, daß das, was einmal äußerlich durch Chriſtum geſchehen ſei, nun ſich auch innerlich in jedem Menſchen wiederholen müſſe, und gaben den bibliſchen Redeweiſen von einem Sterben mit Chriſto und einem

*) Oeffent. Bekennt. c. 18. bei Walch 1049. u. tabern. Mos. ebend.

Auferſtehen mit ihm einen viel buchſtäblichern Sinn, als die ſonſt buchſtäblichen Orthodoxen. So ſagt Weigel *): „Chriſti Tod und Auferſtehung hilft keinem nicht von außen an; ein jedes muß es in ihnen haben; denn zu gleichem Tod ſind wir mit Chriſto getauft und durch die Taufe mit ihm begraben. — Ein trefflicher Irrſal iſt es bei den falſchen Chriſten, daß ſie einen andern laſſen das Geſetz thun, leiden und ſterben, und ſie wollen ohne Buße ſich behelfen mit der bloß (von außen) zugerechneten Gerechtigkeit **). Nein, in der Wahrheit, es hilft nichts von außen an; ſpring hoch oder nieder, das Leben Chriſti in dir muß es thun, der in dir wohnende Chriſtus, nicht der, der außer dir bleibt.“ Das bloße ſich Verlaſſen auf Chriſti Verdienſt ohne eigene Anſtrengung nennt er „ein Zechen auf ſeine Kreiden ***).“

Auch rückſichtlich der Gnadenmittel konnte ſich Weigel nicht mit den gewöhnlichen Vorſtellungen vom Gebet, dem Genuß der Sacramente u. ſ. w. begnügen. Das äußerlich geſprochene Gebet war ihm nur eine Stütze der Schwachen; das rechte Gebet beſtand ihm im gänzlichen Verſenken der Seele in Gott. Er nimmt hier drei Stufen von Betern an: „Die Anfangenden“ ſagt er †), „bitten mit dem Munde, auch etlichermaßen mit dem Herzen, welche oft nicht wiſſen, was ſie beten; als etliche Kranke bitten um Geſundheit, etliche Arme bitten um Reichthum, und wiſſen nicht, daß ſie oftmals die Verdammniß bitten: ſolche Anbeter fallen oftmals in große Sünde und verhindern ihr Gebet ſelber. — Die Zunehmenden im Glauben (die zweite Stufe) bitten mit Herz und Mund zugleich, gebens Gott anheim; wie er's gebe und mache, ſoll es ihnen lieb ſein, ſie beten um Geduld in Armuth, Krankheit, im Elend und hüten ſich vor Sünden, ſo viel ſie mögen. — Die Vollkommenen (und dieß iſt die Stufe, welche Weigel ſelbſt erreicht zu haben glaubte) bedürfen keines Mundgebetes, ſie beten im Geiſte und in der Wahrheit; da iſt eine ganze Ergebung und Aufopferung ihrer ſelbſt, in ge-

*) Poſtille Th. III. S. 15. 16. bei Walch 1054.

**) Wörtlich: mit der imputativa justitia. Auch in den folgenden Anführungen geben wir (unbeſchadet der Treue) die eingemengten lateiniſchen Brocken deutſch wieder.

***) Poſtile S. 235.

†) Siehe Kirch- oder Hauspoſtile S. 67.

lassener Gelassenheit; ihr Geist wird ganz gesenket in die Gottheit, und in einem Augenblick bekommen sie Erleuchtung von Gott; denn sie beten nicht um ein Stück Brot oder um ein Paar Stiefeln oder um ein Hemde, sondern sie suchen allein das ewige Gut, und das andere wird ihnen zugeworfen." — Diese Vollkommenheit hat freilich etwas Schönes, aber auch ihr Gefährliches. Wer kann sagen, er bedürfe des Mundgebetes nie und in keiner Lage? und wer bedürfte nicht auch der Bitte um das tägliche Brot? Hier gehen die Forderungen der Mystik über die des Evangeliums hinaus, indem sie das Unmögliche, Unnatürliche verlangen. Den Gebrauch der Sacramente verwarf Weigel nicht geradezu, wie andere Mystiker thaten. Daß ihm aber die bloße Wassertaufe und die äußere Communion nicht genügen konnte, sondern daß er nur die als wahre Christen erkannte, welche vermöge der Geistestaufe wiedergeboren sind und welche Christi Leib und Blut geistig in sich aufnehmen, ja daß er namentlich mit andern Mystikern die Liebe über alles hochstellte, durch die wir alle Gebote erfüllen können, wird man ihm schwerlich, als Schwärmerei anrechnen wollen. In solchen Hinweisungen auf das Innere lag gerade das heilsame Gegengewicht, welches die Mystik gegen die äußere Scholastik der todten Begriffstheologie bildete, und so muß man auch das Hinüberschwanken auf die entgegengesetzte Seite den damaligen Mystikern zu gut halten. —

Freilich konnte dann auch das Mißverständniß und die Uebertreibung nicht immer ausbleiben. Die Sprache der Mystiker glich einer Flamme, die sich schwer bezähmen und bewachen läßt, und die leicht weiter um sich griff, als zur Erwärmung der Gefühle nöthig war. An die Stelle der letztern trat bei vielen Erhitzung der Phantasie, und die Fieberglut des entzündeten Gehirns mußte die reinere Glut des Herzens ersetzen. So wurde ein Leser der Weigelschen Schriften, ein gewisser Esaias Stiefel von Langensalz, der mehrere Traktätchen verfaßte, beschuldigt, sich selbst für den Herrn Christum ausgegeben zu haben, was ihm eine harte Gefangenschaft zuzog*). Andere Schwärmer, wie Ezechiel Meth verfielen auf ähnliche Behauptungen, wie sie schon bei den Wie-

*) Vgl. Walch S. 1065. und Planck S. 85.

dertäufern zur Zeit der Reformation im Schwange waren. Auch über Deutſchland hinaus verbreitete ſich der Hang zur Myſtik, und in England trat unter verſchiedenen Formen Robert Fludd in die Fußtapfen des Paracelſus. Noch mehr Aufſehen aber, als Valentin Weigel und ſein ganzer Anhang machte in Deutſchland der berühmte Myſtiker und Theoſoph Jacob Böhm. Dieſer merkwürdige Mann iſt geboren 1575 zu Altſeidenburg, einem Marktflecken in der Oberlauſitz*). Seine Aeltern waren arme Bauersleute, denen der Knabe in ihren Geſchäften an die Hand ging, indem er das Vieh hütete. Schon hier war die Phantaſie des ſich ſelbſt überlaſſenen Knaben thätig und ließ ihn in wunderlichen Geſichten Dinge ſchauen, die ſeine Anhänger ſpäter nicht unterließen als Beweiſe ſeiner göttlichen Berufung geltend zu machen, während ſeine Feinde ſie eben ſo entſchieden für abſichtlich erlogene Mährchen erklärten. Wir werden am Beſten thun, ihre äußere Wahrheit auf ſich beruhen zu laſſen.

Mit einem dürftigen Leſe- und Schreibunterricht verſehen, trat der junge Böhm in Görlitz bei einem Schuſter in die Lehre. Auch hier hatte er einſt eine Viſion. Als er ſich nämlich allein in der Bude des Schuſters befand, kam ein fremder Mann, der ein Paar Schuhe kaufen wollte. Der Lehrling, der in der Abweſenheit des Meiſters nicht gern etwas verkaufte, ſuchte ſich dadurch aus der Verlegenheit zu ziehen, daß er für die Schuhe einen übermäßigen Preis forderte, in der Hoffnung, der Käufer werde ſich zurückziehen. Dieſer zahlte aber ohne Weitres die verlangte Summe und nahm die Schuhe mit ſich. Kaum war er zum Laden hinaus, als Böhm die Worte hörte: Jacob! komm' heraus! — Jacob gehorchte, wiewohl mit erſchrockenem Herzen. Da ſah er denſelben Herrn, der die Schuhe gekauft hatte, mit funkelnden Augen vor ſich ſtehen, und dieſer ſagte: „Jacob, Jacob, du biſt klein; aber du wirſt groß und ein ganz andrer Mann werden, ſo daß die

*) Vgl. über ihn (außer Walch und Planck) Adelung, Geſchichte der menſchlichen Narrheit im 2. Band. Franz Horn, Geſchichte der Beredtſamkeit I. S. 236 ff. Menzel, Geſchichte der Deutſchen Bd. VI. Wullen, Jacob Böhms Leben und Lehre Stuttg. 836. und auch beſonders den Artikel von Rätze in der Hall. Encyklopädie unter: Böhm. Für die Lehre, außer Wullen, Umbreit, Jacob Böhme Heidelb. 835. und Baurs chriſtl. Gnoſis S. 557 ff.

Welt ſich über dir verwundern wird. Sei alſo fromm, fürchte Gott und ehre ſein Wort. Beſonders lies gern in der heiligen Schrift, worin du Troſt und Unterweiſung finden wirſt; denn du wirſt viel Noth, Armuth und Verfolgung leiden müſſen. Aber ſei getroſt und bleibe beſtändig; denn du biſt Gott lieb, und er iſt dir gnädig."

Böhm führte hinfort eine eingezogene Lebensweiſe und ward von ſeinen Mitgeſellen nicht ſelten wegen ſeiner Frömmigkeit verſpottet. Nach überſtandner Lehrzeit begab er ſich auf die Wanderſchaft, erwarb ſich dann 1594 in Görlitz das Meiſterrecht und heirathete die Tochter eines dortigen Fleiſchhauers. Aber ſchon auf ſeiner Wanderſchaft hatte Böhm fortwährend den religiöſen und philoſophiſchen Ideen nachgehangen, wie ſie durch Paracelſus, Weigel u. a. hie und da verbreitet waren, in ſeiner eigenthümlichen Geiſtesſtimmung aber eine tiefere Nahrung fanden. Schon hier war er einſt, wie er ſich ausdrückt, „durch den Zug des Vaters in dem Sohne dem Geiſte nach in den heiligen Sabbath und Ruhetag der Seele verſetzt worden, worin er ſieben Tage lang in höchſter göttlicher Beſchaulichkeit verweilte." Auch als Schuſtermeiſter ſetzte er dieſes beſchauliche Leben fort, und auch die Viſionen ſtellten ſich von Zeit zu Zeit wieder ein. Eine der merkwürdigſten war die, welche er im Jahr 1600 im 25. Jahre ſeines Alters hatte, wo er durch den Anblick eines zinnernen Gefäßes „als eines lieblichen jovialiſchen Scheines," von einem Strahl des höhern Lebens ſich ergriffen und in „das Centrum der geheimen Natur ſich hineinverſetzt" glaubte. Man muß ſich dabei erinnern, daß die Natur der Metalle in dem Syſtem der Myſtiker eine wichtige Rolle ſpielte, um zu begreifen, wie der Anblick eines zinnernen Gefäßes, das uns alle ſehr kalt laſſen würde, eine ſolche Wirkung auf Böhms Einbildungskraft hervorbringen konnte. Zu dieſen Viſionen kam der Umgang mit einigen Aerzten, welche gleichfalls den geheimen Wiſſenſchaften ergeben waren und durch ihre gelehrtere paracelſiſche Sprache auf Böhms Ausdrucksweiſe einigen Einfluß übten. Genug, Böhm fühlte ſich ums Jahr 1610 angeregt, als Schriftſteller auf dieſem Gebiete aufzutreten. Das erſte Werk, das er ans Licht treten ließ, führte den Titel: „Morgenröthe im Aufgang, das iſt die Wurzel oder Mutter der Philosophiae,

Atrologiae und Theologiae aus rechtem Grunde, oder Beſchreibung der Natur, wie alles geweſen und im Anfang worden iſt, wie die Natur und Elementa creatürlich worden ſind, auch von beiden Qualitäten, böſen und guten; woher alle Ding ſeinen Urſprung hat, und wie es jetzt ſtehet und wirket, und wie es am Ende der Zeit werden wird, auch wie Gottes und der Höllen Reich beſchaffen iſt, und wie die Menſchen in jedes creatürlich wirken; alles aus rechtem Grunde und Erkenntniß des Geiſtes im Wallen Gottes mit Fleiß geſtellet durch Jacob Böhmen in Görlitz im Jahr Chriſti 1612, ſeines Alters 37 Jahr, Dienſtag im Pfingſten."

Anfänglich war es Böhms Abſicht nicht, die Schrift drucken zu laſſen, ſondern ein ihm befreundeter Adliger (Karl von Enderen), dem er ſie mittheilte, ließ ſie durch Abſchriften vervielfältigen, und von dieſen Abſchriften fiel eine dem Paſtor Primarius von Görlitz, Gregorius Richter in die Hände. Dieſer war ein ſtrenger lutheriſcher Orthodox, ein arger und gewaltiger Poltrer. Daß ein ungelehrter Schuſter es wage, von ſeinem Leiſten weg in die Theologie zu pfuſchen, erſchien dem gelehrten Manne als ein gräulicher Eingriff in die gelehrte Zunftgerechtigkeit. Er unterließ nicht, ſeinen Eifer dagegen auf der Kanzel laut werden zu laſſen, ja er bedrohte Görlitz mit dem Schickſal von Sodom und Gomorrha, wenn es einen ſolchen Irrlehrer länger in ſeinen Mauern dulde. Der Magiſtrat, der ſich ſofort in die Sache miſchte, forderte Böhm die Handſchrift ſeines Werkes ab, verwahrte ſie unter Schloß und Riegel auf dem Rathhauſe und unterſagte ihm das Bücherſchreiben, dem Paſtor aber das Poltern auf der Kanzel. Beide gehorchten jedoch nur für einige Zeit. Böhm nahm ſich zwar ernſtlich vor, nichts mehr zu ſchreiben; aber dieſen Entſchluß ſeines „äußern Menſchen," mußte er, wie er ſich ſelbſt ausdrückt, an ſeinen „innern Menſchen" gefangen geben. Auch munterten ihn viele bedeutende Perſonen, namentlich mehrere Adlige auf, ſein Talent nicht zu vergraben, und als das läſſig betriebene Schuſterhandwerk endlich aufgegeben werden mußte, unterſtützten ihn dieſe vornehmen Gönner hinlänglich genug, als daß er nicht von nun an ſeinem Schriftſtellerberuf mit ungeſtörter Muße hätte nachleben können. So folgten ſeit dem Jahre 1619 ſeiner Morgenröthe im Aufgang noch mehrere andere Schriften, unter denen

ſein „Weg zu Chriſto" eine der berühmteſten iſt. Aber um ſo grimmiger brach nun auch der Zorn des Primarius Gregorius Richter wider ihn aus. Eine Privatangelegenheit half dieſen Zorn erhöhen, und dient zugleich dazu, uns einen Beweis von der niedrigen Geſinnung dieſes Zeloten und von dem ſittlichen Zuſtande der Zeit überhaupt zu geben. Ein junger Bäcker, ein Verwandter Böhms, hatte kurz vor Weihnachten von dem Prediger einen Thaler entlehnt. Dieſe Schuld hatte er nach dem Feſte wieder abgetragen und aus Dankbarkeit einen „Striezel" (Butterwecken) als Geſchenk beigefügt, in der Meinung, daß ihm der Paſtor die Zinſen erlaſſen werde. Aber der Paſtor verlangte zu dem Striezel auch noch die Zinſen, die der Thaler in vierzehn Tagen getragen hatte, und dräuete dem armen Schuldner mit dem göttlichen Fluche, wenn er dieſelben nicht erlege. Böhm wollte ſich des unglücklichen Verwandten, der an ſeiner Seligkeit zu zweifeln anfing, annehmen und machte dem Prediger deßhalb einen Beſuch, um ihn zur Nachſicht zu bewegen. Dieſer aber war ſo ungehalten auf Böhm, daß er in lautes Toben und Schelten ausbrach, und den Pantoffel auf ihn ſchleuderte. Böhm in aller Gelaſſenheit hob den Pantoffel auf, ſtellte ihn zu des ergrimmten Mannes Füßen, und verabſchiedete ſich mit den Worten: „Herr, zürnet nicht, ich thue euch kein Leid, ſeid Gott befohlen." Aber die feurigen Kohlen, welche Böhm durch dieſes Benehmen auf des Paſtors Haupt ſammelte, erglühten ſtatt in Schaam nur in erhöhtem Zorn und ſchlugen vollends in Flammen aus, als Richter den Sonntag drauf wieder die Kanzel beſtieg. Da nannte er Böhmen öffentlich einen Aufrührer, einen unruhigen, leichtfertigen Mann und Ketzer, einen Tumultuanten und Reſiſtenten des heiligen Predigtamts u. ſ. w. und forderte den Magiſtrat und die Bürgerſchaft von Görlitz auf, das Rachſchwert wider ihn zu ergreifen, damit Gott nicht Urſache habe, „in ſeinem Zorn die Stadt verſinken zu laſſen, gleichwie geſchehen den Aufrührern, die dem Moſes widerſtanden." Böhm ſtand während der ganzen Predigt an einen Pfeiler gelehnt der Kanzel gegenüber. Nach vollendetem Gottesdienſt, als das Volk ſich verlaufen hatte, trat er noch in der Kirche zu dem Prediger, der mit dem Capellan gegenwärtig war, und bat ihn beſcheiden, ihm ſeine Miſſethaten zu nennen, damit er ſich beſſern könne.

Der Prediger aber antwortete ihm: „Hebe dich weg von mir, Satan! trolle dich in den Abgrund der Höllen mit deiner Unruhe! kannst du mich nicht zufrieden lassen? mußt du mich hier beschimpfen und molestiren? siehst du nicht, daß ich ein Geistlicher bin und in meinem Amt gehe?" Böhm erwiderte, er bitte ja nur, ihm zu sagen, was er ihm zu leide gethan, und bat den Capellan, ihm bitten zu helfen. Aber der Primarius rief seinem Bedienten zu, er solle die Stadtknechte holen, um den Bittenden in den Thurm zu werfen; doch suchte dieß der Capellan zu verhindern. Böhm ging schweigend nach Hause. Aber des andern Tages versammelte sich der Magistrat, um über den Vorfall zu richten. Böhm sowohl, als der Pastor wurden vorgeladen. Der erstere erschien als ein gehorsamer Bürger, betheuerte aber, nicht zu wissen, womit er den Prediger beleidigt hätte. Der stolze Primarius aber, von dem Böhm nachwärts sagte, „er habe unter dem Purpurmantel Christi des Satans Hammer getragen*)," gerieth über die Einladung in gewaltigen Zorn. „Er habe, ließ er den Rathsherrn sagen, auf ihrem Gerichts- und Rathhause nichts zu thun; was er zu sagen habe, das sage er an Gottes Statt von der Kanzel, da sei sein Rathstuhl und Professionbank; was er da gesagt habe, dem sollen sie nachkommen und den leichtfertigen, losen, verwegenen Ketzer der Stadt verweisen, auf daß er nicht mehr dem heiligen Predigtamt widerstehe und die Strafe Korach, Dathan und Abiram über die ganze Stadt bringe." Diese Antwort erschreckte die Rathsherrn dergestalt, daß sie aus Furcht vor der „Vehemenz" ihres Predigers auf der Kanzel, seinem Begehren willfahrteten und den armen Schuster durch die Gerichtsdiener aus der Stadt bringen ließen. Nur wenige Mitglieder des Raths widersetzten sich der heillosen Menschenfurcht und verließen unwillig die Versammlung. Böhm gehorchte ohne Widerrede auch dem ungerechten Beschluß seiner Obrigkeit. Er bat nur, noch einmal in sein Haus gehen zu dürfen und die Seinigen mitzunehmen, oder wenn dieß nicht sein könne, sie wenigstens zu trösten. Aber auch diese Bitte wurde ihm abgeschlagen. Er habe gehört, hieß es, daß er stracks vom Rathhause mit Schimpf und Spott zur

*) Wullen S. 31.

Stadt hinaus geleitet werden ſollte. Dieß geſchah auch wirklich. Doch bald beſann ſich der Rath eines Beſſern, und der Verbannte konnte vor Ablauf von 24 Stunden wieder mit Ehren in die Stadt zurückkehren*). Auch jetzt noch hatte Böhm manche Anfechtungen zu erdulden. Auf den Ruf einiger Freunde hatte er ſich nach Dresden begeben, aber auch dahin verfolgte ihn die Rache des Gregorius Richter. Er bewirkte, daß Böhm vor das dortige Conſiſtorium beſchieden wurde. Eine Prüfungsbehörde von Theologen und Mathematikern wurde niedergeſetzt, unter welcher ſich auch der durch ſeine Orthodoxie berühmte Hoe von Hoheneck befand. Die verſammelten Geiſtlichen behandelten jedoch den ſeltſamen Mann mit weit mehr Achtung und Schonung, als der görlitzer Prieſter. Der berühmte Dogmatiker Johann Gerhard erklärte, „er wolle die ganze Welt nicht nehmen und den Mann verdammen helfen," worauf ein andrer eben ſo gelehrter Mann (Dr. Meisner) erwiderte, „Ich auch nicht, Herr Bruder! wer weiß, was darhinter ſteckt? Wie können wir urtheilen, was wir nicht begriffen haben, noch begreifen können, ob es recht, ſchwarz oder weiß ſei. Gott bekehre den Mann, ſo er irret, und erhalte uns bei ſeiner göttlichen Wahrheit, er gebe uns dieſelbe je länger je beſſer zu erkennen, auch Sinn und Muth, ſie auszuſprechen und Vermögen, ſie fortzupflanzen." Ein Beweis, daß nicht alle Orthodoxen der damaligen Zeit dieſelbe unduldſame Sprache führten, ſondern daß grade die Angeſehenſten und Gelehrteſten unter ihnen noch billiger urtheilten, als der Haufe der Schreier**). Wenige Zeit nachher ſtarb das Haupt der letztern, Gregorius Richter; bald drauf aber auch unſer Böhm ſelbſt, der wieder nach Görlitz zurückgekehrt war. Sein Ende war erbaulich. „Nun fahre ich ins Paradies," das waren ſeine letzte Worte. Aber auch noch in den Tod verfolgte ihn der Eifer einer beſchränkten Glaubensdeſpotie.

*) Adelung ſucht die ganze Geſchichte von der Verweiſung und Zurückberufung Böhms zu bezweifeln, doch nur aus Gründen einer ziemlich ſubjectiven (innern!) Kritik. —

**) Adelung zweifelt auch an der Richtigkeit dieſes von Frankenberg, dem Freunde Böhms, herrührenden Berichts über das Examen. Der Verfaſſer des Aufſatzes in der Encykl. vermuthet, daß die Sache bei einem Abendeſſen abgemacht worden ſei. Vgl. jedoch Planck, Geſch. der prot. Theol. S. 83., der ſich nach einer ruhigen Prüfung der Zeugen in der Hauptſache für das Factum ausſpricht.

Weder der neue Primarius Niclaus Thomas, noch der Geiſtliche, der ihm auf das Sterbebette das heilige Abendmahl gereicht hatte, wollten ihm die Leichenpredigt halten, und als der letztere von dem Rathe dazu gezwungen ward, hob er ſeine Rede damit an, zu bekennen, daß er lieber einem zu Gefallen zwanzig Meilen weit gegangen wäre, als dieſe Predigt zu halten. Seine Freunde ließen ihm ein mit myſtiſchen Figuren ausgeziertes Kreuz ſetzen; daſſelbe ward aber vom Pöbel beſchmuzt und endlich zerſchlagen. Abraham von Frankenberg, einer der Hauptanhänger Böhms, giebt uns von dem merkwürdigen Manne folgende Schilderung: „Seine äußere Leibesgeſtalt war verfallen und von ſchlechtem Anſehn, kleiner Statur, niedriger Stirn, erhabenen Schläfen, etwas gekrümmter Naſe, grauen und faſt himmelbläulich glänzenden Augen, kurzem, dünnen Barte, kleinlautender Stimme, doch aber holdſeliger Rede, züchtig in Geberden, beſcheiden in Worten, demüthig im Wandel, geduldig im Leiden und ſanftmüthig von Herzen.“ Er ſtarb im November des Jahres 1624.

Seine Schriften erhielten wie die Schriften Weigels, ja noch mehr als dieſe, einen zahlreichen Anhang von Verehrern; man nannte ihn ſchlechthin den deutſchen Philoſophen (Philosophus teutonicus); aber auch an Gegnern fehlte es nie. Bis auf die neueſten Zeiten herab finden wir die Urtheile über ihn ſehr getheilt. Als der Eifer der Orthodoxen nachließ, fielen die Männer der Aufklärungsperiode eben ſo unbarmherzig über ihn her. Aber trotz der Verketzerungen von beiden Seiten, hatte Böhm unter Hohen und Niedern, unter Gelehrten und Ungelehrten ſeinen Anhang. Während hier in einem abgelegenen Bergdorfe eine ſtille Separatiſtengemeinde beim nächtlichen Schein der Lampe um das vererbte Familienexemplar der Böhmiſchen Schriften in aller Andacht ſich verſammelt, erklärt dort ein begeiſterter Jünger der neuern philoſophiſchen Schule vom Katheder her, daß von dem großen Plato bis zu Meiſter Hegel herab keiner würdig ſei, des tiefſinnigen Schuſters Schuhriemen zu löſen. Aber nicht Myſtiker und Naturphiloſophen allein verkündeten eifrig ſein Lob. Soll doch auch Lichtenberg, der keins von beiden war, Böhm für den größten deutſchen Schriftſteller erklärt haben *) rückſichtlich der

*) Siehe Menzel VI. S. 25.

Kraft und Lebendigkeit seines Stils, wogegen dann freilich wieder ein andrer Gelehrter, der in der deutschen Sprachlehre längere Zeit als Autorität galt, Adelung, dem „Pechritter," wie er ihn verächtlich nennt *), die einzige Ehre anthat, daß er ihm in der Geschichte der menschlichen Narrheit eine der ersten Stellen einräumte.

Indem unsere Aufgabe nicht erheischt, zu zeigen, wie weit Jacob Böhm die Philosophie und die Sprache an sich gefördert, so verzichten wir auch darauf, ihm die Stellung anzuweisen, die er in der Entwicklungsgeschichte dieser Wissenschaften einnimmt. Wir haben bloß seine Bedeutsamkeit für die Geschichte der religiösen Entwicklung des deutschen Volkes, so wie seine Bedeutsamkeit für die Geschichte des Protestantismus überhaupt zu erwägen, und dabei werden wir die möglichste Unparteilichkeit zu beobachten suchen.

Ehe wir noch dem Inhalte der Böhmischen Lehre näher treten, muß sich uns schon das als eine erfreuliche Wahrnehmung herausstellen, daß der Mysticismus der damaligen Zeit bei allen Verirrungen, die ihm anhaften mochten, doch einen hohen Grad von Duldsamkeit erblicken läßt, der Intoleranz der Zeit gegenüber. Mag es auch sein, daß gedrückte Parteien oft nur so lange die Duldsamkeit predigen, bis sie selbst die Unduldsamkeit gegen Andersdenkende ausüben können, so kann ich mir doch nicht wohl denken, daß der Mysticismus, wie er sich in den Schriften eines Weigel und Böhm ausspricht, je unduldsam gegen andere geworden wäre, er hätte sich denn selbst verleugnen müssen. Eben das Bekenntniß, daß die Sache der Religion nichts Aeußerliches sei, daß sie sich somit auch nicht mit äußrer Gewalt erzwingen lasse, mußte jeden Versuch fern halten, durch Gewaltsmittel auf die Ueberzeugung anderer wirken zu wollen. Es giebt freilich außer dieser groben Unduldsamkeit noch eine feinere, eine Unduldsamkeit des Herzens, die zwar nicht zu Feuer und Schwert greift, die aber im Stillen gegen die Andersdenkenden das Urtheil der ewigen Verdammniß ausspricht und ihnen durch ihr ganzes Betragen zu erkennen giebt, daß sie die Irrenden für verloren

*) Adelung a. a. O. S. 225.

halte. In einen ſolchen geiſtlichen Hochmuth verfielen allerdings manche Myſtiker; doch glaube ich, daß Böhm ſeiner Anlage nach auch davon ferne war, wenn er auch hie und da in ſeinen Urtheilen über Andere ſich zu weit führen ließ. Geſetzt daher auch, er ſei in vielen Dingen ein Schwärmer geweſen, ſo ſchwärmte er auf ſeinen Kopf, und dieſe gutmüthige Schwärmerei iſt gar ſehr zu unterſcheiden von dem ungeiſtlichen Eifer des Fanatismus, der in Ermanglung der innern Kraft und Befriedigung nach außen wüthet. Auch in dieſer praktiſchen Beziehung bildete der Myſticismus einen wohlthätigen Gegenſatz ſowohl gegen die päpſtliche Kirche der damaligen Zeit, als auch gegen die lutheriſche und reformirte Orthodoxie, wie wir ſie in den frühern Stunden kennen gelernt haben. Es mag Ihnen daher zu einem nicht geringen Vergnügen gereichen, einige Aeußerungen Böhms über die Gewiſſensfreiheit zu vernehmen, die uns Zeugniß geben von ſeiner ächt proteſtantiſchen Geſinnung in dieſem ſo wichtigen Puncte.

„O ihr blinden Menſchen *), laſſet ab vom Zanke und vergießet nicht unſchuldig Blut, und verwüſtet darum nicht Land und Städte nach des Teufels Willen und Gutdünken; ſondern ziehet an den Helm des Friedens und gürtet euch mit Liebe gegeneinander und braucht euch der Sanftmuth. Laſſet ab von Hoffart und Geize, mißgönne keiner dem andern ſeine Geſtalt, laſſet euch das Zornfeuer nicht anzünden, ſondern lebet in Sanftmuth, Keuſchheit, Freundlichkeit und Reinigkeit: ſo ſeid und lebet ihr alle in Gott.“

An einem andern Orte **):

„Darum iſt es ein Unbilliges, daß die Welt alſo tobet, ſchändet und ſchmähet, ſo ſich die Gaben Gottes in dem Menſchen ungleich erzeigen, und nicht alle einerlei Erkenntniß haben. Was kann ihm ein Menſch nehmen, ſo es nicht in ihm erboren wird, welches doch nicht in menſchlicher Wahl ſtehet, wie er's begehret; ſondern wie ſein Himmel in ihm iſt, alſo wird auch Gott in ihm offenbar: denn Gott iſt nicht ein Gott der Zerſtörung in der Geburt, ſondern ein Erleuchter und Anzünder, und hat eine jede

*) Von den Principien des göttlichen Weſens Cap. 9. §. 16. vgl. Umbreit über Jacob Böhm. S. 33.

**) Theoſ. Sendbriefe, ſiehe Umbreit S. 37.

Creatur ihr eigen Centrum in ſich, ſie lebe gleich in Gottes Heiligkeit oder in Gottes Zorn; Gott will aber in allen Creaturen offenbar ſein *)."

Wieder an einem andern Orte **):

„Wo man zum Schwert, zu Feuer und Verwüſtung von Land und Leuten greift, da iſt kein Chriſtus, ſondern des Vaters Zorn, und der Teufel iſt Aufblaſer. Denn das Reich Chriſti läſſet ſich nicht alſo finden, ſondern in der Kraft, wie das Exempel der Apoſtel Chriſti ausweiſet, welche nicht Rache lehrten, ſondern ließen ſich verfolgen und beteten zu Gott; der gab ihnen Zeichen und große Wunder, daß die Völker haufenweis zufielen; alſo wuchs die Kirche Chriſti mächtig, daß ſie faſt die Erde beſchattete. Nun, wer iſt dann der Verwüſter derſelben? Siehe, thue die Augen recht auf, es iſt am Tage, und muß an Tag kommen, denn Gott will's haben um der Lilien willen; das iſt der Gelehrten Hoffart." —

„Spricht auch ***) ein Kraut, Blume, Baum zum andern: „du biſt ſauer und dunkel, ich mag nicht neben dir ſtehen?" Haben ſie nicht alle eine Mutter, daraus ſie wachſen, alſo auch alle Seelen aus Einer, alle Menſchen aus Einem? Warum rühmen wir uns Kinder Gottes, ſo wir doch unverſtändiger ſind als die Blumen und das Kraut auf dem Felde? Iſt's nicht auch alſo mit uns, daß Gott ſeine Weisheit in uns offenbaret? Gleichwie er die Tinctur der Verborgenheit in der Erde durch die Erde mit ſchönen Gewächſen offenbaret, alſo auch in uns Menſchen; wir ſollen uns vielmehr darüber erfreuen und uns herzlich lieben, daß Gott ſeine Weisheit in uns ſo vielfältig offenbaret. Der aber richtet und verdammet auf dem gottloſen Wege, welcher nur in Hoffart lauft, ſich ſehen zu laſſen, der iſt der Treiber zu Babel, ein drehend Rad, das nur Zank aufbläſet."

Abermals an einem Orte †);

„Ich habe mit den Kindern Gottes wegen ihrer ungleichen Gabe keinen Zank; ich kann ſie in mir alle einigen, ich gehe mit

---

*) Dieß galt ihm auch von Juden und Heiden, ſ. Umbreit S. 34.
**) Von den drei Principien Cap. 26. Umbreit S. 41.
***) Siehe Umbreit S. 50. (aus eben der Schrift).
†) Theoſ. Sendbriefe 12. Bf. §. 43. Umbreit S. 51.

ihnen nur aufs Centrum, ſo habe ich die Probam aller Dinge. (Merken wir's uns, aufs Centrum, auf den innerſten Grund des Menſchen ſollen wir dringen, wenn es gilt, ihren Glauben zu beurtheilen, aufs Centrum, das iſt die Proba aller Dinge!")

Ferner *):

„Träget doch eine Biene aus vielen Blumen Honig zuſammen; ob manche Blume gleich beſſer wäre, als die andere, was fraget die Biene darnach? Sie nimmt, was ihr dienet; ſollte ſie darum ihren Stachel in die Blumen ſtechen, ſo ſie des Saftes nicht möchte, wie der verächtliche Menſch thut? Man ſtreitet um die Hülſen, und den edeln Saft, der zum Leben dient, läſſet man ſtehen."

„Liebe Herrn und Brüder **), laſſet uns Chriſto die Ehre geben, und uns untereinander freundlich mit züchtigen Worten und Unterweiſung begegnen; thue einer dem andern ſeine Gaben in brüderlichem Willen dar: denn es ſind mancherlei Erkenntniß und Auslegungen; ſo ſie nur aus dem Sinne Chriſti gehen, ſo ſtehen ſie alle in einem Grunde."

„Wir ſollen uns wegen der ungleichen Gaben nicht verfolgen, ſondern vielmehr in der Liebe untereinander erfreuen, daß Gottes Weisheit ſo unausſchöpflich iſt, und denken auf das Künftige, wie uns ſo wohl geſchehen ſoll, wenn alle dieſe Wiſſenheit wird aus einer und in einer Seelen offenbar werden, daß wir alle Gottes Gaben erkennen und unſere Freude aneinander haben werden, und ſich jeder des Andern Gabe erfreuen wird, wie die ſchönen Blumen in ihren unterſchiedlichen Farben und Tugenden auf der Erden nebeneinander in einer Mutter ſich erfreuen."

Dieſe Stellen, welche ſich in der That auf einem damals noch von Ketzerblut getränkten Boden als liebliche Blumen ausnehmen und aus den zornigen Wolken eines verdüſterten theologiſchen Himmels als freundliche Sterne leuchten, mögen uns wohl einiges Zutrauen geben, der Lehre des Mannes einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken; und wenn wir denn auch unter ſeinen Gaben hie und da etwas finden werden, das uns weniger an-

*) Aus eben dieſen Briefen b. Umbreit S. 56.
**) Von der Gnadenwahl Cap. 13. Umbreit S. 59.

ſpricht, ſo wollen wir auch hier ſeine Mahnung nicht vergeſſen — „auf das Centrum zu dringen.“

Daß Jacob Böhm auf das äußere Gerüſte der theologiſchen Gelehrſamkeit wenig Werth legen mußte, weil er eben darin eine Quelle der Intoleranz ſah, können wir ihm bei den traurigen Erfahrungen, die er an den Orthodoxen ſeiner Zeit gemacht hatte, nicht verdenken, wenn er auch bisweilen, wie die meiſten, die durch die Kraft des eignen Genie's ſich emporgehoben haben, die Bedeutung der Wiſſenſchaft zu tief herabſetzen mochte. Damit hing auch der geringe Werth zuſammen, den er überhaupt auf den Buchſtaben legte, weßhalb er, ähnlich wie Schwenkfeld, Weigel u. a. Myſtiker, gleichfalls das innere Wort über das äußere ſtellte und ſich gelegentlich ſehr derb über die ausdrückte, welche meinten, aus Büchern, und wäre es auch aus dem Bibelbuche ſelbſt, die Gottſeligkeit erlernen zu können. „Es iſt nicht genug,“ ſagt er*), „daß du alle Bücher auswendig lerneſt, und wann du Jahr und Tag ſtündeſt, und läſeſt alle Schriften und könnteſt gleich die Bibel auswendig, ſo biſt du damit nichts beſſer vor Gott, als ein Säuhirte, der dieſe Zeit die Säue gehütet hat, oder ein armer Gefangener in der Finſterniß, der des Tages Licht dieſer Zeit nicht geſehen hat.“

An einem andern Orte**) heißt es:

„Ob nun zwar die Vernunft***) nur ſchreiet: Schrift und Buchſtaben her! ſo iſt doch der äußere Buchſtabe allein nicht genug zu der Erkenntniß; wiewohl er der Anleiter des Grundes iſt; es muß auch der lebendige Buchſtabe, welcher Gottes ſelbſtſtändiges ausgeſprochenes Wort und Weſen iſt, in der Leiterin des ausgeſprochenen Wortes im Menſchen ſelber eröffnet und geleſen werden, in welchem der heilige Geiſt der Leſer und Offenbarer ſelber iſt.“

Aehnlich wie Weigel, ſo unterſcheidet auch Böhm überall das hiſtoriſche Chriſtenthum von dem innern; und das erſtere hat nur Bedeutung, wenn es im letztern ſich wiederholt. „Das

*) Vom dreifachen Leben des Menſchen Cap. 7. Umbreit S. 53.
**) Von der Geburt und Bezeichnung aller Weſen. Umbreit S. 66.
***) Unter Vernunft kann Böhm hier nicht das ſpeculative Vermögen verſtehen, ſondern (wie aus dem Zuſammenhang hervorgeht) die todte, mechaniſche Gelehrſamkeit, den verſtändigen Poſitivismus.

Reich Christi," sagt er *), „wuchs nicht allein in der Kraft, sondern meistentheils in der Historien...., und als nun die historische Christenheit neben den rechten Christen wuchs, so stund das Scepter allein bei den Gelehrten, die erhoben sich und machten sich mächtig, und der Einfältige gab ihnen alles recht." — In seinem Eifer gegen dieses bloße historische Aneignen des Christenthums und gegen den Autoritätsglauben läßt er sich dann allerdings zu harten Behauptungen hinreißen, die nicht immer zu der von ihm gepriesenen Duldsamkeit stimmten, und mit dem Ausdruck „Larvenpfaffen, Baalspfaffen," womit er die Diener der sichtbaren Kirche bezeichnete, und wobei er freilich zunächst Männer wie den Hauptpastor Richter im Auge haben mochte, mußte er auch manchen würdigen Mann kränken und seine Wirksamkeit über die Gebür herabsetzen. So verkannte er z. B. ganz die weise Beschränkung des menschlichen Fürwitzes von Seiten gewissenhafter und bescheidener Theologen, welche dem Grübelgeist damit Einhalt thaten, daß sie behaupteten, Gottes Wesen sei unergründlich. Er sah darin nur strafbare Trägheit und Dumpfheit des Geistes. „Unsere Theologi" sagt er**), „legen sich mit Händen und Füßen dawider, ja mit ganzem Vermögen, mit Verfolgung und Schmähen, daß man nicht soll forschen vom tiefen Grunde, was Gott sei, man soll nicht in die Gottheit grübeln und forschen. So ich soll deutsch davon reden, was ist's aber? Ein Koth und Unflath ist es, daß man den Teufel verdecket und die inficirte Bosheit des Teufels im Menschen zudecket, daß man beides, den Teufel, den Zorn Gottes und die unartige böse Bestia im Menschen nicht kenne." Allein Böhm verwechselt hier offenbar, wie alle Mystiker und speculativen Köpfe seiner Art, die eigentliche praktische Gotteserkenntniß, wie sie uns durch Schrift und Gewissen gegeben ist und wie sie allein zur Erkenntniß des Heils frommt, mit jenem neugierigen Wissen um des Wissens willen, das den Menschen so oft statt in die rechte Demuth des Geistes zu einem anmaßlichen Hochmuthe führt. Dieser Mangel an Bescheidenheit und ächter Philosophie führte ihn grade in der Lehre von Gott auf ähnliche Irrthümer, wie wir sie schon bei Paracelsus und Weigel kennen

*) Von den drei Principien Cap. 26. Umbreit S. 42. und 43.
**) Von den Principien des göttlichen Wesens Cap. 3. Umbreit S. 63.

gelernt haben; d. h. auch er ſtreifte an den Pantheismus, indem er (was ihm immerhin als Verdienſt mag angerechnet werden) einer todten, mechaniſchen Auffaſſung der göttlichen Dinge gegenüber eine tiefere und lebendigere Anſicht zu begründen ſich beſtrebte.

Der gewöhnlichen Anſicht, nämlich welche Gott außer der Welt, hoch über den Sternen ſucht, ſetzte Böhm überall die Anſicht entgegen, welche Gott im Innern wiederfindet, und dieſer Gott in uns war ihm die Hauptſache. Hören wir ihn ſelbſt *).

„Du darfſt nicht ſagen: wo iſt Gott? Höre du blinder Menſch, du lebeſt in Gott, und Gott iſt in dir, und ſo du heilig lebeſt, ſo biſt du ſelber Gott; wo du nur hinſieheſt, da iſt Gott.“ Die Worte: „ſo biſt du ſelber Gott,“ ſind nun allerdings der Mißdeutung fähig, und wir merken es wohl, wie gar nöthig bei aller Achtung vor der myſtiſchen Tiefe Böhms die Behutſamkeit in der Würdigung ſeiner Schriften ſei. — Weiter fährt er fort: „Wann du die Tiefe zwiſchen Sternen und Erden anſieheſt, wollteſt du ſagen: Das iſt nicht Gott, oder hie iſt nicht Gott? O du armer verderbter Menſch, laß dich unterweiſen; denn in der Tiefe über der Erden, da du nichts ſieheſt und erkenneſt und ſprichſt: Da iſt nichts — daſelbſt iſt gleichwohl der Lichtheilige Gott in ſeiner Dreifaltigkeit, und wird allda erboren, wie in dem hohen Himmel über dieſer Welt.“

An einer andern Stelle heißt es **):

„Gott iſt im Himmel, und der Himmel iſt im Menſchen, will aber der Menſch im Himmel ſein, ſo muß der Himmel im Menſchen offenbar werden.“

Und wieder an einem andern Orte ***):

„So wir nun wollen unſer Gemüth erheben und forſchen nach dem Himmel, da Gott innen wohnet, ſo können wir nicht ſagen, daß Gott allein über den Sternen wohnet, und alſo eine Veſte um ſich habe geſchloſſen, da niemand hinein käme, es würde ihm denn aufgethan, welcher Gedanke die Menſchen faſt narret; oder aber auch können wir nicht ſagen, wie etliche vermeinen, Gott der Vater mit dem Sohne ſei alſo im obern eingeſperrten Himmel

*) Aurora Cap. 22. §. 46.
**) Theoſ. Sendbfe. 12. Bf. Umbreit S. 57.
***) Von den drei Principien Cap. 7. Umbreit S. 72.

mit den Engeln, und regiere also allhier in dieser Welt nur mit dem heiligen Geist, welcher vom Vater und Sohne ausgeht. Diese Gedanken alle haben noch keine rechte Erkenntniß von Gott, denn also wäre Gott zertheilet und wäre umfaßlich gleich der Sonnen, welche hoch über uns schwebet, und ihre Kraft und Licht zu uns schießt, daß also die ganze Tiefe licht wird und überall wirket*)." —

Wir haben vorhin eine Stelle angeführt, in welcher Böhm den Menschen selbst Gott nennt, wenn er vom göttlichen Leben durchdrungen ist. An andern Stellen sucht er jedoch diesem Mißverstand zu begegnen und sich vor dem Vorwurf des Pantheismus oder der Gleichstellung von Gott und Creatur zu reinigen**).

„Man muß allezeit, sagt er, die Menschheit und die Gottheit unterscheiden und den menschlichen Willen von Gottes Willen..... Wir sind wohl seine lieben Kinder, aber aus dem Etwas gezeugt...; greife ein jeder in seinen Busen und schaue sich doch, was er sei, und denke ja nicht, daß er Gott gleich sei oder Gott selber sei: eine Offenbarung Gottes sind wir wohl, als das Instrument seiner Harmonie, wir sind seine Pfeife, dadurch er pfeifet." — Man muß sich überhaupt hüten (so scheint es mir wenigstens), eine durchgehende Consequenz in den Schriften der Mystiker zu suchen. Eben weil sie die Worte nicht abwägen und häufig der Bilder sich bedienen, begegnet es ihnen auch, daß sie in einen Ausdruck bald mehr bald weniger hineinlegen. Alles ist auf den unmittelbaren Eindruck, auf Phantasie und Gefühl berechnet, daher das Schlagende, das Ueberraschende ihrer Behauptungen, das oft grade durch den scheinbaren Widerspruch einen Reiz für den forschenden Geist in sich schließt, weiter zu dringen und den Widerspruch zu heben. — Zu allen Zeiten hat diese glühende, flackernde und aufblitzende Schreibart, wie sie auch heute wieder bei Vielen zur Mode werden will, ihre Liebhaber gefunden, wie ja auch die verwöhnten Gaumen die gewürzte Speise der einfachen Leibeskost vorziehen. Aber wie man nach einiger Sättigung von jener gerne wieder zu dieser zurückkehrt, so dürfte auch in den An-

*) Vgl. auch 177 Fragen von göttlicher Offenbarung, Umbreit S. 77.
**) Von dem Irrthum der Secten Stiefels und Meths, bei Umbreit S. 81. 82.

gelegenheiten des Geistes die klare, besonnene Sprache, wenn sie nur mit dem rechten Ausdruck des Gefühls begleitet ist, auf die Länge einen reichern und sicherern Segen stiften. Dieß soll uns aber nicht abhalten, das Gute zu erkennen, das die Mystik zu ihrer Zeit gewirkt hat, um so mehr, da durch sie vorzüglich die Bahn gebrochen wurde, auf welcher wir dann auch wieder eine besonnenere Gotteslehre mit dem Leuchter des Heils und der Palme des Friedens werden einherwandeln sehen.

Sechszehnte Vorlesung.

Noch etwas über Böhm und seine Schriften. Johann Arnd und das wahre Christenthum.

Es bleibt uns in der heutigen Stunde noch einiges von der Lehre Jacob Böhms zu betrachten übrig, mit dessen Persönlichkeit wir uns in der vorigen bekannt gemacht haben. Es würde uns zu weit führen, einen vollständigen Abriß seines mystischen Systems zu geben, manches darin würde uns auch unverständlich sein, und ich traue mir weder das Geschick zu, noch maße ich mir den Beruf an, der Deuter der gehelmen Zeichen zu werden, mit denen er an dem einen Orte seine tiefern Geistesblicke, an dem andern wieder seine wunderlichen Träume und Einfälle auf eine vielleicht ihm selbst nicht immer verständliche Weise kundgab. Wir können seine physikalischen Irrthümer, seine fabelhaften Naturbilder, seine paracelsischen Phantasiesprünge in das Geisterreich, seine metallischen und astronomischen Berechnungen mit dem ganzen wunderlichen Apparate derselben ruhig bei Seite liegen lassen, und uns allein an das halten, was mit dem christlichen Leben überhaupt und der protestantischen Theologie der damaligen Zeit insbesondere in genauerer Verbindung steht. In dieser Beziehung haben wir bereits in der vorigen Stunde einen Mann an ihm kennen gelernt, der durch seine freisinnigen Ideen über die Verschiedenheit der re-

ligiösen Denkweise und durch die daraus herfließende Duldsamkeit sich über die meisten seiner Zeitgenossen erhob und von dieser Seite dem Protestantismus Ehre machte. Auch darin hat er sich uns des protestantischen Geistes würdig gezeigt, daß er jede äußere Autorität von sich wies und über den bloßen Buchstaben zur geistigen Auffassung der Glaubenswahrheiten sich zu erheben strebte.

Von der andern Seite freilich durften wir uns auch die Gefahr nicht verhüllen, in die er bei diesem Streben gerieth, weil er, bei dem Mangel an Bildung und Anleitung, eines sichern Führers entbehrte und so bisweilen im Vertrauen auf den kühnen Flug seines Geistes zu Aeußerungen gelangte, von denen er sich selbst wieder in andern Momenten zurückwandte. So haben ihn Viele des Pantheismus, d. h. einer Gleichstellung von Gott und Natur beschuldigt, wodurch der Schöpfer in die Creatur hinabgezogen und seine persönliche Selbstständigkeit gefährdet wird. Wir haben aber gesehen, wie er sich gegen diesen Vorwurf zu verwahren wußte, und wir dürfen auch wirklich nicht glauben, daß es je seine Absicht war, den Unterschied von Gott und Welt ohne Weiteres aufzuheben; vielmehr wollte er — und das mit Recht — den lebendigen Gott nicht aus seiner Schöpfung verbannen, er wollte ihn nicht, wie den Künstler, der außer seinem Werke steht, nur von oben herab müßig zusehn lassen, ohne lebendig in den Geschöpfen zu wirken. Diese letztere Vorstellung ist in der That eine todte Vorstellung von Gott, so verbreitet sie auch ist*), und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn die, welche ihr huldigen, sogleich mit dem Vorwurf des Pantheismus bei der Hand sind, sobald jemand Gott auch in der Welt sucht und nicht bloß über ihr. In den Augen dieser Nüchternen und Beschränkten wäre auch der Apostel Paulus ein Pantheist gewesen, wenn er sagt: „In ihm leben, weben und sind wir," und der Apostel Johannes, wenn er spricht: „Wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm."

Das Richtige, wozu auch die Bibel uns anleitet, ist aber das, daß wir beides anerkennen, ein höchstes Wesen, das selbstständig über der Welt waltet (so weit in geistigen und göttlichen

*) Man nennt sie im Gegensatz gegen die pantheistische die deistische.

Dingen von einem „Ueber" die Rede sein kann), das aber auch wieder in der Welt sich lebendig offenbart, und eben so wohl aus dem Thautropfen und dem Blumenkelche zu uns redet, als aus dem Sternenhimmel. Eben so ist es im Geistigen und Sittlichen. Es ist ein höchster, selbstständiger Wille über uns, der sich uns als der heilige Wille des obersten Gesetzgebers und Richters ankündigt, und der im geschriebenen Worte und in der Geschichte der Menschheit zu uns redet. Aber derselbe Gott, der über uns waltet, unsre Schicksale regiert, und von außenher uns seinen Willen kundgiebt, derselbe wohnt auch in uns, und wir haben (auch nach den Aussprüchen der Schrift) Theil an seinem Wesen: „denn wir sind göttlichen Geschlechts."

Wenn nun dem Mysticismus ein Vorwurf gemacht werden soll, so ist es allerdings der, daß die Mystiker einseitig nur den Gott, der in uns ist, herausheben und darüber die andere Seite vernachlässigen. Für unser religiöses und sittliches Leben sind aber beide Betrachtungsweisen wichtig. Das einemal ist es der Abstand zwischen Gott und uns, der uns zur demüthigen Anbetung seines Wesens führt; das andremal ist es das Gefühl der Verwandtschaft mit ihm, das uns in einem edeln Stolz über uns selbst, über die Beschränktheit unseres endlichen Seins erhebt und uns Vertrauen einflößt in den Sieg des Geistes über das Fleisch, der ewigen Idee über die zeitliche Form derselben.

Mit der Frage über das Verhältniß Gottes zur Welt hängt eine andere alte Frage zusammen, mit der sich die Weisen aller Jahrhunderte, mit der sich aber besonders auch die Gnostiker in der frühern Zeit des Christenthums, die Mystiker in der spätern Zeit beschäftigten, und die der menschliche Geist noch nie vollkommen aufs Reine gebracht hat, ich meine die Frage nach dem Ursprung des Bösen, des Mangelhaften und Unvollkommnen in der Welt. Gott selbst zum Urheber des Bösen zu machen, widerspricht unserm Gefühl, und deutlich genug erinnert uns fortwährend unser Gewissen an die eigne Schuld des Menschen. Aber freilich wirft dann der Verstand wieder die Frage auf, wie Gott es zulassen konnte, daß der von ihm recht geschaffene Mensch in die Sünde fallen konnte? und daraus entsteht allerlei Verlegenheit. Will man die Schuld auf ein anderes böses Wesen außer uns, etwa

auf den Teufel werfen, so schiebt man die Frage nur weiter hinaus, indem es dann wieder unbegreiflich ist, wie Gott den Teufel fallen lassen konnte, da er zuvor ein Engel des Lichts war? Und so treibt man sich am Ende immer in einem Cirkel herum.

Das biblische Christenthum läßt sich in diese Fragen nicht ein. Es versichert dem Menschen, daß von Gott, als dem Urquell alles Guten, bei welchem kein Wechsel ist des Lichts und der Finsterniß, nur gute Gaben kommen, daß er, selbst unversuchbar zum Bösen, auch kein Versucher zum Bösen sei, sondern daß der Mensch versucht werde durch die eigne Lust. (Jac. 1, 13. 14.) Es versichert uns, daß der Inbegriff der Schöpfung an sich gut sei und nur in Uebel sich verkehre durch den Mißbrauch, daß aber denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. (Röm. 8, 28.) Es lehrt uns im Glauben über die Unvollkommenheiten dieser Welt uns erheben, indem es uns deutlich versichert, daß alle Trübsale dieser Welt nicht werth seien der Herrlichkeit, die einst an uns soll offenbar werden. Mit Christus, der die Welt überwunden und der unsterbliches Wesen ans Dasein gebracht hat durch sein Evangelium, soll der Christ das Böse in der Welt gleichfalls überwinden lernen und schon hier den Sieg feiern über Tod und Hölle.

Aber mit diesen einfachen praktischen Wahrheiten begnügte sich die menschliche Weisheit nicht, die immer wieder nach den entfernten und letzten Ursachen zu fragen sich erkühnte, statt die nächste Ursache durch Anwendung der dazu geeigneten, von Gott selbst uns dargebotnen Mittel aus dem Wege zu räumen. So geriethen schon die Manichäer in den ältesten Zeiten des Christenthums auf den Gedanken, daß neben Gott, als dem guten Grundwesen, sich noch ein anderes böses Grundwesen befinde, und daß sich so zwei einander entgegengesetzte feindliche Mächte die Herrschaft der Welt streitig machen. Sie erwogen aber nicht, daß durch die Annahme eines bösen Grundwesens die Allmacht Gottes beschränkt, ja seine Einheit aufgehoben wird, indem dadurch gleichsam zwei Götter entstehen, ein böser und ein guter Gott, wovon einer die Schranke des andern ist. Der manichäische Irrthum wurde von der Kirche verworfen, aber von mehrern Secten des Mittelalters

wieder erneuert, und auch späterhin waren es nicht selten die Mystiker, welche diese Zwieheit der Principien wieder aufgriffen.

Auch Jacob Böhm ist nicht ferne von dieser Ansicht. Indem er die Welt betrachtet, findet er in ihr einen ewigen Widerstreit der Kräfte, der durch alles sich hindurchzieht, durch die lebloſe Natur, wie durch die belebte, durch die Menschenwelt, wie durch das Geisterreich, und der nur an den äußersten Grenzen des Lichtreichs und des Reiches der Finsterniß sich bricht.

„Es ist nichts in der Natur," sagt er*), „da nicht Gutes und Böses innen ist, es wallet und lebet alles in diesem zwiefachen Trieb, es sei was es wolle, ausgenommen die heiligen Engel und die grimmigen Teufel; denn dieselben sind entschieden." Diesen Gegensatz des Lichts und der Finsterniß, des Süßen und des Sauren, der Milde und des Grimmes erklärt er sich nun durch verschiedene Mischung der Qualitäten und durch den Einfluß der Gestirne. Alle diese Gegensätze ruhen vereint in Gott. Auch das Böse ist ursprünglich in Gott, aber nicht als ein Böses; es wird erst böse durch den Abfall. So ist in Gott**) die „bittere Qualität" auch vorhanden, wie die süße, aber nicht auf Art und Weise, wie im Menschen die Galle. In ihm ist die Quelle des Zorns, aber der Zorn Gottes ist als göttlicher Ernst und Strenge, nicht als menschlicher Zorn zu fassen. Daß im göttlichen Leben schon die Gegensätze zu finden seien, die auch in der Welt auseinander treten, das weist Böhm, zwar nicht ohne Scharfsinn, aber auch nicht ohne Willkür an der christlichen Lehre von der Dreieinigkeit des göttlichen Wesens nach. In Gott dem Vater offenbart sich das Ernste und Strenge, im Sohn das Freundliche und Liebliche, und der Geist ist es, in welchem der Gegensatz beider sich wieder ausgleicht. Aber auch an dieser philosophischen Deutung der Dreiheit des göttlichen Wesens, in der man schwerlich die einfach biblische Lehre von Vater, Sohn und Geist wieder finden wird, genügt ihm nicht; sondern er führt seine Ideen noch weiter hindurch durch die mystische Siebenzahl von „Quellgeistern," die aus Gottes Wesen hervorquillen und von denen die verschiedenen „Qualitäten" ausfließen u. s. w., mit welchen Theorien

*) Aurora Cap. 2. §. 5. (S. 30.).
**) Ebend. §. 40.

er immer weiter über das in der Bibel Geoffenbarte hinausschreitet und so auch immer mehr von der praktischen Wahrheit der heilsamen Gotteslehre sich entfernt.

Besonders beschäftigt ihn der Abfall des bösen Geistes, den er als den König Lucifer bezeichnet. Auch hierin wagt sich Böhm auf ein weites Gebiet der Speculation hinaus. Was ist aber das Resultat davon, als daß er das böse Grundwesen aus dem Wesen Gottes sich hervorarbeiten und gleichsam einen Gott wider den andern streiten läßt; und mit diesem unerquicklichen Streite soll das Räthsel der Entstehung einer sichtbaren Welt, das Räthsel der Schöpfung gelöst sein? — Wen überfiele nicht ein unheimliches Gefühl, wenn er sich nach der mystischen Weltansicht Böhms die Schöpfung nicht mehr als ein Werk des guten Gottes allein, sondern als ein Product des Kampfes zwischen den guten und dem bösen Grundwesen denken soll? „Wenn du ansiehest die Sonne und die Sterne," sagt Böhm*), „so mußt du nicht denken, das ist der heilige und reine Gott..., sondern sie sind ie angezündete strenge Geburt seines Leibes, da Liebe und Zorn miteinander ringet." Ja, die Sterne sind ihm eben daraus entstanden, daß der Teufel das Haus Gottes angezündet hat, sie sind der Abglanz jenes Zornfeuers Gottes, das bis ans Ende der Welt glüht und die himmlischen Körper in unruhiger Bewegung umherwälzt. Eben so ist alles Bittere, alles Finstere, Kalte, alles Scharfe, Schroffe und Harte in der Natur, alles Giftige und Ekle eine Ausgeburt des Satan. — Schlangen, Kröten, Fliegen u. s. w. gehören dem dämonischen Reiche an. Donner, Blitz und Hagel sind höllische Gewalten. — Wie sehr durch eine solche mehr phantastische, als gemüthliche Naturbetrachtung die christliche Weltansicht getrübt und die Stimmung des Herzens verdüstert werde, ist leicht zu ersehen. Der Christ soll ja den Blick freudig zu den Sternen erheben, er soll auch im Ungewitter den Vater erkennen, der alles zum Besten lenkt, und kein Geschöpf soll er als ein unreines verachten, denn „die Erde ist des Herrn und was darin ist."

Wenden wir uns von dieser Schattenseite des Böhmischen

*) Aurora Cap. 24. §. 64. Vgl. Baur, Gnosis S. 578.

Mysticismus ab, und lassen wir ihn dagegen in seiner dichterischen Sprache uns das Leben der Engel beschreiben, was er wenigstens uns mit ebenso lieblichen Farben zu malen versteht, als er das Reich des Satan mit schwarzen Tinten aufträgt*). „Wem soll ich nun die Engel vergleichen? Den kleinen Kindern will ich sie recht vergleichen, die im Maien, wenn die schönen Röslein blühn, miteinander in die schönen Blümlein gehen und pflücken derselben ab, und machen feine Kränzlein daraus, und tragen die in ihren Händen und freuen sich und reden immerdar von der mancherlei Gestalt der schönen Blumen... und wenn sie heimkommen, so zeigen sie dieselben den Eltern und freuen sich, darob dann die Eltern gleich eine Freude an den Kindern haben, und sich mit ihnen freuen. Also thun auch die heiligen Engel im Himmel, die nehmen einander bei den Händen und spazieren in dem schönen Himmels-Maien, und reden von den lieblichen und schönen Gewächsen in der himmlischen Pomp (Herrlichkeit) und essen der holdselige Früchte Gottes und brauchen der schönen Himmelsblümlein zu ihrem Spiel, und machen ihnen schöne Kränzlein und freuen sich in dem schönen Maien Gottes. Da ist nichts denn ein herzlich Lieben, eine sanfte Liebe, ein freundlich Gespräch, ein holdselig Bewohnen, da einer immer seine Lust an dem andern siehet und den andern ehret. Sie wissen von keiner Bosheit oder List oder Betrug, sondern die göttlichen Früchte und Lieblichkeit sind ihnen alles gemein; einer mag sie gebrauchen, wie der andere; da ist keine Mißgunst, kein Widerwille, sondern ihre Herzen sind in Liebe verbunden. Daran hat nun die Gottheit ihr höchstes Wohlgefallen, wie die Eltern an den Kindern, daß sich ihre lieben Kinder im Himmel also freundlich und wohl gebährden; denn die Gottheit in sich selbst spielet auch also, ein Quellgeist in dem andern." — Gewiß verdient diese Stelle auch rücksichtlich der Sprache ihre Beachtung, indem sich uns in ihr die poetische Seite Böhms neben der speculativen auf eine so vortheilhafte Weise darstellt, daß wir uns fast mehr zu jener, als zu dieser hingezogen fühlen*). Doch lassen Sie

*) Aurora Cap. 12. §. 31.

**) In dieser Hinsicht kann ich nur den Wunsch unterstützen, den der tiefe Gemüthsdichter Gustav Schwab (in der Rec. von Wullen, Heidelb. Jahrb. Dec. 1836) ausgesprochen hat, daß uns bald, ohne Rück-

uns ſein Syſtem noch etwas weiter verfolgen. Wenn die Engel bloß das Gute, die Teufel bloß das Böſe darſtellen, ſo iſt dagegen in dem Menſchen fortwährend derſelbe Kampf des Guten und des Böſen, der in der ganzen Schöpfung iſt; und hier zeigt nun Böhm, wie die Aufgabe des Menſchen eben darin beſtehe, ſich loszuwinden aus der blinden Gewalt der Natur und mit dem göttlichen Lebensgeiſte ſich zu einen. Auch hierüber drückt er ſich in Bildern aus. Das göttliche Ebenbild im Menſchen vergleicht er einer reinen Jungfrau, und bringt damit die Erlöſung durch Chriſtum, als den Sohn der Jungfrau, in Verbindung. — Wir wiſſen ſchon aus der vorigen Stunde, wie wenig Böhm auf das bloße hiſtoriſche Chriſtenthum hielt, wenn daſſelbe nur als eine äußerliche Thatſache gefaßt und nicht als eine ewig ſich wiederholende innere Geſchichte der menſchlichen Zuſtände begriffen wird*). Noch immer muß ſomit Chriſtus in uns geboren werden durch die Jungfrau, noch immer in uns ſterben, noch immer in uns auferſtehen und ſeine Himmelfahrt noch immer in uns vorgehn. Hierin ſchließt er ſich ganz an Weigel, und widerſetzt ſich eben ſo ſtreng als dieſer allen denen, welche auf die einmal geſchehene Erlöſung durch Chriſtum ſich verlaſſend, keiner innerlichen Buße mehr zu bedürfen glauben.“ Die gleißneriſche Babel**) (ſo nennt er nicht etwa bloß die katholiſche, ſondern auch die damalige lutheriſche Kirche) lehret jetzt, unſere Werke verdienen nichts, Chriſtus habe uns vom Tode und der Höllen erlöſet, wir müſſen's nur glauben, ſo werden wir gerecht. Höre, Babel, der Knecht, der ſeines Herrn Willen weiß, und ihn nicht thut, ſoll viel Streiche leiden. Ein Wiſſen ohne Thun iſt eben als ein Feuer, das da glimmet und kann vor Näſſe nicht brennen. Willt du, daß dein göttlich Glaubensfeuer brennen ſoll, ſo mußt du daſſelbe aufblaſen, und aus des Teufels und der Welt Näſſe ausziehen, du mußt

---

ſicht auf Böhms Syſtem, eine poetiſche Blumenleſe aus ſeinen Werken möchte gegeben werden, indem die Ausbeute vielleicht (ja gewiß!) noch reicher ſein würde, als die philoſophiſchen Ergebniſſe ſeines Syſtems. „Vielen würde dieß einen Genuß bereiten, denen Böhme's Abſtractionen unzugänglich ſind, ſeine Bilder aber Labſal und Geiſtesnahrung wären.“

*) Daß von da nur noch ein Schritt ſei zu der neuerlich viel beſprochenen mythiſchen Auffaſſung des Lebens Jeſu, leuchtet ein.

**) Von der Menſchwerdung Jeſu Chriſti, 2. Th. Cap. 7. §. 15. Vgl. Umbreit S. 51.

ins Leben Christi eingehen; willt du sein Kind werden, so mußt du in sein Haus eingehen und sein Werk treiben, oder du bist draußen und ein Heuchler, der den Namen Gottes unnütz führet; anders lehrest du, anders thust du, und bezeugest also, daß Gottes Urtheil recht über dich sei. Oder was hat Gott für Gefallen an deinem Wissen, da du ein Schalk bleibest? Meinest du, er nehme deine Heuchelei an, daß du zu ihm schreiest: Herr gieb mir einen starken Glauben an das Verdienst deines Sohnes Christi, daß ich's von Herzen glaube, daß er für meine Sünde hat genug gethan! — Meinest du, das sei genug? o höre, nein! du mußt in Christi Leiden und Sterben eingehen und aus seinem Tode anders geboren werden, du mußt ein Glied mit und in ihm werden; du mußt den alten Adam stets kreuzigen und immer an Christi Kreuz hängen und mußt ein gehorsam Kind werden, das immer höret, was der Vater saget, und immer dasselbe wollen gerne thun. Ins Thun mußt du eingehen, sonst bist du eine Larve ohne Leben, du mußt mit Gott gute Werke der Liebe gegen deinen Nächsten wirken, deinen Glauben stets üben, und immer bereit sein zur Stimme des Herrn, wenn er dich heißet aus dem alten Pelz heimgehen in das reine Kleid. Siehe, ob du gleich auf diesen Weg trittst, so wirst du dennoch Schwachheit genug und viel zu viel an dir fühlen, du wirst noch zu viel Böses wirken*); denn wir haben einen bösen Gast in uns zur Herberge; es gilt nicht nur trösten, sondern wider denselben kämpfen, streiten, ihn stets tödten und überwinden; er ist ohne das immer zu stark und will das Oberregiment haben. — Christus hat wohl für uns und in uns den Tod zerbrochen und die Bahn in Gott gemacht; was hilft mich's aber, daß ich mich des tröste, und solches lerne wissen, bleibe aber im finstern Zorn verschlossen liegen, an der Ketten des Teufels gefangen. Ich muß in dieselbe Bahn eingehen, und in derselben Straße wandeln, als ein Pilgrim, der aus dem Tode ins Leben wandelt.

An einem andern Orte sagt er**):

„Der Mantel mit dem Leiden und der Genugthuung Christi,

*) In der That schließt der rechte Tugendeifer niemals die Demuth aus, was die einseitigen Glaubenseifrer bedenken sollten.

**) Theos. Sendbriefe 12. Bf. §. 61—64. Umbreit S. 56.

den man jetzt dem Menschen umdecket, wird manchem zum Strick und hölliſchen Feuer werden, daß man ſich alſo nur will mit Chriſti Genugthuung kitzeln und den Schalk anbehalten."

Die Wiedergeburt war Jacob Böhm das Höchſte im Chriſtenthum; ein geheiligtes, geläutertes, mit Gott verſöhntes Gemüth, das ging ihm über alles, und darin hatte auch vor allem jene Duldſamkeit ihren Grund, die wir in der vorigen Stunde an ihm gerühmt haben.

„Nicht allein um die Wiſſenſchaft zanken (ſollen wir)*), ſondern ein neuer Menſch werden, der in Gerechtigkeit und Heiligkeit in Gott lebe. Man muß den Schalk austreiben und Chriſtum anziehen, alsdann ſind wir in Chriſto, und mit Chriſto in ſeinen Tod begraben, und ſtehen mit Chriſto auf und leben ewig in ihm. Was ſoll ich dann lang um das zanken, das ich ſelber bin?"

„Man findet**) die neue Wiedergeburt und den edeln Stein nicht im Streite, auch in keiner weiſen Vernunft; du mußt alles, was in dieſer Welt iſt, es ſei hochglitzend, wie es wolle, fahren laſſen und in dich ſelber eingehen und nur deine Sünde, in der du gefangen biſt, zuſammen auf einen Haufen raffen und in die Barmherzigkeit Gottes werfen und zu Gott fliehen, und den um Verzeihung bitten und um Erleuchtung ſeines Geiſtes."

„Nicht lange disputiren, nur Ernſt; denn der Himmel muß zerſpringen, und die Hölle erzittern, und es geſchieht auch."

Somit hätten wir die hauptſächlichſten Gedanken Böhms, ſo weit ſie das chriſtlich religiöſe Leben betreffen, in wenigen Zügen kennen gelernt, und es bleibt uns nur noch übrig, die bisherigen zerſtreuten Urtheile, die wir uns über ihn gebildet haben mögen, in eins zuſammenzufaſſen.

Es konnte nicht meine Abſicht ſein, das Studium dieſes Mannes und ſeiner Schriften in dem Grade wieder erwecken zu wollen, wie Einige durch übertriebene Lobpreiſung ſeiner Geiſtestiefe und ſeiner Ideenfülle es zu beabſichtigen ſcheinen. In dieſem Falle würde ich eher ſtatt der Auszüge auf ihn ſelbſt gewieſen haben. Ich bin aber überzeugt, daß ein zuſammenhängendes

*) Ebend. Umbr. S. 56. 57.
**) Vom dreifachen Leben Cap. 7. Umbr. S. 55.

Studium der Werke Böhms nur dem von einigem Genuß und Gewinn ſein kann, der in die Geſchichte der Philoſophie und der Sprache tiefer eingeweiht, und mit der nöthigen Schärfe des Geiſtes ausgerüſtet iſt, das Wahre vom Falſchen zu ſcheiden. Noch viel weniger kann ich mir daher denken, daß durch die Verbreitung dieſer und ähnlicher Schriften für ächte Volksbildung, wie unſre Zeit ſie bedarf, etwas Gedeihliches gewonnen werden könnte. Dazu ſind andere, verſtändlichere und, ich darf wohl ſagen, beſſere Schriften vorhanden. So wenig ich aber die Böhmiſche Theoſophie unbedingt empfehlen möchte, weil neben der Erbauung, die ſie ſtiften mag, auch viele Unklarheit und eine falſche Neugierde auf Koſten des praktiſchen Chriſtenthums befördert wird, eben ſo wenig und noch weniger kann ich mich dem Urtheil derer anſchließen, welche über den Schuſter von Görlitz hochmüthig ihre Achſeln zucken und ihn mit ſeinem ganzen Anhang ins Tollhaus verweiſen. Wer wird dieß auch nach dem bisher Mitgetheilten noch thun wollen, ohne ſich einer offenbaren Sünde ſchuldig zu machen? Gewiß, Böhm hatte einen tiefen Geiſt und ein reiches, Gott-inniges Gemüth. Sein Chriſtenthum war ein lebendiges, ſein Wandel ein reiner, und ſchon deßhalb nimmt er eine nicht geringe Stellung in der Geſchichte des religiöſen Denkens und Lebens ein, zumal in einer Zeit, die ſo viel dürres Geſtrüppe auf dem theologiſchen Boden aufſproſſen ließ. Aber mit ſeiner ganzen Erſcheinung gehört er doch mehr eben dieſer ſeiner Zeit an, und kann nur aus ihr ganz begriffen werden. Somit bedürfte das Meiſte von dem, was er uns hinterlaſſen, einer Entkleidung und Sichtung, wenn es den Geſchmack der jetzigen Zeit befriedigen und dem Geiſt unter allen Verhältniſſen eine bleibende Nahrung geben ſollte. Eine ſolche zeitgemäße Bearbeitung ſeiner und ähnlicher Schriften zum Behufe der chriſtlichen Erbauung könnte allerdings Segen ſtiften, wenn ſie mit dem rechten Sinn, mit dem rechten Takt und Geſchick unternommen würde. Es müßte dabei das bloß Speculative, das Problematiſche vermieden und nur das herausgehoben werden, was unmittelbarer Ausdruck des frommen Gefühls und Ergebniß der innern Erfahrung iſt.

Wir verlaſſen nunmehr das eigentliche Gebiet der Myſtik, und ſehen uns nach andern Erſcheinungen in der proteſtantiſchen

Kirche um, welche zwar mit den eben betrachteten einige Verwandtschaft haben, doch aber nicht ganz derselben Kategorie angehören.

Der Uebergang von der mystischen Theologie zu einer lebendigen und erbaulichen Religionslehre ist ein fast unmerklicher, und die Grenze zwischen beiden läßt sich schwer bestimmen. Schon in den Zeiten vor der Reformation kann man jedoch die eigentlichen Mystiker, wie Tauler, Suso, Rusbroch unterscheiden von einem Thomas a Kempis, der sich zwar noch in manchen Dingen an die Sprache der Mystiker anschließt, aber doch mehr das Praktische, als das Beschauliche heraushebt. Unter diese erbaulichen, vorzüglich auf das fromme Leben dringenden Schriftsteller, die man zum Unterschiede von den Mystikern besser Asketen nennt, rechnen wir im 17. Jahrhundert vor allen Arnd und Scriver, zwei Männer, deren Werke noch bis auf den heutigen Tag als Erbauungsbücher in manchem christlichen Hauswesen sich erhalten haben, und deren Verdienst um die Menschheit nur der verkennen wird, dem das Höchste der Menschenbestimmung ein Fremdes geblieben. Da Scrivers Wirksamkeit größtentheils in die Zeiten nach dem 30jährigen Krieg fällt, so werden wir uns in unsrer Periode auf Johann Arnd beschränken müssen, dessen Bücher vom wahren Christenthum, wenn auch nicht ihrem Inhalt, doch ihrem Namen nach gewiß allen von Ihnen bekannt sind.

Johann Arnd*) wurde am Tage Johannis des Evangelisten 1555 zu Ballenstädt im Fürstenthum Anhalt geboren, wo sein Vater Jacob Arnd Hofprediger war. Die günstigsten Verhältnisse schienen auf die Ausbildung seines religiösen Sinnes wirken zu wollen, denn nicht nur waren Vater und Mutter selbst durch hohe Frömmigkeit ausgezeichnet, sondern auch das Leben am anhaltischen Hofe war im Vergleich mit dem Hofleben jener Zeiten ein musterhaftes zu nennen. Ja, der Fürst Wolfgang von Anhalt

*) Vgl. Freheri Theatrum viror. eruditione claror. p. 409. Arnold, Kirchen- und Ketzerhistor. I. II. Iselin, hist. Lex. Pahl über Johann Arnd, in Tzschirners Memorabilien, 3. Bds. 1. Stück. (Leipzig 1812). Schröckhs Kirchengesch. seit der Ref. IV. 451 ff. Horn, Gesch. der Poesie und Beredsamkeit der Deutschen I. S. 144 ff. Eine zusammenhängende Biographie ist mir nicht bekannt. Wie sehr wäre der Mann ihrer würdig!

verwaltete damals noch in der Mitte der Seinigen bisweilen das Amt des Predigers auf ächt patriarchalische Weise. Aber dieser günstige Himmel verdunkelte sich bald. Arnd verlor seinen Vater frühe, schon im achten Jahre, und es begann für ihn eine harte, auch durch körperliche Krankheiten erschwerte Zeit. Wie Luther, so nährte auch Arnd seinen Geist schon frühe an den Schriften der Mystiker, eines heiligen Bernhard, eines Johann Tauler, Thomas a Kempis und dem Büchlein von der deutschen Theologie. Immer mehr entwickelte sich in ihm die Vorliebe für geistliche Studien, weßhalb er denn auch den anfänglichen Vorsatz, sich der Heilkunde zu widmen, aufgab und sich der Theologie zuwandte. In einem Alter von 21 Jahren und in den folgenden bezog er mehrere der damals berühmtesten Hochschulen, unter andern auch Basel, wo er sich auch nach vollendeten Studien noch einige Zeit aufhielt, indem er einem polnischen Edelmann Privatunterricht ertheilte. Arnd war in seiner Jugend öfter in Lebensgefahr; so auch während seines Aufenthaltes in Basel, wo er einst beim Baden im Rheine fast ertrunken wäre, wenn ihm nicht ein herbeieilender Student zu Hülfe gekommen wäre.

Er bekleidete in der Folge mehrere Predigerstellen, und auch er wurde in den Streit hineingezogen, der damals die Kirche bewegte. Arnd war ein entschiedener Anhänger der lutherischen Lehre, und wir dürfen nicht glauben, daß er nur aus Anbequemung sich an die Augsburgische Confession, ja sogar an die Concordienformel angeschlossen habe, sondern gewiß that er beides mit voller Ueberzeugung. So gewiß nämlich viele der damaligen Theologen aus bloßer Streitsucht den Gegensatz gegen die Calvinisten auf die Spitze trieben, so viel Antheil auch die Politik und andre Menschlichkeiten an jenen Zänkereien hatten, so gut läßt sich auch denken, daß manche wohlgesinnte Gemüther aus treuer Anhänglichkeit an den Lehrbegriff ihrer Kirche mit in die Streitigkeiten verflochten wurden und vielleicht auf gewisse Bestimmungen einen größern Werth legten, als nöthig war, wobei ihr Verstand zwar in einem Irrthum befangen, aber ihr Herz rein sein konnte. Genug, Arnd wurde seiner entschiednen Anhänglichkeit an das Lutherthum wegen, namentlich darum, weil er den Exorcismus bei der Taufe nicht unterlassen wollte, von einer Pfarrstelle vertrie-

ben*), die er in Paderborn bekleidet hatte, und begab ſich darauf 1590 nach Quedlinburg, wo er 9 Jahre als Prediger an der St. Nicolauskirche diente. Hier erwarb er ſich eine ſo große Liebe, daß, als er 1599 einen Ruf nach Braunſchweig erhielt, die Bürger ſich faſt mit Gewalt widerſetzten und die Kirche zu ſchließen drohten, wenn er die Abſchiedspredigt halten wolle. Nur mit der größten Mühe gelang es ihm, nach langem Widerſtreben der Aebtiſſin, der Obrigkeit und der Gemeinde, ſeinen Zweck zu erreichen**). — In Braunſchweig ward ihm abermals das Leben durch Streitigkeiten verbittert. Später, vom Jahr 1608 an finden wir ihn in Eisleben (der Geburtsſtadt Luthers) wieder, endlich vom Jahr 1614 ***) an als Superintendent zu Celle. Mehrere vortheilhafte Rufe, die noch weiter an ihn ergingen, ſchlug er nunmehr ſtandhaft aus. Sein Name war ſo gefeiert, daß nicht nur viele hohe und gelehrte Perſonen mit ihm in Briefwechſel ſtanden, ſondern auch manchen eine Reiſe von 70 Meilen nicht zu groß war, um den frommen Mann von Angeſicht zu ſehen und mit ihm über die Angelegenheiten des eignen Herzens und des Reiches Gottes ſich zu unterhalten. Scheuet ja auch der Wandrer in der Wüſte den weiten Weg nicht, der ihn über die öden Steppen hin zur Quelle leitet. Eine ſolche Quelle des Lebens aber floß aus dem Schatze ſeines Gemüthes zu einer Zeit, da die Kirchenlehre ſo oft zur öden Wüſte vertrocknet ſchien.

Den 3. Mai des Jahres 1621 hielt Arnd ſeine letzte Predigt über den Text: „Die mit Thränen ſäen, werden mit Freuden erndten.“ (Pſ. 126.) Als er nach Hauſe zurückkehrte, ſagte er ſeiner Gattin: „Heute habe ich meine Leichenrede gehalten.“ Wirklich fühlte er von da eine zunehmende Schwäche ſeines Körpers, und ſchon den 11. Mai erfolgte ſeine Auflöſung. Seine letzten Worte waren: „Ich habe überwunden.“ Und in der That konnte der fromme Mann ſein Sterben ein Ueberwinden nennen; denn an vielfachen Anfechtungen und Geduldsprüfungen hatte es ihm nie gefehlt. So ſtreng auch Arnd der lutheriſchen Rechtgläubigkeit ergeben war, ſo konnte er es doch den übertriebenen Eifrern

*) Nach Horn war es der Bilderſtreitigkeit wegen.
**) Horn S. 145.
***) Nach Andern von 1611.

der Partei nicht zu Danke machen. Schon das, daß er das Streiten um Glaubensſätze nicht zur Hauptſache ſeines Strebens und Wirkens machte und daß er die Myſtiker achtete, wenn er auch nicht alles an ihnen guthieß, zog ihm vielfache Verdächtigungen zu, und noch nach ſeinem Tode wurde er mit Paracelſus, Weigel und Böhm in eine Linie geſtellt, obwohl ſich jedem Unbefangenen der Unterſchied zwiſchen ſeiner Lehre und der der eigentlichen Myſtiker dargeben mußte. — Nicht nur aber für einen Myſtiker und Fanatiker, auch für einen Schwarzkünſtler hielten ihn Einige und redeten ihm nach, er verſtehe die Kunſt, Gold zu machen. Und wirklich verſtand Arnd dieſe Kunſt. Nicht nur im geiſtigen Sinne ſchied er das reine Gold der Lehre von den Schlacken der Menſchenſatzung, ſondern auch mit irdiſchen Gaben wußte er auf eine Weiſe hauszuhalten, die ihm bei einem dürftigen Einkommen noch immer genug übrig ließ, den Armen Gutes zu thun. So warf er das Beichtgeld, das er empfing, jedesmal in den Armenkaſten, und dieß war es, was ihn ins Geſchrei brachte, er könne Gold machen und beſitze den Stein der Weiſen *).

Von Arnds religiöſen Schriften haben die ſchon genannten vier Bücher vom wahren Chriſtenthum den ausgebreitetſten Ruf erhalten; ſie ſind faſt in alle neuern Sprachen, ſelbſt ins Malabariſche überſetzt worden. Nächſt ihnen iſt das Paradiesgärtlein am bekannteſten, eine Art von Gebetbuch, in welchem das eigentlich Erbauliche noch mehr vor dem Belehrenden vorherrſcht, und ſo auch die myſtiſche Sprache noch auffallender als in den Büchern vom wahren Chriſtenthum ſich vernehmen läßt. Schon der Titel Paradiesgärtlein, wie auch die ähnlichen Titel einiger ſeiner andern Schriften, als: „Geiſtliches Brotkörblein," „Haus- und Herzkirch" u. ſ. w. erinnern an den Geſchmack der Zeit und an die Vorliebe der Myſtiker zu bildlichen Ausdrücken. Man würde aber Unrecht thun, durch dieſe Aeußerlichkeit ſich von der nähern Bekanntſchaft mit ſolchen Schriften abſchrecken zu laſſen. Vielmehr hoffe ich, manchen unter Ihnen einen Dienſt zu erweiſen, wenn ich auch aus Arnds Schriften Ihnen einige Proben mittheile. — Allerdings wiederholen ſich bei

*) Siehe Iſelin a. a. O.

ihm gewiſſe Gedanken, die wir ſchon bei Weigel und Böhm, ja ſogar ſolche, die wir bei Paracelſus gefunden haben, wie denn überhaupt das Gepräge einer Zeit nicht ſobald ſich verwiſcht; aber wenn wir bei jenen die wahrhaft erbaulichen und fruchtbaren Gedanken aus einem Schwall von naturphiloſophiſchen und myſtiſchen Formeln herausleſen mußten, ſo kommen uns bei Arnd dieſe freundlichen Kinder ſeines Geiſtes wie von ſelbſt entgegen und leiten, ohne alle Umwege durch den myſtiſchen Irrgarten mit uns einzuſchlagen, ſogleich auf die rechte Spur, die zu dem Tempel einer geläuterten Andacht führt, an welchem die myſtiſchen Verzierungen höchſtens nur als Arabesken angebracht ſind. Abgeſtreift iſt von der Frucht die wunderliche Hülle, und der Kern liegt offen da zu jedermanns Genuß.

Auch Arnd ſtellt, wie Weigel und Böhm, das lebendige Aneignen des chriſtlichen Geiſtes überall voran, und dringt ſomit auf die geiſtige Wiedergeburt. Ohne dieſe gilt auch ihm die äußere Rechtgläubigkeit eben ſo wenig als die äußere Werkheiligkeit, und auch die heilige Schrift und die heilige Geſchichte ſind ihm nur die Mittel, wodurch das innere Leben geweckt werden ſoll. Ohne dieſe Wirkung bleibt ihre Kenntniß fruchtlos.

„Aus Gott geboren ſein," ſagt der Verfaſſer des wahren Chriſtenthums mit einer Beredſamkeit, die aus ſelbſteigener Erfahrung ſtammt*), „aus Gott geboren ſein iſt wahrlich kein Schattenwerk, ſondern ein rechtes Lebenswerk. Gott wird nicht eine todte Frucht, ein lebloſes und kraftloſes Werk gebären, ſondern aus dem lebendigen Gott muß ja ein lebendiger Menſch geboren werden. Und unſer Glaube iſt unſer Sieg, der die Welt überwindet. Was nun überwinden ſoll, das muß eine mächtige Kraft ſein; ſoll der Glaube der Sieg ſein über die Welt, ſo muß er eine lebendige, obſiegende, thätige, wirkliche, göttliche Kraft ſein; ja Chriſtus muß es alles thun durch den Glauben."

„Es hat Gott **)," ſo ſpricht er ſich ferner aus über den Gebrauch der Bibel, „es hat Gott die heilige Schrift nicht darum offenbart, daß ſie auswendig auf dem Papier als ein todter Buchſtabe ſoll ſtehen bleiben, ſondern ſie ſoll in uns lebendig werden

*) Buch I. S. 25. (nach der Straßb. Ausg. v. 1626).
**) S. 28. Ebend.

im Geiſt und Glauben, und ſoll ein ganzer innerlicher neuer Menſch daraus werden, oder die Schrift iſt uns nichts nütze. Es muß alles im Menſchen geſchehen durch Chriſtum, im Geiſt und Glauben, was die Schrift äußerlich lehrt. So findeſt du in der Geſchichte Kains und Abels das, was in dir iſt, nämlich den alten und neuen Menſchen mit allen ihren Werken. Dieſe beide ſind in dir wider einander; denn Kain will immer den Abel unterdrücken und erwürgen. Was iſt das anders, denn der Streit zwiſchen dem Fleiſch und Geiſt, und die Feindſchaft des Schlangenſamens und des Weibesſamens? Die Sündfluth muß in dir geſchehen und die böſe Unart des Fleiſches erſäufen; der gläubige Noah muß in dir erhalten werden; Gott muß einen neuen Bund mit dir machen und du mit ihm; das verworrene Babel muß in dir nicht aufgebaut werden mit ſeiner Pracht. Du mußt mit Abraham ausgehen von aller deiner Freundſchaft, alles laſſen, auch deinen Leib und (dein) Leben, und allein in dem Willen Gottes wandeln, auf daß du den Segen erlangeſt, ins gelobte Land und ins Reich Gottes kommeſt. — Du mußt mit Abraham ſtreiten wider die 5 Könige, die in dir ſind, nämlich Fleiſch, Welt, Tod, Teufel und Sünde. Du mußt mit Lot aus Sodom und Gomorrha gehen, d. i. das ungöttliche Leben der Welt verleugnen u. ſ. w."

Auf ähnliche Weiſe redet er vom N. T. Auch hier muß alles, was ſich äußerlich mit Chriſto ereignete, ſich innerlich wiederholen.

„Wie Chriſtus durch den heiligen Geiſt im Glauben von Maria leiblich empfangen und geboren, alſo muß er in mir geiſtlich empfangen und geboren werden, er muß in mir geiſtlich wachſen und zunehmen.... Ich muß mit ſeiner Taufe getauft werden, mit ihm ſterben und auferſtehen... denn: wer mit Chriſto nicht will der Sünde abſterben, dem iſt ſein Tod nichts nütze, und wer nicht will mit Chriſto von Sünden auferſtehen, dem iſt ſeine Auferſtehung nichts nütze. Wer nicht im himmliſchen Weſen und Leben will wandeln, dem iſt Chriſti Himmelfahrt nichts nütze*)."

„Chriſtus ſelbſt, der lebendige, iſt das Buch, in dem wir leſen, woraus wir lernen ſollen**)."

*) Buch I. S. 43.
**) Ebend. S. 89.

Auch die Wunder Jesu deutete Arnd allegorisch, wie schon vor ihm manche Kirchenväter, z. B. Origenes, ja wie selbst Luther gethan hatte, obwohl alle diese deßhalb nicht die Thatsachen selbst in Abrede stellten. So muß Christus die geistig Blinden sehend, die geistig Erlahmten stark und gesund machen und die geistig Todten vom Tode erwecken (Ebend. S. 31.). —

Während die blinden Streiter der damaligen Zeit so häufig Glauben und Werke auseinanderrissen, zeichneten sich die besonnenen und frommen Theologen, zu welchen Arnd gehörte, eben dadurch aus, daß sie das neue Leben, welches die christliche Heilslehre fordert, als ein unzertrennliches Ganze faßten. Auch Arnd ging vom Verderben der menschlichen Natur aus und schlug alle die Ansprüche nieder, welche die menschliche Selbstgefälligkeit zu machen pflegt. Die größten und herrlichsten Gaben sind ihm nichts, wenn sie nicht mit einer frommen Gesinnung gepaart sind, und wie Paracelsus, so sucht auch er in den äußern Kunstfertigkeiten nichts anders, als die natürlichen Triebe, die wir mit den Thieren und den übrigen Geschöpfen gemein haben, wenn sie nicht durch Religion geadelt sind.

„Gleich wie eine Blume, wenn sie noch so schön ist von Farbe, von Geruch und Geschmack und aber ein verborgenes Gift drin steckt (wie man derselben etliche findet), so ist doch ihre schöne Farbe, Geruch und süßer Geschmack dem Menschen nicht allein nichts nütze, sondern auch hochschädlich. Also ein Mensch, wenn er noch so schöne Gaben hat, und wenn's englische Gaben wären, und ist voll Hoffarth, eigner Ehre und Liebe, so sind dieselben nicht allein nichts nütze, sondern auch hochschädlich, denn alles was gut sein soll, das muß lauter und rein aus Gott gehen, und aus Gott kommen und sich in Gott enden; hat's einen andern Ursprung und Ende, so kann's nicht gut sein, denn Gott ist der Ursprung alles Guten. Ja, wenn der allerbegabteste Mensch nicht in täglicher Buße lebt und in Christo erneuert wird, der Welt absagt und alle dem, das er hat an Gaben, sich selbst verläugnet, sich selbst haßt und lauter und bloß an Gottes Gnade hängt, wie ein Kind an der Mutter Brust, so kann er nicht selig werden, sondern wird mit aller Kunst verdammt *)."

*) Vgl. Buch I. S. 171. u. 176.

Von dieſem erhabenen Standpunkte aus hatte ihm auch die ſogenannte Tugend keinen Werth, wenn ſie nicht aus der innigſten Liebe zu Gott hervorging, weßhalb er auch einen Unterſchied zwiſchen der chriſtlichen und heidniſchen Tugend machte, wie er von den meiſten Theologen ſeiner Zeit gemacht wurde (Ebend. S. 145.). Aber ſo wenig Werth er auf die äußere Tugend ſetzte, eben ſo wenig Werth ſetzte er in einen bloß äußern, im trocknen Wiſſen beſtehenden Glauben.

„Der Glaube," ſagt er (Ebend. S. 112.), „iſt kein bloßes Wiſſen, ſondern eine fröhliche, freudige, lebendige Zuverſicht, dadurch ich Gottes Allmacht an mir kräftiglich und tröſtlich empfinde, wie er mich hält und trägt, wie ich in ihm lebe, webe und bin, daß ich auch ſeine Liebe und Barmherzigkeit an ihm fühle und empfinde." Daß ein ſolcher Glaube nicht ohne Werke bleiben könne, verſteht ſich von ſelbſt."

„Aus dieſem immer grünenden, lebendigen Geiſt Gottes müſſen herfürblühen die chriſtlichen Tugenden, daß der Gerechte grünet wie ein Palmbaum, und wächſet wie ein Ceder auf dem Libanon, die der Herr gepflanzt hat" (Ebend. S. 121.).

Die Grundkraft aller chriſtlichen Tugenden iſt die Liebe. Das erkannte Arnd mit einer lebendigen Ueberzeugung, und im Loben und Preiſen dieſer Liebe und ihrer unendlichen Macht iſt er unerſchöpflich.

„Wenn es ein Menſch recht bedenkt," ſagt er an einem Orte (Buch II. S. 154.), „ſo ſind wir in Gottes Liebe eingeſchloſſen, gleich wie wir alle unter dem Himmel eingeſchloſſen ſind, indem wir in Gott leben, weben und ſind; denn gleich wie ein Menſch nirgend hinlaufen kann, der Himmel iſt doch allenthalben um ihn, über ihm, unter ihm, zur Rechten, zur Linken, — alſo kann ein Menſch nirgend hinlaufen, die Liebe und Güte Gottes folget ihm doch nach, und rufet ihn durch alle Creaturen, ja durch ſein eigen Herz und Gewiſſen und ſpricht: „Du liebes Kind! wo willt du dann hinlaufen? wo willt du hinfliehen, da ich nicht wäre? Führeſt du gen Himmel, ſo bin ich da, führeſt du in die Hölle, ſo bin ich auch da. Nähmeſt du Flügel der Morgenröthe und bliebeſt am äußerſten Meer, ſo würde dich doch meine Hand daſelbſt finden. Darum komme zu mir, erkenne

meine Liebe und Gnade, damit ich dir in allen meinen Creaturen begegne."

„Die Liebe," sagt er ferner (Buch I. S. 144.), „ist das Gesetz der Natur, aus welchem dem menschlichen Geschlecht alles Gute entsteht und ohne welche es vergehen müßte; denn alles, was dem Menschen Gutes geschieht, das quillet und entspringet aus der Liebe."

„Des Menschen Herz (Ebend. S. 153.) ist also von Gott geschaffen, daß es ohne Liebe nicht leben kann; es muß etwas lieben, es sei Gott oder die Welt oder sich selbst. Dieweil nun der Mensch etwas lieben muß, so soll er das Allerbeste lieb haben, welches ist Gott selbst, und soll diesen Affect, welchen Gott in das Herz gepflanzet und durch den heiligen Geist angezündet hat, Gott wieder geben und bitten, daß er seine Liebe je mehr und mehr anzünde; denn Gott liebet dich erst und entzündet deine Liebe mit seiner Liebe; liebest du ihn aber wieder, so wirst du von ihm geliebt werden."

„Behalte die Wurzel der Liebe allzeit in dir durch den Glauben, so mag nichts denn Gutes aus dir gehen, und du wirst anfangen, die Gebote Gottes zu erfüllen, die alle in der Liebe beschlossen sind" (Ebend. S. 132.).

Man hat dem Mysticismus häufig vorgeworfen, daß er die geistliche Liebe zu einer Art von Gefühlsschwelgerei hat ausarten lassen, und es fragt sich, ob Arnd nicht vielleicht hierin seiner Zeit nachgegeben und sich in dieser Beziehung an die Schattenseite des Mysticismus angeschlossen habe. In dem bisher Mitgetheilten ist uns nichts der Art begegnet. Allerdings aber kommen in seinem Buch vom wahren Christenthum, und noch mehr in dem Paradiesgärtlein Stellen vor, wo das Verhältniß der Seele zu ihrem Bräutigam unter denselben Bildern ausgeführt wird, deren die Mystik von jeher in ihrer Sprache sich bediente. Wir würden indessen auf der Oberfläche stehen bleiben, wenn wir nicht hinter diesen im Geschmack der Zeit übermalten Stellen den tiefern Goldgrund zu erkennen vermöchten, auf den sie aufgetragen sind. Jedenfalls begnügt sich Arnd nicht mit diesen poetischen Ergüssen des Gefühls, sondern überall wird der genaue Zusammenhang der innigsten Gottesliebe mit der thätigsten Menschenliebe nachgewiesen,

ſo wie auch wieder der innige Zuſammenhang dieſer mit allen chriſtlichen Tugenden, und eben dieß iſt es, was die Schriften Arnds vor denen der gewöhnlichen Myſtiker auszeichnet und ſie fürs Leben ſo überaus fruchtbar macht.

„Wie in Chriſto zuſammengefaßt iſt Gott und Menſch (ſagt Arnd) durch ein unauflösliches Band, alſo faſſet die Liebe Gottes in ſich die Liebe des Nächſten, und wie göttliche und menſchliche Natur nicht können getrennt werden, alſo auch Gottes und des Nächſten Liebe.“

„Darum hat auch Gott in der Schöpfung nicht mehr denn einen Menſchen geſchaffen, auf daß, weil alle Menſchen von einer Wurzel entſproſſen, ſie ſich auch deſto mehr untereinander liebten, als Zweiglein eines Baumes*).“

Und ſo läßt Arnd aus dieſer reinen Gottes- und Menſchenliebe alle Tugenden von ſelbſt hervorquellen. Er tritt zwar weniger in die einzelnen ſittlichen Lebensverhältniſſe ein, und moraliſirt wenig, wie dieß überhaupt nicht im Geiſte der asketiſchen Myſtik lag; aber wo er dieſe Verhältniſſe berührt, da zeigt er neben der religiöſen Tiefe auch überall Welt- und Menſchenkenntniß. So ſehr er auch mit der proteſtantiſchen Kirchenlehre den Menſchen für verdorben hält und untüchtig zum Guten, ſo beſtimmt redet er doch an verſchiedenen Stellen wieder von einem natürlichen Funken des Göttlichen im Menſchen, den die Gnade zur lichten Flamme anfache, und ſo weiß er auch bei allem Unterſchied, den er zwiſchen heidniſcher und chriſtlicher Tugend macht, die erſtere zu ſchätzen, wo ſie ihm begegnet. Dieſe moraliſche Fruchtbarkeit hat er mit Kempis gemein; nur hat er dieß als evangeliſcher Proteſtant vor ihm voraus, daß er nichts von jener klöſterlichen Art an ſich hat, wie wir bei Kempis ſie finden. — Folgende Regeln eines chriſtlichen Lebens, die er in ſeinem Buche aufſtellt, mögen hier noch an ihrer Stelle ſtehen**).

„Ob du gleich nicht alſo vollkommen leben kannſt, wie es Gottes Wort fordert, und wie du gern wollteſt, ſo ſollſt du es doch wünſchen; denn ſolche heilige Begierde gefällt Gott wohl, und Gott nimmt ſie an für die That; denn er ſiehet das Herz

*) Siehe Buch I. S. 158. u. 59.
**) Buch I. S. 228 ff.

und nicht die Werke; doch ſollſt du allezeit dein Fleiſch kreuzigen und nicht herrſchen laſſen."

„In allen Dingen, die du gedenkeſt, redeſt oder thuſt, ſiehe zu, daß du die Reinigkeit des Herzens bewahreſt, dich nicht verunreinigeſt mit hoffärtigen Gedanken, Worten und Werken, mit Zorn und dergleichen fleiſchlichen und teufliſchen Werken, denn dadurch wird dein Herz dem Satan aufgethan und Gott zugeſchloſſen."

„Die Freiheit deiner Seele befleiße dich zu erhalten, daß du dieſelbe nicht durch unordentliche Begierde des Zeitlichen zum Knecht und Leibeignen der irdiſchen Dinge macheſt; denn es iſt ja deine Seele edler, denn die ganze Welt; wie ſollteſt du denn dieſelbe den unedeln, nichtigen, zeitlichen Dingen unterwerfen und verkaufen, und dein Herz an das Nichtige hängen."

„Wenn dir Gott himmliſchen Troſt und Freude verleiht, ſo nimm dieſelben mit demüthigem Dank an. Entzieht dir aber Gott ſeinen Troſt, ſo wiſſe, daß die Tödtung des Fleiſches beſſer ſei, als die Freude des Geiſtes.... denn durch Trauern wird das Herz gebeſſert."

„Wenn du deinem lieben Gott nicht kannſt ſo große und viele Opfer bringen, Andacht, Gebet, Dankſagung, ſo bringe ihm, was du haſt und vermagſt, und dazu einen guten Willen und heilige Begierde, und wünſche, daß ihm dein Gottesdienſt wohlgefallen möge..... Bitte aber deinen Herrn Chriſtum Jeſum, daß er alle deine Opfer und Gaben wolle vollkommen machen mit ſeinem vollkommnen Opfer; denn in ihm iſt unſre Vollkommenheit, in uns iſt's Stückwerk.... Gleichwie ein bloßes elendes Kind, wenn's nackt und unſauber iſt, ſo iſt's unlieblich; aber wenn man's ſchmücket und weiß anzieht, ſo gefällt's einem gar wohl. Alſo iſt all dein Thun an ſich ſelbſt nichts, aber wenn's mit Chriſti Vollkommenheit geſchmückt wird, ſo gefallen alle deine Werke Gott wohl."

„Alle deine Feinde und Läſterer ſollſt du lernen mit Wohlthat und Gütigkeit überwinden und verſöhnen; denn mit Rachgier, Zorn und Widerſchalten gewinnt man keinen Feind; in der Tugend iſt der Sieg, nicht in dem Laſter.... Gleichwie kein Teufel den andern austreibt, ſo wird auch kein Laſter das andere ver-

treiben... Lasset euch nicht das Böse überwinden, sondern überwindet das Böse mit Gutem; das ist der Sieg."

„Wenn du siehest, daß ein Anderer von Gott eine Gabe hat, die du nicht hast, so neide ihn darum nicht und mißgönn' es ihm nicht, sondern freue dich des und danke Gott dafür."

„Die Sünde und das Laster in dem Menschen sollst du hassen als ein Werk des Teufels; aber nicht den Menschen selbst sollst du hassen, sondern dich über ihn erbarmen, daß solche Laster in ihm wohnen, und Gott für ihn bitten, wie der Herr Christus am Kreuz für die Uebelthäter gebeten hat."

„Ist dein Nächster gleich ein großer und schrecklicher Sünder, so gedenke nicht, daß du darum vor Gott besser seist; wer sich selbst dünkt, er stehe, mag wohl zusehn, daß er nicht falle."

Schon diese einzelnen abgebrochenen Sätze und Lebensregeln mögen beweisen, welcher gesunde Geist der christlichen Frömmigkeit in dem Buche weht. Kein Wunder, wenn das Volk begierig nach solcher Speise griff. Mochten immer die Schriftgelehrten ihren Bann dagegen schleudern, wie denn einer derselben (Lucas Osiander) das Buch vom wahren Christenthum ein „Buch aus der Hölle" nannte: es machte sich die Wahrheit von selber Bahn. Das verschriene Höllenbuch war in den Augen des Volkes sogar ein von Gott ausgezeichnetes Himmels- und Wunderbuch, von dem erzählt wurde, daß verschiedene Exemplare desselben bei verschiedenen Anlässen aus Feuers- und Wassersnoth wunderbar seien gerettet worden*).

Auch in neuern Zeiten fanden Arnds Schriften fortwährend einen Weg zu den Herzen einfach frommer Menschen, so daß sie noch heute in mancher alterthümlichen Familie zu der christlichen Hausbibliothek gehören, während die feiner gebildete Welt so oft an der viel dürftigern Speise, welche die modischen Andachtbücher ihr bieten, sich genügen läßt. Wie sollte sie es auch über sich bringen können, einen solchen alten Tröster**) zur Hand zu nehmen? Und gleich-

*) Siehe Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorie Theil II. B. 17. Cap. 6.

**) Man gebraucht das Wort so häufig im Spott; hat es nicht auch seine ernste Bedeutung?

wohl frage ich, zu was wohl ein höherer Grad von Bildung gehöre, eine schon zurecht gelegte, breitgetretene Rede sich nothdürftig anzueignen, oder sich in fernliegende Zeiten und Personen zu versetzen und auch unter dem, was weniger für unsere Zeit sich eignet, das Gute und ewig Wahre mit richtigem Takte herauszufinden? Ich will darum nicht unbedingt denen beistimmen, welche die christliche Andacht allein von diesen älteren Büchern und von der in ihnen herrschenden Form abhängig machen wollen; denn eine jede Zeit bringt aus dem bessern Schatz ihres Wesens Gutes hervor. Ja, was ich vorhin bei Böhm bemerkte, das muß ich auch bei Arnd wiederholen: ich glaube nicht, daß mit dem bloßen mechanischen Abdruck und der quantitativen Verbreitung solcher Schriften für das Reich Gottes das gewonnen wird, was Viele davon zu hoffen scheinen. Ich möchte sogar zu bedenken geben, ob nicht die Breite und Weitschweifigkeit des Ausdrucks, wie sie der damaligen Zeit eigen war, den Schwung der Andacht eher hemme, als fördere, abgesehen davon, daß sich doch auch in Arnd manche Stellen finden, die an einer gewissen Unklarheit leiden und neben der Erbauung auch Irrthum aufkommen lassen. Auch hier möchte ich einem zweckmäßigen Auszug den Vorzug geben. Aber das glaube ich verlangen zu dürfen, daß ein jeder, der auf wahre Bildung, ja der auch nur auf einige Kenntniß der Geschichte Anspruch machen will, mit dem Leben und den Leistungen der Männer, welche in Zeiten der Noth das geistige Leben ihres Volkes bewahrt und gefördert haben, eben so wohl bekannt werden soll, als mit denen, die Städte eroberten oder neue Erfindungen brachten in den äußerlichen Dingen; daher ich auch keiner Entschuldigung zu bedürfen glaube, wenn ich mich länger, als Sie vielleicht erwarteten und vermutheten, bei solchen Heroen des Glaubens aufgehalten habe. Wenn es aber je einer Rechtfertigung bedarf, so sei es mir erlaubt, Ihnen zum Schluß der heutigen Betrachtung noch eine Stelle anzuführen aus dem Werk eines Mannes, der die sogenannte Aufklärungsperiode des 18. Jahrhunderts herbeiführen half, und von dem sich also wohl nicht befürchten läßt, daß er mit einseitiger Vorliebe von diesem Zweig der Geschichte gehandelt habe. Thomas Abbt, in seinem berühmten Werke vom Verdienst, sagt in Beziehung auf die schrift-

ſtelleriſchen Verdienſte Folgendes*): „Ganz oben an ſtelle ich die Erbauungsſchriften, die mit einer wahren Salbung, d. h. nach dem Sinne der Religion zum Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft und zum Heil der Seelen, rührend für das Herz und einleuchtend auch für den gemeinſten Verſtand geſchrieben worden.... Von dieſer Art ſind die Schriften eines Arnd, eines Scriver und anderer. Dieſe Schriften lieſt der gemeine Mann, in dieſen erbaut er ſich. Sie und ſein Morgen- und Abendſegenbuch (worüber ſchon ſo oft und ſo unvernünftig geſpottet worden) haben dem Lande und dem Herrn gar häufig, ja vielleicht zu unzähligen Malen die wichtigſten Dienſte geleiſtet. Wenn der Fürſt oder ſeine Diener Bluthunde und Gelderpreſſer ſind, wenn ſie dem fleißigen Handwerker nicht nur ſeinen Sparpfennig, ſondern auch ſeinen Zehrpfennig wegnehmen, was hält ihn denn von der Verzweiflung zurück? und o! was bewahrt denn dieſe Menſchenquäler vor der gewaltthätigen Hand, die oft wie unſichtbar durch Wachen und Mauern durchgedrungen iſt? was vor dem tödtlichen Blei, das durch die Luft ziſchet, wo es weder Wälle noch Waffen mehr von der Bruſt des Wüthrichs abhalten? — nichts als die Gottesfurcht, die in das Herz des gedrückten Bürgers und des geplagten Bauern hineingepredigt worden. Der arme Städter, der arme Landmann, nimmt ein Familienbuch in die Hände, und tröſtet ſich in ſolchen trüben Tagen aus dem faßlichen und rührenden Vortrage des Lehrers mit der Ausſicht in ein ewiges Leben, mit der kurzen Dauer aller zeitlichen Leiden, und mit dem Verſprechen, daß er einen Vater im Himmel habe, der ihm in ſeinen Zuſagen beſſer Wort halten werde, als ſein meineidiger Landesvater. Sein Abendſegen, den er mit ſeinem ganzen Hauſe lieſt, beruhigt ihn mit dem Schutze Gottes, in den er ſich und alles, was ihm angehört, übergeben hat. Und indem er den Tag auch wieder mit dem Gebete anfängt, ſo kommt dadurch eine gewiſſe Ruhe in ſeine Leidenſchaften, eine gewiſſe Gelaſſenheit in ſein Thun, wodurch ſeine Nachbarn und ſeine Obern Sicherheit erhalten. Aber nicht nur Gelaſſenheit, auch Muth und Freudigkeit erwächſt dadurch bei ihm... O ihr Herrn Moraliſten, ſammt und ſonders,

*) S. 298. (Wiener Ausgabe 804).

ihr zierliche, witzige Schriftsteller, das thut ihr nicht; ihr Dichter, vom untersten Nachtgedankenschmierer bis zu Young und Klopstock hinauf, das thut ihr nicht; ihr heiligen Redner, vom schön lallenden Candidaten bis zu Mosheim hinauf, das thut ihr nicht!"

So weit Abbt vom allgemein menschlichen, politisch geselligen Standpunct aus. Vergleichen wir damit das Urtheil eines andern Mannes, der zwar nicht jener Aufklärungsperiode angehörte, der aber ein halbes Jahrhundert nach Arnd eine ähnliche Stellung in der Kirche eingenommen, wie dieser, ich meine den frommen Philipp Jacob Spener, welcher über seinen Vorgänger sich also aussprach*): „Ich setze Lutherum billig vornen an, nachdem Gott durch ihn ein noch größeres Werk, so mehr in die Augen gefallen, ausgerichtet hat, als durch Arndtium, lasse ihm auch darin seinen Vorzug; aber dieser streicht ihm nahe, und weiß ich nicht, ob er nicht noch in seinen Schriften zu einem nicht geringern Werk als Lutherus mag von Gott bestimmt sein."

Diese Gleichstellung mit Luthern hat in der That etwas in sich, dessen Wahrheit sich von selbst empfiehlt. Wer mit Luthers kräftiger, bilderreicher Sprache vertraut ist, der wird in Arnd ein Aehnliches wiederfinden, obwohl Luther vielseitiger ist. Vor allem aber scheint Arnd darin Luthers Geist zu haben, daß er das Wort vom Glauben wieder in seiner apostolischen Lebendigkeit, nicht aber in der dogmatischen Erstorbenheit der Schultheologie auffaßt. Jene Streithelden allzumal, welche zur Erhaltung der äußern Rechtgläubigkeit so manche saure Mühe aufgewandt, so manche Nacht durchwacht, so manches Buch vollgeschrieben, so manche Lanze gebrochen, ja Verfolgungen deßwegen herbeigeführt und ausgestanden haben, jene Flacius, Hoe von Hoenegg und wie sie alle heißen, sie haben Luthers Werk weniger gefördert, als ein einziger Mann mit frommem Sinn und klarem Geiste. Ihre Werke leben höchstens noch in den Bibliotheken der Theologen oder modern auch dort unter Staub und Schutt begraben, ihre Namen prangen wohl noch in den Compendien und Tabellen der Kirchengeschichte,

*) Theol. Bedenken 3. Thl. S. 714. (in Rosenmüllers Beitr. zur Homiletik S. 13. Note).

aber sie haben keinen andern Klang, als den hohlen Klang eines Todtenschädels; während die Bäume, welche Arnd und nach ihm Spener pflanzten, immer wieder mit neuen Blüthen ausschlagen, wenn auch der Frost der Zeit hie und da über sie ergangen ist. Mit ihnen zugleich leben auch die frommen Liederdichter im Mund und Herzen des Volkes fort. Das sind die lebendigen Steine der Kirche, zu deren Aufbau übrigens jede Zeit das Ihrige beiträgt, — hier die Einen Heu und Stoppeln, dort die Andern Gold und Edelstein.

Siebenzehnte Vorlesung.

Reformatorische Wirkung der Wissenschaft. Johann Valentin Andreä und seine Schriften. Die Rosenkreuzer. Aus dem guten Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes. Die Christenburg.

Aus der Geschichte des Mysticismus haben wir in der vorigen Stunde den Schritt gethan in das Gebiet der asketischen, d. h. der praktisch erbaulichen Litteratur dieser Zeit, als deren Stellvertreter wir Johann Arnd gleichsam als den zweiten Thomas a Kempis betrachtet haben. Wir haben somit das Feld einer Wirksamkeit erreicht, die auch in jenen dürren Zeiten gesegnete Früchte trug; Früchte, an denen zwar auch die Mystik (ihrer bessern Bedeutung nach) einigen Antheil hat, ohne daß jedoch die weniger erfreulichen Auswüchse des falschen Mysticismus daran sich bemerkbar machten.

Wie nun aber in den Zeiten vor der Reformation neben der Mystik und der Asketik auch noch die Wissenschaft mitwirkte, eine bessere Zeit hervorzurufen, so daß Männer, wie Johann Wessel, Reuchlin, Valla, Erasmus auch ihren Antheil an dem reformatorischen Werke auf ihre Weise erhielten, so fehlte es auch

in den spätern Zeiten des 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts nicht an Männern, welche vermöge eines angeborenen und ausgebildeten freien und hellen Blickes über manche Vorurtheile des Herkommens sich erhoben und so den protestantischen Geist, der sich wieder zu verlieren schien, in seiner ursprünglichen Frische zu bewahren, ja, da wo er bereits untergegangen war, ihn von den Todten herauf zu beschwören suchten. Auch diese Klasse von reformatorischen Geistern müssen wir jetzt betrachten.

Sie erinnern sich vielleicht noch, daß ich in meiner ersten, einleitenden Vorlesung bemerkte, wie der Protestantismus nach zwei Seiten hin sich ausgebildet habe, wovon ich die eine mehr in das Verneinen und Bestreiten des Unrechten und Unwahren, die andere mehr in das Bejahen der Wahrheit, in das Aufbauende, Schützende und Bewahrende gesetzt habe. Ich habe das Eine die negative, das Andere die positive Seite der Reformation oder des Protestantismus genannt. Die positive Seite hat sich uns nun vorzugsweise bei den Mystikern und praktisch frommen Asketen dargestellt; es bleibt uns nun aber auch die andere, mehr aufräumende, sichtende und prüfende Thätigkeit zu betrachten übrig, die zu jener eine nothwendige Ergänzung bildet. Am Schönsten ist es freilich, wenn beide Richtungen in einer Persönlichkeit sich durchdringen und in den Werken, die von ihr ausgehen, sich darstellen lassen, wie dieß bei Luther und den meisten Reformatoren der Fall ist. Aber bei der menschlichen Unvollkommenheit müssen wir Gott danken, wenn auch nur in den Einen die eine Seite, in den Andern die andere mit Entschiedenheit hervortritt; wobei ja nicht gesagt ist, daß die andere nothwendig schlummern oder gar nicht vorhanden sein müsse, wenn sie auch etwas zurücktritt. Auch die Mystiker verbanden ja mit ihrer positiven Thätigkeit eine verneinende, indem sie sich manchen Mißbräuchen und dem steifen Formenwesen widersetzten, und eben so bewahrten auch die Männer, die wir jetzt zu betrachten haben, mehr oder weniger den tiefern positiven Grund des Glaubens treu und fest in ihrem Gemüthe, wenn sie auch schärfer, als die bisher Genannten, die Rechte des Verstandes und der gesunden Einsicht geltend machten. Ja, wie es schon im Zeitalter vor der Reformation Männer gab, welche durch eine glückliche Harmonie ihres Geistes beides so voll-

kommen als möglich zu verbinden wußten, und während sie auf der einen Seite an die Mystiker sich anschlossen, doch auf der andern wieder an der beginnenden Aufklärung lebhaften Antheil nahmen (wie z. B. ein Johann Wessel), so bildete auch in dieser Zeit ein Valentin Andreä eine Ausnahme von den meisten seiner Zeitgenossen, indem er mit der einen Hand den Schutt der Vorurtheile hinwegräumte, und mit der andern an dem Tempel der Christenheit als ein weiser Künstler fortbaute, und somit das reinigende Handeln mit dem wirksamen, die schaffende Thätigkeit mit der zerstörenden, das Klare mit dem Tiefen, das Verständige mit dem Gemüthlichen und die Gediegenheit des sittlichen Ernstes mit dem scharfen Salz der Ironie und der Satire zu verbinden wußte. Mit ihm lassen Sie uns die Reihe der reformatorischen Geister beginnen, mit denen ich Sie in dieser und der folgenden Stunde bekannt zu machen gedenke. Vielleicht ist der Mann mehrern unter Ihnen selbst dem Namen nach unbekannt, und auch wirklich blieb längere Zeit sein Andenken so gut als begraben, bis zuerst wieder der so vieles anregende und belebende Herder die Aufmerksamkeit auf diesen seltnen Geist hinlenkte. Seitdem aber hat ein deutscher Theologe, der Prediger Hoßbach in Berlin, derselbe Gelehrte, dem wir auch eine gediegene Lebensbeschreibung Speners verdanken, das Leben des merkwürdigen Mannes ausführlicher beschrieben. An diese Beschreibung mich anlehnend, will ich es versuchen, denen, die den Mann schon näher kennen, sein Bild wieder in der Erinnerung aufzufrischen, die aber, die ihn noch nicht kennen sollten, mit ihm bekannt zu machen.

Johann Valentin Andreä, der Enkel jenes streitbaren Theologen, der die Concordienformel in Deutschland eingeführt hatte, ist geboren den 17. Aug. 1586 zu Herrenberg im Würtembergischen, wo sein Vater Pfarrer war. Als funfzehnjähriger Jüngling verlor er seinen Vater und zog mit seiner Mutter nach Tübingen. Sowohl in dem frühen Verwaistwerden, als auch darin, daß mancherlei äußere Unglücksfälle sein junges Leben bedrohten *), hat seine Ge-

*) „Auf dem Wege nach Tübingen hatte er das Unglück, bei einem verfehlten Sprung aus dem fahrenden Wagen mit beiden Füßen in das Rad zu kommen; aber wie schon einmal in seiner frühen Kindheit ein

ſchichte viel Aehnliches mit der des Johann Arnd, deſſen Schriften in der Folge viel auf ihn wirkten.

Nach einem ſechsjährigen Aufenthalt in Tübingen begab er ſich mit einer Münze von zwölf Kreuzer Werth, die ihm ſeine arme Mutter zuſteckte, auf Reiſen, brachte ihr aber nach einigen Jahren mehrere hundert Gulden wieder zurück, indem er durch eine vortheilhafte Hofmeiſterſtelle bei zwei adligen Jünglingen ſich jährlich hundert Philippsthaler verdient hatte. Noch einmal legte er ſich jetzt und gründlicher als zuvor auf das Studium der Theologie in Tübingen, worauf er abermals den Wanderſtab ergriff. Auf dieſer Reiſe beſuchte er auch die Schweiz und Genf. Dieſe chriſtliche Republik, die von Calvin her eine ſtrenge Sittenzucht bewahrte, wie ſie in der lutheriſchen Kirche nie eingeführt werden konnte, machte einen ſtarken Eindruck auf ſein Gemüth. So feſt er auch an ſeinem lutheriſchen Glaubensbekenntniß hing, ſo hinderte ihn dieß doch nicht, das Gute an der Schweſterkirche anzuerkennen, und redlich ſtrebte er, obwohl vergeblich, Aehnliches im lutheriſchen Deutſchland einzuführen. Nachdem er ſeine Jugendzeit noch ferner bald auf größern Reiſen, die ihn auch nach Oeſtreich und Italien führten, bald im Umgange mit den gelehrten und frommen Theologen ſeines Vaterlandes zugebracht hatte, erhielt er im Jahr 1614 ſeine erſte Stelle als Diaconus in Vaihingen, worauf er ſich auch bald verheirathete. Schon von da beginnt Andreä's ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, welche beſonders in genauer Beziehung zu dem damaligen Zuſtande der deutſch-lutheriſchen Kirche und Theologie ſtand.

Man würde ſich eine falſche Vorſtellung von der reformatoriſchen Thätigkeit Andreä's und ähnlicher Männer jener Zeit machen, wenn man glauben wollte, ſie hätte darin beſtanden, die mühſam aufgeführten Lehrgebäude der Väter auf einmal über Bord zu werfen, oder auch nur den Gehalt der kirchlichen Bekenntniſſe im Einzelnen zu prüfen und alles auszuſcheiden, was nicht aus der Schrift ſich rechtfertigen ließ. Ob es ihnen zu der letztern Arbeit

---

ſchwer beladner Heuwagen über ihn hinweggegangen war, ohne ihn zu beſchädigen, ſo entrann er auch dieſer Gefahr dadurch, daß unvermuthet ein im Wege liegender Stein den Wagen hemmte. Doch wurden die Beine ihm etwas verdreht, und er behielt die Spuren davon bis an ſeinen Tod." Hoßbach S. 2.

an Unbefangenheit des Sinnes gebrach, will ich nicht entscheiden. Genug, Andreä blieb wie Arnd ein entschiedener Anhänger nicht bloß der Bibellehre, sondern auch der lutherisch-orthodoxen Lehre, wie sie weiland sein Großvater in der Concordienformel niedergelegt hatte. Aber worin er sich mit Arnd von den Zeitgenossen, und auch von seinem berühmten Großvater, unterschied, war das, daß er diese äußere Rechtgläubigkeit nicht für das Einzige nahm, was den Christen ausmacht, daß er das geistlose Nachbeten solcher Lehrformen für eben so schädlich hielt, als Ketzerei und Irrthum, und daß er den Reichthum des menschlichen Wissens auf eine sehr geschickte Weise mit jener ungelenken theologischen Schulbildung zu verbinden und überdieß durch den Geist einer gesunden Frömmigkeit die starre Form zu beleben wußte. Ohne sich einseitig an die Mystiker anzuschließen, nahm Andreä den frommen, erbaulichen Geist eines Arnd in sich auf, suchte aber zugleich auch durch Witz und durch das attische Salz der Satire, das er sich im Studium der Alten angeeignet, das Leben der Kirche und der Wissenschaft vor Fäulniß zu bewahren.

Hören wir, auf welche treffende Weise er den damaligen Disputirgeist der Theologen, den wir aus der Geschichte der Streitigkeiten selbst schon einigermaßen kennen, in folgendem Gespräche uns abschildert *).

„A. Sehr glücklich bin ich heute von einer großen Gefahr befreit worden. B. Wirklich? Viel Glück dazu! A. Ich danke dir, aber auch dem, durch welchen ich jetzt vorsichtiger glaube. B. Was heißt das? kannst du etwa auch unvorsichtig glauben? A. Sehr leicht; denn wenn ich grade einen Lehrsatz glaube, der mir sehr gesund und klar zu sein scheint, so kann ein Wörtchen darin sein, das die gefährlichsten Folgen hervorbringt. So kommt's, daß ich aus Unvorsichtigkeit gottlos glaube. B. Und so klagst du dich denn wohl der Gottlosigkeit an? A. Allerdings; daher sinne ich schon jetzt auf Formeln, um nachher so vorsichtig als möglich zu glauben. B. Ich, so sehr ich auch an euch die Schärfe des Disputirens und Unterscheidens billige, kann mich doch nicht zu jener Höhe des Genies erheben, sondern ergreife mit einfachem und

*) Aus dem Menippus, siehe Hoßb. S. 28.

faſt bäuriſchem Glauben, was ich mit der Schrift übereinſtimmen ſehe, und ich bin nicht ſo ängſtlich in Worten, daß ich daraus eine mir unbekannte Ketzerei fürchten ſollte. A. Sieh' einmal, wie ſorglos du biſt! Hat Chriſtus nicht gelitten? B. Allerdings; Preis ſei ihm dafür. A. Sage mir, nach welcher Art der Vereinigung beider Naturen? B. Ich bin ſo kühn, das nicht wiſſen zu wollen. A. O du Unglücklicher! Aber jenes Leiden, hatte es ſeinen Grund in dem vorhergehenden oder nachfolgenden göttlichen Willen? B. Ich weiß nur, daß es Gott gewollt hat. A. O du Elender! In der Reihe der Urſachen aber ging da der Rathſchluß Gottes über das Leiden der Schöpfung voraus, oder folgte er ihr? B. Ich ſage meinem Erlöſer Dank, und forſche nicht weiter nach dem Rathſchluß. A. Da ſiehſt du nun, welch ein Chaos von Ketzereien in dir iſt, ohne daß du es im mindeſten merkſt, und daß du den Hauptſätzen unſrer Religion nicht glaubſt. B. Ich glaube an die Symbole und an die Summe unſrer Religion, welche mir die heilige Schrift von ſelbſt darbietet, nehmlich an die Größe meines Elends, an die Ueberſchwänglichkeit der göttlichen Barmherzigkeit, an den Kampf in dem Dienſte Chriſti, an die Uebung der vorgeſchriebenen Frömmigkeit. A. Es iſt nicht genug, dieſes Allgemeine zu kennen, ſondern du mußt auch die Klippen bemerken, an denen die menſchliche Neugierde ſcheitert, damit dir nicht auf dem Wege zum Heil daſſelbe begegne. B. O ja, wie neue Geſetze neue Verbrechen erzeugen, ſo neue Lehrſätze auch neue Ketzer. A. Du ſollteſt nicht ſcherzen in einer ernſten Sache. B. Ich geſtehe dir, daß ich auch einſt ſo etwas unbedachtſamer Weiſe verſucht habe; ich wollte nehmlich die Zweifelsknoten der menſchlichen Vernunft alle auflöſen und die Klippen ebnen; aber da jenes Spüren nach unbedeutenden Kleinigkeiten nur immer neue (Zweifel) herbeiführte, ſo wünſchte ich zuerſt die Erinnerung daran ganz zu verlieren, dann verſtopfte ich vor ihnen ſo viel möglich alle meine Sinne und widmete dieſe dem demüthigen Gehorſam Chriſti. Seit der Zeit bin ich ruhiger, und werde nur noch durch die Erinnerung an meine frühere Neugierde geſtört. A. Wie iſt es aber möglich, daß unter ſo vielen Einwürfen, Unterſcheidungen und ſogar Sophiſtereien du allein ohne irgend einen Führer die Wahrheit erlangt haſt? B. Sehr leicht; denn während Andere unzählige Ausleger

der göttlichen Dinge um Rath fragen und den ungeheuern Widerstreit unter ihnen auszugleichen trachten, bin ich überzeugt, daß die Wahrheit der Worte Christi auf keinen Künsteleien der Auslegung, sondern auf einem einfältigen und demüthigen Willen beruht, und so suche ich meinen Gehorsam auf keine Ausflüchte oder Entschuldigungen, sondern auf eine stete Bereitwilligkeit und auf eine fromme Ausübung zu gründen. A. Das ist in der That eine bäurische Theologie. B. Mag sie es doch sein; jene aber ist eine sophistische und durch unnütze Fragen und Unterscheidungen so dornicht, daß heutiges Tages weder Petrus noch Paulus, wenn sie ins Leben zurückkehrten, ihr würden genug thun können!"

Wenn hier die Ironie vorherrscht, so nimmt dagegen die Rede Andreä's an einem andern Orte einen entschiedenern Ton des Ernstes an, wo er darüber klagt, wie man die Werke von dem Glauben getrennt, und diesen zur bloßen Sache der Disputation gemacht habe*). „Daß die Sitten und das Leben der Christen an einer so großen Zügellosigkeit leiden, daß in den Thaten kein solcher Eifer als in den Worten, daß kein solches Streben nach christlicher Liebe als nach Scharfsinn, keine solche Uebung der Geduld als der Kämpfe, keine solche Freude an der Demuth als an der Prahlerei unter uns ist, darüber wird kein Verehrer Christi sich wundern, weil, was vereinigt wahrhaft göttlich und heilig wäre, in seiner Trennung minder geschätzt wird. Denn diejenigen, welche vor Zeiten und auch heutiges Tages die tapfersten Streiter Christi waren, hatten ihr Vermögen nicht sowohl durch Dialektik und Rhetorik, als durch Gebet und Fasten, nicht sowohl durch Zwang, als durch eine wohlwollende, reine und freimüthige Gesinnung, und führten den Streit gegen den Satan eifrigst durch beides, durch Gelehrsamkeit wie durch Rechtschaffenheit. Aber der große Haufe der Geistlichen hat nur das Eine ergriffen, und gefällt sich wunderbar, wenn er eine bewaffnete Theologie, mit bloßen Dornen der Logik gestachelt, und irgend etwas Lärm Erregendes unter dem Beifall des Pöbels behaupten kann, wovon denn der Erfolg kein anderer ist, als daß sie wie die Wahnsinnigen anders geredet zu haben scheinen, als wie sie fühlen und glauben. Denn

*) Alethea exul. S. 326. Hoßbach S. 32.

wenn ſie nun von der Kanzel zu ihren Angelegenheiten zurückkehren, ſo ſind ſie von den gewöhnlichen Sitten der Welt nicht minder erfüllt, als ein Gefäß, dem das Waſſer abgezapftiſt, von der Luft. — Wer jetzt ein rechtſchaffenes Leben ſucht, der wird ein Enthuſiaſt, ein Schwenkfeldianer, ein Wiedertäufer geſcholten u. ſ. w.“

So ſehr Andreä die edlere Myſtik zu ſchätzen wußte der geiſt- und gemüthloſen Scholaſtik ſeiner Zeitgenoſſen gegenüber, ſo ſehr erfüllte ihn jenes Treiben mit Widerwillen, das die Religion zum Vorwande nahm, um der Natur ihre Geheimniſſe abzulauſchen, und ſie dem unſeligen Durſt nach Gold dienſtbar zu machen. Mit derſelben Satire, mit der er die dürren Dogmatiker verfolgte, ſtrafte er auch die Wunderſucht und Geheimnißkrämerei der Alchymiſten als eine verderbliche Krankheit der Zeit. Man hat zwar längere Zeit unſern Andreä ſelbſt im Verdacht gehabt, daß er der Stifter einer geheimen Geſellſchaft oder eines Ordens von Myſtikern geweſen ſei, der unter dem Namen der Roſenkreuzer damals viel Aufſehn machte und ſich weithin verbreitete; allein eine genauere Bekanntſchaft mit ſeinen Schriften hat zu der Einſicht geführt, daß er grade in dieſen Schriften ſich bloß über die Neigung ſeiner Zeit zu dergleichen Dingen luſtig gemacht habe, und daß nur Mißverſtand der Ironie ſeine Worte für baares Geld nehmen konnte. — Mehrere andere Irrthümer und Mißbräuche ſeiner Zeit, die Anmaßung der Gelehrten, die Univerſitäten, das Erziehungsweſen zog Andreä durch ſeine ſcharfe Hechel, ließ es aber auch hier nicht bei bloß negativer Satire bewenden, ſondern kam auch hier den Krankheiten ſeiner Zeit mit poſitiver Arznei zu Hülfe. So ſpricht er ſich unter andern über das Erziehungs- und Unterrichtsweſens in ſeiner Schrift „Theophilus“ folgendermaßen aus*). „Als den Grund aller wahren oder chriſtlichen Zucht ſetze ich die Frömmigkeit, den Inbegriff und das Ziel der ganzen Sache, nicht jene oberflächliche und außergewöhnliche, welche von vielen zu den Nebengeſchäften gerechnet wird, ſondern die beſtändige, feierliche und vorherrſchende, die das ganze Leben begleite und beſchäftige, und die Jugend ganz durchdringe. Das iſt dem zarten Alter am meiſten einzuprägen, daß es Gott auf-

*) Hoßbach S. 144.

richtigſt verehre, nicht nur mit äußeren Zeichen einer ſcheinbaren Frömmigkeit, ſondern mit innigſter Empfindung des Herzens, das ganz durchſchaut und gerichtet werde von Gott, den keine Heuchelei täuſchen, deſſen Liebe kein erlogener Gehorſam erwerben könne, der alle Herzen erforſche, die Heuchler haſſe, die Liebenden wieder liebe.... Die Jugend muß mit den heiligen Schriften wie mit den Samenkörnern der Frömmigkeit befruchtet, ſie müſſen ihr ganz zu eigen gemacht, ihrem Gedächtniß eingeprägt und verſtändlich ausgelegt werden, ſo daß ſie eher das, was Gott und die Heiligen angeht, als die Fabeln vom Aeneas und die Verwandlungen des Ovid kennt, ſicherer heilige Sprüche, als Verſe aus dem Virgil herſagen kann, und öfter durch heilige Lieder Gott, als durch ſchändliche Geſänge der Venus huldigt, kurz ſich feſter die Wahrheit der chriſtlichen Religion, als die Lockung heidniſcher Eitelkeit einprägt. So müßten alle Jünglinge gebildet werden, vornehmlich aber die, welche alle ihre Arbeit und ihr ganzes Leben Gott und der Kirche widmen wollen, und oft mehr profane Gelehrſamkeit, als himmliſche Wiſſenſchaft (bisweilen ſogar keine von beiden) in das heilige Amt mitbringen. — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hier Andreä nur den Mißbrauch tadelt, der mit den Schriftſtellern der alten Welt damals getrieben wurde. Daß er dieſelben keineswegs aus den Schulen verbannt wiſſen wollte, wie eine ängſtliche Frömmigkeit auch in ſpätern Zeiten wieder angerathen hat, geht daraus hervor, daß er, ſelbſt mit den Schönheiten des klaſſiſchen Alterthums vollkommen vertraut, ſogar die Form, die er ſeinen eignen Schriften gab, meiſt aus den Geſprächen des Plato und manche ſeiner Bilder und Allegorien aus der alten Mythologie entlehnte *). Ja, an derſelben Stelle bringt er auf das Studium der alten Sprachen. Aber daß auch dieſes mit Beziehung auf Chriſtum geſchehe, daß jeder Geiſt, wie er ſich ausdrückt, „ein Echo von Chriſto" ſein müſſe**), wenn er bildend auf die Jugend einwirken ſolle, das war ſeine innigſte Ueberzeugung. — Die Behandlung der alten Schriftſteller in den Schulen, auf welche ſich damals faſt der ganze Jugendunterricht beſchränkte, wurde häufig auch durch eine ſchlechte Methode weniger

*) Letzteres zwar nicht immer mit dem beſten Geſchmacke; ſiehe Herder, zerſtreute Blätter V. S. 84.

**) Omnis spiritus Christum resonet!

bildsam, als sie es bei einer guten Methode hätte werden können. Wie trefflich sagt in dieser Beziehung Andreä: „Ein guter Lehrer führt*), während ein schlechter schleppt; jener leuchtet, dieser verdunkelt; jener lehrt, dieser verwirrt; jener lenkt, dieser treibt; jener regt auf, dieser drückt nieder; jener ergötzt, dieser quält; jener bildet, dieser zerstört. Um es kurz zu sagen, wenn nicht der Lehrer selbst ein Buch, ja eine wandelnde Bibliothek und ein wandelndes Museum, wenn er nicht selbst ein Abriß und eine Handhabe der Arbeit, nicht ein Inbegriff und eine Regel der Sprachen und Wissenschaften, und zu dem allen noch eine Ehre und Zierde des Vaterlands und der Kirche ist, so taugt er nicht für unsern Zweck. Denn immer von neuem Bücher anfangen und zu Ende bringen, zur Arbeit treiben und spornen, Vorschriften, Regeln, Dictate geben und einschärfen, das kann ein jeder; aber die Hauptsache zeigen, den Anstrengungen zu Hülfe kommen, Fleiß hervorrufen, den Gebrauch der Hülfsmittel lehren, durch Beispiel voran gehen, endlich Alles auf Christum beziehen, das thut Noth, das ist die christliche Arbeit, die keine Schätze der Erde bezahlen können."

Wir sehen aus dieser Stelle, daß es auch in dieser Zeit nicht an Männern gefehlt hat, welche den Lehrberuf von seiner einzig richtigen Seite aufzufassen und zu schätzen wußten, so daß es unbillig wäre, zu behaupten, erst unsre Zeit habe die gute Methode erfunden, ob wir gleich Gott danken, daß solche Einsichten, die damals nur das Gut Einzelner waren, jetzt verbreiteter sind und immer herrschender werden. Um so wichtiger muß es uns aber sein, die Männer kennen zu lernen, welche grade hierin einen prophetischen Geist zeigten, daß sie von der alten, schwerfälligen

*) Ich kann mich nicht enthalten, die goldnen Worte auch im Original beizusetzen: Nam Praeceptor bonus ducit, dum malus trahit; lucet ille, hic offuscat; docet ille, hic confundit; regit ille, hic impellit; excitat ille, hic deprimit; delectat ille, hic angit; format ille, hic destruit. Paucis dicam: nisi Praeceptor ipse liber, imo Bibliotheca et Museum inambulans sit, nisi laboris breviarium et manubrium, nisi linguarum artiumque repertorium et formula, nisi insuper Patriae et Ecclesiae decus et ornamentum audiat, non sapit ad ingenium nostrum. Nam libros repetere et exigere, ad laborem agere et stimulare, praecepta, regulas, dictataque obtrudere et inculcare, cujusvis est; summam rei monstrare, facilitatem aperire, applicationem adhibere, usum docere, exemplo praeire, denique ad Christum omnia referre, hoc opus, hic sudor christianus est, quem nullae orbis opes rependerint.

Weiſe, die Geiſter zu leiten, auf die neue Bahn hinwieſen, in der wir uns leichter und freier bewegen.

Daß Andreä beſonders aber an den Lehrſtand der Kirche ſtrengere Forderungen ſtellte, als eine in den alten Schlendrian zurückſinkende Zeit, hängt mit ſeinem reformatoriſchen Geiſt aufs Innigſte zuſammen. Scharf, aber gerecht rügt er das Treiben der Miethlinge im Weinberg des Herrn in folgender Stelle*): „Je nachdem ein Ort fruchtbar oder angenehm oder vortheilhaft für den Handel iſt, lockt er die Diener des Bauchs, nicht des Wortes, feſſelt ſie oder ruft ſie hinweg: iſt der Ort ungünſtig, ſo fehlt es nicht an Böſewichtern, welche dorthin gleichſam verdammt werden (ſogenannte Strafpfarreien, die leider! auch unſre Zeit in manchen Ländern noch kennt); die Bauern müſſen dann zufrieden ſein, daß ſie einen Studirten haben, und ſie mögen zuſehen, wie ſie mit ihm fertig werden. Solche Leute wenden dann weniger Sorge auf ihre Heerde, als auf ihre Schweine, und wenn ſie am Sonntag etwas in der Eil Zuſammengerafftes oder etwas von andern Erborgtes und Verſtümmeltes mit großem Widerwillen hergeplappert, oder die beim letzten Gaſtmahl empfangenen Beleidigungen von ſich abgelehnt, oder ihren Zehenten eingefordert haben, ſo verbringen ſie die übrigen Tage der Woche ſo, daß man lieber davon ſchweigt. Die Jugend aber Chriſto zu weihen, zu ihm zu führen, ſie mit ihm vertraut zu machen, ſie zu erziehen, das unerfahrene und rohe Volk milder zu machen, von dem gewohnten Wege abzuleiten, und überhaupt nach der Weiſe des Paulus die Einzelnen zu belehren, zu erinnern, zu bitten, zu beſſern: das ſind (für ſie) reine Poſſen, die man bei dem geringen Gehalt nicht erwarten darf. Auch iſt das rohe Volk (nach ihrer Anſicht) nicht werth, mit ſolchen Gaben belaſtet zu werden, ſondern die können für die Städte bewahrt werden, als wenn Gott wollte, daß die Bürger früher (als die Bauern) in den Himmel kommen ſollten.“

Wie genau Andreä mit dem geiſtlichen Stande es nahm, und wie ernſtlich er Miethlinge von der Uebernahme des Lehramtes abzuhalten ſuchte, zeigt jenes bekannte Gedicht, welches Herder in ſeinen Briefen über das Studium der Theologie mitgetheilt

*) Veri christianismi libertas S. 101. Hoßb. 148.

hat, unter dem Titel: „Das gute Leben eines rechtschaffenen Dieners Gottes.“ Da das Gedicht zu lang und in einigen Wendungen zu unverständlich ist, um hier ganz mitgetheilt werden zu können, will ich Sie nur mit dem Inhalt und einigen Stellen desselben bekannt machen.

Ein junger Candidat, den Andreä in der ersten Person einführt, gleich als ob die Sache ihm selbst begegnet wäre, hatte, nachdem er die Studien absolvirt hatte, Lust nach einer reichen und bequemen Pfarrei.

„Als ich in meinen jungen Tagen
Oft hört' von guten Pfründen sagen,
Wie daß nit feistre Suppen wären,
Als die man geb' geistlichen Herren, ...
Da dacht' ich, hats die Gelegenheit,
So muß ich auch ins lange Kleid,
Und sehen, wie ichs dahin bring',
Daß ich um lange Bratwürst' sing' u. s. w.“

Als er so mit diesem Gedanken umging und „ihm sein Röcklein rauscht daher, als ob er schon Decanus wär'“ — und er eben drüber nachdachte, welche Pfarrei ihm wohl am besten mundete, denn

„B'hüt mich Gott vorm Harzen-Wald,
Den Bergen und den Klüften kalt:
Denn mein Bauch ist an Wein gewöhnt“ —

stieß er mitten in diesen Träumen, die ihn auf der Wanderung durch ein schönes Wiesenthal begleiteten, auf einen alten Mann von schneeweißem Haar und schönem Angesicht, der auf der Wiese sein Heu zusammenrechte, und in dem er bald den Pfarrer des Orts erkannte. Der Student redete ihn lateinisch an und erfuhr von ihm, daß er auf seiner Pfarrei wenig gute Tage erlebt habe:

— „Je matter Leib, je mehr man schafft,
Je wen'ger Kunst, je mehr mans treibt,
Je unwerther, je mehr man bleibt.“

Der Junge gab ihm drauf den Rath:

„Mein lieber alter Herr,
Ihr habt euch nu gemästet sehr
Und habt der alten Batzen viel,
Drum wollt Ihr kehren um den Stil.

Das möchten doch wir Junge leiden,
Die jetzund zehren auf die Kreiden,
Erwarten Glück bei gesundem Leib,
Einen guten Dienst und reiches Weib."

Der Alte wies ihn etwas derb zurück, und der Junge fing nun an „eine andre Pfeife zu ziehen," indem er sich einschmeichelnd, aber immerhin etwas spöttisch bei ihm nach den alten Zeiten erkundigte. Der alte Herr lobte diese alten Zeiten, und die Männer, die damals gewirkt hätten.

„Die sein nun todt, und leben noch,
Nu leben viel und faulen doch.
Ich dank' ihn'n ihrer guten Lehr';
Doch, wie ich kommen bin hieher,
Hab' ich viel anders müssen lernen,
Die Hülsen brechen und die Kernen
Mit bitterm Schweiß herfürgewinnen —
Das werdt Ihr auch einmal noch innen!"...

Als drauf der junge Mann mit seiner Philosophie sich brüstete, gab ihm der Alte den trefflichen Rath, den man auch heute noch manchem geben könnte, er möge sich nur gedulden:

„Bis daß verschwindt der Luft Gebäu,
Bis daß verdaut der Pappenbrei,
Bis daß verraucht des Hirnes Dampf,
Bis daß vertobt der Witze Kampf,
Und nun die Praktik kommt zu Haus,
Die all' Theorie treibet aus."

Und nun läßt sich der Greis auf die Bitte des immer bescheidner werdenden Jünglings endlich darauf ein, ihm zu sagen, was ein Pfarrer alles glauben, wissen, thun, leiden, lassen, fürchten und hinnehmen müsse, wenn er ein rechter Diener Gottes sein wolle.

„Ich hab' gesagt, ein Pfarrer glaubt,
Das kaum ein Mensch bringt in sein Haupt.
Er glaubt ein'n Gott, den niemand acht;
Ein jeder nach sein'm Götzen tracht.
Er glaubt ein'n Himmel, der wird verschmächt;
Ein jeder hier gern ewig zecht.
Er glaubt eine Höll', die niemand fleucht;
Ein jeder die breite Straße zeucht.
Er glaubt ein Gericht, das niemand besorgt;
Ein jeder auf die Rache borgt.

Er glaubt ein'n Lohn, den Niemand will;
Ein jeder will hier Hüll' und Füll'.
Er glaubt ein göttlich Regiment;
Ein jeder meint, das Glück sei blind.
Er glaubt ein'n Tod, der Alles scheidt;
Und jeder pocht auf lange Zeit.
So glaubt er, was die Welt verneint,
Und ihren Augen ungereimt;
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für ein'n Narren.

Darnach so weiß ein Seelenhirt,
Das die Welt ungern innen wird.
Er weiß, daß großer Herren Pracht
Bei Gott aufs aeußerst' sei veracht.
Er weiß, daß großer Hirten Schlaf
Dem Wolf liefert manch armes Schaf.
Er weiß, daß große Leuteschinder
Verflucht seien auf Kindeskinder.
Er weiß, daß große Federhahnen
Noch kommen in dem Pfuhl zusammen;
Er weiß, daß die groß' Ueppigkeit
Der Welt gereicht zu Schmach und Leid.
Er weiß, daß jedes falsche Herz
Sich selbst noch stärkt zu ew'gem Schmerz.
Das weiß er, will's schon niemand wissen,
Und wird sehr oft darob geschmissen;
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für ein'n Narren.

Drittens, so muß ein Pastor thun,
Was jedermann will überstohn.
Er muß die Wahrheit jedem geigen,
Darüber zeigt man ihm die Feigen.
Er muß aufwischen jede Stund':
Darüber man ihm Uebels gunnt.
Er muß in die Pest und Lazareth,
Da mancher weit vorüber geht.
Er muß zum Feur, Galgen und Rad,
Zum Gefängniß und der Lüste Bad*).
Er muß verzweifelt' Buben trösten,
Die Ruchlosen durchs Gesetze rösten.

*) Wörtlich „der H...n Bad."

Er muß jedermann helfen, bitten,
Rathen, warnen, kratzen und beschütten.
Er muß in alle Pfützen treten,
All' Unluſt putzen und ausjäten.
Das muß er thun ohn' ſeinen Dank,
Bis er drob wird alt, krumm und krank.
Damit zeucht er den ſchweren Karren
Und wird gehalten für ein'n Narren.

Viertens ein Prediger muß leiden,
Da ſonſt der Thurm zu iſt beſcheiden.
Er leidt der Leut' Abgötterei,
Aberglaub', Fluchen, Zauberei.
Er leidt Verachtung Gottes Lehr,
Dafür Wolluſt wird trieben mehr.
Er leid't Ung'horſam und Geſpött,
Da mancher Pfaff vor Ohren geht.
Er leidt Zorn, Neid, Rachgier und Grimm,
Zank, Hader, Schelten, Ungeſtüm.
Er leidt Ehbruch, Unzucht und Schand,
So nur geachtet für Narrentand.
Er leidet groß' und kleine Dieb,
Finanz und was ihm ſonſt nicht lieb.
Damit zeucht er den ſchweren Karren
Und wird gehalten für einen Narren.

Zum fünften muß ein Prieſter laſſen,
Das die Welt liebt ohn' alle Maaßen.
Er läßt dem Hof ſein weiches Kleid,
Und bleibt ihm die Kameelhaut beſcheid.
Er läßt der Schul' ihre große Witz',
Und übt ſich in der Liebe Hitz.
Er läßt der Reichen Silbergeſchirr
Und trinkt die Bächlein in der Irr'.
Er läßt der Aufgeblaſnen Wind,
Und ſich bei Chriſti Demuth findt;.....
Er läßt ſein Recht, ſein'n Nutz, ſein'n Fried,
Und gnügt ſich, daß er Chriſti Glied.
Das alles muß er willig laſſen
Und noch dazu ſich ſelber haſſen.
Damit zeucht er den ſchweren Karren
Und wird gehalten für ein'n Narren.

Zum sechsten fürcht ein geistlich Mann,
Das sonst bei andern leicht gethan.
Er fürcht mit Scheu das End' der Welt,
Dafür mancher sein Hauptgut*) zählt.
Er fürcht der Kirchen böse Feind',
Gewalt und Witz, die manches Freund.
Er fürcht der Aergerniß Gefahr,
Darinn sich übt die größte Schaar.
Er fürcht des Glückes gute Wort',
Daß nicht die Seele werd' bethört.
Er fürcht sein's eignen Gwissens Stimm',
Daß es nicht schreie wider ihn.
Er fürcht der bösen Gesellschaft Schein,
Ohne welche mancher nit kann sein.
Er fürcht der hohen Gaben Glanz,
Die sonst auch Guts verblenden ganz.
Das ist sein' Sorg', sein' Furcht, sein' Angst,
Welchs alls die Welt verlacht vorlängst.
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für einen Narren.

Zum siebenten ein Clericus,
Was niemand will, wohl nehmen muß.
Er nimmt wenig, als niemand glaubt:
Denn der thut wohl, der Pfründen beraubt.
Er nimmt das Schlechtst' vom Pfleger sein,
Die schwächste Frucht den saursten Wein.
Er nimmt mit Müh', das saur verdient,
Noch hält man als für Geschenk die Pfründ'.
Er nimmt mit Schmerz von seinen Bauren,
Die ihn bezahlen, wie die Lauren. .....
Er nimmt mit Dank, was ungern geht,
Und bitt einen Dieb um Seinigs stet.
Also muß er im Bettel reisen
Und endlich lassen arme Waisen.
Damit zeucht er den schweren Karren
Und wird gehalten für einen Narren.

Wie dünkt Euch nun, mein junger Hach?
Ist Euch zur Pfarr nochmal so gach?
Gelüst' Euch noch der Pfarrer Braten?
Oder wollt Ihr der gern entrathen?"

*) Kapital.

„Ich ſprach (ſo fährt die Erzählung fort): o liebſter Vater mein,
Eur Red, die gehn ins Herz hinein.
Ich bin erſchlagen und erſtummt;
Und dank' doch Gott für dieſe Stund'.
Doch bitt' ich, wollt' mich weiter lehren,
Wo ich mich nun hinaus ſoll kehren? u. ſ. w."

worauf dann der Greis Folgendes antwortet:

„Ihr habt gewählt den höchſten Stand,
Der hat mehr Gfahr, denn Meeres Sand.
Und wird durch die Welt ſtets angerannt,
Darum bedürft Ihr Gottes Hand."

Nachdem ihm dann der Greis noch manches über die Pflichten und Leiden des Geiſtlichen auseinander geſetzt, giebt ſich der Jüngling beſcheiden gefangen, legt ſein Baret und ſeinen Magiſterring ab und ſtimmt dem Alten darin bei,

„Daß nit Alles, was ſchwarz, geiſtlich iſt,
Daß nit All Geiſtlichs lauter Chriſt,
Daß nit All Lauters iſt geſund,
Daß nit All Gſundes iſt fürn Mund."

Hierauf bat mich der ehrlich Mann,
Ich wollt mit ihm zu Hauſe gahn,
Daſelbſt ein Süpplein helfen eſſen,
Das Schwätzen wird ſich nit vergeſſen.
Er muß heimtragen an der Stangen
Den hübſchen Vogel, den er gfangen,
Und ihn ſein'r alten Mutter bringen,
Die weiß doch auch von dieſen Dingen,
Und ſagt manchem umſonſt den Text — —
Das Haus, da ſei da allernächſt,
Da er mit ſeinem Holderſtock
Oft ſpalte manchen dicken Block,
Lieb und Leid willigklich gelait,
Manch tiefe Hauswunden geheilt,
Vor manchem Sturmwind ſich geduckt,
Vor manchem Unglück ſich entzuckt. — —

Alſo ging ich mit Scham und Freud',
Mein Herz war eng und ſich ausbreit,
Mein' Kunſt war klein und hört' doch viel,
Mein' Reu war groß, eilt' doch zum Ziel.

Ich wollt' nit, daß ich welsche Land
Dafür hätt' gsehen allesammt:
Denn ein Deutsch Herz, so man das findt,
Ist werther, als viel fremd.
Der sagt, was fehlt, und räth dazu,
Hiemit kommt man mit Gott zur Ruh'.
Was aber nur schwätzt: mum! mum! mum!
Und wirft den Brei im Maul herum,
Das braucht viel Zeit, Geld, Müh' und Sorg,
Daß man im Eitlen gar erworg'." —

Das mühenreiche Leben eines christlichen Predigers, wie es Andreä in diesem Gedichte zum Theil mit Laune schilderte, mußte er später an sich selbst in allem Ernst erfahren. Seine spätere Wirksamkeit fiel in die schauerlichen Zeiten des dreißigjährigen Krieges, mit denen wir uns bisher noch nicht genauer bekannt gemacht haben. Er wurde 1620 Superintendent zu Calw, später Hofprediger zu Stuttgart, und endlich ward ihm nach vielen Kämpfen und Mühsalen in diesen Aemtern die Abtei von Bebenhausen und später die von Adelberg zu Theil. Hören wir ihn in einem Gedichte, in welchem er einen Blick auf seine bisherige Laufbahn zurückwirft, und das einen schönen Gegensatz zu der launigen Darstellung bildet, die wir eben verlassen haben*).

„Mein Kampff ich nun gekämpffet hab',
Mein Lauf hab' ich vollendet,
Mit Freuden fahr' ich nun zu Grab,
Allda all' Müh' sich endet;
Mein Seel' der Ehren Kronen trägt,
Darnach ich sehr gerungen,
Die mir Herr Jesus beigelegt,
Mir ist Gott Lob gelungen.

Sein Wort hab' ich treulich gelehrt,
Von Gsatz und großen Gnaden,
Darbei all Gegenlehr' gewehrt,
Gewarnt vor Seelen Schaden:
Mein Leben hat der Mängel viel,
Darwider ich gestritten,
Die ich dann nicht entschuldgen will,
Thu' umb Verzeihung bitten.

*) Es findet sich b. Hoßbach S. 194.

Pracht, Unzucht, Geiz, Leichtfertigkeit
Hab' ich bständig gerüget,
Darumb erlitten manchen Streit,
Bis Gott den Sieg gefüget;
Oftmals war ich darob verhöhnt,
Mit Schwachheit auch beladen;
Dem sei Dank, den sein Gab' gekrönt,
Die Straf' geschenkt aus Gnaden.

Gesegne Gott mein liebe Gmein
Von Frommen und auch Bösen,
Jenen wöll' Gott Belohner sein,
Diese von Sünd erlösen.
Der Reich' bedenke fürders wohl,
Wie treulich er geweiset,
Der Arm' auch nicht vergessen soll,
Wie reichlich er gespeiset.

Gesegne euch Gott, Freund und Feind,
Für Bosheit und das Gute,
Weil beedes Gott so wohl gemeint
Durch Wohlthat und Zuchtruthe.
Im Grab laßt mich nun ruhen fein,
So lang wir sein geschneiden,
Mein Weib und Kind befohlen sein
Hernach, hernach mit Freuden."

Andreä starb in Stuttgart, wohin er im März 1654 als erwählter Landschaftsausschuß sich begeben hatte. Sein Ende erfolgte am 27. Juni eben desselben Jahrs. „Als er seine letzte Stunde herannahen fühlte*), legte er noch einmal seine geistliche Amtskleidung an und empfing gemeinschaftlich mit seiner trauernden Gattin das Mahl des Herrn, worauf, wie er gegen diese und seinen gegenwärtigen Sohn Gottlieb bezeugte, eine unbeschreibliche Ruhe sein Herz erfüllte und jede irdische Sorge verbannte. Als am Tage vor seinem Tode sein treuer College Christoph Zeller ihn besuchte, trug er diesem auf, von seinem Leichenbegängniß alles unnöthige Gepränge zu entfernen, sprach mit größter Freudigkeit von seinem nahen Ende und brach unter anderm in die Worte aus: „Das ist unsre Freude, daß unsre Namen angeschrieben sind im Buche

*) Hoßbach S. 257.

des Lebens.“ Nach der letzten ruhigen Nacht, als schon Todeskälte die Füße und den Leib durchdrang, dictirte er noch um die Mittagszeit einen Brief an Herzog August von Würtemberg (der ihm sein schweres Leben mit der ächten Huld eines christlichen Fürsten versüßt hatte) *) und ergriff die Feder, um zum letzten Mal seinen Namen zu schreiben; aber nur zwei Buchstaben konnte er vollenden. Noch besuchten ihn Herzog Eberhards Schwester, Anna Johanna, und sieben Geistliche. Als diese, weil es den Anschein hatte, als wolle er ruhen, sich auf einige Zeit entfernten, bemerkte sein Sohn, daß der entscheidende Augenblick nahe sei. Auf dessen Gebet: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf! in deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöset, Herr, du getreuer Gott!“ hob der Sterbende noch einmal das Haupt aus dem Bette empor, schaute mit hellem Auge nach oben und schlug einigemal die Hände zusammen; darauf sprach er seiner lieben Hausfrau die zwölf Artikel des christlichen Glaubens mit schwerer Zunge, jedoch laut und vernehmlich nach, und als unterdessen die sieben Geistlichen, um den Ausgang eines so merkwürdigen Lebens zu sehen, auch wieder eingetreten waren, so entschlummerte er unter dem frommen, vereinigten Gebet aller Umstehenden sanft und selig zu ewiger Ruhe.“

„So war,“ sagt sein würdiger Biograph, Hoßbach, „das Leben und der Tod des Mannes, der während einer der traurigsten Perioden unsrer Geschichte, in der Dürre des wissenschaftlichen und kirchlichen, in dem Unglück des öffentlichen Lebens der Träger und Bewahrer des noch vorhandenen Geistes und der immer rüstige Beweger aller erschlafften Kräfte wurde, der seiner Zeit vorleuchtete als eine seltene und wohlthätige Erscheinung, in der Alles vereinigt war, was ein menschliches und christliches Leben ziert, und der, von seinen Zeitgenossen verkannt oder gehaßt, von der Nachwelt kaum gekannt oder vergessen, vor vielen andern es werth ist, aus dem Dunkel der Vergangenheit wieder hervorgezogen und besonders allen denen als Muster aufgestellt zu werden, die in

*) „Mein August allein — so schrieb er früher schon — ist mir noch übrig, von ihm kommt Linderung und Erleichterung meiner Leiden.“ Hoßbach S. 235. vgl. auch S. 236.

Glauben und Liebe ſich dem großen Berufe hingegeben haben, das Werk Chriſti und ſeiner Kirche zu fördern.“

Es ſei mir geſtattet, ehe wir zu Anderm übergehen, Ihnen noch einiges Wenige aus dem Geiſtesvorrath dieſes Mannes mitzutheilen.

Wir haben vorhin das Bild eines Predigers und Seelſorgers, von ſeiner Hand gezeichnet, betrachtet mitten unter den Mühſeligkeiten eines ſchweren und vielgeſchäftigen Amtes. Wir wollen jetzt noch das Bild des Theologen daneben ſtellen, wie er, der Welt und ihrem Treiben ſchon halb entrückt, in der höhern Sphäre einer frommen Beſchaulichkeit weilt, und von da herab, der ſcheidenden Sonne gleich, den Segen ſpendet auf die wogenden Saatfluren des angebauten Feldes der Kirche. „Ich wurde,“ ſo erzählt Andreä in ſeiner allegoriſchen Schrift von der chriſtlichen Republik *), „zu dem Presbyter der Stadt geführt, nicht zu einem römiſchen Papſt, ſondern zu einem chriſtlichen. Er war ein Mann von ehrwürdigem Alter, aus deſſen Antlitz etwas Göttliches hervorleuchtete. Niemand iſt kundiger des heiligen Wortes, niemand hat es mehr innerlich erfahren. Als er zu mir redete mit einer anmuthigen Lebendigkeit, erkannte ich den Geſandten und Boten Gottes; ſo ganz und gar nichts Irdiſches hatte er an ſich. Ich wollte nach unſrer Weiſe den Mann durch Titel ehren; aber er litt es nicht, weil er die Thorheiten der Welt verabſcheut, und ſagte: er ſei geehrt genug, wenn ich ihn für einen Knecht Gottes und für meinen Vater hielte. Sie ſagen, er werde oft von Gott begeiſtert und ſpreche dann Ueberſchwengliches aus, aber mit größter Ehrerbietung vor dem göttlichen Geiſt. Nur einmal in der Woche und zwar am Sonntage redet er zu dem Volk, und unterweiſet es in göttlichen Dingen; nie wird er gehört ohne innere Bewegung des Gemüths. Für Schande würde er es achten, andere zu etwas zu ermahnen, was er ſelbſt nicht früher gethan hat, ſo daß er, wenn er in der Verſammlung ſteht, auch ſchweigend redet. Seine ganze Zeit verwendet er auf heilige Betrachtungen und Uebungen, vorzüglich aber auf die Förderung des chriſtlichen Lebens, und er ſucht kein anderes Vergnügen als die himm-

*) Bei Hoßbach S. 273.

liſche Speiſe. Als er mich ſegnete, empfand ich in mir eine heilige Glut, die mein ganzes Gemüth durchſtrömte. O! die wahre Gottesgelahrtheit iſt wirkſamer, als alle Predigten der Fleiſchlichgeſinnten. Ich erröthete, als ich an den Ehrgeiz, an die Habſucht, an den Neid, an die Trunkenheit ſo mancher dachte, die den geiſtlichen Stand ſchänden. Man ſollte glauben, ſie glaubten nicht, wovon ſie andere überreden wollen, ob ſie gleich das Ueberreden gelernt haben. Mir mögen ſie es nicht verdenken, daß dieſer Geiſtliche mich entzückt hat, ein Mann von feurigem Geiſt, von kalter Sinnlichkeit, ein Freund des Himmels, ein Verächter der Erde, raſch zum Werke, fern von Geſchwätzigkeit, trunken in Gott, den Lüſten abhold, wachend für ſeine Heerde, ſchlafend für ſich, der erſte an Verdienſt, der letzte an Ruhm."

Der Gedanke, die Chriſtenheit unter dem Bild einer Stadt darzuſtellen, ſcheint unſerm Andreä ein Lieblingsgedanke geweſen zu ſein. Nicht nur in der eben genannten Schrift von der chriſtlichen Republik, ſondern auch noch in einem epiſch-allegoriſchen Gedichte führt er dieſen Gedanken mit apokalyptiſchen Farben durch. Das Gedicht heißt die Chriſtenburg und iſt erſt neulich von dem ſinnigen Kunſtforſcher und Dichter Grüneiſen zum erſtenmal herausgegeben worden. Rückſichtlich des Geſchmackes läßt ſich zwar manches an dieſer Dichtung ausſetzen, namentlich die zu weit getriebene Allegorie und das häufige Einmengen künſtlich erſonnener, lateiniſcher Eigennamen. Der leitende Gedanke ſelbſt aber, der durch das Ganze hindurchgeht, hängt ſo genau mit der reformatoriſchen Tendenz des Mannes zuſammen, daß ein Ueberblick darüber dazu dienen dürfte, uns noch einmal die Kämpfe der Kirche zu vergegenwärtigen, die er zum Theil ſelbſt mit erlebt und durchgemacht hat, und mit deren Geſchichte wir uns beſchäftigt haben.

Der Schauplatz, auf den der Dichter uns verſetzt, iſt eine Inſel im Weltmeer, auf die ſich bei der überhandnehmenden Bosheit alle Guten und Frommen geflüchtet haben. Die Königin, die da herrſchend gedacht wird, heißt Eccleſia und iſt die erwählte Braut Gottes. Erſt hatte ſie nur in Hirtenhütten, dann unter dem Tabernakel, und endlich in einem prachtvollen Tempel ihren Sitz, bis endlich der Bräutigam nahte und ihr eine neue Stätte

bereitete, zu der er die beſten Baumeiſter, Petrum, Paulum u. a. m. verordnete.

„Daneben Wächter, früh und ſpät,
Daß der Bau ſeine Sichrung hätt'.
Alſo ward es ein feſtes Neſt,
Da Mauer und Wall thäten das Beſt',
Da Wacht und Wehr beſtellet wohl,
Da jeder thät, was er thun ſoll,
Da Proviant und Speis zur G'nüg',
Da alles bereit zu Fried und Krieg.
Die Stadt, nun Chriſtenburg genannt,
War nunmehr weit und breit bekannt,
Darum ſie auch von manchem Stand
Aufs Feindlichſt' wurde angerannt.
Ihr thät Gewalt groß Ueberdrang,
Noch viel mehr macht ihr Liſt ſehr bang,
Darüber mancher Thurm gefällt,
Manch' feſtes Bollwerk ward zerſchellt,
Manch tiefer Graben wurd erſchütt.
Solchs alles ward ergänzet nit;
Denn nach und nach die Wacht und Hut
Der Bürger weniger thät gut;
Suchten dafür gute Gemach',
Damit verfiel manch gutes Dach,
Und ſchlichen ein untreue Leut',
Dadurch die Stadt kam gar in d' Beut' u. ſ. w."

Als nun ſo durch die Sorgloſigkeit der Bürger die Chriſtenheit in Verfall gerathen war, beſchloß der Baumeiſter ein neues Caſtell Lauttereck (Luthereck?) zu errichten, was mancher zwar zu verhindern ſuchte.

„Doch was Gott will, läßt ſich nicht ändern,
Wiewohl es koſtet manchen Mann;
Denn Gott wollt' ſelbſt die Ehre han,
Daß er mit ſchwachem Zeug mehr thu',
Als aller Menſchen groß Unruh'."

Doch gar zu bald zeigte ſich in dem neuen Caſtell der alte Uebelſtand wieder. Mancher der Wächter ſuchte nur, wie er ſich mäſte; der Name Luthereck gab einen Vorwand zu manch ungezognem Leben, die Steine, zum Bethaus beſtimmt, wurden zum Tanzhaus verwendet, und ſo durch die eigene Beſatzung das Werk

geſchändet, auf das der Herr allen Fleiß verwandt hatte. Als der Antichriſt dieſes erfuhr, rüſtete er ſich zum Kriege wider Lauttereck. Er übertrug drei ſeiner Vaſallen die Belagerung des Caſtells; Tyrannus hieß der eine, Hypocrita der zweite, Sophista der dritte. Die Beſatzung in der Chriſtenburg verachtete aber den Feind, und meinte,

— „es hätt' nit große Noth,
Weil ſie zuvorderſt hätten Gott,
Ein gut Gewiſſen, gute Sach',
Ein' feſte Burg und ſichres Dach,
Auch baares Geld und täglich Brot,
Ein' friſche Mannſchaft, Kraut und Loth, u. ſ. w."

Im Gefühl dieſer falſchen Sicherheit machten ſie zwar Anſtalten zur Gegenwehr, aber ſehr ungeſchickte. Die Führer, denen ſie die Vertheidigung übertrugen, waren alleſammt nicht viel werth, wie ſchon die allegoriſchen Namen, Securus, Stupidus u. ſ. w., die ihnen der Dichter giebt, anzeigen. Gott aber, der vom Himmel herab ſah auf dieſes Treiben, hatte ein großes Mißfallen dran, und ließ die Chriſtenburger in der Schlacht mit dem Antichriſt eine große Niederlage erleiden. Jetzt trat eine große Verzagtheit und Niedergeſchlagenheit an die Stelle des frühern Trotzes. Unterdeſſen ſammelte der Antichriſt neue Hülfstruppen und beſchloß noch einmal die Stadt zu berennen, und ſchon entfiel einigen der Belagerten ſo ſehr der Muth, daß ſie ſich bereit zeigten, dem Feind die Thore zu öffnen. In dieſer allgemeinen Verlegenheit trat ein alter Mann, Reformator genannt, unter die entmuthigten Chriſtenburger,

„Und ſprach getroſt zum zagen Haufen,
Das ſei ferne von unſers Gleichen,
Daß wir von unſerm Gott abweichen;
Das ſei ferne von unſerm Gott,
Daß er uns laß in ſolcher Noth;
Das ſei ferne, daß wir thun fliehen,
Wo Gott und Menſch zuſammen ziehen.
So laßt uns nun zu Gott umkehren,
So wird er uns gewiß erhören u. ſ. w."

„Er hatt' die Wort' kaum ausgeredt,
Alsbald ſich Gottes Geiſte regt.

Der gab neu Herz, neu Muth und Blut,
Daß ſie die Wort' nahmen für gut,
Und ſchrieen all' mit lauter Stimm':
Ach, Herr, von uns das Böſe nimm,
Und gieb neu Sinn, neu' Art, neu Werk,
Neu Glauben, Lieb', Hoffnung und Stärk',
Neu' Zucht, Ordnung und Disciplin,
Den Geiſt vermehr', das Fleiſch bezähm',
Daß wir in deiner Stadt verbleiben,
Den Feind mit Ehren zurück treiben.
So wollen wir je mehr und mehr
Deinem Namen geben Lob' und Ehr,
Daß du allein uns habſt errett,
Da Menſchenkraft ſich nimmer regt."

Ueber dieſen Entſchluß ſeiner Mitbürger hat der Greis eine hohe Freude; er fällt mit ihnen auf die Kniee und ruft Gott um Kraft zum Kampfe an, worauf er dann noch eine etwas ausführliche Auseinanderſetzung des chriſtlichen Glaubens und der chriſtlichen Pflichten folgen läßt. Bloß einer, Namens Witzbold, unternahm es, das Volk gegen des Greiſen weiſe Rathſchläge aufzuhetzen und es in die alte Sicherheit einzuwiegen. Er ſprach:

„Liebe Leut', was will das werden?
Wollen wir gar umkehren die Erden?
Iſt denn der Greis allein geſcheut,
Waren nicht vor ihm auch weiſe Leut'?
Wie darf er denn all' ſein' Vorfahren
Halten für pur lautere Narren?
Ihm gfällt kein Kirch', kein Hof, kein Schul',
Und wirft ſie all' in einen Pfuhl .....
Wer ſollte aber von dem Gecken
Sich alſo bald laſſen erſchrecken,
Und nicht vielmehr die Weiſe halten,
So hergebracht von unſern Alten,
Wie uns auch die Vernunft bericht,
Und nicht bringt ſolche loſ' Gedicht'
Von Armuth und Gelaſſenheit,
Von Contempliern und innern Freud',
Von Chriſti Nachfolg' und den Dingen,
Die wir auf Erden nimmer vollbringen?
Wir haben ja mit gutem Fug
Der Regiments-Regeln genug;

So ist der Lehr' Confession
Gefasset in ein Corpus schon;
Auch sein die Künste hochgeführt,
Daß billig diese Zeit florirt."

Der Greis erwiedert jedoch auf diese Einwendungen Witzbolds und der ihm beistimmenden Maulchristen mit aller Würde, und eine schöne, fromme Stimmung, eine wahrhaft christliche Begeisterung theilt sich der ganzen Besatzung mit. Nun eilt auch Gottes Hülfe selbst zum Entsatz herbei. Die Christenburg entzieht sich durch einen dichten Nebel den Blicken der siegestrunkenen Feinde. Diese gerathen darüber in Verwirrung und richten unter sich selbst ein furchtbares Blutbad an.

„Was dem Meer zulief, mußt' ertrinken,
Was in die Schiff' eilt', mußt' versinken,
Was auf der Erd', zerstreut' der Wind,
Auch fraß das Feuer viel Haufen gschwind,
Wild Thier, Raubvögel und Wallfisch
Fraßen auch Gottes Feinde frisch,
Und war dergleichen nie geschehn,
Kein's Menschen Auge hat's gesehn. .....
Da sah man manche stolze Rott'
Zittern und zagen vor dem Tod,
Da sah man eilen, fliehen, laufen,
Herzschlagen, Handaufheben, Raufen,
Und was mehr g'schieht in höchster Noth,
Wann Hülf', Rath, Kraft und Seel' ausgoht.
O Gott, du starker Kriegesheld,
Wie bald kannst du behalten das Feld."

Aber auch in der Christenburg war noch immer große Noth, denn die Bewohner wußten nicht, wie Gott väterlich für sie gesorgt hatte. Ein Fasten ward angestellt, und selbst das Angstgebrüll der Thiere sollte den Himmel zum Mitleiden bewegen. Endlich senkte sich die Wolke wieder, und erstaunt sahen die Belagerten die Zerstörung der Feinde, die nicht durch ihre, sondern durch Gottes wunderbare Macht geschehen war. Ein Danklied der Gemeinde, wozu der Dichter Luthers „veste Burg" als Grundton benutzte, macht den Schluß.

„Ein großer Herr ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen,

Er ſah uns an in unſrer Noth,
Die uns in Eil' getroffen.
Die alte, ſchnöde Welt,
Gar ſauer ſie ſich ſtellt,
Mit Gewalt, Schein und Geſchwätz
Uns ſtellet Strick und Netz,
Vermeint uns zu bezwingen.

Mit unſrer Wehr war's nicht gethan,
Wir haben viel verloren,
Weil wir nicht ſuchten unſern Mann,
Den Gott hat ſelbſt erkoren;
Fragſt du, wer der iſt?
Er heißet Jeſus Chriſt,
Das Haupt ſeiner Gemein,
Der er giebt Kraft und Schein,
Wann ſie ſein' Regel haltet.

Da nun die Welt voll Teufel war
Und wollten uns verſchlingen,
Da ſtund Chriſtus bei ſeiner Schaar
Und ließ ihr wohl gelingen.
Der groß' Antichriſt
Mit Macht, Wahn und Liſt,
Empfing da ſein Gericht,
Wie Gottes Wort verſpricht,
Sein Schwert thät ihn bald fällen.

Das muß er ihm Gott laſſen thun,
Und groß Spott dazu haben;
Lob ſei Gott Vater und dem Sohn,
Darzu des Geiſtes Gaben,
Der unſer Seel' und Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib
Gefreit vor ſei'm Grimm,
Und uns beſcheert den G'winn,
Daß uns das Reich ſoll bleiben.

Alſo hat dieſer Krieg ein End',
Dabei man dann kürzlich erkennt,
Wie ſchrecklich groß des Teufels Macht,
Deß doch die Sicherheit nicht acht;
Wie g'fährlich krieg' die Chriſtenheit,
Wann ſie nicht Chriſtum an der Seit';

Wie nöthig ſei ein' rechte Reu',
Daß man das Chriſtenthum erneu';
Wie mächtig ſei das göttlich Schwert,
Wann er's wider ſeine Feinde kehrt.
Gott geb', daß wir es recht empfinden,
Und uns zu ihm von Herzen wenden.
So wird er gwißlich bei uns ſtahn,
Wohlan, ich hab' das mein' gethan.
Deo gloria."

Achtzehnte Vorleſung.

Franz Baco von Verulam. Johann Kepler und der Kalenderſtreit nebſt andern proteſtantiſch dogmatiſchen Eruditäten. Hugo Grotius.

Wenn es zu den charakteriſtiſchen Merkmalen der proteſtantiſchen Kirche gehört, daß ihr Wohl und Wehe, ihre Fortſchritte und ihre Hemmungen nicht allein von dem geiſtlichen Stande, als einer bevorzugten Prieſterkaſte, abhangen, ſondern daß vielmehr die Aufgabe der zu bewahrenden und zu erringenden Geiſtesfreiheit eine gemeinſame iſt, an der jeder nach der Gabe theilnehmen ſoll, die er empfangen hat, ſo können wir bei unſrer nunmehrigen Betrachtung auch die Männer nicht überſehen, die, ohne Theologen von Fach zu ſein, vielmehr in andern Kreiſen des Wiſſens und des Wirkens ſich bewegend, dennoch auf den Gang der Entwicklung unſeres kirchlichen und religiöſen Lebens einen entſchiedenen Einfluß geübt haben. Wie der Zeit der Reformation eine Epoche voranging, die man gewöhnlich als die Zeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften bezeichnet, ſo regte ſich auch wieder gegen Ende des 16. und noch mehr zu Anfang des 17. Jahrhunderts, zum Theil mitten unter den Kriegsſtürmen, welche Europa durchzogen, ein ähnliches Streben, den Geiſt aus den Feſſeln eines todten Formalismus zu befreien und in die Nacht der Barbarei das Licht einer unparteiiſchen Forſchung zu bringen.

Drei Männer aus verschiedenen Völkern, von verschiedenen Berufskreisen und von verschiedenen protestantischen Bekenntnissen sind es, die wir als Restauratoren der Wissenschaften herausheben und den Reformatoren unsrer Periode an die Seite stellen werden: der englische Kanzler Franz Baco, der deutsch-lutherische Astronom Joh. Kepler und der arminianische Niederländer Hugo Grotius. Mit diesen drei vorzüglichen Männern wollen wir uns in dieser Stunde beschäftigen, so weit es die Kürze der Zeit erlaubt. Möge ihnen die Aufmerksamkeit zu Theil werden, die sie verdienen.

Franz Baco, der Sohn des Kanzlers Nicolaus Baco, wurde den 22. Januar 1561*) in der Nähe von London geboren. Er gehörte zu den Kindern, deren Geistesgaben sich früh auf eine glänzende Weise entwickeln. Davon legte er als Knabe eine Probe ab in Gegenwart der Königin Elisabeth. Als ihn diese Fürstin einst nach seinem Alter fragte, antwortete er sogleich: „Ich bin zwei Jahre jünger, als die glückliche Regierung Ew. Maj." Die Königin nahm diese Antwort günstig auf und nannte hinfort den jungen Baco ihren kleinen Siegelbewahrer. Im 13. Jahre bezog Baco die Universität Cambridge, und schon drei Jahre nachher trat er als Schriftsteller auf, indem er die blinde Anhänglichkeit an Aristoteles bekämpfte, die auch im Zeitalter nach der Reformation unter den protestantischen Gelehrten wieder überhand genommen hatte. Die eitle Disputirsucht, wie sie unter den Philosophen, wie unter den Theologen seines Zeitalters herrschte, war seinem auf das Wesen der Dinge gerichteten Geiste in hohem Grade zuwider, und nicht mit Unrecht verglich er diese unermüdeten Streiter den alten Athleten, die sich den nützlichen Arbeiten entzogen, um den Körper desto leichter den überflüssigen Anstrengungen hinzugeben.

Mit seltnen Kenntnissen ausgerüstet verließ Bacon die Schule von Cambridge und begab sich im Geleite des englischen Gesandten Sir Amyas Pawlet nach Paris. Dieser setzte ein solches Zutrauen in den jungen Mann, daß er ihn zu Bestellung wichtiger Aufträge an die Königin nach England sandte, welcher Aufträge

*) Ueber das Chronologische siehe die Anm. bei Vauzelles, histoire de la vie et des ouvrages de François Bacon. Paris 833. Tom. I. p. 5. Unsre Erzählung schließt sich größtentheils an dieses Werk an, so wie auch an Mallet the life of Francis Bacon. London 1740. 8.

er ſich aufs Geſchickteſte zu entledigen wußte. Nun machte er mehrere Reiſen in Frankreich, beobachtete die Sitten und Gebräuche des Landes bis ins Einzelnſte*) und kehrte mit vielen Erfahrungen bereichert nach dem Tode ſeines Vaters nach England zurück, nachdem er bereits in einem Werke über den damaligen Zuſtand Europa's die Frucht ſeiner eignen Beobachtungen und ſeiner vielfachen Studien niedergelegt hatte.

Mit ſeinem 28. Jahre ſehen wir Bacon die gefährliche Laufbahn eines engliſchen Staatsmanns betreten, in einer Zeit, die durch die Reibungen politiſcher und kirchlicher Parteien ſich vor andern auszeichnete. Leider bewahrte Bacon während dieſer Laufbahn nicht immer den Charakter des großen und weiſen Mannes, am wenigſten den Charakter eines durch das Chriſtenthum geläuterten und veredelten Gottesmenſchen. Große Schwächen ließ er ſich in ſeinem Benehmen zu Schulden kommen, unter denen die der Schmeichelei, des Undanks und der Beſtechlichkeit nicht die geringſten ſind, wenn man anders ſolche Hauptgebrechen des Charakters als bloße Schwächen darf gelten laſſen. Es muß uns um ſo mehr ſchmerzen, daß ein Mann, der ſich durch ſeine glänzenden Gaben von ſelbſt empfahl, zu den niedrigſten Schmeicheleien ſeine Zuflucht nahm, um die Gunſt der Königin Eliſabeth zu erwerben. Rühmte er doch an der bereits 53jährigen Regentin in einer Lobſchrift, die er auf ſie verfaßte, daß auf ihrem Angeſichte die rothen und weißen Roſen in freundlicher Miſchung ſich begegneten, womit er zugleich auf den Kampf der Häuſer York und Lankaſter anſpielte **). Ob beſtochen durch dieſe Schmeicheleien oder ob in Erwägung ſeiner wirklichen Verdienſte Eliſabeth ſich bewegen ließ, ihn zu ihrem außerordentlichen Rathe zu ernennen, wollen wir nicht entſcheiden. Genug, er erfreute ſich ihrer Gunſt, zog ſich aber bald durch ſein zweideutiges Benehmen in den damals herrſchenden Streitigkeiten der Großen den lauten Tadel, ja den offenen Haß der Nation zu. Zwiſchen dem Staatsminiſter Robert Cecil und dem Grafen Eſſex herrſchten große Zerwürfniſſe. Bacon nahm erſt die Partei

*) Sogar die Art, wie der Rahm (die Sahne) in der Gegend von Blois bereitet wird, entging ſeiner Aufmerkſamkeit nicht. Siehe Vauzelles S. 13. Anm.

**) Vauzelles I. S. 21.

des letztern und wurde von ihm mit Wohlthaten überhäuft. Plötzlich aber verließ er seinen Gönner, als dieser in Ungnade gefallen war, und zog sich nicht nur feige von ihm zurück, sondern hatte sogar die Stirn, unberufen als Ankläger gegen seinen Wohlthäter aufzutreten und dessen Sturz zu befördern, der mit der Hinrichtung des Grafen endete. Mit dieser schwarzen That verdunkelte Baco seinen Ruhm, den er sich mitten unter den Staatsgeschäften durch außerordentliche wissenschaftliche Leistungen erworben hatte, er war der allgemeinen Verachtung preis gegeben und mit nichts konnte er mehr den häßlichen Flecken auslöschen. Ein abermaliger Beweis, wie die Wissenschaft allein es nicht vermag, den Menschen zu adeln, wenn nicht die Gesinnung ihn adelt, die allein den Werth des Menschen bestimmt. Hier war die Stimme des Volkes eine richtige und das Urtheil, das sie fällte, ein gerechtes. Bacon hatte viele Mühe, das verloren gegangene Zutrauen einigermaßen wieder zu gewinnen. Zu dem sittlichen Bankerot, den er gemacht, kamen auch noch die eigenen finanziellen Zerrüttungen, so daß er zweimal wegen Schulden verhaftet wurde. Unter Jacob I. schien ihm jedoch wieder ein günstigerer Stern leuchten zu wollen. Dieser Fürst, der sich das Ansehn eines Beschützers der Wissenschaften gab, zog ihn bei mehrern Anlässen hervor, erhob ihn in den Adelstand, verbesserte ihm seine Einkünfte und machte ihn endlich im Jahr 1619 zum Großkanzler von England mit dem Titel eines Barons von Verulam, wozu noch im folgenden Jahr der Titel eines Viscount von St. Alban kam. Aber auch in diesen hohen Stellen wußte sich Bacon nicht in der Gunst des Volkes zu halten. Er wurde von der Pairskammer angeklagt, von Bestechungen getrieben das Staatssiegel zu willkürlicher Vertheilung von Aemtern und Privilegien mißbraucht zu haben, und leider! konnte der Angeklagte sich nicht von den gemachten Beschuldigungen rein waschen, sondern sah sich zu dem schimpflichen Schritte genöthigt, die Gnade seiner Richter anzuflehn. Bacon wurde zu einer Geldstrafe von 40000 Pf. und zur Einsperrung in den Tower verurtheilt; die Gnade des Königs sprach ihn jedoch von der erstern frei, und bald durfte er auch wieder das Gefängniß verlassen. Er lebte von da an im Privatstande und starb bald darauf im Jahr 1626. Mit stolzem Selbst-

gefühl verordnete er unter anderm in seinem Testamente: „Meinen Namen und mein Gedächtniß hinterlasse ich den fremden Nationen und meinen eignen Landsleuten, nachdem einige Zeit verflossen sein wird.“ Wenn wir das Leben dieses Mannes mit dem Leben derer vergleichen, die im Dienste der Wahrheit und der Gerechtigkeit sich die Ungunst der Menschen, ja nicht selten Gefängniß und Tod zugezogen haben, so macht er uns freilich nicht den Eindruck eines christlichen Märtyrers. Die Verfolgungen, die ihn trafen, waren mehr oder weniger selbstverschuldet, und so kann auch das, was er als Reformator gewirkt hat, nicht auf jene volle Anerkennung Anspruch machen, die wir den unerschütterlichen Glaubenshelden zollen. Bei allen Mängeln seines Charakters jedoch, die in den schwierigen Verwicklungen, in welche Baco's Leben fiel, immerhin einige Entschuldigung finden mögen, verdient derselbe dennoch an die Spitze derer gestellt zu werden, die, wenn auch nicht durch die Macht des Beispiels, doch durch die Macht des Gedankens und der Wissenschaft auf Kirche und Schule einen heilsamen Einfluß geübt haben. Das ganze große Gebiet des menschlichen Wissens unterwarf Baco einer neuen Durchsicht und Prüfung. Mit einer bewundernswürdigen Kraft und Selbstständigkeit, die wir ihm gar zu gerne auch im Sittlichen gewünscht hätten, erhob er sich über die Vorurtheile seiner Zeit, und mitten unter den politischen Stürmen, von denen er umhergeworfen wurde, erging er sich, ein zweiter Cicero, unablässig in den weiten Gebieten der Wissenschaft. Baco hatte einen viel umfassenden Geist. Das unermeßliche Gebiet der Natur stand eben so offen vor seinen Blicken, als das Gebiet der Geschichte, der Philosophie, der Staatsweisheit und der Theologie. So kannte er die technischen Ausdrücke jeder Wissenschaft bis ins Einzelnste, und mit dem Jäger konnte er von Falken und Hunden eben so gründlich sprechen, als mit den Aerzten über die Anatomie und mit den Staatsmännern über Politik *). Aber an dem bloßen Vielwissen ließ er sich nicht genügen; sondern gab auch dem wahren Gedanken stets den schönsten Ausdruck und die geeignetste Form. Beides, Erfahrung und Speculation suchte er auf eine lebendige Weise zu verbinden,

*) Vauzelles S. 200.

während die meiſten der übrigen entweder nur mit dem rohen Stoff der geſammelten Kenntniſſe ſich begnügten, oder mit bloßen Schattenbildern von ſelbſtgeſchaffnen Ideen ſich und andere abquälten. Die erſtern (die ſogenannten Empiriker) verglich er den Ameiſen, die nur aufhäufen, ohne das Geſammelte in eine höhere Ordnung zu bringen, die letztern (die Idealiſten) den Spinnen, dieweil ſie die Ideen bloß aus ihrem Hirn ſpinnen, wie die Spinne die Fäden aus ihrem Leibe. Dem wahren Philoſophen aber verglich er die Biene, welche zwar emſig den Stoff ſammelt, aber ihn auch ſinnig und künſtleriſch verarbeitet *).

Baco bildete, namentlich in Beziehung auf die Naturwiſſenſchaften, einen heilſamen Gegenſatz ſowohl zu den Scholaſtikern als zu den Myſtikern. Wenn die erſtern das Studium der Natur gänzlich vernachläſſigten und eine hohle Metaphyſik in die Luft hinein bauten, der es an jeder ſichern Grundlage fehlte, die letztern aber ihre Phantaſiegebilde an die Stelle der wahren Naturerſcheinungen ſetzten, ſo ſchlug Baco den richtigen Weg der Beobachtung ein, und ſuchte alle voreiligen Schlüſſe, alles bloße Spiel mit Begriffen, alle Hypotheſen wo möglich fern zu halten. Er war daher ein entſchiedner Gegner des alchymiſtiſchen und aſtrologiſchen Unweſens ſeiner Zeit, während er als ein beſonnener Denker hinwiederum nicht wagte über den Zuſammenhang des Seelenlebens mit der Natur ein von vorneherein abſprechendes und verneinendes Urtheil zu fällen. „Alles," ſagte er, „was man von der Macht der Einbildungskraft und dem geheimen Grundtrieb der Natur (von der Wirkung der Sympathie u. ſ. w.) erzählt, ſcheint mir ſo ungewiß, daß man ſich hüten muß, poſitive Folgerungen daraus zu ziehen, ehe man die ſtrengſten Prüfungen darüber angeſtellt hat."

Ein ſolches beſonnenes Innehalten (Suſpendiren) des Urtheils charakteriſirt hinlänglich die Denkweiſe eines Mannes, der dazu berufen ſchien, dem forſchenden Geiſte eine neue Richtung zu geben. So natürlich uns jetzt dieſes ruhig beobachtende Verfahren erſcheint, ſo neu war es den Zeitgenoſſen Baco's, und ſo nüchtern mußte es ſich den Anmaßungen eines Paracelſus und Fludd gegenüber

*) Apophthegm. 19. Vauzelles II. S. 198, 199.

ausnehmen, welche bereits den Stein der Weisen gefunden zu haben sich rühmten, und aufs Gerathewohl zufuhren.

Aber nicht allein die Naturwissenschaften unterwarf Baco einer neuen Prüfung; das Gesammtgebiet der menschlichen Erkenntniß wollte er in eine neue Ordnung bringen, den Zusammenhang der Wissenschaften untereinander fester begründen, und durchgehends Erfahrung und Beobachtung an die Spitze der wissenschaftlichen Untersuchung gestellt wissen. Seine eigenthümlichen Ansichten hierüber legte er in seinem neuen Organon an den Tag. Wie weit Baco hierin das Richtige getroffen, ist unseres Orts nicht zu entscheiden; so viel dürfte indessen immer zugegeben werden, daß sein Grundsatz doch zunächst auf die Naturwissenschaften berechnet war, weniger auf die Gebiete, die über die sinnliche Erfahrung hinausliegen; daher auch bei dieser reinen Verstandesmethode die Einwirkung seiner Philosophie auf die Theologie nur von untergeordnetem Belange sein konnte. Bekannt ist zwar sein schöner Ausspruch, den er über das Verhältniß der Philosophie zum Glauben gethan hat: daß nämlich eine leicht oben abgeschöpfte Philosophie von Gott ableite, eine tiefere aber zu ihm zurückführe. So wahr indessen dieser Grundsatz an sich ist, so ließe sich doch fragen, ob die Art des Philosophirens, wie Baco sie übte, dazu dienen konnte, die Natur der göttlichen Dinge in ihrer tiefern Wurzel zu erfassen. Baco's Philosophie ist allerdings reich an praktisch moralischen Wahrheiten, und in sofern auch christlich, als sie den Verhältnissen des christlichen Staates und der christlichen Sitte angemessen ist *). Ja weit entfernt, auch im Dogmatischen mit dem Christenthum in irgend einen Gegensatz zu treten, schloß sich Baco überall gewissenhaft an die heilige Schrift an, deren Aussprüche er so sehr als höchste Autorität erkannte, daß er sie auch auf weltliche Wissenschaften angewandt wissen wollte. Noch mehr, er war nicht nur bibelgläubig, im strengsten Sinne des Wortes, er war auch ein entschiedner Bekenner der neununddreißig Artikel seiner Kirche. Grade aber diese äußere Rechtgläubigkeit, die mit seiner ganzen positiven Richtung

*) Vgl. Herders Adraſtrea (sämmtliche Werke zur Phil. und Gesch. Bd. X.) u. Baco's Essays moral, economical and political. Lond. 1801.

zuſammenhing, hat etwas Trockenes, und läßt uns vermuthen, daß er ſich ſeine chriſtliche Ueberzeugung mehr durch Combination des Verſtandes, durch wirkliche oder vermeintliche Vernunftſchlüſſe angeeignet, als daß er dieſelbe innerlich in ſich verarbeitet hatte. Jene Durchdringung des Myſtiſchen und des Wiſſenſchaftlichen, wie wir ſie z. B. unlängſt bei dem deutſchen Valentin Andreä gefunden haben, und wie ſie überhaupt dem beſſern deutſchen Volkscharakter eigenthümlich iſt, finden wir bei dem kältern Engländer nicht, der uns auch in ſeiner Chriſtlichkeit eher an Cicero und Seneca, als an Paulus und Johannes erinnert. Wir wollen damit nicht ſagen, daß es Baco an religiöſem Sinn und Gefühl gefehlt habe; nur ſcheint das tiefer Gemüthliche bei ihm in keinem nothwendigen Zuſammenhang mit ſeiner theologiſchen Denkweiſe geſtanden zu haben; ſondern es ging, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, mehr neben der Reflexion des Verſtandes her, als daß dieſe weſentlich darauf geruht hätte. Dem ſei übrigens wie ihm wolle, ſo verdient Baco doch mit Recht den Namen eines chriſtlichen Philoſophen, und auch bei allen ſittlichen Fehlern des Mannes muß uns ſeine Geſinnung darin ehrwürdig ſein, daß er die Religion allem obenanſtellte, und von ihr allein die höhere Weihe des wiſſenſchaftlichen Lebens und das Heil der Staaten erwartete. In dieſer Beziehung dürfte es nicht unintereſſant ſein, das Gebet kennen zu lernen, womit er ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten zu beginnen pflegte *).

„Vater aller Dinge, der du mit dem ſichtbaren Lichte deine Schöpfung begonnen und mit dem geiſtigen Lichte ſie beſchloſſen, deſſen Funken du dem Angeſicht des Menſchen eingehaucht haſt, ſchütze und leite dieſes Werk. In deiner Güte hat es ſeinen Anfang, deine Ehre iſt ſein Ende. Als du auf die Geſchöpfe blickteſt, die aus deinen Händen hervorgegangen waren, da erkannteſt du, daß ſie alle gut und vollkommen ſeien, und in der Befriedigung, die dein Werk dir verurſachte, ruheteſt du von demſelben aus.

*) Writers prayer; Bacons Works T. III. p. 128. Da die engliſche Ausg. der Werke Baco's mir nicht zur Hand iſt, und in der lateiniſchen (Amſterdamer) ſich das Gebet nicht vorfindet, ſo bin ich genöthigt, mich an die franzöſiſche Ueberſetzung von Vauzelles zu halten. Bd. I. S. 108.

Aber als der Mensch sich wandte, seine eignen Werke zu schauen, da erblickte er nur Qual und Eitelkeit, und konnte die Ruhe nicht finden in ihnen. O so verleih uns denn, daß, weil die Betrachtung deiner Geschöpfe den Gegenstand unsrer Mühen und Arbeiten ausmacht, wir auch Theil haben mögen an deiner Befriedigung und deiner Ruhe. Nähre und erhalte in uns (wir flehen dich demüthig drum) den Sinn für solche Betrachtung, und habe dein Wohlgefallen dran, einen neuen Lichtstrom der Erkenntniß über die große Familie des Menschengeschlechtes zu ergießen durch uns sowohl, als durch die, denen du ähnliche Gefühle und Triebe einhauchen wirst. Das bitten wir von deiner ewigen Liebe durch unsern Herrn Jesum, deinen Gesalbten und unsern Gott."

Es ist offenbar mehr die verständig reflectirende, als die unmittelbare Gefühlsfrömmigkeit der Mystiker, die aus diesem Gebete hervorleuchtet, da es sich mehr um theoretische Erkenntniß, als um das praktische Christenthum handelt. Aber die würdige Haltung des Tons spricht dennoch das religiöse Gefühl wohlthätig an und ist uns ein Beweis, daß es verschiedene Formen der Frömmigkeit geben kann und soll je nach den verschiednen Stimmungen und Bedürfnissen des Herzens.

Ein anderes Gebet des Kanzlers, das er in der Zeit seiner Leiden verfaßte, verdient gleichfalls unsere Aufmerksamkeit *).

„Gnädigster Gott! barmherzigster Vater! von Jugend auf mein Schöpfer! mein Erlöser! mein Tröster. Du Herr! erforschest die geheimsten Tiefen und Gründe der Herzen, du kennst die Lauterkeit der Einen, die Heuchelei der Andern, und wie auf einer Wage wiegst du Gedanken und Handlungen der Menschen; du missest ihre Rathschläge nach der Schnur, und weder die Eitelkeit, noch die Verkehrtheit ihrer Wege kann vor dir sich bergen. Gedenke, o Herr! wie dein Knecht vor dir gewandelt, erinnere dich an das, was ich vor allem gesucht habe und was das höchste Ziel meines Strebens war. Ich habe lieb gehabt deine Versammlungen, ich habe geweint über die Trennung deiner Kirche und an dem Glanz deines Heiligthums hab' ich mich ergötzet. Für deinen

*) Lateinisch im 7. Bd. der Amsterdamer Ausg. seiner Werke S. 520. ff., französisch bei Vauzelles II. S. 175.

Weinstock, den deine Rechte unter diesem Volke gepflanzt hat, habe ich nie aufgehört zu beten, auf daß er Früh- und Spatregen empfange und seine Zweige ausbreite nach dem Meer und den Strömen. Köstlich war in meinen Augen der Stand des Dürftigen und derer, die ihr Brot mit Thränen essen, ich habe gehaßt alle Grausamkeit und Härte des Herzens, und mich beflissen, allen Gutes zu thun, obwohl in verachteter Gestalt. Waren einige feindlich gegen mich gesinnt, so habe ich ihrer nicht gedacht, und fast nie ist die Sonne untergegangen, während mein Zorn noch brannte; ich war der Taube gleich, ferne von aller Bosheit. Deine Creaturen waren mein Buch, noch mehr aber deine heilige Schrift. Dich hab' ich gesucht an den Höfen, auf dem Felde, in den Gärten, gefunden hab' ich dich in deinem Tempel."

Nach diesem etwas selbstgerechten, im Tone der alttestamentlichen Frömmigkeit gehaltenen Eingange folgt dann, in ziemlichem Abstande damit, ein Sündenbekenntniß und demüthige Unterwerfung unter den göttlichen Willen.

„Tausendfältig sind meine Sünden, zehntausendfältig meine Uebertretungen: aber deine heiligende Kraft blieb bei mir, und durch deine Gnade brannte mein Herz als ein unauslöschliches Feuer auf deinem Altar. O Herr, meine Stärke, von Jugend an trateſt du mir entgegen auf meinen Wegen durch deine väterlichen Erbarmungen, durch deine trostvollen Züchtigungen, durch deine augenscheinliche Fürsorge. Wie deine Huld groß war über mir, so auch deine Züchtigungen; du warst mir immer nahe, o Herr, und als mein zeitlich Gut sich mehrte, da fühlte ich nichts desto weniger deine Pfeile, die du heimlich auf mich abschicktest. Als ich erhöht ward vor den Menschen, beugt' ich mich vor dir in Demuth. Und auch jetzt, da meine Gedanken auf den Frieden und die Ehre (dieser Welt) gerichtet sind, fühle ich deine Hand schwer über mir, und nach deiner alten Barmherzigkeit erniedrigst du mich, damit ich in deiner väterlichen Zucht bleibe als ein ächter Sohn. Gerecht sind deine Gerichte über mir, meiner Sünden wegen; denn sie sind zahlreicher als der Sand am Meer. Aber deine Barmherzigkeit ist unendlich größer! Denn was ist der Sand am Meer, was Himmel und Erde? nichts gegen deine Barmherzigkeit. Außer meinen unzähligen Sünden bekenne ich auch

noch, daß ich dein Schuldner bin wegen der mir anvertrauten Geſchenke und Gaben deiner Gnade, die ich zwar keineswegs im Schweißtuch verborgen gehalten, die ich aber auch nicht, wie ich billig hätte ſollen, den Wechslern gegeben habe, um den beſten Gewinn daraus zu ziehen; nein! ich habe ſie oft zu Dingen verwandt, denen ich am wenigſten gewachſen war, ſo daß ich wohl ſagen kann, meine Seele war ein Fremdling auf dem Zug meiner Pilgerſchaft. O Herr, ſei mir gnädig um meines Erlöſers willen, nimm mich auf in deinen Schooß, ja führe mich auf deinen Wegen."

Indem ich Ihnen ſelbſt überlaſſe, aus dem Mitgetheilten ſich ein Bild von Baco's Religioſität zu machen, die auch hier mehr von ihrer geſetzlichen und verſtandesmäßigen Seite heraustritt, bemerke ich nur noch, daß er gelegentlich auch der Duldſamkeit in Glaubensſachen das Wort redete. Er lebte ſelbſt in jenen bewegten Zeiten, wo Katholiken, biſchöfliche Proteſtanten und Puritaner einander gegenſeitig verfolgten, und auf jene Zerriſſenheit der Kirche ſpielt auch das obige Gebet an. In Beziehung auf dieſen Zuſtand verfaßte er unter anderm eine Schrift über die Befriedigung und Erbauung der Kirche Englands, welche er dem König Jacob I. widmete und worin er die Mitte zu halten ſuchte zwiſchen dem ſtürmiſchen Eifer der Puritaner und der Starrheit der Biſchöflichen.

„Die Kirche," ſagte er einſt in einem treffenden Bild zum König, „iſt das Auge des Staates; hat man nun etwas im Auge, ſo muß man dieſes Etwas behutſam entfernen, nicht aber das Auge ſelbſt ausreißen *)."

Wir verlaſſen dieſen merkwürdigen Reformator des Wiſſens, um einen andern, nicht minder großen Proteſtanten kennen zu lernen, der gleichfalls wie Baco zunächſt auf dem Gebiet der höhern Naturkunde thätig war, der aber mit ſeinem ganzen deutſchen Herzen der Kirche angehörte und mit edler Freimüthigkeit ſeinen Proteſtantismus ſowohl gegen Katholiken als überorthodoxe Lutheraner vertheidigte. Wem wäre nicht der Name des großen Aſtronomen, Johann Kepler, bekannt? Daß aber derſelbe Mann, der in der Geſchichte der mathematiſchen Wiſſenſchaften

*) Vauzelles I. S. 87.

eine der ersten Stellen einnimmt, auch der Geschichte der protestantischen Kirche, der Geschichte der Religion und Theologie angehöre, das ist vielleicht weniger bekannt, und gerade von dieser minder bekannten Seite haben wir ihn zu betrachten. Da jedoch seine wissenschaftlichen Bestrebungen als Astronom und Mathematiker gleichsam den festen, krystallenen Körper bilden, aus welchem die protestantische Seele hervorleuchtete, so müssen wir auch einen kurzen Blick auf Keplern den Mathematiker werfen, soweit unsre Aufgabe es uns gestattet. —

So große Umwälzungen auch die Kirchenreformation auf dem Gebiete des Glaubens, Denkens und Wissens hervorgebracht hatte, so blieb doch die Forschung nach den Gesetzen der Natur eine Zeit lang noch an das alte Herkommen gefesselt, und so waren auch die Vorstellungen von dem Weltgebäude noch dieselben, wie die alte Welt sie hatte. Das sogenannte ptolemäische System, wonach die Erde als der ruhende Mittelpunkt gedacht wurde, um welchen die Sonne und Planeten in täglichem Kreislaufe sich drehen, galt für das richtige und wurde in allen Schulen vorgetragen, bis zuerst Copernicus die Welt eines Andern belehrte. Aber erst das folgende Jahrhundert, mit dem wir uns jetzt beschäftigen, wurde für die Kenntniß des sichtbaren Himmels eben so sehr ein Jahrhundert der Aufklärung, als das des 16. für den unsichtbaren Himmel es gewesen war. Ja, wenn an diesem leider! die Sterne sich bald wieder verdunkelten, so schlossen sich dagegen dem forschenden Blicke der Astronomen neue Gesetze auf, die selbst auch wieder auf eine fromme und sinnige Betrachtung der Schöpfung und somit auf die Theologie im weitern Sinne, wohlthätig zurückwirkten. Im Gefolge des Copernicus bilden die Namen Tycho de Brahe, Galilei und Kepler selbst ein glänzendes Sternbild am Himmel der Wissenschaft. Lassen Sie uns bei dem letzt Genannten etwas länger verweilen.

Johann Kepler*) ist geboren den 27. Dec. 1571 in dem würtembergischen Dorfe Magstatt**), unweit der alten Reichs-

*) Vgl. Breitschwert, Joh. Kepplers Leben und Wirken. Stuttgart 1831. und Herders Adrastea, Werke zur Phil. u. Geschichte Bd. XI. S. 481 ff.

**) Menzel Bd. V. S. 118. seiner deutschen Geschichte nennt das Dorf Eltingen.

ſtadt Weil. Die Familie ſtammte von dem adligen Geſchlechte derer von Kappel. Der Vater, Heinrich Kepler, hatte verſchiedene Schickſale, trieb ſich auch noch als Ehemann und Familienvater in mehreren fremden Kriegsdienſten umher*) und führte eine Zeit lang eine Wirthſchaft im Badenſchen. Auch die Mutter übte nicht jenen heilſamen Einfluß auf den Sohn, welcher bei ſo manchen großen Männern den erſten Grund zu ihrem Charakter legte. Sie war roh und abergläubiſch und galt ſogar für eine Hexe, was ihr, wie wir ſpäter ſehen werden, einen ärgerlichen Proceß zuzog. Bloß an eine Schweſter ſchloß der Knabe ſich inniger an; denn auch die übrigen Geſchwiſter ſagten ſeinem Geiſte nicht zu. So wurde alſo ſchon die erſte Erziehung des außerordentlichen Mannes durch vielfache erſchwerende Umſtände gehemmt. Aber ſein viel verſprechender Geiſt durchbrach bald die Schranken, welche ein ungünſtiges Geſchick ihm entgegenſtellte. Da der ſchwächliche Knabe zu den Feldarbeiten nicht zu gebrauchen war, wurde er — zum Theologen beſtimmt, und, nachdem er den Curs der Kloſterſchulen zu Hirſau und Maulbronn durchgemacht hatte, in das Stift zu Tübingen gebracht. Er hatte dieſelben Lehrer, deren ſich auch Valentin Andreä zu erfreuen hatte, von dem er ein Jugendfreund war. Wie ernſt er es mit ſeinem theologiſchen Studium genommen, und welche würdige proteſtantiſche Geſinnung er gleich beim Eintritt in daſſelbe an den Tag legte, geht aus folgender Aeußerung hervor**): „Mein Vorhaben iſt, keinem menſchlichen Vorgänger, ſondern nur der heiligen Schrift zu folgen, den Zuſammenhang jeder Stelle wohl zu erwägen, ihren Sinn aus dem Vorhergehenden und Nachfolgenden zu entwickeln, mehrere Stellen deſſelben Apoſtels unter ſich, dann mit Stellen eines andern Apoſtels und endlich mit den eigenen Worten Chriſti zu vergleichen.“ Schon aus dieſen geſunden Grundſätzen der Auslegung, wie ſie damals zu den Seltenheiten gehörten, läßt ſich erwarten, was Kepler der proteſtantiſchen Kirche geworden wäre, wenn er ſich ihrem

*) Er focht ſogar unter Herzog Alba gegen die Belgier, da Herzog Chriſtoph dem Könige von Spanien geſtattete, in Würtemberg Soldaten gegen die reformirten Ketzer zu werben. Siehe Breitſchw. S. 13.

**) Bei Breitſchwert S. 27., nach Fischlini Memoria Theologor. Wirtembergensium P. II. 336.

Dienſte unmittelbar hätte ergeben können. Aber Gott, der die Gaben verſchieden vertheilt, vertheilt auch die Aemter, und ſo wies er unſerm Kepler den Poſten auf der Sternwarte an, um von da herab ſeine Größe den Menſchen zu predigen und ſie in die Erkenntniß der Wahrheit zu führen. Kepler wählte dieſen Beruf nicht ſelbſt, er wurde ihm von höherer Hand angewieſen. Er ſelbſt ſpricht ſich darüber ſo aus*): „Ein verborgenes Schickſal treibt den einen Menſchen zu dieſem, den andern zu jenem Beruf, damit ſie überzeugt werden, daß ſie unter der Leitung der göttlichen Vorſehung ſtehen. Als ich alt genug war, die Süßigkeit der Philoſophie zu ſchmecken, umfaßte ich alle Theile derſelben mit großer Begier, ohne mich auf Aſtronomie beſonders zu legen. Auf Koſten des Herzogs von Würtemberg erzogen, hatte ich beſchloſſen zu gehn, wohin man mich ſenden würde, während andere aus Liebe zur Heimath zauderten u. ſ. w. — Die Stelle nun, die ihm angetragen, ja auf die er, nach ſeinem Ausdrucke, durch das Anſehen ſeiner Lehrer hingeſtoßen wurde und die für ſeinen künftigen Beruf ſo bedeutend entſchied, war die eines Lehrers der Mathematik und Moral am Gymnaſium zu Grätz im Herzogthum Steiermark. Er trat dieſelbe nach ſeinem vollendeten theologiſchen Curſe als ein 22jähriger Jüngling an. „Ich ging mehr mit Anlagen, als mit Kenntniſſen zu dieſer Wiſſenſchaft ausgerüſtet," ſagt der beſcheidene Mann von ſich ſelbſt.

Schon der Auftrag, welchen Kepler erhielt, den ſteiermärkiſchen Kalender aufs Jahr 1594 nach der gregorianiſchen Zeitrechnung zu verfertigen, gab ihm Veranlaſſung, ſeine wahre proteſtantiſche Geſinnung einem falſchen Lutherthum, das ſogar in einem verjährten Irrthum ſich gefiel, freimüthig entgegen zu ſetzen. Es iſt nämlich bekannt, wie der Papſt Gregor XIII. den alten julianiſchen Kalender dadurch verbeſſerte, daß er durch den Mathematiker Aloyſius Liglio die Schaltjahre genauer berechnen, und um das bisher Verſäumte in der Rechnung einzuholen, vom 4. Oct. 1582 an zehn Tage überſpringen ließ, von wo dann die Zählung des neuen Stils beginnen ſollte. So zweckmäßig dieſe Einrichtung war, ſo eigenſinnig widerſetzten ſich ihr damals die Proteſtanten,

*) Bei Breitſchwert S. 28.

aus dem einzigen Grunde, weil sie vom Papst kam, dem Antichristen. Nicht allein das gemeine Volk nahm Aergerniß an der Neuerung, sondern ganze theologische Facultäten erklärten das Unternehmen als ein antichristliches, „das von dem gräulichen, reißenden Bärwolf," dem Papste herkomme *), und womit man die Christenheit wieder unter das römische Joch bringen wolle. Die albernsten Gründe, wie man sie höchstens dem gemeinen Manne verzeiht, z. B. es werde dem neuen Kalender zu Gefallen nicht früher und nicht später Sommer werden, wurden von den gelehrten Herrn dem Pöbel vordemonstrirt und fanden bei diesem natürlich mehr Beifall als die Berechnungen der Astronomen. Ja, in einigen Städten, wie namentlich in Augsburg, kam es darüber zu den größten Tumulten, worin einige der lutherischen Prediger den Unverstand so weit trieben, daß sie das Volk wider die Obrigkeit verhetzten und endlich abgesetzt werden mußten. — Kepler setzte sich also, indem er sich zum gregorianischen Kalender bekannte, schon dadurch der Verdächtigung seiner Glaubensgenossen aus; aber er, der nach seinem eignen Bekenntniß „in allen drei christlichen Religionsbekenntnissen das ehrte, was er mit dem Worte Gottes übereinstimmend fand," er war nicht der Mann, sich durch solche unverständige Urtheile einschüchtern zu lassen. Er handelte nach seiner Ueberzeugung im Kalender, wie in der Theologie. Das Eine prüfte er nach den Gesetzen der Natur, das Andere nach der Schrift, und was die Prüfung bestand, das behielt er, ohne zu fragen, ob es vom Papst oder vom Kaiser, von Rom oder Wittenberg komme. So beschämte er die weit, welche ihren Protestantismus nur in dem Eigensinn an den Tag legten, womit sie sich dem Bessern widersetzten. — Aber noch in einem andern Puncte gerieth seine mathematische Ueberzeugung mit der Lehre der damaligen Theologen, ja mit der allgemeinen Meinung überhaupt in Conflict. Schon vor ihm hatte ja der große Copernicus (geb. 1472 zu Thorn in Westpreußen, gest. 1543) das wichtige Gesetz von der Umdrehung der Erde um ihre eigene Achse entdeckt, welches sowohl der sinnlichen Wahrnehmung, als auch andern Vorurtheilen der Zeit

*) Siehe das Gutachten der Tübinger Facultät bei Breitschwert S. 27. und bei Menzel V. S. 108 ff.

widerſprach. Noch immer hatte indeſſen das alte, ptolemäiſche Syſtem ſeine Anhänger. Selbſt Baco ließ ſich, von ſeinem Grundſatz der ſinnlichen Erfahrung ausgehend, aus Mangel an gehörigen mathematiſchen Kenntniſſen, von der herkömmlichen Meinung nicht abbringen, und der gelehrte Aſtronom Tycho de Brahe gab ſich alle Mühe, das Alte zu retten und es mit einigen neuen Hypotheſen aufzuſtutzen, welche die Sache mehr verwirrten, als zurecht brachten. War es doch eben nicht nur die Täuſchung der Sinne, welche der Annahme des copernicaniſchen Syſtems zuwider war; ſondern tiefer wurzelte der Widerwille in einer falſchen theologiſchen Aengſtlichkeit. Die äußerliche Auffaſſung der Lehre, daß die heilige Schrift von Gott eingegeben ſei, führte am Ende dahin, daß man die Bibel auch im Wiſſenſchaftlichen für das Buch der Bücher hielt und ihre Autorität auf Gegenſtände anwandte, über welche uns eine übernatürliche Belehrung zu geben nicht in den Abſichten der Vorſehung liegen konnte. Ob die Sonne ſich um die Erde drehe, oder die Erde um die Sonne — war keine Glaubensfrage, und aus weiſen Abſichten theilte Gott darüber den Menſchen keine geſchriebene Offenbarung mit, ſo wenig als er ihnen die Entdeckung eines vierten und fünften Welttheils oder die Erfindung der Buchdruckerkunſt oder Aehnliches durch einen Propheten verkünden ließ. Grade darin ſollte ſich der Glaube vom Wiſſen unterſcheiden, daß jener, dem Himmliſchen zugewendet, des Leitſterns der Offenbarung bedurfte, wenn er nicht untergehen ſollte im Irdiſchen, dieſes aber der eignen Forſchung des Menſchen und der endlichen Entwickelung überlaſſen blieb. Gleichwohl nahmen die Theologen ſowohl als ein großer Theil der Laien darum an dem copernicaniſchen Syſtem Anſtoß, weil es einer Bibelſtelle zu widerſprechen ſchien. Der Umſtand nämlich, daß Joſua die Sonne ſtille ſtehen heißt, und daß ſomit dieſes Stilleſtehen als ein Wunder, nicht aber als die Regel des Weltlaufs erſcheint, gab den Gegnern des Copernicus eine ſtarke Waffe in die Hand. Mit dem Worte Gottes glaubten ſie nun alle Gründe der menſchlichen Vernunft niederſchlagen zu können, bedachten aber nicht, daß ſie über den Begriff des „Wortes Gottes“ ſelbſt im Unklaren waren und von ihm Dinge forderten, die nicht in ſeinen Bereich gehören. Wie klar und richtig ſah auch hierin Kepler! „Die Bibel,“ ſagt

er*), „spricht von Dingen des menschlichen Lebens mit dem Menschen, wie Menschen davon zu sprechen gewohnt sind. Sie ist kein Lehrbuch der Optik oder der Astronomie, sie will einen höhern Zweck erreichen. Es ist tadelnswerther Mißbrauch, wenn man die Beantwortung von Fragen über weltliche Dinge in ihr sucht. Josua wünschte die Verlängerung des Tages, Gott erhörte seinen Wunsch. Wie? das war hier nicht zu untersuchen.“ Gleichwohl verfuhr Kepler behutsam in der Mittheilung dieser Wahrheit. Er schrieb deßhalb an seinen Freund Mästlin: „Was ist zu thun? Ich denke, wir ahmen den Pythagoräern nach und theilen uns das, was wir entdecken, unter der Hand mit...; denn die Wächter der heiligen Schrift machen aus einer Mücke einen Elephanten!“

Zeigte sich also Kepler schon darin als Protestant, daß er seine wissenschaftliche Ueberzeugung auch auf Gefahr der Verketzerung hin auszusprechen wagte, so zeigte er sich nicht minder als solchen, wo es galt, seinen evangelischen Glauben im Angesicht der römischen Kirche auch unter Verfolgungen zu bekennen. Kepler hatte sich um dieselbe Zeit an eine einheimische Adelige augsburgischer Confession vermählt, als unter Erzherzog Ferdinand (dem nachmaligen Kaiser Ferdinand II.) in den östreichischen Erblanden eine Verfolgung gegen die Protestanten in Steiermark ausbrach. Schon die Rücksicht auf die neu geknüpften Familienbande, noch mehr aber das zuvorkommende Benehmen der Jesuiten gegen ihn, welche den Ketzer über dem Mathematiker zu vergessen suchten, hätten einen schwächern Charakter, als den Keplers, leicht bewegen können, sich in die Umstände zu fügen und zur katholischen Religion überzutreten. Und wirklich schienen sich auch die Jesuiten der Hoffnung hinzugeben, Keplern zu gewinnen; denn als Ferdinand den Befehl erließ, daß alle Protestanten auswandern sollten, wirkten sie dem geschätzten Gelehrten eine Vergünstigung für seine Person aus. Aber Kepler, der zwar alles vermied, was die Klugheit unter diesen Umständen zu vermeiden gebot, blieb dennoch seinem evangelischen Bekenntniß standhaft getreu, und als endlich auch ihm nichts anderes übrig blieb, als die Güter seiner Gattin

*) Bei Breitschwert S. 36. Eine goldne Stelle, die sich manche blinde Eifrer hinters Ohr schreiben sollten.

innerhalb 45 Tagen entweder zu verkaufen oder zu verpachten und aus dem Lande zu ziehen, so wählte er das letztere und wanderte aus. Denen, die ihn zum Uebertritt bereden wollten, antwortete er offen*): „Ich habe das augsburgische Bekenntniß aus dem älterlichen Unterricht, aus oftmals wiederholter, genauer Prüfung, aus täglichen Uebungen der Versuchung geschöpft, ihm hange ich an, heucheln habe ich nicht gelernt; Glaubenssachen behandle ich mit Ernst, nicht wie ein Spiel, darum bekümmere ich mich auch ernstlich um die Uebung der Religion und den Gebrauch der Sacramente." — So wußte also Kepler wohl zu unterscheiden, was in der Religion — Religion sei, d. h. Gewissenssache, und was der bloßen Meinung und der wissenschaftlichen Forschung angehöre. So frei er im letztern Puncte war, einer engherzigen Buchstabenorthodoxie gegenüber, so strenge hielt er an dem, was ihm Glaubenssache, Heiligthum des Herzens geworden. So durchdrang sich in ihm, als in einem ächt protestantischen Charakter, Klarheit des Gedankens und Gediegenheit der Gesinnung, Freiheit der Ansicht und Gebundenheit des Willens im Gehorsam Christi. Wie selten aber sind solche harmonische Geister, und wie würdig daher die seltenen, daß wir ihrer gedenken!

Kepler wurde für den bewiesenen Glaubensmuth bald entschädigt. Durch den berühmten Tycho de Brahe, Director der kaiserlichen Sternwarte in Prag, erhielt er daselbst eine Anstellung, indem er die astronomischen Tabellen, welche Kaiser Rudolf verfertigen ließ und welche von ihm die rudolfinischen Tabellen heißen, auszuarbeiten bekam. Bald darauf starb auch Tycho, und Kepler wurde sein Nachfolger. In diese Zeit fallen seine wichtigsten astronomischen Entdeckungen, wie die, daß die Bahn, welche die Planeten beschreiben, keine kreisförmige ist, wie Tycho angenommen hatte, sondern eine elliptische, woran sich denn noch andere Beobachtungen anschlossen, deren Resultate unter dem Namen der drei Keplerschen Regeln die Grundlage der neuern Astronomie bilden. Daß er dabei zugleich auch, nach den Forderungen der Zeit, die Astrologie treiben und sich auf Deutungen der Constellation einlassen mußte, die über den Bereich der sichern Wissenschaft

*) Breitschwert S. 51. Menzel V. S. 328.

hinausliegen, war freilich eine traurige Nothwendigkeit, beſonders in einer Zeit, welche die Begebenheiten des 30jährigen Krieges und alle die Möglichkeiten, vor denen die Reiche Europa's zitterten, in ihrem dunkeln Schooße trug. Wie weit er ſelbſt das Unweſen der Aſtrologie vollkommen durchſchaute, oder wie weit er als ein beſchränkter Sterblicher noch ſelbſt mit dem einen Fuß in der Schlinge des Irrthums war, während er mit dem andern den mächtigen Schritt vorwärts that, wollen wir Kundigern zu entſcheiden überlaſſen. Wir haben es ja nicht mit Kepler dem Aſtronomen als ſolchem, ſondern nur mit Kepler dem Proteſtanten zu thun, und auch von dieſer Seite zeigt er ſich uns noch ferner in einem vortheilhaften Lichte.

Nach dem Tode Kaiſer Rudolfs, des mächtigen Gönners der mathematiſchen Wiſſenſchaften, trat Kepler in die Dienſte des folgenden Kaiſers Matthias, nahm aber bald drauf mit deſſen Bewilligung eine Lehrſtelle auf dem Gymnaſium zu Linz an. Kaum daſelbſt angelangt, wurde er von dem dortigen lutheriſchen Paſtor Hitzler als Ketzer bezeichnet und vom Abendmahl ausgeſchloſſen, weil er die berüchtigte Concordienformel nicht unterzeichnen und die Reformirten nicht ausdrücklich verfluchen wollte. Kepler hatte nämlich ſchon damals, als er ſich dem Studium der Theologie widmete, an der lutheriſchen Lehre vom Abendmahl gezweifelt, und auch jetzt verhehlte er dieſe Zweifel nicht. Aber eben dieß zog ihm nun auch die Verunglimpfungen ſeiner eignen Glaubensgenoſſen zu. Als er ſich in dieſer Angelegenheit an das Conſiſtorium von Stuttgart wandte, ſtellte ihm daſſelbe ein Bedenken aus, das ein Muſter von theologiſcher Arroganz und Beſchränktheit zugleich genannt werden darf. Derſelbe Mann, der ſich ſo edel für ſein proteſtantiſches Bekenntniß gewehrt und ſeine Exiſtenz deswegen aufs Spiel geſetzt hatte, wurde jetzt von ſeinen eigenen Glaubensbrüdern nicht undeutlich „ein Wolf im Schafspelze" genannt, ſeine Duldſamkeit gegen die Reformirten wurde ihm als Untreue, ſeine Zweifel gegen die lutheriſche Lehre vom Abendmahl als Dünkel und Fürwitz angerechnet, wozu ihn ſeine mathematiſche Wiſſenſchaft verleite, auf welche freilich jene guten Männer als auf eine armſelige brotloſe Kunſt herabſchauten, die ſich vor der theologiſchen Weisheit in den hinterſten Winkel verkriechen

müſſe. So wagten Leute, die an Geiſt und Muth hinter Kepler weiter zurückſtanden, als die kleinſten Schulknaben hinter ihrem Lehrer, in aufgeblähter Unwiſſenheit über einen der größten Männer des Jahrhunderts abzuſprechen! *) Wie edel nimmt ſich abermals dagegen der proteſtantiſche Kepler aus! So wenig er den Jeſuiten den Gefallen that, zu heucheln, ſo wenig ſeinen lutheriſchen Glaubensdrängern. „Ich könnte (ſo ſchrieb er an ſeinen Freund Mäſtlin) allem Streit ein Ende machen, wenn ich (die Concordienformel) unterſchriebe ohne alle Ausnahme; aber es iſt mir nicht gegeben in Glaubensſachen zu heucheln. Ich will ihren Haß nicht theilen..., ich verdamme meine Brüder (die Reformirten) nicht, ſie ſtehen oder ſie fallen, ſo ſind ſie des Herrn und meine Brüder!“

Noch in einer andern Sache erhielt endlich Kepler Gelegenheit, der Barbarei des Zeitalters, die leider auch noch unter dem Schutze der proteſtantiſchen Theologie fortwucherte, muthig entgegenzutreten. Seine eigene Mutter wurde, wie ich ſchon vorhin bemerkte, von vielen als eine Unholdin, d. h. als eine Zauberin oder Hexe verſchrieen und ihr endlich förmlich der Prozeß gemacht. Ihm, dem Sohne, ward nun das traurige Geſchäft, der Anwalt der verfolgten Mutter zu werden und ſie der Folter, die ſchon ihrer wartete, und dem Feuertode zu entziehn. Merkwürdig iſt, daß Kepler ſelbſt es nicht wagte, dem Hexenglauben überhaupt entgegenzutreten (ſei es, daß er ſelbſt darüber nicht im Klaren war, oder daß er nicht unnöthig den Streit vervielfältigen wollte); immerhin aber zeigte er auch hier in dem einzelnen Falle Beſonnenheit und Ruhe des Urtheils, und eröffnet ſo gewiſſermaßen die Reihe derer, welche ſpäter dem verderblichen Hexenglauben entgegentraten. So war Kepler in jeder Beziehung Proteſtant; er war es nicht nur in der Aufklärung, er war es auch in der Geſinnung und in der Glaubenstreue. Daß ein Mann, wie er, auch ſeinen wiſſenſchaftlichen Beruf, den er trieb, aus einem höhern, religiöſen Standpunkte betrachtete, läßt ſich erwarten. Wir haben vorhin ein Gebet des Baco angeführt, das er ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten vorausſchickte. Mit folgendem Gebete ſchloß Kepler ſein Werk über die

*) Das merkwürdige Bedenken findet ſich abgedruckt bei Breitſchwert Beilage 3.

Harmonie der Welt *). „Ich ſage dir Dank, Herr und Schöpfer! daß du mich erfreut haſt durch deine Schöpfung, da ich entzückt war über das Werk deiner Hände. Ich habe den Ruhm deiner Werke den Menſchen offenbart, ſo viel mein beſchränkter Geiſt deine Unendlichkeit faſſen konnte. Iſt etwas von mir vorgebracht worden, das deiner unwürdig iſt, oder habe ich eigene Ehre geſucht, ſo verzeihe mir gnädiglich.“ — In ſeinen letzten Lebensjahren ſuchte endlich Kepler bei dem Herzog von Friedland, dem berühmten Albert von Wallenſtein eine Zuflucht, in deſſen verblendeten Augen er jedoch weit hinter dem Aſtrologen Seni zurückſtand, und deßhalb auch vergebens auf die verheißene Beſoldung warten mußte. Der Sturz des Friedländers zog aber auch Keplers Lebensende herbei. Als ſich nämlich 1630 der Reichstag in Regensburg verſammelte, um Wallenſtein das Commando abzunehmen, begab ſich Kepler ebenfalls dahin, um ſeine Schuldforderung anzubringen. Von der Reiſe entkräftet, verfiel er in eine Krankheit und ſtarb in Regensburg den 15. November im 59ſten Lebensjahr. Sein Grab ward drei Jahre nachher, bei dem Sturm von Regensburg durch Herzog Bernhard von Weimar, verſchüttet, und erſt im Jahr 1808 ließ der edle Carl von Dalberg, damaliger Biſchof von Regensburg, dem unſterblichen Mann ein Denkmahl errichten.

Der dritte Reformator des 17. Jahrhunderts, der uns zu betrachten übrig bleibt, iſt gleichfalls kein Theologe von Beruf, aber ein Mann, der durch ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit noch mehr als die beiden genannten unmittelbar auf die theologiſche Wiſſenſchaft gewirkt und auch durch den Muth, den er in Verfolgungen bewies, ſich das Recht erworben hat, in der Zahl der wahren Proteſtanten als einer der Ausgezeichnetſten genannt zu werden.

Im Jahr 1583 am heiligen Oſterfeſte wurde zu Delft in Holland Hugo Grotius (de Groot) geboren. Glücklicher als Kepler in dieſem Stücke, genoß er eine gute chriſtliche Erziehung Er ſelbſt gedenkt in einem ſeiner Briefe, die er in höherm Alter ſchrieb, der treuen Sorge ſeiner Eltern, denen er nie genug für ihren ſorgfältigen Unterricht danken könne. Dieſer guten Erziehung kam aber auch ſeine glückliche Naturanlage zu Hülfe. Wie Baco,

*) Breitſchwert S. 153.

ſo gehörte auch Grotius zu jenen ausgezeichneten Kindern, die durch frühe Entwicklung ihrer Geiſteskräfte und ein glückliches Gedächtniß den künftigen Gelehrten verrathen. Schon im neunten Jahre erfreute er ſeinen Vater mit lateiniſchen Verſen, und noch früher als einſt Melanchthon, ſchon vor ſeinem zwölften Jahre konnte er die Univerſität beziehen. Er ſtudirte zu Leiden unter der Aufſicht des Franz Junius und zog auch bald die Aufmerkſamkeit des gelehrten Joſeph Scaliger auf ſich, der nicht nur ſein Lehrer, ſondern bald auch, obwohl an Jahren verſchieden, ſein inniger Freund wurde. Auch viele andere Gelehrte rühmten an dem Knaben (wie einſt Erasmus an Melanchthon) ſeine männliche Reife und ſein Genie, das größer ſei, als das des großen Erasmus *)! Wie Franz Baco den engliſchen Geſandten Pawlet, ſo begleitete der junge Hugo Grotius den trefflichen Johann von Oldenbarneveld, den Helden ſeines Vaterlandes, auf einer Geſandtſchaftsreiſe nach Frankreich, und wie einſt der kleine hoffnungsvolle Kanzler Englands vor der großen Königin Eliſabeth, ſo ſtand auch der junge Grotius vor Frankreichs König, Heinrich IV., der ihn zum Zeichen ſeines Wohlgefallens mit einer goldnen Kette beſchenkte, an der das königliche Bildniß hing. Dieß machte auf das Gemüth des aufſtrebenden Jünglings einen großen Eindruck, und als er ſich, von ſeiner Reiſe zurückgekehrt malen, und in Kupfer ſtechen ließ, ſo fehlte auch die Kette mit dem Bildniß nicht. Zu dieſer Auszeichnung geſellte ſich die des juridiſchen Doctorgrades und eines frühen ſchriftſtelleriſchen Rufes. Durch die Ausgabe eines lateiniſchen Dichters aus dem ſpätern Zeitalter (des Marcianus Capella), die er ſchon in ſeinem vierzehnten Jahre beſorgte, ſetzte er die gelehrte Welt in gerechtes Erſtaunen. — Wir übergehen die den fernern Studien und gelehrten Arbeiten gewidmete Jugendzeit des Grotius, um ſogleich ſeine männliche Laufbahn während der politiſchen und kirchlichen Verwicklungen ſeines Vaterlandes, die wir in einer frühern Stunde betrachtet haben, ins Auge zu faſſen. Das Leben des gefeierten Mannes fiel in die Zeit der ſchon berührten Streitigkeiten über die Gnadenwahl. Grotius hatte ſeinen chriſtlichen Religionsunterricht aus den treuen Händen ſeines Lehrers

*) Er hieß adolescens sine exemplo!

Uitenbogaard erhalten, der der gemäßigten arminianischen Gesinnung zugethan war, und seine Freundschaft zu Oldenbarneveld bestärkte ihn in diesen Grundsätzen. Der erste Schritt, durch den er sich verdächtig machte, war ein Gedicht auf den verstorbenen Arminius, worin er denselben selig pries, ohne sich jedoch ein Urtheil über sein religiöses System zu erlauben. Aber schon an die Seligkeit des Arminius zu glauben, galt ja vielen für ein Verbrechen! Wodurch aber Grotius sich immer größere Verdächtigungen zuzog, war seine Theilnahme an mehrern officiellen Schritten der Remonstranten und die Abfassung solcher Schriften, in denen er die harten Maßregeln der herrschenden Partei als unchristlich und widerrechtlich tadelte. Genug, laut dem Beschluß vom 29. Aug. 1618 wurde auch Grotius (wie schon erzählt worden) nebst Barneveld und dem ihm befreundeten Hogerbeets in Verhaft genommen. Erst wurde er in eine dunkle Kammer gebracht, in welcher er drei Tage und drei Nächte bei verschlossenen Fenstern, ohne Licht, bleiben mußte, ehe man ihm ein anderes Zimmer zum Gefängniß anwies. Lange dauerte es, ehe er nur verhört wurde. Strenge ward er unter dieser Zeit von aller Berührung mit der Außenwelt ferne gehalten. Seine Gemahlin Maria (eine Tochter des Bürgermeisters von Reigersberg zu Veer in Seeland), mit welcher er seit 1608 vermählt war, suchte schriftlich um die Erlaubniß nach, zu ihrem Gatten ins Gefängniß ziehn und bis nach Austrag der Sache bei ihm verweilen zu dürfen. Es wurde ihr abgeschlagen, und als Grotius von einer heftigen Krankheit ergriffen ward, wurde ihr sogar das süße Geschäft der Pflege nicht gegönnt. Selbst in Gegenwart der Gefangenwärter sollte Maria ihren Mann nicht sprechen dürfen. Mit erfinderischer Grausamkeit wählte man grade die Zeiten zu seinem Verhör, in welchen er am meisten litt. Durch allerlei Kunstgriffe suchte man ihm vergebens ein Geständniß zu erpressen, das ihn zum Verräther des Vaterlandes und des Glaubens gemacht hätte. Auch die Gesandten von Frankreich verwandten sich umsonst für den Gefangenen und seine Leidensgenossen *).

*) Der gelehrte Scriverius ersann jedoch ein Mittel, den Gefangenen Nachrichten mitzutheilen. Bücher waren ihnen erlaubt. Scriver besorgte die Ausgabe eines lateinischen Dichters des 16. Jahrhunderts, des Johan-

Oldenbarnevelds Haupt war unterdeſſen gefallen, und noch nicht alle Gefahr für Grotius vorüber. Seiner Gemahlin wurde von hoher Hand zugewinkt, ſie möge um Gnade flehen für ihren Mann, um ihn einem ſchrecklichen Urtheilsſpruch zu entziehen. Aber die heldenmüthige Frau antwortete mit edelm Stolze: „Das werd' ich nie thun, und hat er es verdient, ſo ſchlagt ihm den Kopf ab.“ Grotius ſelbſt billigte dieſe Antwort. Er wollte ſein Leben nicht erkaufen mit der Erniedrigung ſeiner Gattin. Aber ſeine Freiheit ſollte er ihrer aufopfernden Liebe verdanken.

Grotius wurde zu lebenslänglichem Gefängniß auf dem Schloſſe Löwenſtein verurtheilt. Den 5. Juni 1619 wurde er und Hogerbeets unter einer Bedeckung von 25 Soldaten über Dordrecht und Gorcum dahin abgeführt. Sein Vermögen ſollte dem Staat anheimfallen. Bloß vierundzwanzig Stüber ſollten täglich den Gefangenen bewilligt werden. Die Frauen aber wieſen das Anerbieten mit Verachtung zurück. Anfänglich hatten beide Frauen, die des Grotius und des Hogerbeets, ſich in Gorcum niedergelaſſen, von wo aus ſie mit ihren Kindern ihre gefangenen Gatten in Löwenſtein beſuchten. Nun aber wurde beſchloſſen, daß die Frauen ſich entweder müßten auf immer mit einſperren laſſen, oder ihre Beſuche meiden. Die alles aufopfernde Liebe wählte das Erſtere. Konnten auch erſt die Frauen mit vieler Mühe auswirken, daß ihnen zweimal die Woche geſtattet wurde, das Schloß zu verlaſſen, um Lebensmittel einzukaufen und andere Geſchäfte zu beſorgen, ſo ward ihnen auch dieſe Vergünſtigung bald wieder entzogen. Kein Menſch durfte mit den Gemahlinnen oder Mägden ſprechen und ihnen nicht einmal ſagen, wie viel Uhr es ſei. Hogerbeets Frau erkrankte im Kerker. Die Frau des Grotius durfte die hülfsbedürftige Freundin nicht beſuchen. Sie mußte ſie, ohne weibliche Pflege, in den Armen ihres bekümmerten Gatten ſterben laſſen. Aber auch Grotius Frau wurde wieder von ihrem Gatten getrennt;

---

nes Secundus. In den Abdrücken, die er den Gefangenen zuſchickte, ließ er einige ächte Verſe weg und ſetzte an ihre Stelle andere, welche die Nachrichten enthielten, die er ihnen mittheilen wollte. Um die Aufmerkſamkeit auf dieſe eingeſchobenen Stellen hinzulenken, war der Bogen, der die Verſe enthielt, nicht wie die übrigen aufgeſchnitten. Grotius fand den Schlüſſel zu dieſem Geheimniß bald, das aber durch das größere Ungeſchick ſeines mitgefangenen, Freundes Hogerbeets, verrathen ward.

denn als sie einmal das Schloß verlassen hatte, ward ihr die Rückkehr dahin verweigert, und erst nach einer drei- bis viermonatlichen Trennung konnte sie endlich von den Gewalthabern die ihr entzogene Erlaubniß wieder erpressen.

Während dieser Leidenszeit suchte sich Grotius durch Studien zu erheitern, die großentheils mit religiösen und theologischen Forschungen zusammenhingen. In kurzen Versen suchte er seinen geliebten Kindern die Hauptlehren des Christenthums darzustellen; auch legte er hier schon den Grund zu seiner nachmaligen Schrift über die Wahrheit der christlichen Religion. Gleich wie Luther auf der Wartburg in der Uebersetzung der Bibel den herrlichsten Trost fand, so arbeitete Grotius in den trüben Stunden, in welchen, wie bei Luther, sein Leib und Geist angegriffen war, seine Anmerkungen zum N. T. aus, welche in der Folge so großen Segen stifteten und den Schriftforschern eine neue Bahn eröffneten.

Endlich schlug die Stunde der Rettung. Die einzigen Freunde, die ihm geblieben waren, seine Frau und seine Bücher — sollten ihm endlich wieder an die freie Luft helfen.

In Gorcum nämlich besorgte ein Freund, Namens Daatselaar die Bücherſendungen an Grotius, die er zu seinen gelehrten Arbeiten in reichem Maße bedurfte. Der Commandant von Löwenstein ließ die Kisten, in welchen die Bücher transportirt wurden, anfänglich mit der größten Genauigkeit eines Mauthbeamten untersuchen; als er aber immer nur Bücher und wieder Bücher fand, so ließ er endlich in seiner Strenge nach. Dieß entging dem scharfen Blicke einer bekümmerten Gattin nicht, und sie erlaubte sich eine List, die der alles Recht höhnenden Gewaltthätigkeit gegenüber auch vor dem strengsten Gerichte wohl kaum der Entschuldigung bedarf. Das Mittel war zwar gewagt, aber ohne Wagniß war für dießmal an kein Gelingen zu denken. Der Kasten, in dem die Bücher gesandt wurden, war nicht mehr als vier Fuß lang und ließ, außer durch das Schlüsselloch, keine Luft ein. Und doch sollte eben dieser Kerker dem Grotius zur Freiheit verhelfen. Aus großer Sorgfalt ließ ihn die Gattin zu verschiedenen Malen den Versuch machen, ob und wie lang er es in der engen dumpfen Lage aushalten könne, und erst als die angestellten Versuche ihrem Wunsch entsprachen, kam es zur Ausführung des Planes.

Am 22. März 1621, als eben der Commandant abwesend war, hielt Frau Grotius bei dessen Gattin an, eine Kiste mit Büchern fortschicken zu dürfen. Nach erhaltener Erlaubniß begab sich Grotius in die Kiste, und die leeren Stellen füllte die sorgliche Gattin mit Büchern und Werg aus. Als die zwei dazu bestellten Soldaten den Kasten wegtragen wollten und ihn schwerer fanden, als sonst, sagten sie: „Sollte der Arminianer auch wohl drin stecken?" Grotius Gattin antwortete leicht hin: „Wenigstens sind es arminianische Bücher." Die Kiste wurde von einer treuen und im Geheimniß unterrichteten Magd begleitet und in einem Fahrzeug nach Gorcum in das Haus des Gastfreundes gebracht. Grotius verließ, fast ohnmächtig, den engen Kerker, in dem er zwei bis drei Stunden fast ohne Luft gewesen war. Die Hausfrau seines Gastfreundes verschaffte ihm die Kleidung eines Maurergesellen, und so wanderte er, nicht ohne Herzklopfen, den Meßstab in der Hand und in Begleit eines Maurermeisters über den vollen Markt in Gorcum, von wo er sich dann weiter nach Antwerpen begab, das ihm bei seinen Freunden gastliche Aufnahme bereitete. Von hier aus schrieb er an die Generalstaaten und erklärte, weil er umsonst gehofft, durch ihren Befehl mit Weib und Kindern in Freiheit gesetzt zu werden, weil man sich vielmehr bemüht habe, sein Unglück durch neue Verleumdungen zu vergrößern; so habe er, mit Gottes Beistand, ohne Gewalt und ohne Bestechung, sich selbst die Freiheit gegeben. Dann bezeugte er abermals seine Unschuld und schloß mit dem Wunsche für des Vaterlandes Freiheit, Ruhe und Wohlfahrt. Auf den Rath seiner Freunde hin und mit Empfehlungen des französischen Gesandten Maurier versehen, wandte er sich auf Umwegen nach Paris, wo er am 13. April glücklich ankam.

Die beherzte Frau büßte ihre List mit engerem Verhafte. Aber bald siegte der Eindruck, den dieses aufopfernde Benehmen machte, selbst über die erbitterten Feinde. Sie wurde auf Befehl des Prinzen Moritz und der Mehrheit der Stände ihrer Haft entlassen, und traf im Herbst desselben Jahres mit ihrem Gatten in Paris zusammen.

Der Aufenthalt des Grotius in Frankreich war für ihn in mehrfacher Beziehung nützlich, so viele Unannehmlichkeiten er auf

der andern Seite auch hier zu überwinden hatte. Der Haß einer engherzigen theologiſchen Parteiſucht verfolgte ihn auch dahin, und die ſtreng Reformirten wollten ihn als einen Gegner der Dordrechtiſchen Lehre ebenſowenig als ihren Glaubensbruder anerkennen, als die ſtrengen Lutheraner den Kepler als den ihrigen. Was Wunder, wenn dann der Verfolgte durch den Umgang mit geiſtreichen und freiſinnigen Katholiken eine beſſere Meinung von dem Weſen der alten Kirche zu ſchöpfen anfing, als ſie unter ſeinen proteſtantiſchen Zeitgenoſſen herrſchte! Denn das muß man den Katholiken jener Zeit und beſonders den Jeſuiten zum Lobe nachreden, daß ſie gelehrte Männer andrer Confeſſionen weit mehr zu ſchätzen wußten, als die befangenen Proteſtanten, wie dieß uns ſchon Keplers Leben gezeigt hat. Uebrigens ließ ſich Grotius ſo wenig als Kepler zu einem Uebertritte verleiten. Seine äußere Lage war drückend, und wenn auch Ludwig XIII. durch den Prinzen von Condé vermocht wurde, ihm einen Jahrgehalt von 3000 Livres zu bewilligen, ſo wurde ihm doch derſelbe lange genug vorenthalten. Auch als Verbannter und äußerlich Gedrückter tröſtete ſich Grotius mit den großen Bildern der Vorzeit, mit einem Themiſtocles, Coriolan, Alcibiades, Ariſtides, Phocion, Rutilius, die ein ähnliches Loos getroffen! Aber ſein hauptſächlicher Troſt blieb ihm auch hier die Religion Jeſu Chriſti, die er nicht ſowohl in den engen Formen einer dogmatiſchen Partei, als vielmehr im hingebenden Geiſt der Liebe, der Demuth, der Geduld und der Hoffnung fand. Auch in ſeiner jetzigen Lage trat er als Schriftſteller auf. Sein berühmtes Werk „über das Recht des Kriegs und Friedens" fällt in dieſe Zeit. Vergebens ſuchte Richelieu den berühmten Mann an Frankreich zu feſſeln. Unter der Verwaltung dieſes Miniſters fühlte ſich Grotius unheimlich im fränkiſchen Lande und ſehnte ſich nach ſeiner Heimath zurück. Dazu ſchien auch die Gelegenheit günſtig. Sein Hauptfeind Moritz war geſtorben und der Prinz Heinrich von Oranien flößte ihm Zutrauen ein. Dennoch wußten es ſeine Feinde durchzuſetzen, daß er zu ewiger Verbannung verurtheilt ward. So von ſeinem eignen Vaterland ausgeſtoßen, trat er unter dem Kanzler Oxenſtierna in ſchwediſche Dienſte bei der Königin Chriſtina, und begab ſich im Jahr 1634 nach Stockholm, wo er zum Staatsrath und

Gesandten am französischen Hof ernannt ward. In dieser Eigenschaft erschien er, trotz der Einwendungen Richelieu's 1635 in Paris, wo er zehn Jahre lang auf seinem wichtigen Posten blieb, den er mit Umsicht, mit Kraft und Würde behauptete. Endlich legte sich auch die Wuth seiner Gegner. Auf seiner Rückkehr nach Schweden über Holland wurde er in Amsterdam auf ehrenvolle Weise empfangen. Auch der Empfang der Königin Christina war seinen hohen Verdiensten angemessen; doch glaubte Grotius zu finden, daß viele am Hofe ihm nicht günstig seien. Er forderte seine Entlassung, und warf sich auf ein Schiff, noch ungewiß, wohin er gehn wollte, ob in sein Vaterland? oder sonst wohin? Da ward er vom Sturme nach der pommerschen Küste verschlagen, und kranken Leibes nach Lübeck und von da nach Rostock gebracht. Der Arzt hielt seine Krankheit erst nur für eine Folge der übermäßigen Anstrengung während der Gefahr, in der sich der schon bejahrte Mann befunden. Bald aber zeigte sich, daß ärztliche Hülfe vergebens sei. Als Grotius sich mit dem Gedanken des Sterbens vertraut gemacht hatte, ließ er einen Geistlichen rufen. Daß derselbe ein Lutheraner war, daran nahm er, erhaben über die Vorurtheile seiner Zeit, keinen Anstoß. Ein würdiger Theologe von Rostock, Johann Quistorp, wurde Zeuge der letzten Augenblicke des großen Mannes. Von seiner Hand haben wir noch einen Brief, in dem er die mit ihm gehabte Unterredung mitheilt. „Ich kam," so erzählt Quistorp *), „um neun Uhr Abends (den 18. August, alten Stils) zu dem Sterbenden, den ich schon im Todeskampfe fand. Ich redete ihn mit den Worten an, daß ich wohl gewünscht hätte, in gesunden Tagen mich mit ihm zu unterhalten. Er erwiderte: „So will es nun Gott." Drauf ermahnte ich ihn, daß er sich möge zu einem seligen Abschied bereiten; ich forderte ihn auf, sich als einen Sünder zu bekennen und seine Fehler zu bereuen, und als ich im Verlauf des Gesprächs mich auf den Zöllner berief und auf die Gnade Gottes, die dieser erlangt habe, antwortete er: „Ich bin dieser Zöllner!" Ich fuhr dann fort, ihn auf Christum hinzuweisen, außer dem kein Heil zu finden sei. Er erwiderte: „Auf Christum allein

*) In den Epistol. eccles. et theol. p. 828.

ſetz' ich alle meine Hoffnung." Dann ſprach ich mit lauter Stimme und auf deutſch die Gebetsformel, welche mit den Worten beginnt: „Herr Jeſu, wahrer Menſch und Gott" u. ſ. w. Er folgte meinen Worten mit gefalteten Händen und leiſer Stimme. Als ich geendet, fragte ich ihn, ob er mich verſtanden? Er bezeugte, daß er mich wohl verſtanden habe. Dann fuhr ich fort, ihm aus dem Worte Gottes die Stellen zuzurufen, die man den ins Ende Gefallenen ins Gedächtniß zu rufen pflegt. Ich fragte ihn wieder, ob er mich verſtehe? worauf er antwortete: „Deine Stimme höre ich, aber das Einzelne wird mir ſchwer aufzufaſſen." Nachdem er dieß geſagt hatte, ſchwieg er ganz ſtille und hauchte bald darauf ſeinen Geiſt aus, Punct Mitternacht. — Sanft ruhe ſeine Aſche!" — So weit der Bericht des würdigen Quiſtorp.

Grotius ſtarb in einem Alter von 62 Jahren, im Auguſt 1645. Seine Gemahlin beweinte den Tod ihres Geliebten um ſo ſchmerzlicher, je unerwarteter und entfernter von ihr er ſein Leben geendet hatte. Sie ertrug den Verluſt, wie es ihrer würdig war, mit gefaßter, großer Seele. Drei Söhne und drei Töchter hatte ſie ihm geboren. Von den letztern waren ihm zwei in die Ewigkeit vorangegangen; von den Söhnen widmeten ſich zwei den Gefahren des Kriegs und der eine nicht ohne Erfolg der Gelehrſamkeit.

Der Körper des Verſtorbenen wurde einbalſamirt und in der Marienkirche zu Roſtock beigeſetzt, in der Folge aber nach Delft gebracht in die Gruft ſeiner Väter. Einfach war die Grabſchrift, die er ſich ſelbſt geſetzt hatte: „Hier ruht Hugo Grotius, der Bataver, der Gefangene, der Verbannte, deines Reiches Geſandter, glorreiches Schweden."

Von den Gelehrten, die ſein Leben beſchrieben haben, verdient vor allen Profeſſor Luden*) den Dank der Mitwelt, deſſen Biographie ein des großen Mannes würdiges Denkmahl iſt. Auf dieſes treffliche Werk, dem ich das Meiſte des Mitgetheilten verdanke, muß ich die verweiſen, welche den großen Staatsmann auch von ſeiner politiſchen und gelehrten Seite näher kennen lernen wollen. Uns wird bloß noch übrig bleiben, ſeinen chriſtlich pro-

*) Hugo Grotius nach ſeinen Schickſalen und Schriften. Berl. 1806.

teſtantiſchen Charakter näher zu beleuchten und ſeine Verdienſte um die Kirche und das Reich Gottes in einer folgenden Stunde zu würdigen.

Neunzehnte Vorleſung.

Noch ein Wort über Grotius und die arminianiſche Theologie. Geſchichte der proteſtantiſchen Secten. Die Wiedertäufer und Mennoniten. David Joris und ſein Proceß. Unitarier. Reformation in Italien. Bernhardin Ochino. Lälius Socinus und ſein Neffe Fauſtus. Reformation in Polen. Lehrbegriff der Socinianer.

Die drei ausgezeichneten proteſtantiſchen Geiſter, die wir in der letzten Stunde mit einander betrachtet haben, haben unter ſich etwas Gemeinſames, ſind aber auch wieder ziemlich verſchieden von einander. Die genannten Männer, Baco, Kepler und Grotius haben das mit einander gemein, daß ſie, ohne dem geiſtlichen Stande und Beruf anzugehören *), der Eine als Mathematiker und Aſtronom, die beiden Andern als Staatsmänner, dennoch zur Reformation der Kirche beigetragen haben. Aber die Art, wie ſie reformatoriſch wirkten, iſt eine verſchiedene. Während Kepler in ſeiner theologiſchen Denkweiſe mehr den deutſchen Charakter darſtellt und einige Aehnlichkeit mit ſeinem Landsmann und Jugendfreunde Valentin Andreä wahrnehmen läßt, zeigen ſich Baco und Grotius mehr als reflectirende Geiſter; der Verſtand tritt bei ihnen noch ausſchließlicher hervor, als bei Kepler, dem bei aller Abſtraction des Geiſtes, die ſeine Wiſſenſchaft forderte, doch das Gemüthliche wieder ſehr nahe liegt. Aber auch Baco und Grotius zeigen bei manchen zufälligen Aehnlichkeiten ihres äußern Lebens eine große Verſchiedenheit. Während Baco's öffentlicher Charakter

*) Obwohl Kepler anfangs Theologie ſtudirt hatte, ſo nahm er doch ſeine Stelle unter den Laien ein.

nicht ohne gewaltige Flecken blieb, nöthigt uns grade die Standhaftigkeit und unerschütterliche Rechtlichkeit des Grotius eine um so größere Achtung ab. In dieser Beziehung stehen dann wieder Grotius und Kepler auf einer Linie, dem Baco gegenüber. Was Kepler in der lutherischen, das hatte Grotius in der reformirten Kirche zu leiden; beide wurden auch von den Katholiken mehr geschätzt, als von ihren Glaubensgenossen. Auf jeden Fall gehört Grotius in einem noch engern Sinne der Geschichte des Protestantismus an, als Baco; denn wenn er auch nicht Reformator des Wissens in dem Umfange war, wie der Kanzler von England, so war er dagegen mehr als dieser ein Held des gereinigten Glaubens und ein Märtyrer der Gewissensfreiheit. Aber auch noch in einer andern Beziehung verdient Grotius unter die protestantischen Kirchenlichter gerechnet zu werden, nämlich in Beziehung auf seine schriftstellerische Thätigkeit. In dieser Beziehung hat Grotius den Vorrang vor Baco und Kepler anzusprechen, indem er sich specieller als beide mit der gelehrten Theologie beschäftigt und sich, obwohl als Laie, einen bedeutenden Namen in der theologischen Litteratur erworben hat. Seine Leistungen auf diesem Gebiete nach dem strengen Maßstab der Wissenschaft zu würdigen, gehört freilich nicht hieher; aber seine theologische Richtung im Allgemeinen verdient wohl noch einer genauern Beachtung, da sie uns wieder eine neue Seite des protestantischen Geistes darstellt, die wir bisher weniger beachtet haben.

Wir haben bisher das Wesen der protestantischen Lehre in jener Zeit kennen gelernt, entweder unter der Form einer starren Orthodoxie, oder unter der Form der Mystik, oder endlich in der Gestalt einer einfachen, schlichten Frömmigkeit, die sich in ihrem Ausdruck zwar an die kirchliche Orthodoxie anschloß und auch manches von den Mystikern entlehnte, dabei aber hauptsächlich auf ein frommes, praktisches Leben drang, wie wir dieß bei Arnd, und mit etwas mehr Weltweisheit und Satire vermischt bei Valentin Andreä gefunden haben. Bei Grotius finden wir, wenn ich mich so ausdrücken darf, schon eine modernere Form des Christenthums, wie sie von den spätern Zeiten, namentlich von der Zeit des 18. Jahrhunderts aufgenommen und weiter bearbeitet wurde. Wenn nämlich die

ältern Protestanten, sowohl die Orthodoxen als die Mystiker, die Sprache der Bibel in ihrer reichen Bildlichkeit, in der ganzen Fülle des orientalischen Ausdrucks stehen ließen, ohne diese Bilder in Begriffe aufzulösen, sondern ihre theologischen Begriffe vielmehr diesen Bildern anpaßten, so finden wir bei Grotius, im strengen Gegensatz gegen die mystische Richtung, das Bestreben, den göttlichen Gehalt und Kern der Schrift aus seiner geheimnißvollen Verhüllung wo möglich herauszuschälen, und das Göttliche dadurch den Menschen näher zu bringen, daß er es mehr auf die zur damaligen Zeit geläufigen Begriffe und Sprachweisen zurückzuführen und gleichsam in dieselben frei zu übersetzen versuchte. Man denke sich auch in der That den Abstand zwischen einem prophetisch begeisterten Orientalen der alten Welt und einem ruhig reflectirenden Niederländer des 17. Jahrhunderts, so wird man zugeben müssen, daß zwischen der Art des erstern und des letztern, über religiöse Zustände sich auszudrücken, wohl mehrere Mittelstufen liegen können, und daß somit dem letztern das dunkel und wunderlich klingen mag, was dem erstern ganz wie natürlich erscheint. Wenn z. B. der Sohn der Wüste das Heilsame und Erquickende der Lehre mit nichts Trefflicherem zu vergleichen wußte, als mit dem lebendigen Quellwasser, das den Pilger nach langem lechzenden Durste erquickt, so konnte dieses Bild für den zwischen lauter Kanälen eingedämmten Niederländer nicht dieselbe Gewalt haben, und man hat sich nicht zu verwundern, wenn ihm der prosaische Ausdruck für dieselbe Sache eben so genügte, als der poetische. Unser deutsches Volk hat nun darin freilich eine glückliche Anlage vor andern, daß es mit einer gewissen Beweglichkeit des Geistes sich leicht in andere Zustände versetzt und sich die lebendige Ausdrucksweise jedes Volkes, besonders das Poetische, das in einer Nation oder in einer Zeit liegt, leicht zu eigen macht, und so ist namentlich durch Luthers Bibelübersetzung der Orientalismus der Bibel auch in unser deutsches Blut und Fleisch verwandelt worden, wie ich dieß anderwärts schon gezeigt habe*). Weniger ist dieß bei andern Nationen der Fall, welche mehr den Maßstab des Verstandes als den der Phantasie und des unmittelbaren Gefühls an die Erscheinungen des Lebens

*) Vorl. über Reform. Bd. I. Vorl. 11. und 12.

anzulegen gewohnt ſind, und überhaupt mehr das Allgemeine, als das Beſondere und Individuelle in den geſchichtlichen Thatſachen auffaſſen. Wir haben ſchon bei Baco etwas Aehnliches bemerkt. Auch Grotius betrachtete die chriſtliche Lehre vorzugsweiſe als Lehre und hob die moraliſche Seite derſelben, das, was ſie auch mit der allgemeinen Sittenlehre gemein hat, beſonders heraus; doch unterwarf er auch zugleich das Dogmatiſche noch einer freiern und unbefangenern Prüfung, als Baco. Grotius hat inſofern etwas Aehnliches mit ſeinem ältern Landsmann Erasmus, daß er wie dieſer die heilige Schrift beſonders durch Erläuterung ihres Sprachgebrauchs aus den alten Schriftſtellern und durch Zuſammenſtellung ihrer Lehren mit ähnlich lautenden Ausſprüchen der menſchlichen Weiſen des Alterthums in den Kreis der verſtändigen Reflexion hineinzog*) und ihre menſchliche Seite, die ſie mit andern Schriften gemein hat, mehr noch als ihre göttliche Eigenthümlichkeit herausbob. Eine gewiſſe Nüchternheit iſt überhaupt der Charakter der Grotiusſchen Theologie ſowie der arminianiſchen Religion überhaupt. Während z. B. die Rechtgläubigen und die Myſtiker der damaligen Zeit faſt in allen Geſchichten und Ausſprüchen des A. T. Weiſſagungen und Vorbilder auf Chriſtum fanden, wobei ſie oft in willkürliche Spielereien verfielen, ſuchte Grotius wieder den urſprünglichen hiſtoriſchen Sinn jener Stellen auf und gab nur in den wenigſten Fällen eine directe Weiſſagung zu. Wir würden aber ſehr unrecht thun, Grotius aus dieſer Beſonnenheit und Nüchternheit ein Verbrechen machen zu wollen, oder auch nur einen nachtheiligen Schluß auf die Beſchaffenheit ſeines Glaubens zu wagen. Wer es weiß, wie leicht die Gedankenloſigkeit ſich der Menſchen auch beim Leſen der heiligen Schrift bemächtigt, wie leicht man ſich auch oft mit unverſtandnen Bildern begnügt und das Bild für die Sache nimmt, wer ſich daran erinnert, wie der Mißverſtand vieler bildlicher Ausdrücke in der Schrift auch dem falſchen Myſticismus und dem unerbaulichen Wortgezänke der Orthodoxen Nahrung gab, und in welche unfruchtbare Grübeleien auch der Verſtand mancher hocherleuchteten Theologen ſich verlor, der muß gerade dieſen Männern ſolche Verſuche Dank wiſſen, die

*) Man ſehe z. B. ſeinen Commentar zur Bergpredigt.

Schrift vor möglichem Mißverſtande zu bewahren, und ſie vor der denkenden Vernunft zu retten. Man iſt oft und beſonders in unſrer Zeit gar zu leicht mit dem Vorwurf bei der Hand, daß durch ſolche Verſuche der Inhalt der Schrift verflacht werde, und allerdings kann in der Verdeutlichung der Schrift auch zu viel geſchehen; und ſo iſt es auch Grotius begegnet, daß er manches Eigenthümliche ihres Ausdrucks verwiſchte, indem er ihn von aller Bildlichkeit entkleiden wollte. Aber man muß hierin billig ſein, und wenn wir auf der einen Seite bei einem Jacob Böhm und einem Johann Arnd das Streben nach der Tiefe zu würdigen geſucht haben, ſo darf auch des Grotius Streben nach Klarheit und Verſtändlichkeit uns nicht anſtößig werden; denn beides gehört mit zur vollen Durchbildung der chriſtlichen Erkenntniß. Mag man alſo immerhin ſagen, das Chriſtenthum des Grotius und der ihm Gleichgeſinnten ſei mehr ein Verſtandeschriſtenthum als ein Gefühlschriſtenthum geweſen, ſo darf man daraus doch nicht folgern, daß es ihm ſelbſt an religiöſem Gefühl und an Begeiſterung gefehlt habe. Ein Mann, der wie Grotius lebte, kämpfte und ſtarb, (man erinnere ſich an ſein rührendes, erbauliches Ende,) der verdient wohl gerechter beurtheilt zu werden, eingedenk der Mahnung des Apoſtels, daß das Reich Gottes nicht ſtehe in Worten, ſondern in der Kraft. Und dieſe Kraft erfuhr Grotius wahrlich an ſeinem Herzen ſo gut, als Böhm und Arnd an dem ihrigen, und es zeigt ſich eben nur darin wieder die Vielſeitigkeit des Chriſtenthums, daß es nicht abhängig iſt von der einen oder andern Form, ſondern in verſchiednen Formen dieſelben Erweiſungen des Geiſtes zur Folge hat. Wenn jene bisweilen in Zungen redeten, ſo befliß ſich dagegen Grotius durch ruhigen Vortrag der Wahrheit die Gemeinde des Herrn zu erbauen, und ſuchte dabei nicht ſeine, ſondern Gottes Ehre. Weit entfernt übrigens, daß Grotius deßhalb die Geheimniſſe des Chriſtenthums verachtet hätte, weil er ſie mehr beſcheiden bei Seite ließ, zeigte er ſich vielmehr in ſeinen Schriften als einen frommen Verehrer der göttlichen Offenbarung, und erkannte gar wohl die Grenzen des menſchlichen Verſtandes. Er beugte ſich in Demuth vor der Tiefe des göttlichen Reichthums, wenn er auch dieſe Tiefe zu erſchöpfen ſich weniger berufen fand

als andere. Neben ſeinen Erklärungen des N. T. iſt es beſonders ſeine Vertheidigungsſchrift von der Wahrheit der chriſtlichen Religion, mit der er ſich einen unſterblichen Namen in der Theologie gemacht hat. Die Veranlaſſung zu dieſem Werke verdient noch eine Bemerkung. Grotius verfaßte es gleichfalls während ſeiner Gefangenſchaft. Er wollte damit den Seeleuten ſeiner Nation, die auf ihren weiten Reiſen oft mit Heiden, Juden und Muhamedanern in Berührung kamen, ein Verwahrungsmittel in die Hände geben gegen den möglichen Abfall vom Chriſtenthum; deßhalb verfaßte er auch die Schrift zuerſt in niederländiſchen Verſen; ſpäter überarbeitete er ſie lateiniſch und dehnte ſie zu einer gelehrten Abhandlung aus. Die etwas gelehrte und philoſophiſche Beweisführung, deren ſich Grotius in dieſem Werke bedient, muß zwar in jedem Unbefangenen den Zweifel wecken, ob dieß grade der rechte Weg geweſen ſei, die ſchlichten Matroſen bei ihrem Chriſtenthum zu erhalten; da würden gewiß Luther, Arnd oder andere populäre Theologen den richtigern Ton getroffen haben; aber wenn in großen Dingen ſchon oft die Abſicht genügt, und man die anderweitigen Verdienſte des Werkes in Betracht zieht, ſo wird man auch von dieſer Seite den chriſtlichen Denker lieb gewinnen, der alles anwandte, um ſeine Gaben Chriſto dienſtbar zu machen.

Wir haben ſomit die verſchiedenen Geſtaltungen des religiöſen Geiſtes innerhalb der proteſtantiſchen Kirche kennen gelernt. Bei vielen Mängeln, die wir entdeckten und die einen Rückſchritt vom ächten Proteſtantismus in die Zeiten der Scholaſtik andeuteten, haben wir doch auch manche kräftige, würdige und wahrhaft erbauliche Stimmen der proteſtantiſchen Kirche vernommen. Die Zahl der Männer, welche ſich an die Wirkſamkeit der Reformatoren anſchloſſen oder dieſelbe erneuerten, ließe ſich noch leicht vermehren. An den bisher genannten möge es uns aber genügen. Und ſo könnten wir den zweiten Theil unſrer Aufgabe als beendet anſehen, welcher darin beſtand, die innere Geſchichte des Proteſtantismus zu betrachten, nachdem wir uns zuvor mit deſſen äußeren Schickſalen beſchäftigt hatten. Es bleibt uns jetzt aber noch ein dritter Abſchnitt zu betrachten übrig, nämlich die Geſchichte der chriſtlichen Religionsparteien, welche weder zum lutheriſchen, noch zum reformirten Kirchenverbande gehörten, ſondern welche ent-

weder einen besondern Verein für sich bildeten, oder welche in der alten Kirche zurückblieben, mit andern Worten, die Geschichte der protestantischen Secten auf der einen, die Geschichte des Katholicismus auf der andern Seite, woran sich denn endlich noch zum Schlusse unsrer ersten Periode, die auch den Schluß dieses Wintercurses bilden dürfte, ein allgemeiner Ueberblick über die christlichen und sittlichen Verhältnisse im Großen und Ganzen anreihen wird.

Was die protestantische Sectengeschichte betrifft, so hat diese freilich erst zu den Zeiten Cromwells in England und nach dem dreißigjährigen Krieg in Deutschland ihre weitere Ausdehnung erlangt, und kann somit dieser Ausdehnung nach nicht mehr in den Kreis unsrer Darstellung fallen. Indessen fallen doch schon die ältesten protestantischen Secten in unsern Zeitraum und mit diesen müssen wir uns einstweilen beschäftigen. Wir wissen nämlich aus der Geschichte der Reformation, daß sich gleichzeitig mit derselben auch solche Parteien aufthaten, welche auf einem andern Wege, als Luther und seine Anhänger in Deutschland, auch auf einem andern, als Zwingli und Calvin in der Schweiz, die Kirche reformiren zu müssen glaubten. Unter diesen zeichneten sich die Wiedertäufer aus, die, vielfach von der katholischen Kirche wie von den protestantischen Obrigkeiten verfolgt, endlich unter dem Niederländer Menno Simonis sich in eine kleinere Kirchengemeinschaft vereinigten, welcher man sodann den Namen der Mennonitenpartei gab. Das wilde, schwärmerische Feuer der Secte hatte sich allmählig gedämpft, die rohesten Ausbrüche des revolutionären Geistes hatten sich gelegt, und die Anhänger Menno's gehörten bald zu den Stillen im Lande, die froh, irgendwo eine Zuflucht zu finden, die Welt in Ruhe ließen und ihren religiösen Gedanken in harmloser Beschaulichkeit nachhingen. Nicht alle Wiedertäufer zwar hatten sich der Reformation Menno's gefügt, und auch unter seinen Anhängern entstanden mancherlei Streitigkeiten, welche theils die Lehre, theils die größere oder geringere Strenge in Handhabung ihrer eigenthümlichen Sitten betrafen. Allein auch diese Streitigkeiten hielten sich bescheiden in dem Kreise der Secte selbst, ohne in die größern Begebenheiten der Kirche einzugreifen, und was die übrigen Wiedertäufer betrifft, so suchten diese, um vor den Verfolgungen sicher zu sein, ihr Bekenntniß

möglichſt geheim zu halten und durch einen ernſten, geſitteten Wandel jeden Verdacht wo möglich von ſich abzuweiſen. Zu dieſen letztern gehörte ein Mann, der in unſrer Baſelſchen Kirchengeſchichte von beſonderm Intereſſe iſt, und bei deſſen perſönlicher Erſcheinung wir etwas länger verweilen müſſen.

David Joris aus Delft *) hatte ſich im Jahr 1544 unter dem Namen Johann von Bruck an den Rath zu Baſel gewandt, ihm als einem um der Religion willen Verfolgten mit ſeiner Familie eine Zufluchtsſtätte zu geſtatten. Der Rath bewilligte dieß gern, da er in dem Flüchtling einen Glaubensgenoſſen zu erkennen meinte, und derſelbe auch durch ſein ganzes Aeußere, durch einen ehrbaren, ſittlichen Wandel ſich empfahl und überdieß durch den Beſitz eines nicht unbedeutenden Vermögens dem gemeinen Weſen eher zum Vortheil, als zur Laſt zu werden verſprach. In der That zeichnete ſich auch bald der Fremdling durch einen gewiſſen Aufwand in Wohnung, Kleidung und Dienerſchaft, ſowie durch ſeine Wohlthätigkeit aus. Er miethete und kaufte bald drauf ein Haus in der Stadt und dann das Schlößlein in Binningen, woher er ſich auch in der Folge Johann von Binningen nannte; überdieß hatte er noch andere Beſitzungen in der Umgegend. War auch manches räthſelhaft in den Schickſalen und dem Benehmen des Mannes, ſo zweifelte doch niemand an ſeiner Rechtlichkeit und an ſeinem guten Chriſtenthum; denn er beſuchte mit den übrigen Chriſten fleißig den Gottesdienſt, nahm an der Feier des Abendmahls Theil und befliß ſich auch in ſeinem Hausweſen einer muſterhaften Ordnung und eines ſtillen, beſcheidenen Wandels. Seine Freigebigkeit machte ihm überdieß viele Freunde, und die Armen ſegneten den frommen Geber als einen Vater und Verſorger. So lebte Johann von Bruck zwölf Jahre unter Baſels Bürgern, als er im Jahr 1556 bald nach dem Tode ſeiner Gattin ſtarb. Er wurde neben dieſer in der St. Leonhardskirche zur Ruhe beſtattet, und eine große Anzahl Volkes, ja auch viele der Vornehmſten und Angeſehenſten gaben ihm das feierliche Geleite. Kurz vor ſeinem Tode zwar hatten ſich dunkle Gerüchte verbreitet,

*) Eigentlich aus Gent gebürtig, aber in Delft erzogen, wo ſeine Mutter her war. Vgl. F. Trechſel, David Joris, ein Bild aus dem 16. Jahrhundert, in dem Taſchenbuche: „Alpenroſen" auf 1838. (Aarau).

daß es um den Glauben des Mannes nicht richtig ſtehe, daß er auch unter einem falſchen Namen in Baſel wohne, und was den Verdacht noch beſtärkte, war die Stadtſage, daß am Tage ſeines Abſterbens ein kalter Strahl ins Haus geſchlagen habe und das obere Getäfel eines Gemaches eingeſtürzt ſei. Das Gerücht wurde lauter zwei Jahre nach ſeinem Tode, und immer deutlicher wurde er von demſelben als der berüchtigte Wiedertäufer David Joris bezeichnet. Eine genaue Unterſuchung wurde nun angeſtellt, ſeine überlebenden Kinder, die Verwandten und die Dienerſchaft wurden ſtrenge verhört, ſeine hinterlaſſenen Papiere in Beſchlag genommen, und gegen die Ueberlebenden ſowohl, als gegen den Todten ein förmlicher Ketzerproceß eingeleitet. Aus der Unterſuchung ergab ſich, daß der genannte Johann von Bruck allerdings mit ſeinem eigentlichen Namen David Joris geheißen, daß er der Sohn eines herumziehenden Gauklers geweſen und eine Zeitlang die Glasmalerei (vielleicht auch Goldmacherei) getrieben habe. Daß er mit den Wiedertäufern in Verbindung geſtanden, war außer Zweifel. Er hatte ſogar heftige Verfolgungen und grauſame Strafen *) wegen ſeines Glaubens in Holland ausgeſtanden, und endlich nach verſchiednen Schickſalen in Holland und Friesland den Entſchluß gefaßt, ſein Vaterland zu verlaſſen und ſich in die Stille zurückzuziehn, von wo er jedoch einen lebhaften Briefwechſel mit ſeinen Glaubensgenoſſen unterhielt. David Joris war indeſſen nicht bloß Wiedertäufer; er hatte ſich vielmehr ſein eigenes Syſtem gebildet, das zwar manches in ſich enthielt, was ſchon frühere Wiedertäufer vor ihm und manche Schwärmer nach ihm behaupteten, das aber auch in genauer Verbindung mit der nicht geringen Meinung ſtand, die er von ſeiner eignen Perſon hatte. Er hielt ſich, inſofern die Ausſagen über ihn richtig ſind, für nichts weniger, als für den zweiten Meſſias ſelbſt. Da er nämlich die alte Lehre früherer Schwärmer wieder aufwärmte, daß die Weltgeſchichte in drei verſchiednen Zeitaltern ſich abwinde, wovon die Zeit des A. T. die Zeit der Kindheit, die Zeit des N. T. das Jünglingsalter dargeſtellt habe, worauf nun das Mannesalter der Menſchheit oder die Zeit des neuen Jeruſalems folge, ſo ſah er ſich als den Chriſtus

*) Im 27. Jahr ſeines Alters wurde er öffentlich mit Ruthen gehauen und ihm eine Aale durch die Zunge geſtochen.

David, als den wahren Gesalbten Gottes, den König des neuen Reiches an und versprach sich von dieser Herrschaft die höchste Vollkommenheit, mit der er die Welt zu beglücken hoffte. Wenn im alten Bunde der Glaube geherrscht, im neuen Bunde die Hoffnung, so sollte in der bald anbrechenden Zeit des Himmelreichs die Liebe herrschen, als die höchste dieser drei. Alle Aeußerlichkeit des weltlichen Regiments und des Kirchenthums sollte dann verschwinden um diese Zeit, Gott alles in allem sein. Diese Lehre hielt aber Joris geheim und theilte sie nur den Eingeweihten mit, die er für die Tiefe derselben empfänglich hielt, und eben darum, weil er der Hoffnung lebte, daß die Gestalt dieser Welt bald vergehen werde, so machte er sich's und seinen Anhängern zur Pflicht, einstweilen an die bestehenden Gebräuche als an ein Vergängliches sich anzuschließen, um keinen Verdacht zu erwecken; daher läßt sich auch sein kirchliches Benehmen während seines Aufenthaltes in Basel erklären. Noch viel anderes Wunderliche wurde über ihn ausgesagt. Man redete ihm nach, daß er sich unsichtbar machen könne, daß er, ein zweiter Salomo, die Sprache der Thiere und der Vögel verstehe und daß er die Seinen mit der Verheißung getröstet habe, er werde nach drei Jahren wieder aus dem Grabe auferstehn. Merkwürdiger Weise ging diese Weissagung, jedoch in einem ganz andern Sinne in Erfüllung, als sich wohl der falsche Prophet eingebildet hatte. Einem Gutachten der Universität zufolge, das ein wichtiges Aktenstück zu der Geschichte dieses Schwärmers wie zur Geschichte der Zeit bildet, sollte nämlich ein auffallendes Exempel an dem Leichnam, den Schriften und dem Bildniß des Erzketzers statuirt und die Feuerstrafe, der der Lebende entgangen war, an ihnen in Ausübung gebracht werden. Nach diesem Gutachten wurde zu Recht gesprochen und das Urtheil mit aller Feierlichkeit eines Auto-da-fe vollzogen. Den 13. Mai 1559 wurde die Leiche des David Joris (also ungefähr drei Jahre nach dessen Absterben) wieder ausgegraben, und dann nebst dem Bildniß und den Schriften des Mannes auf einen Karren geladen, der in Begleit des Scharfrichters und einer Menge Volks den Weg nach der Richtstätte vor dem Steinenthor antrat. Als der Zug daselbst angelangt war, wurde der Deckel des Sarges weggehoben und die Leiche, die noch ziemlich unentstellt war und be-

sonders an ihrem Barte erkannt wurde, an den Pfahl des Scheiterhaufens gebunden. Sie war nach Weise der adligen Leichen in einen langen Rock von feiner Leinwand gehüllt, und auf dem Haupte prangte noch das schwarze Baret mit rothem Unterfutter. Nun ward der Holzstoß angezündet und Joris mit sammt dem Bildniß und den Schriften ein Raub der Flammen *). Nicht aber an dem Todten allein begnügte man sich, die jämmerliche Ketzerstrafe zu vollziehn, sondern auch die noch lebenden Mitglieder seiner Familie, die unterdessen in Haft und Untersuchung gewesen, wurden in Mitleidenheit gezogen. Das Vermögen des Ketzers ward nach gutspanischem Inquisitionsrecht confiscirt, und einige Wochen nach der Leichenhinrichtung fand im Münster die öffentliche Abschwörung statt, welche die Verwandten des Verurtheilten, an 16 Personen, beiderlei Geschlechts in Gegenwart der Synode und einer großen Menge Volkes leisten mußten. Antistes Simon Sulzer hielt dabei die Predigt. Welchen Eindruck diese ganze Begebenheit auf die katholischen Mitstände der Schweiz machte, läßt sich denken. In Solothurn ward eine Satire ausgetheilt, worin Basel der Vorwurf gemacht wurde, daß es die todten Ketzer verbrenne und die lebenden gewähren lasse. — So weit die Geschichte des Wiedertäufers Joris und der Wiedertäuferei überhaupt.

Wenn in dieser Secte vorzüglich das mystische Element sich geltend machte, so that sich dagegen schon im Reformationszeitalter eine andere Partei auf, in welcher mehr die verneinende Seite des Protestantismus heraustrat und welche durch ihren Widerspruch

*) Was das Bild betrifft, so muß es entweder mehrere Bildnisse von ihm gegeben haben, oder es muß, sei es einem Freunde des Verurtheilten oder einem Freunde der Kunst geglückt sein, das Bildniß selbst zu retten und ein anderes Bret unterzuschieben — genug, wir besitzen das wohlgemalte Bildniß des David Joris noch, es gehört zu den schönsten Gemälden unsrer öffentlichen Bibliothek und wird nach dem Zeugniß der Kenner als ächt erfunden. Als Anspielung auf die wohlthätige Gesinnung des Mannes hat der Künstler im Hintergrunde des Gemäldes die Geschichte vom barmherzigen Samariter angebracht. Das Bild selbst trägt das Gepräge eines ausgezeichneten Charakters. Aus dem schönen Faltenwurf eines reichen Gewandes tritt uns eine edle Gestalt in stolzer Haltung entgegen; aus den kleinen Augen spricht ein tiefer, aber dunkler Geist, und über das länglichte Gesicht verbreitet sich eine gewisse Ruhe, welche an die Stille der tief gründenden Wasser erinnert, und selbst der röthliche, zwiegespaltene Bart, der den feinen Mund umspielt, giebt dem seltnen Kopfe einen eigenthümlichen Reiz männlicher Schönheit.

gegen die Grundlehren von der Perſon Chriſti und der Dreieinigkeit ſich eher den Vorwurf des Unglaubens und der Gottloſigkeit, als den der Schwärmerei zuzog.

Bekanntlich ſchloſſen ſich die Reformatoren in den genannten Lehrſtücken unbedingt an die katholiſche Glaubenslehre an, wie dieſelbe auf den Concilien der erſten Jahrhunderte war feſtgeſetzt worden. Es waren in dieſen Lehrbeſtimmungen Ausdrücke enthalten, wie ſie allerdings in der Bibel ſelbſt nicht vorkommen. Dieſe lehrt uns zwar einen Gott verehren, der der Vater Jeſu Chriſti iſt, einen Sohn Gottes, der als das Wort von Ewigkeit her bei Gott war und in Jeſu Chriſto in menſchlicher Perſönlichkeit (im Fleiſch) erſchien, einen heiligen Geiſt, der die Gemeinde leitet und in den Herzen der Gläubigen wirkt. Wie aber Vater, Sohn und Geiſt ſich ſelbſt wieder zu einander verhalten und wie man ſich ihre Dreiheit und ihre Einheit zu denken habe, darüber lehrt die heilige Schrift nichts. Selbſt die Ausdrücke Perſon, Dreieinigkeit, Natur u. ſ. w. ſind — wenn nicht ſchriftwidrig — doch wenigſtens nicht der Schrift entnommen, ſondern ſtammen aus dem theologiſchen und philoſophiſchen Sprachgebrauch der Schulen jener Zeit. Was kann es auch dem chriſtlichen Gemüthe frommen, zu wiſſen, wie der Vater zum Sohn ſich verhalte, ob der Sohn gezeugt oder geſchaffen ſei, ob der heilige Geiſt vom Vater allein ausgehe oder auch vom Sohn? Das alles gehört mehr dem Gebiete des theologiſchen und metaphyſiſchen Denkens, als dem Gebiete des religiöſen Glaubens an. Dieſer begnügt ſich mit der Thatſache, daß Chriſtus der Sohn Gottes und der Erlöſer der Menſchen, und daß der heilige Geiſt zur Beſſerung der Einzelnen und zur Belebung und Erhaltung der Kirche wirkſam ſei. Auf Gott Vater, Sohn und Geiſt wird der Chriſt getauft, nicht aber auf die Bekenntniſſe von Nicäa und Conſtantinopel, welche bloß von ihrem Standpunkt aus verſucht haben, den Inhalt ihres Glaubens in menſchliche Formen zu faſſen. An dem einfachen hiſtoriſchen Glauben von der Offenbarung Gottes durch den Sohn und den Geiſt, d. h. mit andern Worten an den Thatſachen der Schöpfung, der Erlöſung und Heiligung hätte man ſich wohl können genügen laſſen, wenn kein anderes, als ein ſittlich religiöſes Bedürfniß die Chriſten geleitet hätte. Aber von jeher lag in der

Schwierigkeit, die es für den menſchlichen Verſtand hat, das eine göttliche Weſen ſich ſowohl im Verhältniß zu ſich ſelbſt als wieder in ſeinem Verhältniß zur Schöpfung, Erlöſung und Heiligung zu denken, ein verborgener Reiz, der die ſpeculativen Köpfe zu weiter liegenden Beſtimmungen aufforderte, und in dieſer unzeitigen Wißbegierde, die wenigſtens nie zur Sache der Religion gemacht werden ſollte, lag eine Quelle unſäglicher Streitigkeiten. Dieſe Streitigkeiten, wie ſie beſonders vom 3. bis zum 5. Jahrhundert, ja noch weiter hinein die Kirche bewegten, waren zwar durch die genannten Concilien einigermaßen zur Ruhe gebracht worden; aber auch im Mittelalter griffen die Scholaſtiker einen Gegenſtand wieder auf, an dem ſie ihren metaphyſiſchen Scharfſinn üben konnten, bis endlich der wichtigere Streit, den die Reformation erregte, eine Zeit lang dieſe Spitzfindigkeiten zurückdrängte. Aber ſchon während der Reformation gab es Einzelne, die ſich damit unzufrieden zeigten, daß Luther, Zwingli und Calvin nicht auch hierin eine Neuerung des Glaubens vorgenommen hätten. Zum Theil verband ſich der Widerſpruch gegen die Kindertaufe mit dem Widerſpruch gegen die hergebrachte Dreieinigkeitslehre, weil man beide für unapoſtoliſch hielt, zum Theil aber auch machte ſich der letztere Widerſpruch für ſich geltend. Der unglückliche Michael Servet büßte ſeinen Eifer gegen die Trinitätslehre mit dem Feuertod, und auch noch andere ſogenannte Antitrinitarier oder Unitarier, welche bald nur die kirchliche Dreieinigkeit in ihrer damaligen Form, bald aber auch die Lehre von der göttlichen Natur Chriſti ſelbſt offener oder verſteckter läugneten, wurden als Staatsverbrecher behandelt und beſtraft. So unter andern auch Valentin Gentilis, aus Coſenza im Neapolitaniſchen, welcher ſchon zu Calvins Zeiten in Genf eingekerkert und auf ein ihm abgedrungenes Bekenntniß hin freigelaſſen, dann aber 1566 in Bern öffentlich enthauptet wurde *).

So wenig nun aber die Verfolgung der Wiedertäufer den Irrthum derſelben mit Gewalt auszurotten vermochte, ſo wenig wurden durch dieſe Verfolgungen ähnliche verneinende Geiſter abgeſchreckt, ihren Widerſpruch gegen die Trinitätslehre einzulegen, und

*) Eine ausführliche Geſchichte der Antitrinitarier ſollen wir nächſtens von Herrn Pfr. Trechſel erhalten.

wie die Wiedertäufer durch Menno Simonis, so erhielten die Unitarier durch Faustus Socinus ihre kirchliche Einrichtung und ihren bestimmten historischen Sectennamen, den der Socinianer.

Ehe wir jedoch zur eigentlichen Geschichte des Socinianismus übergehn, wird es hier am Platz sein, einen kurzen Blick auf die protestantischen Bewegungen in Italien zu richten, die wir absichtlich bis dahin verschoben haben *). Daß sich in Italien frühe schon ein gewaltiger reformatorischer Geist regte, geht aus der Geschichte der Reformation selbst, ja schon aus der Geschichte des 15. Jahrhunderts hervor. In Italien hatte ja die Wiederherstellung der Wissenschaften ihren Anfang genommen, und selbst unter dem Schirme der päpstlichen Hohheit hatte die Pflanze edlerer Geistesbildung ihre gesegneten Aeste über den Süden Europa's und von da weiterhin in die übrigen Weltgegenden verbreitet. Aber auch außerdem war Italien schon im Mittelalter der Heerd jener stürmischen Bewegungen geworden, welche Arnold von Brescia im 12., Savonarola im 15. Jahrhundert begünstigten, und fortwährend erhielten sich in Piemont und den angrenzenden Gegenden, trotz allen Verfolgungen, die Gemeinden der Waldenser. Als nun Luther von Deutschland aus den päpstlichen Stuhl angegriffen, da fand seine Lehre auch Anklang in der Nachbarschaft dieses Stuhles selbst. In Pavia und Venedig wurden seine und Melanchthons Schriften gedruckt und verkauft, in Mailand und Turin, in Como und Florenz hatte die Reformation ihre Anhänger, und bis in den Kirchenstaat hinein verbreitete sich das Wachsthum der gehaßten Secte. Am Hofe der Prinzessin Renata von Ferrara, der Tochter Ludwigs XII. von Frankreich, fanden viele um des Glaubens willen Verfolgte Zuflucht, und eine Verbindung mit den Reformatoren der Schweiz ward lebhaft unterhalten. Aber auch im untern Italien, namentlich im Neapolitanischen verbreitete sich die freiere Lehre, und hier war es besonders ein Mann, der durch seine feurige Beredsamkeit, durch seinen strengen heiligen Wandel und durch seine kühnen Behauptungen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Bernhardin Ochino, aus Siena gebür-

*) Vgl. Matter im Musée des Prot. célèbres. Bd. 3. S. 177. ff. Die Schrift von M'Crie war mir nicht zur Hand.

tig *), hatte ſich dem aus dem Franziskanerorden hervorgegangenen Orden der Capuziner angeſchloſſen und predigte als General derſelben nicht nur in Neapel, ſondern auch in vielen Städten Italiens, wohin man ihn während der Faſtenzeit berief. Schon ſein äußeres Auftreten war merkwürdig. „Seine rauhe Kleidung, ſein bis auf die Bruſt herabhängender Bart, ſeine grauen Haare, ſein bleiches, mageres Geſicht und die Schwäche, die von ſeinem hartnäckigen Faſten herkam, gaben ihm den Ausdruck eines Heiligen **).“ Er ging immer zu Fuß, ſchlief auf ſeinem Mantel und verſagte ſich den Genuß des Weins. Dazu kam, wie einſt bei Savonarola, eine hinreißende Beredſamkeit, die ſo mächtig war, daß man einſt in Neapel während einer einzigen von ihm gehaltnen Predigt 5000 Scudi für die Armen im Klingelbeutel aufhob. Wo immer er auftrat, reichte der Platz nicht hin für die Zuhörer, die an ſeinen Lehrſtuhl ſich hinandrängten. Gerüſte mußten aufgerichtet, Thüren und Fenſter ausgehoben, Ziegel weggebrochen werden, um den ſeltnen Mann Gottes zu hören. Aber nicht das niedere Volk allein, viele italieniſche Große, ſelbſt Cardinäle und Prälaten beſuchten ſeine Vorträge und bewunderten die Kraft ſeiner Rede. „Ich eröffnete ihm mein Herz,“ ſagt der Cardinal Bembo, „wie ich es vor Chriſto ſelber thun würde; mir kam es vor, als hätte ich nie einen heiligern Mann geſehn ***).“ Kaiſer Karl V., der ihn in Neapel gehört hatte, bezeugte von ihm, daß er die Steine vermöge in Thränen aufzulöſen. Beſonders aber war es ein Mann, der ihm ſeine ganze Gunſt zuwandte, der ſpaniſche Ritter Johann Valdez, von deſſen proteſtantiſchen Geſinnungen wir ſchon früher an einem andern Orte gehandelt haben (S. 140). Obwohl nun die Vorträge Ochins überwiegend praktiſcher Natur waren, ſo konnte es doch den Aufmerkſamen nicht entgehn, daß es eben die Kraft der evangeliſchen Wahrheit ſei, welche ſeinem großen natürlichen Talente zur Unterlage diente; auch hielt Ochin mit dem Bekenntniß ſeiner freiern Anſichten immer weniger zurück, ſo daß ihm endlich der päpſtliche Nuncius das Predigen unterſagte,

*) 1487. Vgl. über ihn Bayle, Dictionnaire und Schellhorn, Ergötzlichkeiten Bd. 3. von Anf.; auch Ranke, Geſchichte der Päpſte I. S. 141 — 143.

**) Ranke a. a. O.

***) Ebend.

und er aus Italien fliehen mußte, worauf er sich nach Genf begab, im Jahr 1542. Hier sammelte sich um ihn bald eine Gemeinde von italienischen Flüchtlingen, er schloß Freundschaft mit Calvin und trat in den Ehestand. Später versuchte er sein Glück in Deutschland, und predigte eine Zeitlang in Augsburg. Von da weggewiesen, wandte er sich nach Basel und Straßburg; dann fand auch er unter Eduards VI. Regierung eine Zuflucht in England. Von der katholischen Maria vertrieben, hielt er sich in kurzen Zeiträumen in Straßburg, Genf und Basel auf, bis er endlich im Jahr 1555 eine Anstellung in Zürich erhielt als Prediger bei der aus Locarno geflüchteten Gemeinde. — Bis dahin erscheint Ochin als ein Märtyrer des Protestantismus und seine einzigen Verfolger waren die der alten Kirche. Nun aber beginnt auch die Verfolgung gegen ihn von Seiten seiner protestantischen Glaubensbrüder und die Verdächtigung seiner Rechtgläubigkeit. Durch die Herausgabe seiner Dialogen, in denen er zwar nicht seine eigne Meinung, wohl aber allerlei Gegenstände vortrug, welche Stoff zu weitern Untersuchungen darbieten konnten, zog er zuerst den Tadel der öffentlichen Stimmführer auf sich. So ward er beschuldigt, daß er gefährliche sittliche Grundsätze zu verbreiten suche, indem er der Vielweiberei das Wort rede; aber auch rücksichtlich der Dreieinigkeitslehre warf man ihm verderbliche Irrthümer vor. Ochin läugnete zwar die kirchliche Lehre nicht bestimmt, aber schon das, daß er die nicht verdammen wollte, welche anders lehrten, machte ihn in der damaligen Zeit einer Gemeinschaft mit ihren Grundsätzen mehr als verdächtig. Ochin flüchtete sich in seinem vorgerückten Greisenalter nach Polen, und von da abermals vertrieben nach Mähren, wo er zu Ende des Jahres 1564 in einem Dorfe starb*).

Aus dem Geburtsorte Ochins stammte ein andrer italienischer Reformator, Lälius Socinus**), geb. 1525 in Siena, aus einem patricischen Geschlechte, ein feiner Kopf, weniger tiefsinnigen, als beweglichen Geistes, ein Mann von ausgezeichneten Kenntnissen und angenehmen Sitten. Auch er erkannte bald die Irrthümer

*) Im Dorfe Schlackau.

**) Vgl. über ihn Orelli, in der Basler wissenschaftl. Zeitschrift Bd. II. Heft 3. und die gelehrten Abhandlungen von Illgen.

der katholiſchen Kirche, ſchloß ſich an gleichgeſinnte Freunde an, verließ aber ſchon als ein 22jähriger Jüngling ſein Vaterland und knüpfte auf ſeinen weiten Reiſen durch Frankreich, England, die Niederlande, Deutſchland und die Schweiz vielfache Verbindungen an, die in ſeinen gelehrten Beſtrebungen ihn förderten und ſeinem nach Wahrheit ſtrebenden Geiſte neue Nahrung und Anregung gaben. Mit Melanchthon, Calvin, Bullinger und andern großen Männern der Zeit ſtand Lälius Socinus in perſönlicher Verbindung und freundſchaftlichem Briefwechſel; aber bald zog er ſich durch ſeine gewagten Behauptungen den Tadel und die Warnung der Freunde zu. Beſonders zeigte er ſeit einem Aufenthalt in Polen eine gewiſſe Hinneigung zu der Lehre der Antitrinitarier, welche in jenem Lande beſonders um ſich gegriffen hatte. Calvin betrachtete ihn von dieſer Zeit an mit Argwohn, und auch Bullinger ward nachdenklich. Im Jahr 1558 begab ſich Lälius Socin nach einem Aufenthalt in Italien und der Schweiz abermals nach Polen, begrüßte dann noch einmal flüchtig ſein Vaterland, und ſtarb in Zürich 1562. Zur offenen Verketzerung ſeiner Lehre war es nicht gekommen, da er ſich mehr zweifelnd, als beſtimmt verneinend ausgedrückt hatte; aber ſchon die Kälte, mit welcher ſeine proteſtantiſchen Freunde über ſeinen Tod ſich äußerten, läßt deutlich erkennen, für weß Geiſtes Kind ſie ihn gehalten haben.

Beſtimmter noch als Lälius trug ſein Neffe Fauſtus Socin, geb. den 5. Dec. 1539 zu Siena, die Lehre vor, welche nach ihm die ſocinianiſche genannt wurde.

Wie wir nun vorhin einen Blick auf die Reformation Italiens werfen mußten, um die Wiege des Socinianismus zu entdecken, ſo müſſen wir jetzt uns nach Polen wenden, um das engere Vaterland dieſer Secte kennen zu lernen. Schon längere Zeit hatte dieſes öſtliche Flächenland den um des Glaubens willen verfolgten Huſſiten und böhmiſchen Brüdern eben ſo zum Aſyl gedient, wie die Gebirge und Thäler des ſüdlichen Frankreichs und Oberitaliens den Waldenſern. Mehrere unabhängig auf ihren Gütern herrſchende Woiwoden hatten den Geflüchteten Schutz verliehen wider die Verfolgungen des Clerus, und ſich an ihre Forderungen angeſchloſſen, indem auch ſie auf dem Genuß des Kelchs im Abendmahl nachdrücklich beſtanden. So fand denn auch Luthers und

Zwingli's Lehre trotz der Schwierigkeiten, die man ihr in den Weg legte, in Polen bald einen bedeutenden Anhang. Unter der duldsamen Regierung Sigismunds II., mit dem Beinamen August, konnte sich der Protestantismus immer weiter ausbreiten und zwar unter verschiednen Formen. Böhmische Brüder, Lutheraner und Calviniſten lebten und lehrten hier neben einander. Besonders zeichnete sich unter den Letztern Franz Lismanin, von der Insel Corfu gebürtig, aus. Er hatte als Mitglied des Franziskanerordens bei der Königin Bona, der Gemahlin Sigismunds I., das Amt eines Beichtvaters bekleidet, und obwohl er immer rücksichtsloser die Grundsätze des gereinigten Evangeliums vertheidigte, so wußte er sich nichts desto weniger in der Gunst seiner freisinnigen Herrin zu erhalten. Diese Gunst ward ihm auch von Seiten des jetzigen Königs, Sigismunds II., zu Theil; doch verminderte sich dieselbe auffallend, seit Lismanin, von einer Reise nach Italien und der Schweiz zurückgekehrt, sich offener als bisher für die reformirte Lehre erklärt und auf den Rath Calvins sich verheirathet hatte. Aber bei diesem Uebertritt ließ es der polnische Reformator nicht bewenden. Auch er trat, besonders durch Lälius Socinus bearbeitet, den Grundsätzen bei, welche von vielen italienischen Freunden der Reformation im Geheimen genährt wurden; auch er ward ein Antitrinitarier. In die Reichsacht erklärt, floh er nach Preußen, wo er im Jahr 1563 in einem Anfall von Wahnsinn das Leben endete*).

Immer mehr wurde indessen Polen eine Zufluchtsstätte für die, welche mit ihren unitarischen Grundsätzen sonst nirgends auftreten durften. Die Reformation hatte sich mittlerweile in Polen durch den gelehrten a Lasco, einen polnischen Edelmann, weiter verbreitet, und die verschiednen Parteien der böhmischen Brüder, der Lutheraner und Reformirten hatten sich im Jahr 1570 auf einer Synode zu Sandomir einander genähert, und wenn sie sich auch nicht zu einer Kirchengemeinde vereinigten, doch wenigstens einander Duldung zugesichert.

In diesen sogenannten Consens waren nun freilich die Unitarier nicht aufgenommen; aber unter dem Schutze des siebenbürgischen Fürsten Stephan Bathori, der nach dem Tode Sigis-

*) Vgl. Schröckhs Kirchengeschichte seit der Reformation Band II. S. 686. 687.

munds II. auf den polnischen Thron gelangte, hob die durch mehrere italienische Flüchtlinge*) verstärkte Partei ihr Haupt immer kühner hervor, so daß sie bereits in der Stadt Rakow ihre eigne Kirche, Schule und Druckerei hatte, und ihre Lehre in einem besondern Katechismus ans Licht zu stellen wagte (Catechismus Racoviensis). So standen die Sachen, als nun auch Faustus Socinus im Jahr 1579 nach Polen kam. Er brachte die Läugnung der Dreieinigkeit keineswegs als eine neue Lehre ins Land, er fand sie vor; ja, seine Ansichten waren sogar noch in einigen Stücken mehr der rechtgläubigen Lehre gemäß, als die der bisherigen Unitarier, so daß sich diese sogar Anfangs sträubten, ihn in ihre Gemeinde aufzunehmen. Durch den Einfluß einiger Großen des Landes gelang es ihm jedoch, sich allmählig einen Anhang zu erwerben. Mit vieler Standhaftigkeit ertrug er die Verfolgungen, die ihm besonders von Seiten der Katholiken bereitet wurden, und durch sein einnehmendes Wesen machte er sich bei Vielen beliebt. So gelang es ihm allmählig, seinen Einfluß auf die unitarische Partei so weit geltend zu machen, daß diese nicht nur manche Einrichtungen von ihm annahm, sondern auch ihren Lehrbegriff nach dem seinigen ummodelte und endlich von ihm sogar den Namen der socinianischen Partei erhielt. Faustus Socinus selbst starb im Jahr 1604. Aber seine Lehre breitete sich unter manchen Verfolgungen in Polen und Siebenbürgen weiter aus, ward von Katholiken und Protestanten vielfach bestritten, aber auch von manchen gewandten Schriftstellern, die aus dieser Schule hervorgingen, vertheidigt und wohl auch hie und da von solchen im Stillen gehegt, die mit ihrer Ueberzeugung nicht offen herauszutreten wagten.

Fragen wir nun, worin die Lehre der Socinianer bestand und noch bis auf diesen Tag besteht, so ist allerdings das Ursprüngliche ihres Lehrbegriffs die Läugnung der kirchlichen Lehre von der Dreieinigkeit, ihre Grundlage ist Unitarianismus oder die Lehre von einem Gott. Eine alte Lehre freilich, die ja auch das Christenthum mit dem Mosaismus und der Lehre Mahomeds gemein hat; denn daß man nicht drei Götter verehren soll, hat die Kirche

*) Georg Blandrata, Johann Paul Alciatus, Valentin Gentilis, Matthäus Gribaldo u. a.

von jeher gelehrt. Aber indem die Socinianer gleichwohl die orthodoxe Kirche dieses Irrthums beschuldigten, so beschränkten sie, um jeden Mißverstand auszuschließen, die Lehre von einem Gott dahin, daß dieser eine Gott ihnen auch nur in der einen Person, in der des himmlischen Vaters erscheint. Sie läugnen somit die Gottheit des Sohnes und des Geistes, welche die rechtgläubige Kirche sowohl der Katholiken, als der Protestanten bekennt, ohne damit die Einheit des göttlichen Wesens aufheben zu wollen. Daraus geht hervor, daß sie auch den Stifter des Christenthums nur als Menschen, nicht als den Gottmenschen auffassen, und die kirchliche Lehre von zwei Naturen in Christo verwerfen. Man würde ihnen aber Unrecht thun, wenn man aus diesen Aeußerungen auf eine moralische oder religiöse Geringschätzung der Person Christi schließen wollte, die auf einer unfrommen, oder gar einer ruchlosen Gesinnung beruhte. Vielmehr legen die Socinianer durchweg in ihren Bekenntnissen eine große und entschiedene Hochachtung gegen den Stifter des Christenthums an den Tag, den sie als einen außerordentlichen Propheten und Gesandten Gottes, als den von ihm verordneten Messias, als den Lehrer und Beglücker der Menschheit, als den obersten sittlichen Gesetzgeber und das höchste Vorbild in allem Guten verehren. Sie läugnen auch nicht, daß Gott ihn vor allen übrigen Menschen auf wunderbare Weise ausgezeichnet habe, sie glauben an seine übernatürliche Herkunft, an seine Wunder, an seine Auferstehung, an seine Himmelfahrt. Ja, sie halten dafür, daß er von Gott dem Vater auf außerordentlichen Wegen Belehrungen und Offenbarungen erhalten habe, und verehren in dem in den Himmel erhöhten Jesus das unsichtbare Oberhaupt der Kirche, etwa in der Weise, wie die Katholiken ihre Heiligen verehren. Auch die Bibel, besonders die Schriften des N. T., halten die Socinianer in großem Ansehn und betrachten sie wie die übrigen Protestanten als die Regel der Wahrheit; freilich legen sie dieselbe auf ihre Weise aus, wobei man aber weniger an absichtliche Verfälschung zu denken braucht, als an unabsichtlichen Irrthum und an eine Befangenheit des Geistes an der auch viele Orthodoxe litten. Auch in andern Lehrstücken weichen die Socinianer von den Bestimmungen der protestantischen Kirche ab. Sie verwerfen die Erbsünde im augustinischen Sinne, und glauben, daß in der gewissenhaften Befolgung der Lehre Jesu

und in einem tugendhaften Wandel das Heil der Christen vor allem zu suchen sei, der aber (wohlverstanden!) nicht in todter Werkheiligkeit bestehn dürfe, sondern auf einer frommen Gesinnung beruhen müsse. Eben deßhalb heben sie auch im Leiden und Tode Jesu das sittliche Beispiel vor allem heraus und verwerfen die kirchliche Lehre von einem fremden Verdienst ebenso wie die von einer fremden, vererbten Schuld. Die Taufe ist ihnen sonach ein bloßer Einweihungsact in die Gemeinschaft, ohne Beziehung auf die Erbsünde, das Abendmahl ein bloßes Gedächtnißmahl, ohne mystische Gnadenwirkung. Damit verbanden aber die Socinianer eine sehr strenge Moral und erklärten sogar manches für unchristlich und unerlaubt, was in den größern rechtgläubigen Kirchenparteien geduldet wurde. So verwarfen einige derselben, wie die Wiedertäufer, den Eid, den Krieg und die Todesstrafen. Ueber einzelne Puncte herrschten jedoch auch unter ihnen wieder verschiedene Meinungen, in die wir uns hier nicht einlassen können.

So viel geht aus dem Bisherigen hervor. Die sogenannte socinianische Lehre ist nicht erst von einem Einzelnen, am wenigsten erst von Faustus Socinus erfunden worden, von dem sie nur zufällig ihren Namen hat; sondern sie hatte schon einen bedeutenden Anhalt in den Meinungen der Zeit, ja sie stand in genauer Verbindung mit dem Entwickelungsgange der Reformation selbst, vorzüglich in Italien und in Polen. Socinus bildete sie nur weiter aus und bewahrte sie sogar vor manchen weitern Abwegen. Auch sah es diese Lehre nicht ab auf Vertilgung des Christenthums in den Gemüthern, sie hatte keine irreligiöse, keine unsittliche Tendenz. Diese Gerechtigkeit muß ihr jeder Billige widerfahren lassen, und wir dürfen ihr daher unsere Achtung nicht versagen, da jede auf ernstlichem Nachdenken beruhende Ueberzeugung unsre Achtung verdient. Eine andere Frage ist dann freilich die, ob *diese* Auffassung des Christenthums die richtige, und ob sie in der That ein Fortschritt in der wahren protestantischen Erkenntniß sei? Dieß werden wir nach einer unbefangenen Prüfung eben so bestimmt läugnen müssen, als wir das Erstere ihr zugestanden haben. Wir betrachten den Socinianismus mit Recht als eine Abirrung von der reinen Lehre des Evangeliums, als eine, wenn auch nicht absichtliche, doch immer willkürliche Entstellung des apostolischen Bekennt-

niſſes, als eine einſeitige, die tiefern Bedürfniſſe des Herzens verkennende Verſtandesrichtung, die doch auch wieder ſelbſt den Verſtand nicht vollkommen befriedigt, ſondern an die Stelle der verbannten Geheimniſſe nur andere größere Räthſel ſetzt*). Aber zur Entſchuldigung dieſer Einſeitigkeit läßt ſich daſſelbe anführen, was auch den Myſtikern von der andern Seite zur Entſchuldigung diente, die Zähheit und der Eigenſinn vieler ſogenannten rechtgläubigen Theologen, welche an den Ausdrücken der Schule und den Beſtimmungen der Concilien feſter hielten, als an der Grundlehre der Schrift, und am Buchſtaben der letztern feſter, als an ihrem Geiſte. Hätte man ſchon früher mit der freiſinnigen Milde eines Grotius**) die Lehrſtücke von der Dreieinigkeit und der Perſon Chriſti einer unbefangenen Prüfung unterworfen, hätte man, über Nebenbeſtimmungen hinwegſehend, die Hauptſache, auf die es ankommt, die durch Chriſtum gewordene Offenbarung Gottes in der Menſchheit auf eine lebendige, mehr das Gemüth ergreifende Weiſe dargeſtellt, ohne dabei zu ängſtlich auf die Begrenzung der Begriffe von Seiten des Verſtandes zu achten, ſo hätte man vielleicht den Bruch verhüten können. So aber wurden tüchtige Kräfte der Kirche entzogen und durch die Hartnäckigkeit der Einen die der Andern befeſtigt. So riß ſich der Socinianismus los als eine unreife Geburt vom Mutterkörper der proteſtantiſchen Kirche und verkümmerte endlich als eine im dürren Erdreich dahinſterbende Pflanze, der es am belebenden und erfriſchenden Thau, an der höhern Gemeinſchaft im Geiſte gebrach; denn mit dem bloßen Verneinen (das lehrt uns die Geſchichte des Socinianismus) erbaut man noch keine Kirche, es bedarf einer feſten, poſitiven Grundlage, wenn das Gebäude nicht in der Luft hängen ſoll.

Das fühlte die alte, katholiſche Kirche gar wohl, und nicht ohne Triumph blickte ſie jetzt von ihrem verwitterten Felſen herab auf die beginnende Zerſtückelung und Zerbröckelung des proteſtanti-

*) Es iſt eher die Geheimniß- als die Wunderſcheu, welche dem Socinianismus zur Laſt fällt. Rationalismus und äußerlicher Supranaturalismus ſind in ihm gemiſcht. Das myſtiſche Element fehlt ihm dagegen ganz, ſowie auch das tiefer ſpeculative; — eine Erneuerung des alten Ebionitismus!

**) Auch dieſer wurde eben deßhalb des Socinianismus verdächtigt, wogegen er ſich jedoch vertheidigte.

schen Lehrgebäudes, das, wenn sie es auch mit ihrem Bannstrahl nicht mehr erreichen könne, doch nächstens in sich selbst zerfallen werde. Und wirklich war dazu aller Anschein vorhanden. War doch schon im Anbeginn die Kraft der Gemeinschaft gebrochen worden durch die Trennung der Protestanten in Lutheraner und Reformirte; wieder gebrochen wurde dann die Kraft dieser gesonderten Kirchenkörper durch die Streitigkeiten und die verschiedenen Richtungen in ihnen selbst, und dazu kam nun endlich die von Jahrzehnd zu Jahrzehnd sich mehrende Zahl der Secten.

Um so interessanter ist es nun zu sehen, welche Kraft diese alte Kirche aufgeboten, welche Wege sie eingeschlagen und welcher Werkzeuge sie sich bedient hat, um die gepriesene Einheit in ihr aufrecht zu erhalten, ihr Ansehn der protestantischen Kirche gegenüber zu sichern und wo möglich die Abtrünniggewordenen in ihren Schooß zurückzulenken. Wir können diese Betrachtung nach drei Jahrhunderten mit einem unbefangenern Sinne anstellen, als die damaligen Protestanten es konnten. Wir dürfen sogar, wenn wir unparteiisch sein wollen, das Großartige ihrer Anstrengungen, das neben vielem Kleinlichen sich zeigt, den reinern Eifer, der neben dem unreinen einherging, und die höhern geistigen Gaben und Kräfte, die auch hier neben der Beschränktheit und dem Aberglauben im Spiel waren, nicht übersehen. Auf folgende Puncte werden wir dabei unser Augenmerk zu richten haben, auf die Feststellung der Lehre durch das Concil von Trident, auf die Gründung neuer Orden zur Bewachung und Ausbreitung des Katholicismus, vor allem auf die Gründung und Fortpflanzung des Jesuiten-Ordens, auf die Persönlichkeit der ausgezeichnetsten Päpste und Kirchenobersten und endlich auf die geistreichern, frömmern und freisinnigern Männer überhaupt, an denen es auch nach der Reformation in der katholischen Kirche (wir dürfen wohl sagen: Gott sei Dank!) nicht gefehlt hat.

Zwanzigste Vorlesung.

Der Katholicismus nach der Reformation. Das Concil von Trident. Neue Orden: Capuziner, Theatiner, Somasker, Priester des Oratoriums. Vincenz von Paula und die Priester der Mission (Lazaristen). Die barmherzigen Schwestern, Ursulinerinen und Visitantinen. Ignaz Loyola und der Jesuitenorden. Die Missionen der katholischen Kirche.

Die katholische Kirche müßte sich und ihre Geschichte verkennen, wenn sie läugnen wollte, eine Rückwirkung auf sich selbst von Seiten der Reformation erlitten zu haben*). So anhaltend sie sich den Neuerungen widersetzte, so wurde sie doch mit in den Strom hineingerissen und sah sich bei der neuen Gestaltung der Dinge genöthigt, das aus dem Schiffbruche herauszuretten, was ihr zu ihrem Bestehen nothwendig war; das hingegen am alten Gebäude auszubessern, was der Besserung bedürftig und fähig schien. So machte auch sie in ihrem Innern eine Reformation durch, und es beginnt seit der Kirchentrennung auch eine neue Periode für die Geschichte des Katholicismus, der uns von da an ein anderes Bild darstellt, als in den Tagen des Mittelalters. Grundlage dieses neuern Katholicismus sind die Beschlüsse des tridentiner Concils, sein Hebel ist das Ordenswesen, und vor allem der Jesuitismus, und die Geschichte des Papstthums ist aus einem wichtigen Theil der Weltgeschichte zu einem bloßen Abschnitt der europäischen Staatengeschichte geworden.

Da es nun unsre Aufgabe nicht sein kann, eine vollständige Darstellung dieses neuern Katholicismus zu geben, sondern da wir

*) Besonnene katholische Schriftsteller gestehen dieß auch offen ein. So der neueste Biograph des heiligen Bernhard, Hr. Ellendorf. „Die Reformation hat (die Kirche) allmählig von der absoluten Herrschaft der römischen Curie befreit, und die Reibungen mit der evangelischen Kirche haben wissenschaftliche Bestrebungen gefördert und manches hinweggetilgt, was ohne die Reformation geblieben, manches ins Leben gerufen, was ohne sie nimmer erstanden wäre.“ (S. 197.)

nur der Vergleichung wegen einiges daraus herbeiziehen müſſen, um von da wieder ein neues Licht auf die Geſchichte des Proteſtantismus fallen zu laſſen, ſo begnüge ich mich aus jedem der genannten Gebiete nur das herauszuheben, was unſern Zweck fördert. So kann ich über die Geſchichte des Concils von Trident, das freilich für den eigentlichen Kirchenhiſtoriker von hohem Intereſſe iſt, hier ganz kurz ſein, indem ich mich darauf beſchränke, die Reſultate der weitläufigen Verhandlungen deſſelben anzuführen*). Dieſe waren doppelter Art: conſervativ auf der einen, reformatoriſch auf der andern Seite. So ſehr man nämlich einzelne zweckmäßige Reformen eintreten ließ in Beziehung auf die Sittenzucht, das Aemterweſen der Kirche u. ſ. w., ſo eifrig war man bemüht, den Widerſpruch gegen die proteſtantiſche Lehre durch genauere Beſtimmungen feſtzumachen, und ſo wurde — wenn gleich in einzelnen Puncten ſich einzelne Stimmen dagegen erhoben**) — eben das aufs Neue als unumſtößliche Kirchenlehre beſtätigt, was am meiſten den Angriffen der Proteſtanten ausgeſetzt geweſen war. Während alſo die Proteſtanten die heilige Schrift als die einzige Richtſchnur des Glaubens aufſtellten, ſetzte die Synode von Trident das Anſehn der Ueberlieferung feſt und machte die Auslegung der Bibel abhängig von den Beſtimmungen der Kirche. Während die Proteſtanten das natürliche Verderben des Menſchen in ſcharfen Umriſſen darſtellten und alles von der Gnade abhängig machten, ſuchte die Synode von Trident auch dem Menſchen das Seinige zu retten und unter dem Scheine einer dogmatiſchen Mäßigung, die ſich den allerdings harten Beſtimmungen der Proteſtanten gegenüber ſogar vortheilhaft ausnimmt, öffnete ſie zugleich der Werkheiligkeit wieder eine Hinter-

---

*) Bekanntlich ward es im Dec. 1545 unter Paul III. eröffnet, und 1547 unter dem Vorwand der Peſt nach Bologna verlegt; dann von Julius III. im Mai 1551 wieder in Trient eröffnet, im April des folgenden Jahres aber wieder auf zwei Jahre vertagt. Erſt unter Pius IV., der 1562 die Fortſetzung beſchloß, ward es auch im Dec. 1563 beendigt. Es ſtand ſo ſehr unter römiſchem Einfluß, daß ſich die Sage bildete, der heilige Geiſt komme in Felleiſen von Rom nach Trient. Sarpi hat die Geſchichte deſſelben in einem freiſinnigen, Pallavicini im Geiſte der Curie beſchrieben.

**) Daß auch mehrere katholiſche Theologen wieder die ſtrengere Rechtfertigungslehre Auguſtins zu Ehren zu bringen ſuchten, hat beſonders Ranke gezeigt, Geſch. der Päpſte I. S. 199.

thüre. Mit der Freiheit des Willens fand auch das Verdienst des Menschen vor Gott wieder seine Stätte; aber eben darin lag der Irrthum und die Gefahr, nicht in der Behauptung des freien Willens und der Nothwendigkeit der guten Werke an sich. Ferner wurden auch noch andere von den Protestanten bestrittene Lehren, wie die Bedeutung des Meßopfers, die Verehrung der Heiligen, die Ehelosigkeit der Priester, das Fegfeuer u. a. m. bestätigt. Das Schlimmste aber von allem war das, daß die Päpste es dahin zu bringen wußten, daß die Auslegung dieser Concilienschlüsse jeweilen in die Befugniß des Papstes gestellt sein sollte, so daß diesem frei stand, aus der Synode zu machen, was er wollte.

Mit allem Nachdruck sollten nun die gefaßten Beschlüsse in Kraft gesetzt werden; aber noch kostete die Einführung derselben in den christkatholischen Staaten manchen Kampf. Frankreich, eifersüchtig auf die Rechte der gallikanischen Kirche, wollte die Autorität des Concils nur anerkennen in Beziehung auf den Glauben, nicht aber in Beziehung auf die kirchliche Verfassung, und — was merkwürdig ist — selbst in den Staaten Philipps II. war die Annahme nur eine bedingte, mit Vorbehalt nämlich der königlichen Rechte.

Mit den bloßen Bestimmungen auf dem Papier hätte jedoch der Katholicismus schwerlich eine innere Reform hervorgebracht. Es bedurfte auch hier lebendiger wirksamer Kräfte und einer eigenthümlichen Begeisterung, um die erlöschende Flamme des alten Kirchenthums wieder anzufachen. Und wirklich nehmen wir bald nach der Reformation eine solche Begeisterung für den Katholicismus wahr (wie denn immer dem Menschen die Güter wieder doppelt lieb zu werden anfangen, die er aus langem und schwerem Kampfe gerettet hat). Diese neue Sprossen treibende Kraft des Katholicismus zeigt sich uns vor allem in der Entstehung neuer Mönchsorden, welche sich zu eben so vielen entschiedenen Advokaten der päpstlichen Hoheit und der Untrüglichkeit der Kirche aufstellen. Dahin lassen Sie uns jetzt unsern Blick richten.

Es ist bekannt, wie die sogenannten Bettelorden, namentlich der Orden der Dominikaner und Franziskaner, schon vor dem Reformationszeitalter und in demselben als mächtige Stützen des Papstthums sich erwiesen, wenn gleich auch bisweilen aus eben diesen Orden einzelne Männer hervorgingen, die an die neuen

Ideen der Zeit sich anschlossen und den päpstlichen Stuhl vielfach beunruhigten. Dieß war besonders der Fall mit dem Orden des heiligen Franziskus. Aus eben diesem Orden sehen wir nun gleich nach dem Auftreten Luthers einen neuen Zweig hervorsprossen, der sich bald weiter verbreitete und dessen Name eine große Popularität erhielt. Es ist dieß der Ihnen allen bekannte Orden der Väter Capuziner. In dem Kloster Monte falco im Kirchenstaat lebte ein Mönch, Franziscanerordens, Matteo de Bassi. Dieser glaubte in einer Vision von dem heiligen Franziscus selbst einen wichtigen Aufschluß über die ihm wohlgefällige Ordenstracht erhalten zu haben. Eine spitz zulaufende Capuze und ein Bart von einem ganz besondern Schnitte erschienen ihm als die Abzeichen, welche der Heilige von seinen ächten Anhängern fordere. Ueber diese hochwichtige Entdeckung gerieth der fromme Bruder dermaßen in Entzücken, daß er sein Kloster heimlich verließ und in eben der Tracht, die ihm der Heilige vorgeschrieben hatte, vor dem Papst Clemens VII. erschien, mit der Bitte, diese Ordenstracht als die wahre und ächte gut zu heißen. Der Papst gestattete dem Matteo de Bassi, sich dieser Tracht zu bedienen und bestätigte sogar die Stiftung eines auf diese Aeußerlichkeit sich stützenden Mönchsvereins durch eine Bulle vom Jahr 1528. Den Namen „Capuziner" sollen ihnen zuerst die Straßenjungen als Spottnamen gegeben haben, die wegen ihres sonderbaren Aufzugs sie mit dem Nachruf Cappucini verfolgten. So lächerlich indessen die Geschichte der Stiftung ist, so wichtig wurde der neue Orden für die Geschichte des Katholicismus. Eine große Aufopferungsfähigkeit wurde gleich beim Entstehen des Ordens an ihm mit Rührung wahrgenommen; denn als die Pest um diese Zeit in Italien sich verbreitete, waren es die Capuziner, die keine Gefahr der Ansteckung scheuend, den Kranken den letzten Trost der Religion brachten und die irdischen Ueberreste der Gestorbenen der Erde übergaben. Diese Aufopferungsfähigkeit ist dem Orden auch bis auf die neueste Zeit geblieben. Kein ödes Thal ist dem Capuziner zu entlegen, keine Reise ist ihm zu beschwerlich, keine Stunde der Nacht zu spät, keine des Morgens zu früh, wo die Pflicht des Ordens ihn ruft, Hülfe zu leisten; er ist mit Wenigem zufrieden, bettelt sich durch, läßt den Spott der Welt mit stoischem

Gleichmuth über ſich ergehen, und verſüßt ſich ſogar noch die Beſchwerden ſeines Standes durch eine gewiſſe Jovialität des Sinnes. Der Capuzinerorden hat ſeine wichtige Stellung in der katholiſchen Kirche beſonders darin, daß er den Katholicismus popular zu machen weiß, was ſich beſonders auch in der ihm eigenen Beredſamkeit kundgiebt. Die Capuzinerpredigten ſind zum Sprichwort geworden. Eine derbe Trivialität, welche die Grenzen des guten Geſchmackes unbedenklich überſchreitet, wenn ſie nur der Wirkung gewiß iſt, macht das Charakteriſtiſche derſelben aus. Freilich ſind auch die Capuziner zugleich die Stützen des kraſſeſten Aberglaubens geworden. Sie waren es, welche das Teufels- und Hexenbannen und anderes der Art zu ihrem beſondern Beruf machten, und der Glaube an ihre Macht iſt groß unter dem Volk, und zwar nicht nur unter dem katholiſchen, ſondern unter einem großen Theil des proteſtantiſchen Volkes, wenigſtens noch hie und da in unſerm Vaterlande. Und doch war es derſelbe Capuzinerorden, der im Anfang ſeines Entſtehens ſogar der Ketzerei beſchuldigt wurde. Aus ihm war ja, wie die vorige Stunde uns gezeigt hat, der italieniſche Reformator Ochino hervorgegangen. Später legte ſich aber dieſer reformatoriſche Eifer des Ordens und die Kirche konnte ſich auf ihn mit Zuverſicht verlaſſen, je mehr ſeine Ausbreitung zunahm.

Ein andrer Orden, der weniger bekannt iſt als der Capuzinerorden, iſt der Orden der Theatiner. Gaëtano von Thiene (im venetianiſchen Gebiete), ein äußerſt ſanftmüthiger und friedfertiger Mann, faßte den Gedanken, den ſchon viele der beſſern Prälaten vor ihm gefaßt hatten, das Leben der Weltgeiſtlichen zu verbeſſern. Nicht eitles Streben nach eigner Ehre leitete ihn dabei, denn er wünſchte nach ſeinem eignen Ausdruck „die Welt zu reformiren, ohne daß man wiſſe, daß er ſelbſt auf der Welt ſei*).“ Häufig ſah man ihn Thränen vergießen über dem Gebet, das er für das Wohl der Kirche gen Himmel ſchickte. An ihn ſchloß ſich bald ein Verein von Gleichgeſinnten an, unter welchen der Biſchof von Chieti (oder Teti, Teate im Neapolitaniſchen), Namens Peter von Caraffa, ſowohl durch die hohe

*) Ranke I. S. 172.

Stellung, die er in der Kirche einnahm, als durch glänzende Geistesgaben ſich auszeichnete. Caraffa hatte zwar nicht jenes Sanfte und Beſcheidene ſeines Freundes Gaëtano, ſondern war heftig, aufbrauſend und ſtürmiſch*); aber beide vereinigten ſich in dem tiefgefühlten Bedürfniß einer Reform der Kirche. Beide gaben ihre einträglichen Stellen auf und zogen ſich mit zwei enge verbündeten Freunden in die Einſamkeit zurück ums Jahr 1524. Auf dem Monte Pincio unweit Rom lebten ſie zuſammen in Armuth und in der Ausübung einer ſtrengen Andacht. Sie verſchmähten den Bettel und erwarteten die Wohlthaten in ihrem Hauſe. Nicht ein eigentlicher Mönchsorden wollten ſie ſein, ſondern vielmehr ein Prieſterverein in mönchiſcher Form, wie dergleichen ſchon öfter ſeit den Zeiten des Chrodegang von Metz in der katholiſchen Kirche ſich gebildet hatten; doch bald nahm auch der Theatinerorden eine beſtimmtere Mönchsgeſtalt an, und ſeit der eine ſeiner Stifter, Peter von Caraffa, Papſt geworden war in der Perſon Pauls IV., folgten auch neue Vergünſtigungen. Der Orden der Theatiner machte ſich um das Predigt- und Miſſionsweſen der katholiſchen Kirche und um Krankenpflege verdient**).

Nicht nur aber auf die Hebung der prieſterlichen Würde und des geiſtlichen Standes, auch auf die ſittliche Bildung des Volkes, auf Jugenderziehung, Schul- und Armenweſen richteten mehrere neu gegründete Orden ihre Aufmerkſamkeit.

Seit dem Jahr 1521 war Oberitalien mit fortwährendem Kriege und in deſſen Gefolge mit Verwüſtung, Hungersnoth und Krankheiten heimgeſucht worden. Eine große Menge verwaiſter Kinder, welche die Flucht nach Venedig getrieben, lag ohne Pflege auf den Straßen und war nahe dran an Leib und Seele zu verſchmachten. Da erbarmte ſich dieſer Kleinen ein edler venetianiſcher Senator, Hieronymus Aemilianus, gemeiniglich Girolamo Miani genannt. Seiner frühern üppigen Lebensweiſe entſagend, vertauſchte er den Purpur mit einem Kittel, den er bereits einem Bettler beſtimmt

*) Ranke a. a. O.

**) In der Folge traten nur adelige Perſonen dem Orden bei. — Eine ähnliche Tendenz hatte auch der Orden der Barnabiten, geſtiftet 1530 in Mailand von drei Edelleuten, Zaccaria, Ferrari und Morigia, und beſtätigt von Clemens VII.

hatte*). In diesem Aufzug zog er als Armer umher, die Armen zu suchen. Auf seiner Gondel fuhr er in den Lagunen umher, um die verlassenen Kinder auf den einzelnen Inseln zusammenzulesen und sie unter väterliches Obdach zu bringen. Nun verkaufte er sein Silberzeug und die schönsten Teppiche seines Hauses, um seinen Pfleglingen Wohnung, Kleidung, Lebensmittel und Unterricht zu verschaffen. In Venedig selbst ward ein Haus in der Nähe der St. Rochuskirche zum Waisenhaus umgeschaffen. Aber bei dieser Stiftung ließ es der edle Senator nicht bewenden. Er ruhte nicht, bis in ganz Oberitalien eigene Zufluchtsstätten für diese Unglücklichen errichtet wurden und ging überall mit Opfern voran. In Bergamo errichtete er ein Hospital. Bald erhoben sich ähnliche Anstalten zu Verona, Brescia, Ferrara, Como, Mailand, Pavia und Genua. Um aber dem Unternehmen noch einen weitern Erfolg zu sichern, verband sich Miani gleichfalls mit einigen Freunden zu einer Congregation, welche nach dem Muster der Theatiner aus regularen Klerikern bestand. Sie führten ihren Namen von der Stadt Somaska, unweit vom Lago di Lecco. So entstand der Orden der Somasker, der im Jahr 1540 die päpstliche Bestätigung und später noch mehrere Privilegien erhielt.

Wir dürfen es der katholischen Kirche nicht verdenken, wenn sie auf solche Stiftungen hinweist, um die Welt zu überzeugen, daß der Geist der Liebe und des Erbarmens, den Christus der Menschheit mitgetheilt hat, zu keiner Zeit in ihr erstorben gewesen. Mag es auch sein, daß sie auf die äußern Werke einen größern Werth legt, als die protestantische Kirche, und daß sie auch in solchen frommen Stiftungen gleichsam einen Ablaß sieht für die Sünden, deren sie sich in andrer Hinsicht schuldig machte; die Gerechtigkeit erfordert es, ihr das Lob, das sie in dieser Hinsicht verdient, ungeschmälert zu lassen. Die nicht unbeträchtliche Anzahl menschenfreundlicher Orden und wohlthätiger Anstalten, welche der Geschichte des neuern Katholicismus angehören, bilden in der That die Lichtseite desselben, und verdienen alle Anerkennung. Jeder evangelische Christ, der diesen Namen mit Recht trägt, wird sich auch aufrichtig des Guten und Schönen freuen, das Gott auch

*) Siehe Helyot, histoire des ordres monast. etc. IV. p. 241.

im Schooße der ältern Schwesterkirche hat gedeihen lassen, und in seinem Herzen wird keine andere Eifersucht sich regen, als die, zu welcher das Wort des Heilands selbst auffordert: „Gehe hin und thue desgleichen.“

Ich kann mich daher nicht enthalten, noch auf einige andere wohlthätige Orden hinzuweisen, die im 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts entstanden. Dahin gehört der Orden der Priester des Oratoriums. — Philipp von Neri, geb. 1515 zu Florenz, gab freiwillig die reiche Erbschaft, die ihm von seinem Oheim zugefallen war, auf, und begab sich nach Rom, wo er arme Kinder unterrichtete. Er besuchte fleißig die Spitäler der Stadt, und einen Theil der Nacht durchwachte er betend in den Katakomben, bei den Gräbern der Märtyrer*). Auch er sammelte eine Brüderschaft zu frommen Uebungen um sich (1548), und stiftete in der Folge ein eigenes Bethaus unter dem Namen Oratorium, wonach denn auch die Mitglieder des Ordens sich nannten. Diese Congregation der Väter des heiligen Oratoriums stellte in sich einen Verein frommer und gelehrter Männer dar, und bald entstanden ähnliche Oratorien zu Neapel, Fermo, Lucca, Palermo und andern Städten Italiens. Die Mitglieder waren durch kein besonderes Gelübde gebunden, und konnten wieder austreten. Der Stifter selbst aber wurde im Jahr 1622 auf die Bitte Ludwigs XIII. und seiner Mutter (der Maria von Medicis) vom Papst Gregor XV. unter die Heiligen der katholischen Kirche aufgenommen**). Die Gesellschaft des Philipp von Neri fand nämlich bald auch eine Nachahmung in Frankreich, indem Peter von Berulle, Sohn eines Parlamentsraths zu Paris, im Jahr 1611 in einer Vorstadt von Paris das Oratorium Jesu gründete, das 1613 vom Papst Paul V. seine Bestätigung erhielt.

Ein Mann, der in der Geschichte der wohlthätigen Orden eine vorzügliche Stelle verdient, ist Vincenz von Paula***).

---

*) Schröckh a. a. O. III. S. 492.

**) Es ist anzumerken, daß die Art von dramatisirten geistlichen Gesängen, welche man Oratorien nennt, von da ihren Namen haben, weil dieselben zuerst in dem Betsaal dieser Väter aufgeführt wurden.

***) Vgl. über ihn die evangelische Kirchenzeit. Jahrg. 1832. No. 70. nebst 1830. No. 22.; dazu: Sailers Briefe aus allen Jahrhunderten Bd. 4. S. 195 ff.

Geboren an der Grenze der Pyrenäen in dem gasconiſchen Dorfe Pouy um Oſtern des Jahres 1576, war er der Sohn armer Eltern, von denen er bald als Hirte gebraucht, bald zu andern ländlichen Geſchäften verwendet wurde. Schon als Knabe zeigte Vincenz große Neigung zur Wohlthätigkeit. Als er einſt Mehl aus der benachbarten Mühle holen mußte und auf dem Wege von einem Dürftigen um eine Gabe angeſprochen wurde, theilte er ihm, weil er kein Geld hatte, ſchnell von dem Vorrath mit, den er bei ſich führte, und ein andermal ſchenkte er einem Armen ſeine ganze Baarſchaft, die in dreißig Sous beſtand. Da der Knabe außer dießem Hang zur Wohlthätigkeit auch gute Gaben des Geiſtes verrieth, ſo kam er mit Bewilligung ſeiner Eltern, nachdem er das zwölfte Jahr erreicht hatte, unter die Leitung der Franziskaner in dem benachbarten Städtchen Acys, von denen er den lateiniſchen Unterricht erhielt. Vincenz widmete ſich dem geiſtlichen Stande. Er ſtudierte weiter in Toulouſe, und ward Prieſter im Jahr 1600. Durch mancherlei widrige Schickſale wurde der Ernſt des jungen Mannes geprüft, und ſein Streben auf Ungewöhnliches, Ueberirdiſches hingeleitet. Auf einer Reiſe übers Meer, die er im Sommer des Jahres 1605 unternahm, ward er von Seeräubern angegriffen und nach einer tapfern Gegenwehr, bei der er mit einem Pfeil am Fuß verwundet wurde, als Sclave nach Tunis gebracht. Nach mehrmaligem Wechſel ſeiner Herrn ward er endlich an einen Franzoſen aus Nizza verkauft, der unlängſt ſeinen Chriſtenglauben abgeſchworen hatte und ein Verehrer Mahomeds geworden war. Durch eine der Frauen des Renegaten brachte es jedoch Vincenz dahin, daß ſein Herr ſeinen Abfall vom Chriſtenthum herzlich bereute und nun mit ihm ſich aufs Neue zum Bekenntniß des chriſtkatholiſchen Glaubens verband. Beide Männer flüchteten im Jahr 1607 auf einem kleinen Nachen nach Frankreich. Der ehemalige Gebieter des Vincenz, der nun ſein Freund geworden, trat in Avignon wieder feierlich zum Glauben ſeiner Väter über und widmete den Reſt ſeines Lebens, als Mitglied des Ordens der barmherzigen Brüder in Rom, den Werken der chriſtlichen Liebe. Vincenz ſelbſt aber, den ſeine fernern Schickſale nach Paris führten, wurde daſelbſt mit dem vorhin genannten Peter von Berulle näher bekannt, und dieſer verſchaffte ihm eine

Pfarrei in der Nähe von Paris. Bald drauf empfahl er ihn dem Grafen von Joigni zum Lehrer seiner drei Söhne und zum Hausgeistlichen. So klein dieser Wirkungskreis schien, so viele Gelegenheit bot er dem frommen Manne dar, auf das Gemüth des Grafen sowohl, als das der Gräfin vortheilhaft einzuwirken, den erstern von Uebereilungen der Leidenschaft abzuhalten*) und die letztere in den Werken der Wohlthätigkeit mit Rath zu unterstützen. Hier war es denn auch, wo ihm die Vorsehung gleichsam den Faden an die Hand gab, den er weiter ausspinnen sollte zu einem großartigen Liebeswerke.

Im Jahr 1617 ward nämlich Vincenz zu einem Kranken gerufen auf einem der weitläufigen Güter des Grafen. Der Mann, bereits ein Sechziger an Jahren, stand im Rufe eines frommen, unbescholtenen Wandels. Als ihn aber Vincenz zur Beichte aufforderte, bekannte dieser eine Menge von Sünden, die er bisher in der Beichte verheimlicht und die ihm auch niemand zugetraut hatte. Ergriffen von dieser unerwarteten Thatsache, ließ Vincenz sich von der Gräfin bewegen, am nächsten Feste von Pauli Bekehrung eine allgemeine Beichte unter seinen sämmtlichen Pfarrkindern zu veranstalten. Alles drängte sich zu dieser außerordentlichen Handlung hinzu. Viele, die in der Ohrenbeichte dieselbe Zurückhaltung mochten bewiesen haben, wie jener Kranke, bekannten jetzt offen ihre Sünden, und die Wirkung der ganzen, erschütternden Scene offenbarte sich als eine große und heilsame. Jetzt erst zeigte es sich, wie unzulänglich der bisherige Unterricht und die Seelsorge der meisten Pfarrgeistlichen gewesen war, und eine außerordentliche Veranstaltung zur religiösen Bildung des Volkes stellte sich als Bedürfniß heraus. Die Gräfin war die erste, welche zur Errichtung einer solchen Anstalt die Hand bot. Sie setzte eine Summe von 16000 Livres für einen geistlichen Orden aus, der es übernehmen wollte, von Zeit zu Zeit eigene Heilsboten auf die gräflichen Güter zu senden, welche den Landleuten das Wort Gottes verkünden und Beichte hören sollten. Unter den schon bestehenden Orden fand sich aber keiner, der die Sache übernehmen

*) So mahnte er ihn z. B. von einem Duell ab. Siehe ev. Kirchenz. a. a. O. S. 616.

wollte. Nur Vincenz fuhr für seine Person in dem gewohnten Eifer fort. Er sollte auch der Stifter eines neuen Ordens werden, der es sich recht eigentlich zur Pflicht machte, das Verlorene zu suchen, das Verwundete zu heilen und die Verirrten wieder zurecht zu bringen. Unter Mitwirkung des Grafen und seines Bruders, des Cardinals und Erzbischofs von Paris Johann Franz von Gondy, kam das Werk zu Stande. Statt 16000 wurden jetzt 40000 Livres ausgesetzt und Vincenz an die Spitze eines Vereins von Priestern gestellt, die, ohne besonderes Gelübde und ohne feste Anstellung, sich bereit finden ließen, überall, wohin Bischöfe sie beriefen oder Pfarrer sie zuließen, zu gehen und des verwahrloften Volkes mit Unterricht und Seelsorge sich anzunehmen. So entstanden die Priester der Mission, einer Mission, die nicht sowohl auf das Ausland, als auf das Inland, auf die Heidenwelt innerhalb der christlichen Kirche berechnet war. In kurzer Zeit verbreiteten sich die Anstalten dieser Missionspriester über ganz Frankreich. Im Jahr 1627 gab ihnen Ludwig XIII. seine königliche, und 1631 Urban VIII. seine päpstliche Bestätigung. Da ihnen in der Folge auch noch die weitläufige Priorei von St. Lazarus zu Paris eingeräumt wurde, so erhielten sie von da den Namen der Lazaristen oder der Väter des heiligen Lazarus, und im Jahr 1638 wurde auch in Rom ein Priesterhaus für den Orden errichtet. Wo nur immer zu helfen, zu heilen, zu bessern war, da zeigte sich Vincenz von Paula und sein Orden zu helfen bereit. Den Galeerensclaven, den Soldaten, dem Hofe, wie den Bettlerschaaren trat ihr Ernst und ihre Liebe entgegen, und als bereits im Inland Bedeutendes geschehen war, dehnte sich die Mission auch weiter nach andern Gegenden der Erde aus.

Doch noch eine andere Stiftung ist es, welche dem Vincenz von Paula ihr Dasein verdankt und welche von jeher auch den Beifall der Protestanten erworben, ja sogar eine edle Eifersucht und einen Wetteifer zwischen beiden Kirchen rege gemacht hat. Nach dem Tode der Gräfin von Joigni schloß sich nämlich der rastlos thätige Jünger Christi an eine andere fromme Frau an, an die Wittwe des Geheimschreibers der Maria von Medicis, Louise de Gras. Im Vereine mit dieser Frau stiftete Vincenz, nachdem er schon früher eine Schwesterschaft milder Frauen ins

Leben gerufen hatte, den bekannten Verein barmherziger Jungfrauen, filles de charité, die von ihrer grauen Kleidung, die sie wählten, gewöhnlich soeurs grises genannt werden, und deren Wirksamkeit auch in unserm Vaterlande, selbst in protestantischen Theilen desselben, allgemein anerkannt ist. Die Stiftung der barmherzigen Schwestern fällt ins Jahr 1634. Die Glieder dieses Ordens sollten nicht wie die eigentlichen Nonnen durch ewige Gelübde gebunden sein, und der Austritt sollte ihnen jeder Zeit wieder freistehen. Thätige Menschenliebe, eine allen Ekel, alle Weichlichkeit, alle Vorurtheile des Standes und der falschen Schaam überwindende Hingebung zum Dienste der Kranken und andrer Hülfsbedürftigen war, verbunden mit den Uebungen katholischer Andacht, das Grundgesetz des Ordens. Frauen von vornehmem Stande traten bald in denselben ein, und noch vor seinem Tode sah Vincenz 28 Häuser dieser Genossenschaft in Paris*). Ueber die Einrichtung dieser und ähnlicher Anstalten ist im Jahr 1831 in Coblenz eine sehr interessante anonyme Schrift erschienen**). Wenn sie auch mit unverkennbarer Vorliebe für die katholische Kirche abgefaßt ist und ihrer Wirkung allein zuschreibt, was Wirkung des christlichen Geistes überhaupt ist, so läßt sich doch vieles draus lernen; manches darin verdient besonders in unsrer Zeit beachtet zu werden, wo bereits der Gedanke: ob nicht auch ähnliche Vereine in der protestantischen Kirche und unter protestantischen Formen errichtet werden könnten und sollten, vielfachen Anklang auch in unsrer Nähe gefunden hat***).

Wir müssen bei diesem Anlaß noch anderer ähnlicher Frauenverbindungen in der katholischen Kirche gedenken. Dahin gehören besonders die Ursulinerinen und die Visitantinen.

Angela von Brescia†), in einem Dorfe (Dezenzano) am Gardasee in Oberitalien geboren, hatte sich schon in frühen

*) Zur Zeit der ersten französischen Revolution zählte man ihrer 300 in Frankreich; vor der Juliusrevolution im Jahr 1830 betrug die Zahl der barmherzigen Schwestern in Paris allein etwa 400 und in ganz Frankreich etwa 4000.

**) Die barmherzigen Schwestern in Bezug auf Armen- und Krankenpflege (von Brentano?).

***) Siehe Kirchenzeitung für die reformirte Schweiz. Nov. 1836. No. 48. 50. 52. und Juli 1837. No. 27. und 28.

†) Vgl. Helyot a. a. O. Bd. 4. S. 161 ff.

Jahren einem frommen, klösterlich strengen Leben geweiht**). Da sie ihre Eltern frühzeitig verlor, lebte sie mit einer ältern Schwester unter der Aufsicht eines Onkels. Beide Schwestern bestärkten sich gegenseitig im Eifer religiöser Uebungen. Sie schliefen auf bloßer Erde und weckten sich des Nachts zum Gebet; ja eines Tags entflohen sie sogar in die Einsamkeit, um dort als Eremitinen zu leben, ließen sich aber endlich bewegen, ins pflegälterliche Haus wieder zurückzukehren. Nach dem Tode der ältern Schwester verdoppelte Angela ihre Anstrengungen und trat in den weiblichen Franziskanerorden der Clarisserinen. Sie wallfahrtete nach den heiligen Orten, selbst nach Jerusalem, und verband sich bereits im Jahr 1537 in einem Alter von 26 Jahren mit einigen ihrer Freundinen zu einem religiösen Frauenvereine, der sich keineswegs klösterlich von der Welt absondern, sondern vielmehr mit dem Geiste christlicher Liebe der Betrübten und Verlassenen sich annehmen sollte. Der heiligen Ursula und ihren 1100 Jungfrauen sollte der Orden geweiht sein, der denn auch wirklich vier Jahre nach der Stifterin Tode von Papst Paul III. im Jahr 1544 bestätigt wurde. Ein ausgezeichneter Prälat der katholischen Kirche, Karl Borromeo von Mailand, wirkte ihnen auch unter den folgenden Päpsten noch manche Vergünstigungen aus. Besonders war es die weibliche Erziehung, welche in der Folge den Ursulinerinen mit einem fast unbegrenzten Zutrauen übertragen wurde, namentlich in Frankreich, wo sie zu Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts sich festsetzten; so daß die Pensionate dieser frommen Schwestern am Ende die häusliche Erziehung des weiblichen Geschlechts fast ganz verdrängten, was damals vielleicht ein Vortheil war, später auch manche Nachtheile mit sich führte.

Wenn Carlo Borromeo den Orden der Ursulinerinen durch sein Ansehn hob, so war es ein ihm gleichgesinnter, nicht minder ausgezeichneter Mann der katholischen Kirche, der fromme Bischof von Genf, Franz von Sales, welcher den Orden der Visitantinen stiftete. Auf das Leben und die Ansichten dieses

---

**) Sie hat viel Aehnliches mit der heiligen Theresia aus Kastilien, der Reformatorin des weiblichen Karmelitenordens, über welche gleichfalls Helyot Bd. I. S. 350—374. und Schröckhs Kirchengeschichte III. S. 474 ff. nachzulesen sind.

Mannes (so wie auch des Carlo Borromeo) werden wir in der folgenden Stunde zurückkommen. Hier bemerken wir nur, daß Franz von Sales in Verbindung mit einer frommen Katholikin, der Baroneſſe von Chantal auf den Trinitatisſonntag des Jahres 1610 einen Frauenorden ſtiftete zu Ehren der Heimſuchung unſrer lieben Frauen (Orden der Viſitation). Der Orden entſprach ſeinem Namen allerdings. Wie Maria mit dem heiligen Chriſtkind unter dem Herzen über das Gebirge wandelte, die befreundete Eliſabeth heimzuſuchen, ſo ſcheuten auch die frommen Frauen dieſes Ordens kein Hinderniß, um nächſt der leiblichen Erquickung den Troſt der Religion den Kranken zu bringen, und ſie, den Heiland im Herzen tragend, heimzuſuchen in den Thälern und Klüften des Elendes.

Wenn nun jeder unbefangene Proteſtant den meiſten der genannten Orden die Gerechtigkeit muß widerfahren laſſen, daß ſie bei allem mönchiſchen Zuſchnitt, der ihnen anklebte, doch eine löbliche, wahrhaft chriſtliche Tendenz verfolgten, ſo höre ich dagegen den Einwand, daß das Gute aller dieſer Orden zuſammen doch wieder verſchwinde gegen das Unheil, das ein andrer Orden angerichtet, der ſich zwar auch mit einem ſchönen Namen ſchmückte, der aber unter dieſem Namen das Verbrechen beſchönigte und die katholiſche Kirche der neuern Zeit faſt noch in ärgern Mißkredit brachte, als der, in welche die Bettelmönche die alte Kirche zur Zeit der Reformation gebracht hatten. Um ſo mehr wird es nöthig ſein, nunmehr dieſem Orden unſre Aufmerkſamkeit zu ſchenken, deſſen Geſchichte ich abſichtlich bis dahin verſchoben habe, um ihn gleichſam als den Schlußſtein des Gebäudes in der Geſchichte der neuen Orden erſcheinen zu laſſen.

Der Jeſuitenorden, von deſſen Exiſtenz wir ſchon in den bisherigen Vorträgen die deutlichſten Spuren gefunden und den wir im Verlauf derſelben ſchon öfter genannt haben, führt ſeinen Urſprung bekanntlich zurück auf Ignaz Loyola.

Don Inigo Lopez de Recalde war der jüngſte Sohn aus dem Hauſe Loyola. Er wurde geboren 1491 auf dem Schloſſe Loyola in der Landſchaft Guipuscoa in Spanien. Das Haus Loyola gehörte zu den beſten Geſchlechtern des Landes. Ignaz ſelbſt war am Hofe Ferdinands des Katholiſchen in den Sitten

des Ritterthums erzogen worden, weltlicher Gesinnung hingegeben, wie andere seines Standes, dabei aber empfänglich für die religiösen Eindrücke der Zeit. Bei der Vertheidigung von Pamplona gegen die Franzosen im Jahr 1521 wurde er schwer verwundet. Auf seinem Krankenlager las er neben den Ritterromanen, die seiner Phantasie zusagten, auch Heiligengeschichten, wie sie die Kirche den Gläubigen zu frommer Nachachtung in zahlreichen Beispielen darbietet. Die Thaten des heiligen Franziskus von Assisi und des heiligen Dominicus, der beiden Stifter der berühmtesten Bettelorden, machten einen gewaltigen Eindruck auf ihn, und er beschloß mit ritterlichem Muthe in die Fußtapfen dieser Glaubenshelden zu treten. Der Uebergang vom Ritterthum zum Mönchsthum war in der Seele des Ignatius kein so großer Sprung, als er denen scheinen möchte, die mehr an die äußere Form dieser mittelalterlichen Institute, als an ihren tiefern Grund sich halten. Beide Erscheinungen des Mittelalters, das Mönchs- und das Ritterthum, hatten bei all dem Gegensätzlichen, das sie trennt, auch wieder viel gemeinsame Berührungspunkte; und das Phantastische, das in ihnen lag, fand in dem durch Krankheit und Leiden gedemüthigten Büßer einen eben so fruchtbaren Boden, als in dem lebenslustigen Weltmann. Genug, Ignatius that den entscheidenden Schritt, von dem nachher eine so große und erfolgreiche geschichtliche Thatsache abhing, er widmete sich dem religiösen Leben. Er riß sich los von seinem väterlichen Hause und seinen Verwandten, hing Wehr und Waffen auf vor dem Bilde der Himmelskönigin und vertauschte die kriegerische Rüstung mit dem rauhen Gewand eines Eremiten. In diesem Aufzug unternahm er eine Wallfahrt nach Jerusalem, nachdem er sich zuvor den härtesten Kasteiungen in dem wild abgelegenen Kloster Manresa (Monserrat) ausgesetzt und einer Generalbeichte sich unterzogen hatte.

Es ist merkwürdig, wie in dem Leben solcher Männer, deren Bahnen weit auseinander gehn, ja die man als die entschiedensten Gegner aufzustellen gewohnt ist, sich dennoch manches wieder berührt, das auf gleichartige Anlagen und Stimmungen hindeutet. Unwillkürlich erinnern — wie ein neuerer Historiker so trefflich bemerkt*) —

*) Ranke in seiner Geschichte der Päpste I. S. 182.

die Bußkämpfe, denen Ignatius im Kloſter Montſerrat ausgeſetzt war, an ähnliche, welche Luther wenige Jahre zuvor in Erfurt beſtand. Aber das Ergebniß dieſer Kämpfe war ein verſchiedenes. Luther wurde hingeführt zum Quell der Wahrheit in der heiligen Schrift; Loyola hingegen ſuchte die Offenbarungen Gottes in außerordentlichen Viſionen und gerieth immer tiefer in die Labyrinthe menſchlicher Phantaſien und ſelbſtgerechter Mönchsheiligkeit. Luthers Kämpfe führten ihn endlich zur Trennung von der römiſchen Kirche; Loyola ward dadurch zu ihrem Werkzeug abgehärtet. Was bei jenem die Bande ſprengten, die ihn an den päpſtlichen Stuhl feſſelten, das ſchlang bei dieſem das Band nur um ſo viel enger und machte es unauflöslich. — Loyola mußte indeſſen noch manche Proben des Gehorſams und der Demuth beſtehen, ehe er zum Ordensſtifter reif war. In Jeruſalem fand er keineswegs die Aufnahme, die er gehofft hatte. Abgeſchreckt, wandte er ſich wieder dem ſpaniſchen Vaterlande zu und langte im Jahr 1524 in Barcellona an. Aber auch da traten ſeinem Streben Hinderniſſe in den Weg. Er gerieth ſogar in Verdacht, mit den dortigen Illuminaten (Allumbrados) in Verbindung zu ſtehen. Auch dieß darf uns nicht zu ſehr auffallen. In der That mußte die katholiſche Kirche von ihrem Standpunkt der Stabilität aus alles Außergewöhnliche, alles was auf einen höhern Grad von Heiligkeit oder Erleuchtung Anſpruch machte, mit mißtrauiſchen Augen betrachten. War ja doch ſchon der ältere Franziskanerorden eben ſo ſehr ein Heerd der Unruhen geworden*), als er auf der andern Seite eine Stütze der päpſtlichen Macht war; und aus dem Orden der Auguſtiner war ja derſelbe Mann, der erſt ein Heiliger der Kirche zu werden Miene machte, ihr größter Gegner geworden! Es kam bei ſolchen Erſcheinungen alles drauf an, die erregte geiſtige Kraft entweder als einen mächtigen Hebel zu benützen oder zeitig ſie zu unterdrücken. Als das letztere bei Ignatius vergeblich verſucht ward, trat das erſtere mit um ſo glänzenderm Erfolge ein. Gleich jenem Franz von Aſſiſi, den er ſich zum Vorbild gewählt hatte, unterwarf ſich Loyola allen Demüthigungen, welche die Obern der Kirche ihm auferlegten, und ward ſo ein lebendiges Beiſpiel

*) Eben ſo der Orden der Capuziner zur Zeit des Ochino; ſiehe die vorige Vorleſung.

des unbedingten Gehorsams, den er selber nachmals von den Seinen forderte. Man nöthigte ihn in Alcala und Salamanca noch vier Jahre Theologie zu studieren, ehe er, der unter Waffen und weltlichen Vergnügungen aufgewachsen war, das Lehramt zu üben sich unterwinde. Als es ihm aber auch hiezu an Vorkenntnissen fehlte, so ließ er sich gefallen, in Barcellona und später in Paris in dem Collegium Montaigu unter den Schulknaben zu sitzen und der Schulzucht sich zu unterwerfen. Für den in lauter himmlischen Entzückungen schwelgenden Schwärmer gab es keine härtere Zumuthung, aber auch keine heilsamere Ableitung, als mit den trocknen Elementen der Grammatik und Logik sich zu beschäftigen. Diese Kost mundete dem verwöhnten Gaumen nicht; aber nichts destoweniger unterzog sich Loyola der sauern Pflicht. Schon jetzt war das Mittel des Zweckes wegen willkommen. Mitten unter diesen trocknen Studien faßte Loyola bereits den Plan zur Stiftung einer frommen Gesellschaft. Im Jahr 1534 erhielt er die Magisterwürde, und um diese Zeit schloß er mit seinen beiden Stubengenossen im Collegium St. Barbara (zu Paris), Peter le Fèvre aus Savoyen und Franz Xaver, einem Edelmann aus Navarra, einen auf Gemeinschaft religiöser Uebungen abzielenden Freundschaftsbund. Bald schlossen sich diesem Bunde noch zwei andere junge Spanier an, Jacob Lainez und Alphons Salmeron, wozu dann noch zwei fernere Genossen sich gesellten. In der Kirche Montmartre legten die jungen Männer ein Gelübde ab, der Welt und ihren Gütern zu entsagen und eine Wallfahrt nach Jerusalem zu unternehmen. Sie wollten dort ihr Leben der Pflege frommer Pilger oder der Bekehrung der Saracenen widmen, wo aber dieß nicht gelänge, dem heiligen Vater ihre Bemühungen anbieten und ohne Lohn und Bedingung an jeden Ort sich verfügen, wohin er sie zu senden für gut finden würde; worauf jeder das Sacrament empfing zur Bekräftigung des Gelobten. In Venedig fanden sich die Verbündeten im Jahr 1537 zusammen, um die Wallfahrt anzutreten, und nahmen hier die priesterlichen Weihen. Bald aber mußte der Plan mit Jerusalem aufgegeben werden, und um so entschiedener trat nun eben die Aufgabe hervor, die sie erst in die zweite Linie gestellt hatten, dem Papst als unbedingte Werkzeuge sich anzubieten, über die er in jeder Lage und

auf alle Weise verfügen könne. Wunderliche Verkettung der Begebenheiten! Grade zu der Zeit, als die Völker angefangen hatten, sich loszuwinden aus den Banden des geistlichen Gehorsams, in welchen Rom Jahrhunderte sie gefangen gehalten hatte, traf wider alle Erwartung dieses Anerbieten ein. Wie hätte der Papst nicht Gebrauch davon machen sollen! Und doch geschah es erst nach reiflicher Ueberlegung; denn erst im Jahr 1540 ertheilte Papst Paul III. dem Orden seine Bestätigung.

Gesellschaft Jesu wurde der Orden scheinbar anspruchslos genannt (denn Ignatius soll diesen Namen gewählt haben, um den seinigen darin untergehen zu lassen); und doch wieder versteckte sich dahinter die feine Anmaßung, in einem höhern Sinne Christo anzugehören, als die übrige Christenheit und in der großen Gesellschaft Jesu eine eigene engere Gemeinde zu bilden*)!

Wenn es an sich schon eine auffallende Erscheinung ist, daß das Mönchthum, welches ursprünglich die Bestimmung hatte, fromm gestimmte Gemüther aller Berührung mit der Welt zu entziehn, allmälig wieder in die Welt zurückkehrte und am Ende recht eigentlich für das Salz der Erde sich ausgab, das alle Verhältnisse läutern und durchdringen sollte; wenn diese veränderte Gestalt des Mönchthums schon an den sogenannten Bettelorden sichtbar geworden war, so zeigte sich dieß noch in einem viel auffallendern Grade bei den Jesuiten, welche sich recht eigentlich die Verweltlichung des Geistlichen angelegen sein ließen, um aber auf diesem Wege um so sichrer das Weltliche wieder in die geistliche Herrschaft zurückzuführen. Weit entfernt also, durch eine düstere Mönchsmoral die Menschen abzustoßen, glätteten sie die Falten derselben zierlich aus, streuten Blumen auf die Dornenbahn der Tugend, lösten die traurigen Bußpsalmen der alten Kirche auf in süße, schmelzende Melodien, schmückten Kirchen und Altäre nach weltlicher Mode aus und überzogen die harten Betschemel mit weichem Sammt, damit die Kniee der Könige und der Vornehmen sich ja nicht dran stoßen sollten. Dabei mußte doch wieder ein gewisser Schein der Strenge

*) Die Protestanten ermangelten auch nicht durch einen freilich etwas ungesalzenen Witz den Namen Jesuiter in Jesuwider zu verwandeln als Seitenstück zu dem Antichrist, dem Papst.

und der Andacht bewahrt und unter dem süßlichen Beigeschmack dennoch die bittere Arznei der Buße gereicht werden. Dieses seltsame Gemisch von Weltlichem und Geistlichem, von Weichlichkeit und Strenge, von Mittelalterlichem und Modernem, von Geistesfreiheit und Geisteszwang, von Demuth und Anmaßung, von mönchischer Einfalt und diplomatischer Schlauheit bildet das Charakteristische des Jesuitismus, der auch seiner zeitlichen Erscheinung nach den Uebergang macht aus der mittelalterlichen in die neue Welt. Dieses Gemisch ist aber keineswegs ein zufälliges Zusammenfinden der verschiedenartigsten Elemente; alles ist bedingt durch einen höhern Zweck, und dieser Zweck ist kein andrer, als unbedingte Unterwerfung der Einzelnen unter die Macht der Kirche, oder vielmehr unter die Macht des Ordens. Dieses consequente Festhalten und Verfolgen des einmal gesetzten Zweckes, dieses umsichtige Anwenden aller Mittel, die zum Zwecke führen (oft mit Hintansetzung aller Gewissensscrupeln) ist ein ferneres Merkmal des Jesuitismus, das uns jene scheinbare Milde und Schmiegsamkeit begreiflich macht*). Man erweiterte die Schlinge, damit die Verirrten eher eingingen, und es blieb dann immer noch derselben Hand vorbehalten, sie wieder enger zusammenzuziehn, sobald die Noth es zu erfordern schien. Dieser Schein von Liberalität, womit sich der Jesuitismus umgab, zeigt sich auch unverkennbar in den Erziehungsgrundsätzen des Ordens. Während der unbedingteste militärische Gehorsam die Grundlage derselben bildet, so daß alles bis aufs Einzelnste in abgemessenen Vorschriften bestimmt wird, so sucht dagegen der Jesuitismus innerhalb dieses Kreises der Individualität des Einzelnen den möglichst freien Spielraum zu gestatten. Die Einförmigkeit und Eintönigkeit der frühern Klostererziehung wird hier mit den feinsten Elementen einer höfischen und weltmännischen Bildung verflochten; denn die Jesuiten wollen ja nicht Mönche fürs Kloster, sie wollen Staatsmänner, Gelehrte, Aerzte, Künstler, Schöngeister, jeden

*) So heißt es unter anderm in den Constitutionen der Jesuiten: „Mit Fasten, Wachen und Kasteien soll man weder seinen Körper schwächen, noch dem Dienst des Nächsten zu viel Zeit entziehen.“ — Auch in der Arbeit wird Maaß zu halten empfohlen. „Man soll das muthige Roß nicht allein spornen, sondern auch zähmen; man soll sich nicht mit so viel Waffen beschweren, daß man dieselben nicht anwenden könne.“ (Siehe Ranke a. a. O. I. S. 223.)

auf seine Weise erziehen, damit er ihnen auch auf seine Weise nützlich werde. Dieses scheinbare Gewährenlassen der persönlichen Freiheit, dieses kluge Individualisiren der verschiednen Charaktere, das ohne eine scharfe Menschenkenntniß gar nicht denkbar ist, machte es den Jesuiten möglich, die fähigsten Köpfe in ihr Interesse zu ziehen und für jeden Posten, der auf ihren Bollwerken zu besetzen war, einen tüchtigen Wächter und Streiter zu erhalten. Konnte man daher sich bei einer Person nur versichern, daß sie alles nach den Zwecken des Ordens thun und unternehmen würde, so gab man es auf, ängstlich ihre Schritte zu leiten, sondern überließ ihr gerne einen Schein von Selbstständigkeit, damit durch diesen Schein der Eitelkeit des Handelnden geschmeichelt und zugleich sein Eifer verdoppelt würde. Aber man verlor einen solchen doch nie aus den Augen, und bei jedem möglichen Mißbrauch, den der Einzelne von dieser Freiheit machen konnte, war auch schon dafür gesorgt, ihm die weitere Bahn seines Wirkens abzuschneiden. Die Jesuiten machten es ungefähr mit ihren Lehrlingen, wie die Knaben mit den Hirschschrötern. Sie sperrten sie nicht immer und ewig in die dumpfe Schachtel einer Klosterzelle ein, sie ließen sie willig die Flügel entfalten am warmen Sonnenstrahl und gaben dem Faden, an dem sie das aufstrebende Insect hielten, die möglichste Länge; aber immer hielten sie doch den Faden in der Hand, und wenn nicht die Scheere einer fremden Gewalt den Faden durchschnitt, so blieb der kühne Segler der Lüfte bei all dem Flattern seiner Schwingen — ein armseliger Gefangener.

Man hat den Jesuiten häufig nachgerühmt, daß sie die Wissenschaften befördert haben, und es ist wahr bis auf einen gewissen Punkt; aber so gut, als die Religion zum Mittel herabgewürdigt wurde, zur Erreichung der hierarchischen Zwecke, so auch die Wissenschaft. Jeder weiß aber von selbst, wie es um den Geist und die innere Kraft und Würde der Wissenschaft steht, wenn diese nicht Zweck, sondern bloßes Mittel ist. Schon das giebt uns einen Begriff von der jesuitischen Wissenschaftlichkeit, daß ein weltliches Mitglied des Ordens, im Fall es noch nicht lesen und schreiben konnte, es nicht lernen durfte ohne Bewilligung des Ordens. Natürlich — denn so gut die Wissenschaft und Gewandtheit des Geistes an dem einen Orte den Zwecken des

Ordens förderlich war, eben so gute Dienste konnte an einem andern Orte die Ignoranz leisten. Für beides waren Pflanzschulen nöthig; unter beiderlei Klassen von Menschen mußte ein Vorrath von Kräften zu beliebiger Verfügung vorhanden sein. Dieses Ersticken aller individuellen Freiheit ist eine der größten Gewaltthaten des Ordens. Der freie Wille des Einzelnen war gänzlich verkauft an den Willen einer Gesammtheit, deren künstliches Gefüge der Einrichtung einer großen Maschine glich, deren Räder alle ineinander greifen*), ohne daß eines den Zweck seiner eigenen Thätigkeit, geschweige die des andern genau kennt, und deren Organismus bloß dem Lenker der Maschine bekannt ist. So war auch das Gewissen des Einzelnen nicht mehr sein Gewissen. Was er im Auftrag des Ordens that, das war gerecht, wenn es hundertmal das größte Verbrechen schien; jedes Mittel war erlaubt, das zum Zweck führte, ja der Zweck heiligte die Mittel! Alle Familienbande, alle bürgerlichen Pflichten, alle Pflichten des gemeinen Christen sind aufgehoben für den Jünger Jesu, der keinen andern Gehorsam kennt, als den gegen seine Obern. Welche furchtbare Wirkungen dieser weit verzweigte und künstlich gegliederte Orden gebracht hat, ist hinlänglich bekannt, und die Geschichte der Verfolgungen hat uns schon früher in den Abgrund derselben schauen lassen. Ich wiederhole daher nicht die noch immer nicht ganz gehobenen Beschuldigungen des Königsmordes**) und andere Verbrechen, die auf dem Orden lasten, und auch in die weitern Grundsätze seiner Theologie und Moral können wir uns hier nicht einlassen, da dieselben erst später, namentlich im Kampfe mit den Jansenisten, ihre Entwicklung erhielten. Ich beschränke mich dar-

*) Die Einrichtung des Ordens war folgende: Nach einem mit strengen Prüfungen verbundenen Noviziat wurden die Einen Scholastiker, denen die Erziehung der Jugend und die Pflege der Gelehrsamkeit oblag, die Andern Coadjutoren, zu welchen verschiedene Personen weltlichen und geistlichen Standes gehörten. Nur die Wenigsten gelangten zur Meisterschaft der sogenannten Professen. Aus dieser höchsten Klasse wurden die Obern, die Superioren und Rectoren gewählt, deren höchstes Oberhaupt der Ordensgeneral in Rom war, dem ein Rath der Assistenten beistand. Der ganze Orden theilte sich übrigens wieder geographisch ein in verschiedene Provinzen, denen je ein Provincial vorgesetzt war. Wo es der Zweck des Ordens erheischte, durfte auch die Ordenstracht abgelegt werden — zum Behuf einer geheimen Polizei!

**) Vgl. indessen Dallas (in der unten anzuführenden Schrift) S. 151 ff.

auf, nur noch kürzlich die Wirksamkeit des Ordens zu schildern, die er bald nach seiner Stiftung nach außenhin entwickelt hat. Schwerlich hatte Loyola selbst schon eine Ahnung von dem, was die Gesellschaft, die er stiftete, leisten würde. Er traf fast blindlings den rechten Augenblick, der durch die Umstände vorbereitet war. Der ganze Jesuitismus ist somit nicht als das Werk eines Einzelnen, er ist als eine Erscheinung der Zeit zu betrachten. In ihm sammelte der durch die Reformation geschwächte Katholicismus wieder seine Kräfte und schuf sich in ihm eine neue Form.

Die Ausbreitung des Jesuitenthums erfolgte sehr schnell. In Spanien, Portugal, Italien, in den Niederlanden, Frankreich und Deutschland, zuerst in Baiern und in Cölln, richteten die Väter Jesu ihre Schulen auf, wenn auch mit verschiedenem Glück und Erfolg*). Aber auch auf ihre Niederlassung in den fremden Welttheilen müssen wir noch einen Blick werfen, da dieß zugleich mit der Missionsgeschichte der Zeit zusammenhängt, von der wir einen kurzen Abriß zu geben versprochen haben**). Schon im Jahr 1540***), in welchem der Jesuitenorden die päpstliche Bestätigung erlangt hatte, reisten zwei Schüler desselben, Rodriguez und Xaver nach Portugal, um von da aus ihre apostolische Thätigkeit über das Weltmeer hin auszudehnen; und wirklich ging Xaver das Jahr drauf mit dem Titel eines apostolischen Legaten und in Begleit zweier Ordensbrüder unter Segel und langte im Jahre 1542 in Goa, der Hauptstadt des portugiesischen Ostindiens, an. Schon früher hatten die Franziskaner in diesen Gegenden das Christenthum unter Heiden und Mahomedanern zu verbreiten gesucht; aber Xaver zeigte einen Eifer, der die Thätigkeit

*) Im Jahr 1556, dem Todesjahr ihres Stifters, zählte die Gesellschaft bereits 12 Provinzen, wovon 9 in Europa, 3 außerhalb unsers Welttheils waren, 100 öffentliche Collegien, Profeß- und Novizhäuser und an 1000 Ordensglieder.

**) Wir können diesen Abschnitt um so unbedenklicher hier mit einschalten, als die Missionsthätigkeit dieser Periode fast einzig auf die Leistungen der Jesuiten und anderer katholischer Orden sich beschränkt, während das, was von der protestantischen Kirche für die ferne Heidenwelt unternommen ward, großentheils einem spätern Zeitraum angehört und dort besser in seinem Zusammenhang erzählt wird.

***) Ueber die Missionsthätigkeit der Jesuiten vgl. S. Francisci Xaverii Epp. libri IV. Paris. 1631. 12. Schröckh III. S. 653 ff. und Dallas, über den Orden der Jesuiten. Aus dem Engl. Düsseldorf 1820. S. 47 ff. in den Anmerk.

der frühern Sendboten beschämte, und der ihm in der Folge den Namen eines Apostels der Indier und die Glorie des Heiligen verschafft hat. Zu Goa erhob sich ein Collegium, in welchem Missionszöglinge herangebildet wurden; er selbst aber bereiste das Festland und die Inseln. Mit einer Klingel in der Hand sammelte er die Schaaren um sich, und der nächste beste Baum ward ihm zur Kanzel. Den Katechismus ließ er ins Malabarische übersetzen, und bald lebten die geistlichen Lieder, die er die Knaben lehrte, als Volkslieder im Munde der Fischer*). Auch an wunderthätigen Handlungen ließ er es nicht fehlen; selbst Todte soll er auferweckt haben. So viele drängten sich zur Taufe hinzu, daß er ganze Tage bis zur Erschöpfung dem Geschäft des Täufers sich hingab. — Vom Jahr 1547 an richtete er nun auch sein Augenmerk auf Japan, das die Portugiesen erst seit kurzem entdeckt hatten. Viele Schwierigkeiten stellten sich ihm schon auf der Ueberfahrt und bei seiner ersten Landung entgegen. Aber sein Muth trotzte jeder Gefahr und sein Eifer hob ihn über jede Bedenklichkeit hinweg. Nicht nur die Sprache der Japanesen eignete er sich immer vollkommener an, sondern auch die Sitten des Landes. Schon er brachte hier den Grundsatz in Anwendung, den die Jesuiten bei allen ihren Missionen befolgten; er schloß sich an die vorhandenen Religionsformen, die äußerlich manches mit dem Katholicismus gemein hatten und sogar auf frühere Spuren des Christenthums deuteten**), sorgfältig an, unterzog sich den üblichen Fasten und suchte mit den Priestern des Buddha, den Bonzen, im besten Vernehmen zu stehn; obwohl ihm grade diese manche Schwierigkeiten in den Weg legten und seiner Lehre mit listigen Einwürfen und verfänglichen Fragen begegneten. Schon rüstete er sich zu einer weitern Reise nach China, als er auf dem Wege dahin im Jahr 1552 auf der Insel Sancian starb***).

---

*) Ranke II. S. 490.

**) Xaver betrachtete diese auffallenden Aehnlichkeiten als Nachäffungen des Teufels.

***) Wenn der Nachricht, welche der Uebersetzer und Commentator von Dallas giebt, zu trauen ist, so hätte Xaver „während eines zehnjährigen Aufenthaltes in Indien in einer Strecke von mehr als 3000 Stunden das Evangelium gepredigt, bei 52 größere und kleinere Staaten dem sanften Gesetz Jesu unterworfen (?), beinahe eine Million Menschen

Auch nach seinem Tode gaben die Jesuiten ihren Plan auf dieses merkwürdige Land nicht auf, und auch in Ostindien dauerte die katholische Mission fort. So trat in Madaura zu Anfang des 17. Jahrhunderts der Pater Nobili in die Fußtapfen Xavers. War bisher das Christenthum nur als die Religion der verachteten Pariaskaste betrachtet worden, so führte Nobili es bei den Vornehmen ein. Auch er bequemte sich an Tracht und Sitten der Braminen, und Papst Gregor XV. billigte dieses kluge Verfahren. Auch Hieronymus Xaver, der Neffe des verstorbenen Franz, suchte den Kaiser Akbar günstig für die Christen zu stimmen. Im Jahr 1599 ward zu Lahore das Weihnachtfest aufs Feierlichste begangen; die Krippe mit dem Jesuskinde war zwanzig Tage lang ausgestellt; zahlreiche Katechumenen zogen mit Palmen in den Händen in die Kirche und empfingen die Taufe. Der Kaiser las mit vielem Wohlgefallen eine persisch verfaßte Lebensbeschreibung Jesu, auch ließ er sich ein Muttergottesbild, nach dem Muster der Madonna del Popolo in Rom entworfen, in den Palast bringen, und zeigte es seinen Frauen. Drei Prinzen aus königlichem Geblüt empfingen im Jahr 1610 die Taufe. Auf weißen Elephanten ritten sie nach der Kirche, wo Pater Hieronymus sie mit Pauken und Trompetenschall empfing*).

In China war es der Jesuit Ricci, der zuerst die Bahn brach. Im Geleite der mathematischen Wissenschaften, die bei den Chinesen in hohem Ansehn standen und auch von den Jesuiten mit Erfolg betrieben wurden, sollte die christliche Lehre — so hoffte er — den leichtesten Eingang finden; die Anbequemung an die Religion des Confutsius und die Tracht der Mandarinen sollte dabei nachhelfen. Auch den Weg der Geschenke verschmähte er nicht. Eine künstliche Schlaguhr verschaffte ihm Zutritt an den Hof von Peking, und die Verfertigung von Landkarten für den Kaiser gab ihm Anlaß, die Zwischenräume der Karte mit christlichen Symbolen und Sprüchen auszufüllen. Auch hierin bewies

---

mit eigner Hand getauft und die Grenzen des Christenthums bis an die äußersten Endpunkte des südlichen und östlichen Asiens erweitert." Dallas a. a. O. S. 87. Manches Interessante über ihn findet sich auch in Sailers Briefen aus allen Jahrhunderten 5. Sammlung S. 23 ff. (Briefauszüge).

*) Ranke II. S. 491—493.

er die Gewandtheit des Ordens, und zwar auf eine lobenswerthe Weise. „Er fing mit Mathematik an und hörte auf mit Religion*).“ Ricci ſtarb im Jahr 1610. In demſelben Jahr trat eine Mondfinſterniß ein. Die Jeſuiten hatten dieſelbe richtiger prophezeit, als die Mathematiker des himmliſchen Reichs, und auch dieſer Sieg in der Wiſſenſchaft war ihnen ein günſtiger Vorbote ihres Sieges in der Religion. Schon Ricci hatte mehrere Anhänger gewonnen; aber 1611 ward die erſte chriſtliche Kirche in Nanking eingeweiht, und im Jahr 1616 ſah man dergleichen ſchon in fünf Provinzen des Reichs. In Ricci's Fußtapfen trat mit dem Jahr 1624 der Jeſuit Adam Schall, der gleichfalls als Aſtronom und Mathematiker ſich bewährte. Indem wir die weitern Schickſale der Miſſion in China der Betrachtung eines ſpätern Zeitraums überlaſſen müſſen, wenden wir uns wieder nach Japan, dem Lande, in welchem Xaver das Meiſte gewirkt hatte. Schon im Jahr 1562 fanden ſich an 132 Jeſuiten in den verſchiedenen Staaten des japaniſchen Reichs, und im Jahr 1579 zählte man daſelbſt 300,000 Chriſten**). Aber ſeit dem Jahr 1587 brachen in Folge der innern Parteiungen und unter dem Einfluſſe europäiſcher Politik Verfolgungen über die Gemeinde aus und viele der Neubekehrten litten mit ihren geiſtlichen Vätern den Märtyrertod. Kein Alter, kein Geſchlecht ward verſchont. Mehr als 20,000 Chriſten ſollen (nach Pufendorfs Angabe)***) in dem einzigen Jahr 1590 theils enthauptet, theils ans Kreuz geſchlagen, theils verbrannt worden ſein. Nach dem Jahr 1638 gab es keinen einzigen Chriſten mehr im ganzen japaniſchen Gebiet†).

Auch in Abyſſinien (Habeſch) drangen mit Anfang des 17. Jahrhunderts die Jeſuiten mit Hülfe der Portugieſen ein, wurden aber auch hier in Folge der innern Zerrüttungen und eines blutigen Empörungskrieges im Jahr 1634 verdrängt††). Da, endlich in

*) Ranke II. 494.

**) Siehe die Anmerkung zu Dallas S. 92. und Ranke a. a. O. S. 496.

***) Bei Dallas a. a. O. S. 96., wo ſich auch manche einzelne Züge der gräßlichen Verfolgung aufgezeichnet finden.

†) Dallas S. 119.

††) Vgl. des Miſſionars Gobat Nachrichten über Abyſſinien im Basler Miſſ.-Mag. Jahrg. 1834. 1. Quartal.

dem neuentdeckten und eroberten Welttheile schon früher das Christenthum durch die roheste Gewalt verbreitet worden war, ist bekannt, und hier gereicht es den Jesuiten zum unbestreitbaren Verdienst, die Erlösung der Eingeborenen vom Joche ihrer spanischen Bedrücker bewirkt und die Gesittung der Amerikaner auf einem mildern Wege, auf dem der klugen Leitung und des väterlichen Wohlwollens herbeigeführt zu haben. Die im Jahr 1610 gegründete christliche Republik von Paraguay*) gab zwar bekanntlich in der Folge vielen Anlaß zu Beschwerden und trug zum nachherigen Sturz des Ordens nicht wenig bei; wenn aber auch manches sich eingeschlichen haben mochte, was Tadel und Strafe verdiente, so darf doch eine unparteiische Geschichte das viele Gute nicht verkennen, das unter ihrer Regierung geleistet worden**).

Und so hätten wir denn den Riesenschritten, womit dieser mächtige Orden sich verbreitete, mit flüchtigen Blicken über die Fluthen des Weltmeers nachgeschaut. Manche einzelne, wahrhaft rührende und erbauliche Züge ließen sich noch aus der jesuitischen Missionsgeschichte herausheben, wenn die Zeit nicht drängte. Nur noch ein Wort zum Schluß, in Beziehung auf den Orden selbst.

Der Name eines Jesuiten ist bei vielen unsrer Glaubensgenossen so verschrieen, wie der Name eines Pharisäers***); und doch hatten ja auch die Pharisäer ihren Gamaliel, und so die Jesuiten manchen tüchtigen Arbeiter im Weinberge des Herrn. — Der Geist des Ordens (das hat sich uns unzweideutig aus dem Bisherigen ergeben) läßt sich auf keinen Fall von einem rein sittlichen, geschweige denn von dem christlichen Standpunkte aus rechtfertigen, und schwerlich wird ein protestantisches Gewissen mit den Grundsätzen der jesuitischen Moral sich befreunden können. Aber wie oft sind die Menschen besser, als ihre Grundsätze! wie oft werden auch umgekehrt die Vergehungen Einzelner einer ganzen Gesellschaft aufgebürdet! Mehrere ältere und neuere Darstellungen

---

*) Die beiden Jesuiten Cataldino und Mazeta waren die Gründer. Vgl. Schröckh a. a. O. S. 685. Die weitere Organisirung des Staates fällt jedoch in eine spätere Zeit.

**) Siehe die Stelle aus Robertson bei Dallas S. 13 ff. und die Anmerkungen zu Dallas selbst S. 448 ff.

***) Viele sehen, wie der fromme Bischof Seiler sagte, in jedem Jesuiten „den Teufel mit oder ohne Ziegenbocksfüße.“

der Jesuitengeschichte sind einseitig und leidenschaftlich; doch haben auch Protestanten die Vertheidigung der Geschmähten übernommen. So sagt Johann von Müller*): „Der erste Plan des Jesuiterordens war einfach, salbungsvoll, unschuldig;" „die Gesellschaft verdient den großen Anstalten der Gesetzgeber des Alterthums verglichen zu werden, und seit Pythagoras ist in der Geschichte kein ähnliches Institut, welches zugleich wilden und halb und sehr verfeinerten Völkern mit großem Erfolg Gesetze gegeben hätte." Auch Robertson lobt die Verdienste der Jesuiten um die Völker von Amerika, und in neuern Zeiten hat ein andrer Engländer, Dallas, sogar eine förmliche Schutzschrift für sie verfaßt. Ueber die größere oder geringere Richtigkeit dieser Urtheile wage ich nicht zu entscheiden. Oft ruft ein Extrem dem andern. Uebrigens steht uns auch über den Orden selbst um so weniger jetzt schon ein volles Urtheil zu, als wir ihre Geschichte nur bis auf einen Zeitpunkt verfolgen konnten, von dem an sie noch viel Wichtiges thaten und litten. Nur Eins bleibt für dießmal zu wünschen übrig, daß der so oft mißbrauchte Wahlspruch der Gesellschaft „Alles zur Ehre Gottes" um so reiner von allen denen beherzigt werde, die in einem freiern und umfassendern Sinne, als sie, nach dem Namen Jesu sich nennen.

Einundzwanzigste Vorlesung.

Das Papstthum und die Päpste nach der Reformation. Paul IV. Pius IV. und V. Gregor XIII. Sixtus V. Carlo Borromeo und die katholische Schweiz. Franz von Sales und die katholische Mystik. Fra Paolo Sarpi. Michael Bajus.

Es ist gewiß keiner der geringsten Vorzüge des ächten Protestantismus, daß er mit historischer Unbefangenheit auch die Erscheinungen auf dem Gebiete andrer Religionsparteien zu würdigen sich

*) Allgemeine Geschichte Band III. S. 24—26.

vorsetzt. Nicht als ob diese Unparteilichkeit ursprünglich zu seinen Vorzügen gehört hätte! Wie wäre dieß auch möglich gewesen zur Zeit des Kampfes und der Aufregung? — Aber darin zeigt sich das Princip des Protestantismus als ein großes und edles, daß es in seiner weitern Entwicklung auch diese Stufe zu erreichen vermochte, und daß, wo es sie noch nicht erreicht hat, es wenigstens darnach strebt. Diesem Princip gemäß haben wir bereits in der vorigen Stunde in Beziehung auf die neu gegründeten Orden der Barmherzigkeit und der Wohlthätigkeit dem Katholicismus alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und haben auch zugestanden, daß die Jesuiten häufig ungerecht beurtheilt worden sind. Was nun dieses Unrecht betrifft, so widerfuhr ihnen dasselbe ebensowohl von den eignen Glaubensgenossen, als von den Protestanten, und im Gegentheil sind es eine Menge Stimmen von den letztern, auf welche gerade die Jesuitenfreunde als auf unparteiische Richter sich berufen. — Auf diesen Umstand, daß protestantische Schriftsteller die Jesuiten als förmliche Anwalde derselben vertheidigt haben, möchte ich indessen keinen zu großen Werth legen; denn wer zu viel beweist, beweist in der Regel nichts. Zwischen einer leidenschaftlichen, alles verdammenden Beurtheilung und zwischen einer affectirten Lobrede ist noch eine weite Mitte. Aber das wäre wohl im Interesse der ächten Geschichtforschung zu wünschen, daß das immerhin merkwürdige Institut des Jesuitismus einen solchen Bearbeiter fände, der gleich weit entfernt von Haß, wie von Gunst, das Eigenthümliche des Ordens heraushöbe und sein Verhältniß zum großen Geschichtsganzen auf eine geistreiche Weise klär machte.

Daß dieß der jetzigen protestantischen Wissenschaft nichts Unmögliches sei, mag uns die Art beweisen, mit der in neuerer Zeit von Seite der Protestanten das Papstthum beurtheilt und dargestellt worden ist. Nicht nur sind bekanntlich mehrere der größten Päpste des Mittelalters, wie Gregor VII. und Innocenz III., mit einer fast nur zu großen Vorliebe von protestantischen Schriftstellern gezeichnet worden*), sondern auch die neuere Papstgeschichte seit der Reformation, mit der wir uns eben jetzt werden zu be-

*) Voigts Hildebrand und Hurters Innocenz III. Vgl. dagegen den (katholischen) Biographen des heiligen Bernhards, Ellendorf.

ſchäftigen haben, hat ſich in neuerer Zeit einer gediegenen und umſichtigen Bearbeitung von proteſtantiſcher Seite zu erfreuen gehabt. Das Werk von Leopold Ranke: „Fürſten und Völker von Südeuropa im 16. und 17. Jahrhundert," deſſen 2. Band den beſondern Titel führt: „Die römiſchen Päpſte, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert" (Berlin 1834. 3 Bde.) verdient in dieſer Hinſicht der Aufmerkſamkeit jedes gebildeten Freundes der Geſchichte empfohlen zu werden, und da wir es hier mehr nur mit einer Geſchichte des Papſtthums im Ganzen zu thun haben und nur wenige Perſönlichkeiten werden berückſichtigen können, ſo ergreife ich eben dieſen Anlaß, auf dieſes vorzügliche Werk alle die, welche mit dem Gegenſtand genauer ſich bekannt machen wollen, hinzuweiſen, auf ein Werk, das durch die Gründlichkeit ſeiner Forſchung, durch die würdevolle Haltung und den ruhigen Ernſt der Darſtellung, ſowie durch die große Feinheit des Urtheils ſich ein Recht erworben hat, den klaſſiſchen Schriften unſrer Litteratur beigezählt zu werden.

Ich habe ſchon in der vorigen Stunde angedeutet, daß das Papſtthum ſeit der Reformation ein ganz anderes Bild gewährt, als das frühere. Nachdem ein großer Theil des Abendlandes von der alten katholiſchen Kirche ſich losgeriſſen hatte, ging auch die welthiſtoriſche Bedeutung des Papſtes unter. Er iſt nicht mehr das Oberhaupt der geſammten abendländiſchen Chriſtenheit, ſondern nur eines allerdings noch bedeutenden, aber geographiſch zerſtückelten Theiles derſelben. Als ſouveräne Fürſten des Kirchenſtaates dagegen treten die Päpſte zugleich mit auf in dem bereits beginnenden Kampfe um das europäiſche Gleichgewicht, und da zieht denn noch immer ihre geiſtliche Würde bedeutend genug, um das zu ergänzen, was an Ausdehnung des Länderbeſitzes ihnen abgeht. Die Stellung, welche die Päpſte des 16. und 17. Jahrhunderts zu den europäiſchen Mächten beider Confeſſionen, und zu den italieniſchen Großen insbeſondere einnahmen, die Anſtrengungen, die ſie machten zur Hebung des Kirchenſtaates in polizeilicher und finanzieller Hinſicht, ſind lauter Gegenſtände, die mehr der politiſchen, als der Kirchengeſchichte angehören und die wir deßhalb bei Seite laſſen. Nur in wiefern auch in dieſer Zeit vom Papſtthum aus eine geiſtig-ſittliche Wirkung auf die Kirche geübt

worden iſt, gehört es mit in den Kreis unſerer Darſtellung. Statt alſo die ſämmtlichen Päpſte in ununterbrochener Reihe zu betrachten, werden wir uns erlauben, nur einzelne merkwürdige Charaktere derſelben herauszuheben, an denen wir irgend eine reformatoriſche oder eine entgegenwirkende Tendenz bemerken. Ein ſolcher Charakter begegnet uns nun gleich um die Mitte des 16. Jahrhunderts in der Perſon Pauls IV., des ſchon früher genannten Caraffa, der den Orden der Theatiner geſtiftet hatte. Nachdem vor ihm Julius III. ein üppiges, weltliches Leben geführt, Marcell II. aber zu kurz regiert hatte, um die Wünſche der ſtrengern religiöſen Partei zu befriedigen, gelangte Caraffa als ein beinahe achtzigjähriger Greis auf den päpſtlichen Stuhl; aber noch hatten ſeine tief liegenden Augen das Feuer der Jugend nicht verloren; er war groß und hager, abgehärtet durch viele Entſagungen, ſtreng und gebieteriſch. Sein ganzes Streben ging darauf aus, die alte Glaubensſtrenge wieder aufzurichten, was er durch Herſtellung der Inquiſition am ſicherſten zu bewerkſtelligen hoffte. Um ſo merkwürdiger iſt es, daß eben dieſer Papſt, deſſen kirchliches Syſtem vollkommen zu dem Philipps II. in Spanien paßte, dennoch mit eben dieſem König durch die weltliche Politik in Krieg verwickelt wurde, und daß Alba, der Ketzerfeind, die Waffen gegen den heiligen Vater zu tragen genöthigt war, während umgekehrt in des Papſtes Heer eine Menge deutſcher Proteſtanten dienten. Aber auffallend iſt es auch, wie ſchonend Philipp und Alba den Papſt während des ganzen Feldzugs behandelten und wie wenig ſie von dem Rechte des Siegers Gebrauch machten, wo es ſich um die Friedensbedingungen handelte. Als Alba nach Rom gekommen, küßte er, der Sieger, dem überwundenen Papſte in aller Demuth den Pantoffel und bekannte, daß er nie eines Menſchen Angeſicht mehr gefürchtet habe, wie das des heiligen Vaters*). Nach Beendigung dieſes ſonderbaren Krieges legte nun Paul IV. Hand an die Reformation der Kirche. Er führte eine ſtrenge Disciplin ein, verbot den Prieſtern Geld für die Meſſe zu nehmen und hielt alle Geiſtlichen, ſelbſt die Cardinäle, zum fleißigen Predigen an. Er ſelbſt ging mit ſeinem Beiſpiel voran. Aber dem Volke

*) Ranke I. S. 296.

war mit all ſeiner Strenge nicht gedient, vielmehr machte er ſich dadurch bei den Römern verhaßt. Wenn ſeine Gönner während ſeiner Lebzeiten eine Denkmünze auf ihn ſchlagen ließen, auf welcher Chriſtus mit der Geißel des Eifers den Tempel reinigt, ſo riß dagegen der Pöbel nach ſeinem Tode die Bildſäule des Papſtes von ihrem Poſtemente und ſchlug dieſelbe in Stücken. Das verhaßte Gebäude der Inquiſition ward überdieß geplündert, Feuer in daſſelbe eingelegt und die Gerichtsdiener des Tribunals mißhandelt. So regte ſich im römiſchen Volke zwar auch ein Geiſt des Proteſtantismus, aber freilich mehr jenes falſchen Proteſtantismus, der aller Zucht und Beſchränkung Feind iſt und mit der Reformation ſelbſt ſich in Widerſpruch ſetzt. Mehr Gunſt erwarb ſich Pius IV., des vierten Pauls Nachfolger, ein Mediciäer, der vom Jahr 1559 bis 1565 regierte, und der mehr durch Mäßigung als durch Strenge das päpſtliche Anſehn zu ſichern ſuchte. Seine Nachgiebigkeit gegen die weltliche Macht war eine kluge; „er war," ſagt Ranke*) „der erſte Papſt, der die Tendenz der Hierarchie, ſich der fürſtlichen Gewalt entgegen zu ſetzen, mit Bewußtſein aufgab." Den geiſtlichen Hirtenſtab, den er mit Milde geführt, legte er mit den Worten Simeons aus den Händen: „Herr, nun läſſeſt du deinen Diener in Frieden fahren." Die beiden großen Männer Carl Borromeo und Philipp Neri waren Zeugen ſeines Todes**). Eine ausgezeichnete Perſönlichkeit in ihrer Art war ſein Nachfolger Pius V. (Michele Ghislieri), nicht ſowohl ausgezeichnet durch glänzende Gaben des Witzes und Verſtandes, als durch die Feſtigkeit ſeines Willens und durch den eiſernen Mönchscharakter, den er während ſeines ganzen Pontificats an den Tag legte. Michele Ghislieri***) war von geringer Herkunft, zu Bosco, unfern Aleſſandria in Oberitalien, im Jahre 1504 geboren. Schon in ſeinem 14. Jahre ging er in ein Dominikanerkloſter und ergab ſich da mit Leib und Seele der Armuth und Frömmigkeit, die ſein Orden von ihm forderte. Von ſeinem Almoſen behielt er nicht einmal ſo viel, um ſich einen Mantel zu machen, und noch als Beichtvater des Governators

*) a. a. O. S. 347.
**) Fleury hist. eccles. (Contin.) Tom. 34. p. 267.
***) Nach Ranke I. S. 352 ff.

von Mailand reiſte er nie anders als zu Fuß und ſeinen Sack auf dem Rücken. Auch als Verwalter von Klöſtern zeigte er ſich ſtreng und ſparſam. Mit dieſer äußerſten Strenge der Sitten verband er aber auch die Strenge des katholiſchen Glaubens und den unverſöhnlichſten Ketzerhaß, wie dieß bei allen der Fall ſein mußte, welche die Reformation der Kirche innerhalb derſelben zu bewirken trachteten. Als Mitglied der Inquiſition hatte er ſein Amt beſonders im Veltlin und der Umgegend mit großer Strenge, aber auch unter eigner Lebensgefahr, verwaltet. Noch als Cardinal und auch als Papſt bewahrte er die alte Strenge ſeines klöſterlichen Haushaltes. Er hielt die Faſten in ihrem vollen Umfange, erlaubte ſich kein Kleid von feinerem Zeuge, hörte alle Tage die Meſſe und las ſie bisweilen ſelbſt. „Das Volk war hingeriſſen, wenn es ihn in den Proceſſionen ſah, baarfuß und ohne Kopfbedeckung, mit dem reinen Ausdruck einer ungeheuchelten Frömmigkeit im Geſicht, mit langem, ſchneeweißen Bart; ſie meinten, einen ſo frommen Papſt habe es noch niemals gegeben; ſie erzählten, ſein bloßer Anblick habe Proteſtanten bekehrt*).“ Auch war Pius gütig und leutſelig, doch konnte er leicht in Zorn entbrennen, wenn ihm widerſprochen wurde; denn das ertrug er nicht, und ſeine Strenge gegen Verbrecher und Ketzer kannte keine Milderung. Die Regierung dieſes Papſtes iſt auch beſonders wichtig für die Geſchichte der katholiſchen Schweiz, indem er und ſein Nachfolger Gregor XIII. durch Einführung einer ſtändigen Nuntiatur die kirchlichen Verhältniſſe in der Schweiz noch enger an den päpſtlichen Stuhl ketteten, ſowie auch unter ihm durch das Organ des Erzbiſchofs Carlo Borromeo von Mailand die feindſelige Stimmung der katholiſchen Stände gegen die reformirten in fortwährender Aufregung erhalten ward. Noch wichtiger aber iſt Pius durch ſeinen Sieg über die Türken, deren Seemacht bei Lepanto vernichtet wurde. Pius V. ſtarb den 1. Mai 1572. Als er ſeinen Tod kommen ſah, beſuchte er noch einmal die ſieben Hauptkirchen Roms, um von dieſen heiligen Orten Abſchied zu nehmen; dreimal küßte er die letzten Stufen der Scala Santa**). — „Welch eine Miſchung,“ ſagt Ranke, „von Einfachheit, Edelmuth, per-

*) Ranke a. a. O. S. 354.
**) Ranke S. 373.

ſönlicher Strenge, hingegebener Religioſität und herber Ausſchließung, bitterm Haß, blutiger Verfolgung.“ —

Seinen Nachfolger Gregor XIII. kennen wir bereits aus der bisherigen Geſchichte, indem er ſich uns auf der einen Seite durch den Jubel, womit er die Greuel der Bluthochzeit feierte, als einen argen Ketzerhaſſer, auf der andern Seite durch den verbeſſerten Kalender als einen Freund des Fortſchrittes auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft gezeigt hat. Sein eigentlicher Name iſt Hugo Buoncompagno, ſein Geburtsort Bologna. Er regierte von 1572—85. Auch er ſuchte durch ſtrenge Sittlichkeit die Würde des päpſtlichen Stuhles aufrecht zu erhalten und in genauer Vollziehung der geiſtlichen Pflichten ſeinen Vorfahr wo möglich noch zu übertreffen. Es iſt überhaupt als ob ſich die Päpſte dieſer Zeit das Wort gegeben hätten, durch die höchſte ſittliche Strenge den Proteſtantismus zu beſchämen, weil ſie wohl fühlten, daß nur ſo ſie ſich halten könnten in den Augen der Welt. Ein Beweis, wie günſtig von dieſer Seite der Proteſtantismus auf das Papſtthum zurückgewirkt hat, das ohne ihn zuletzt in ſittlicher Fäulniß untergegangen wäre. Die erſten Jahre ſeines Pontificats las Gregor jede Woche dreimal ſelbſt die Meſſe, und ſpäterhin wenigſtens alle Sonntage*). Vor allem ſuchte er einen ſtreng kirchlichen Unterricht zu befördern, was er durch Unterſtützung der Jeſuiten am Sicherſten zu erreichen glaubte. Durch ihn erhielt das Collegium derſelben in Rom eine erweiterte Geſtalt, und eben ſo ſorgte er dafür, daß auch für Deutſchland und die Schweiz fortwährend Männer gebildet würden, die im Stande wären, den reinkatholiſchen Glauben daſelbſt zu verkünden und den Proteſtantismus mit den geeigneten Waffen zu bekämpfen; denn auch bei ihm ging mit dem Reformationseifer die Ausrottung der Ketzer Hand in Hand. Wir haben ſeines Ortes die Befangenheit der Proteſtanten getadelt, mit der ſie ſich dem neuen Kalender entgegenſetzten, bloß weil er vom Pabſte kam. Wir dürfen aber auch nicht verhehlen, daß die furchtbar gehäſſige Geſinnung, welche dieſer Papſt gegen die proteſtantiſche Kirche an den Tag legte, eben nicht geeignet ſein konnte, ſeinem Werke Zutrauen zu verſchaffen. Drei Jahre

*) Ranke I. S. 423.

nach der Bulle, in welcher er die Kalenderverbesserung bekannt machte, erschien eine andere, die wiederaufgewärmte Bulle in coena Domini, in welcher er nicht allein alle Ketzer, sondern auch alle Beschützer desselben jedes Ranges und Standes in den Bann that, sowie er auch alle die feierlich verdammte, welche sich den geistlichen und weltlichen Herrschaftsrechten des römischen Stuhls in irgend einer Weise zu entziehen gesonnen wären.*) In diesen Gesinnungen eines Hildebrand, dem zu Ehren er den Namen Gregor gewählt hatte, starb der alte Papst, lebensatt und schwach; er sah zum Himmel auf, und rief: „Du wirst aufstehen, Herr! und dich Zions erbarmen!“**)

Sein Nachfolger wurde ein Mann, dessen Geschichte unstreitig eine der interessantesten Parthien der neuern Papstgeschichte bildet. Die Jugendgeschichte Sixtus V. wem wäre sie nicht bekannt? wenn auch nicht alles, was von diesem seltnen Mann erzählt wird, verbürgt ist. Sein Vater Peretto Peretti, slavischer Abkunft, lebte als Pächter in der Mark Ancona, zu Grotte a Mare bei Fermo. Es hatte ihm einst geträumt, er werde einen Sohn bekommen, der sein Haus glücklich machen werde; deßhalb nannte er den Knaben, der ihm im Dec. des Jahres 1521 geboren wurde, Felix. Dieser Felix Peretti war der nachmalige Sixtus V. Seine früheste Entwicklungsgeschichte hat viel gemein mit der des Vincenz von Paula, mit der wir uns in der letzten Stunde beschäftigt haben***). Auch ihn sehen wir den ziemlich armen Eltern nachhelfen in ihren ländlichen Geschäften, wozu auch mitunter das Hüten der Hausthiere gehörte; daher die etwas übertriebene Sage, er sei aus einem Schweinehirten (von Profession) ein Papst geworden. Auch ihn retteten, wie später den Vincenz, die Franziskaner für den Dienst der Wissenschaft und der Kirche, indem ein Verwandter des älterlichen Hauses, der diesem Orden angehörte, Fra Salvatore sich seiner annahm. Der junge Felix half sich kümmerlich durch. Sein Stück Brot, das er täglich mit auf den Weg nahm, wenn er die benachbarte Schule der geistlichen Väter besuchte, verzehrte er an einem Brunnen, der ihm den Trank zu

*) Siehe Menzel V. S. 109. 110.
**) Ranke a. a. O. S. 437.
***) Vincenz lebte ein halbes Jahrhundert später.

ſeiner Mittagskoſt bot. Mit dem zwölften Jahr trat er förmlich in den Orden*). Sein Oheim hielt ihn ſtrenge, aber Felix ſelbſt bewährte während ſeiner Studienzeit einen muſterhaften Eifer. Oft ſaß er, ohne zu Abend gegeſſen zu haben, bei dem Schein einer Laterne im Kreuzgang des Kloſters, oder bei der Lampe, die vor dem Allerheiligſten in der Kirche brannte, mit ſeinem Buche. Nachdem er ſich auf den Univerſitäten von Ferrara und Bologna weiter gebildet hatte, erwarb er ſich mit vielem Lob die akademiſchen Grade.

Zum Beweiſe, wie die Inquiſition auf jedes in der Kirche aufkeimende Talent ihre ſcharfen Augen richtete, zum Beweis aber auch, wie klug der junge Mönch ſeinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen wußte, dient folgender Vorfall**).

Im Jahr 1552 hielt Felix die Faſtenpredigten in der Kirche St. Apoſtoli zu Rom mit großem Beifall. Da fand er eines Tags auf der Kanzel einen Zettel, auf welchem die Hauptſätze ſeiner bisherigen Predigten enthalten waren; neben jedem ſtand mit großen Buchſtaben: „Du lügſt.“ Peretti war beſonnen. Er ließ ſich nichts merken, hielt ſeine Predigt mit gewohnter Faſſung bis zu Ende, und ſchickte, als er nach Hauſe kam, den Zettel ſelbſt in die Inquiſition. Es ſtand nicht lange an, ſo erſchien auch der damalige Großinquiſitor Michael Ghislieri (den wir eben vorhin als Papſt Pius V. kennen gelernt haben) in ſeinem Gemach. Peretti ſelbſt erzählte in der Folge, wie ſehr ihn der Anblick dieſes Mannes mit ſeinen ſtrengen Braunen, ſeinen tiefliegenden Augen, den ſcharf markirten Geſichtszügen in Furcht geſetzt habe. Eine ſtrenge Prüfung begann jetzt; aber Peretti führte ſeine Sache ſo geſchickt, daß des Inquiſitors Angeſicht ſich allmählig aufheiterte und er ihm endlich mit heißen Thränen um den Hals fiel, ihn zu umarmen; denn er hatte einen Gleichgeſinnten in ihm gefunden. Jetzt war Peretti's Glück gemacht. Der mächtige Großinquiſitor ward ſein Beſchützer; bald gelangte er ſelbſt zum Amt eines Inquiſitors, und ſtieg zum Biſchof, zum Cardinal empor. Als ſolcher führte er den Namen Montalto von dem Caſtell in der Nähe ſeines Geburtsorts. Er lebte ſtill, ſparſam, fleißig für ſich hin. Gewöhnlich wird erzählt, er habe ſich krank geſtellt, ſei

*) Späterhin verbot das tridentiner Concil dieſe frühen Gelübde.
**) Bei Ranke S. 440.

huſtend und gebückt am Stabe einhergeſchlichen und habe damit die übrigen Cardinäle getäuſcht; dieſe hätten dann den Kränklichen gewählt, damit er bald wieder einem von ihnen Platz machen könnte. Kaum aber habe ſich Montalto durch dieſe Liſt auf den Stuhl Petri geholfen, ſo habe er die Krücken weggeworfen und ſich in ſeiner vollen Mannskraft gezeigt; denn nur ſo lange habe er nach ſeinem eigenen Geſtändniß ſich gebückt, als er die Schlüſſel Petri geſucht, jetzt aber, nachdem er ſie gefunden, habe er das Haupt wieder aufgerichtet. Dieſe Erzählung iſt faſt in alle Geſchichtsbücher übergegangen und lebt als Anecdote in aller Mund; allein der neueſte Bearbeiter der Papſtgeſchichte, der umſichtige Ranke, erklärt ſie für ein Mährchen. Man ſei vielmehr einſtimmig geweſen im Conclave, daß man unter den damaligen Umſtänden eines kräftigen Mannes bedürfe, und darum habe man Montalto gewählt, der zwar ſchon 64 Jahr alt, „aber von ſtarker und guter Complexion" geweſen ſei*). Genug im Jahr 1585 ſah ſich Montalto am Ziel ſeiner Wünſche. Er nannte ſich nun als Papſt Sixtus V. Ein großer Theil von dem, was den Namen dieſes Papſtes unſterblich gemacht hat, gehört der klugen und kräftigen Verwaltung des Kirchenſtaates und ſomit der politiſchen Geſchichte an. Bekannt iſt ſeine Strenge, womit er das Land von Banditen ſäuberte und die öffentliche Sicherheit herſtellte. Schon am Tage ſeines Regierungsantritts und ſpäter noch täglich ſah man Galgen errichten; aller Orten traf man auf Pfähle, auf denen Banditenköpfe aufgeſteckt waren, und innerhalb eines Jahres war die Säuberung vollendet. Ueber ſeine finanziellen Unternehmungen, über das, was er zu Hebung der Gewerbe und des Wohlſtandes that, müſſen wir wegſehen, und auch ſeinen gewaltigen Bauunternehmungen dürfen wir nur einen flüchtigen Blick ſchenken. Seine Waſſerleitungen erinnerten an ähnliche Werke zur Zeit der alten Cäſaren. Berge wurden geebnet, neue Straßen angelegt, Sümpfe getrocknet. Die Säulen des Trajan und Antonin wurden wieder hergeſtellt und den Apoſteln Petrus und Paulus geweiht. Alles aber übertraf die Aufſtellung des Obelisken vor der St. Peterskirche, worüber er ſelbſt in ſeinem Tagebuch anmerkte, daß ihm das größte

*) Ranke S. 443. 444.

und ſchwierigſte Werk gelungen ſei, welches der menſchliche Geiſt habe erdenken können. Die Vaticaniſche Bibliothek vergrößerte und bereicherte er auf eine ſolche Weiſe, daß ſie als eine neue Schöpfung betrachtet werden konnte, und auf ſein Geheiß wölbte ſich die majeſtätiſche Kuppel über der Peterskirche. Dieſes alles verdient gerechte Bewunderung. — Fragen wir nun aber nach der kirchlichen und religiöſen Stellung des Papſtes, ſo bemerken wir auf der einen Seite nicht den finſtern Mönchsernſt mehrerer ſeiner Vorfahren, auf der andern auch nicht ihren Ketzerhaß in dem hohen Grade, obwohl auch er nicht frei war von zelotiſchen Anwandlungen. So ſehr er auch ſich einzuſchränken und zu entbehren wußte, wo es noth that, ſo ſehr liebte er auch wieder Pracht und fürſtlichen Aufwand. Er verweilte gerne bei heitern Geſprächen an der Tafel, ohne jedoch der Würde des Fürſten oder der Würde des Prieſters etwas zu vergeben*). Sixtus V. war der Zeitgenoſſe Heinrichs IV. und der Königin Eliſabeth. Beide that er in den Bann, aber, wie behauptet wird, mehr des Anſtands wegen, als aus Ueberzeugung. Selbſt ein großer Geiſt, mußte er auch Achtung haben vor fremder Größe, wenn er auch nicht ſo groß war, um über jedes Vorurtheil ſich zu erheben. Sein Geiſt hatte wenigſtens mehr Verwandtſchaft zu Eliſabeth und Heinrich, als zu Philipp II., dem er zwar ſcheinbar Hülfe leiſtete gegen Eliſabeth, deſſen Argwohn er aber gleichwohl bei der ſtets bewieſenen Mäßigung nicht entgehen konnte; denn Philipps Partei wollte, wie Ranke bemerkt, „katholiſcher ſein, als der Papſt.“ Auch die Jeſuiten liebte Sixtus nicht. Als ſie ihm einen Beichtvater aus ihrem Orden anboten, antwortete er, es ſchicke ſich beſſer, daß ſie ihm beichteten, als daß er ihnen beichten ſollte**). Sixtus ſtarb, als eben ein Ungewitter ſich über dem päpſtlichen Palaſt entlud. Die Menge, die ihm nicht wohl wollte, deutete dieß auf einen geheimen Pact mit dem Böſen, der ihn unter Donner und Blitzen mit ſich fortgeführt habe, und ließ an der Bildſäule ihre Rache aus, wie früher an der ſeines Vorfahren, Pauls IV. Der Grund des Haſſes war indeſſen ein verſchiedner. An Caraffa hatte man den ſtrengen Reformator, an Sixtus mehr den Gelderpreſſer gehaßt; denn nur

*) Siehe Iſelins hiſtor. Lexicon IV. S. 366.
**) Iſelin a. a. O. S. 364.

dieſe Erpreſſungen und gehäuften Auflagen hatten es ihm möglich gemacht, trotz der vielen koſtbaren Unternehmungen dennoch einen reichen Schatz von drei Millionen Scudi zu hinterlaſſen, der nach ſeiner Verfügung nur in äußerſten Nothfällen, unter denen er den Türkenkrieg und die Ketzerkriege bezeichnete, angegriffen werden ſollte.

Fragen wir uns, was in der Regierung dieſes Papſtes uns Bewunderung abnöthigt, ſo iſt es mehr die Eminenz ſeines Verſtandes, dem auch ſein feſter Wille diente, als die tiefere Richtung des Gemüths und der heilige Ernſt der Geſinnung, den wir bei beſchränktern Männern und bei entſchiednern Ketzerfeinden, wie bei einem Caraffa und Ghislieri, dennoch zu achten nicht umhin konnten. Der Kirche als ſolcher und der Reformation derſelben (auch vom katholiſchen Standpunkt aus) war mit ſolchen feurigen, entſchiedenen, aufopfernden Charakteren mehr gedient, als mit klugen Staatsmännern; und ich halte es daher für nothwendig, ſtatt die Geſchichte der Päpſte ſelbſt weiter ins Einzelne fortzuſetzen *), Ihre Aufmerkſamkeit noch kürzlich auf einige Männer hinzulenken, die entweder vorzugsweiſe durch die Größe ihres Charakters, durch den Ernſt ihrer Geſinnung, durch den Eifer ihrer Frömmigkeit und die Strenge ihrer Sitten den Katholicismus zu halten geſucht haben (der proteſtantiſchen Kirche gegenüber), oder die auch wieder durch ihre wiſſenſchaftliche und freiſinnige Richtung dem Proteſtantismus ſich genähert haben. In die erſte Klaſſe gehören beſonders zwei hochgeſtellte Prälaten der katholiſchen Kirche, die zugleich auch in die ſchweizeriſchen Verhältniſſe vielfach eingegriffen und ſich als entſchiedene, zugleich aber als würdige Gegner der Reformirten dargeſtellt haben; der eine iſt Carlo Borromeo, Erzbiſchof von Mailand, der andere Franz von Sales, Biſchof von Genf.

Wenn der Reiſende den beſchwerlichen Pfad über die Alpen hinter ſich hat, und ihn bereits die mildern Lüfte des italiſchen Himmels umwehen, ſo ſind es dicht an der Grenze unſers ſchweizeriſchen Vaterlandes die Zaubergärten der Borromeiſchen Inſeln,

*) Einige der folgenden Päpſte werden innerhalb dieſes neuen Abſchnittes mit vorkommen. Die merkwürdigſten ſind: Clemens VIII. (1592—1605), Paul V. (Borgheſe, 1605—1621. Streit mit Venedig), Gregor XV. (1621—1623), Urban VIII. (1623—1644), Innocenz X. (1644—1655. Unter ihm der weſtphäliſche Friede).

in welchen Kunſt und Natur ſich vereinigen, ſeinen entzückten Augen das Titelblatt zu einem der ſchönſten Werke der Schöpfung zu entrollen. Verfolgt er dann weiter das rechte Ufer des Langenſees, ſo erhebt ſich unfern Arona eine mächtige eherne Bildſäule, welche ſegnend über die Gegend hinſchaut; es iſt die Statue von Carlo Borromeo, der zwar nicht jenen Inſeln den Namen und das Daſein gab *), aber der faſt ein Jahrhundert früher die Wüſtenei der Kirche in einen Garten Gottes umzuſchaffen ſich bemühte und Gut und Leben dran ſetzte. Mit dem Gedanken an ihn betritt der Wandrer ſodann das Rieſengebäude des Domes von Mailand, und wenn er es nach ſeinen äußern und innern Verhältniſſen und Verzweigungen durchlaufen und durchmeſſen, ſo läßt er ſich noch hinableuchten in die reiche Gruft, in welcher ein ſilberner Sarg die Ueberreſte des großen Biſchofs bewahrt, der einſt in dieſer Kathedrale den Sitz des heiligen Ambroſius mit neuem Ruhm der Heiligkeit geſchmückt hatte. Bei dieſem gefeierten Namen laſſen Sie uns einen Augenblick verweilen.

Carlo Borromeo **) wurde geboren den 2. Oct. 1538 auf dem Stammſchloß ſeiner erlauchten Ahnen zu Arona am Langenſee (Lago maggiore). Schon ſein Vater, Gilbert, muß ein Mann von trefflichen Eigenſchaften des Herzens geweſen ſein. Die Mutter, Margaretha von Medicis, war eine Schweſter des nachmaligen Papſtes Pius IV. Schon im zarten Alter zeichnete ſich Karl durch männlichen Ernſt und kindliche Gottesfurcht aus. Er mied die Spiele der Genoſſen und übte ſich in der Einſamkeit im Meſſeleſen und in der Handhabung der prieſterlichen Gebräuche. Entſchieden ſprach ſich damit ſein Beruf zum geiſtlichen Stande aus. Schon als Kind trug er, der Sitte des Zeitalters gemäß, den Prieſterrock, und ſein mächtiger Ohm machte den in ſtrenger Frömmigkeit erzogenen, vielbegabten Nepoten bereits in

*) Bekanntlich war es erſt Vitaliano Borromeo, der im Jahr 1671 die nackte Felſeninſel Isola bella bekleiden ließ.

**) Vgl. die von J. M. Sailer herausgegebene Schrift: Der h. Karl Borromeus, ein Handbüchlein für unſern Klerus. Augsburg u. ſ. w. 1823. Ranke Bd. I. S. 321. ff. und 363 ff. Fleury, histoire eccles. contin.) tom. 34. p. 250 ss. Der ſonſt ſo breite Schröckh erwähnt ſeiner kaum im Vorbeigehn! (aus Proteſtantismus?)

seinem 22. Jahre zum Cardinal und Erzbischof von Mailand *). Die schwierigsten Aufträge legte er in seine Hand, und der apostolische Jüngling unterzog sich denselben mit der Tüchtigkeit eines in Geschäften gereiften Geistes und mit einer alles aufopfernden Bereitwilligkeit und Uneigennützigkeit. „Man weiß nichts anders," sagt ein Zeitgenosse von ihm **), „als daß er rein von jedem Flecken ist; er lebt so religiös und giebt ein so gutes Beispiel, daß er den Besten nichts zu wünschen übrig läßt." Gleichwohl traute Borromeo nicht seiner Kraft und Weisheit allein. Er sammelte die gelehrtesten Köpfe um sich und vertiefte sich mit ihnen bald in die Werke des Alterthums und das Studium der Philosophie, bald wieder besprach er mit ihnen das Wohl der Kirche. Allem bischöflichen Prunke entsagte er freiwillig, trug keine andern als wollene Kleider, und beschränkte wöchentlich einmal seine Mahlzeit freiwillig auf Wasser und Brot oder ein Paar Feigen. Auch härtere Kasteiungen und Geißelungen nahm er, der mittelalterlichen Sitte getreu, mit sich vor. Durch diese Frömmigkeit erregte er Anstoß bei den weltlich gesinnten Prälaten, die ihn sogar der Heuchelei beschuldigten. Aber Borromeo ließ sich nicht irre machen. Indem er bei der Reformation seines eignen Hauses anfing, dehnte er dieselbe in immer weitern Kreisen über seinen Sprengel aus. Nicht nur legte er Priesterseminarien an und gewöhnte Laien und Weltgeistliche an eine strengere Zucht; nicht nur gab er drei Viertheile seiner Einkünfte her zu nützlichen Einrichtungen, zu Verschönerungen des Gottesdienstes und zur Pflege der Armen, sondern überall war er durch persönliche Gegenwart thätig. In allen Richtungen bereiste er fortwährend seine Diöces, es gab in derselben keinen Ort, den er nicht zwei-, dreimal besucht hätte; in das höchste Gebirge und die entlegensten Thäler verfügte er sich. Aber nicht beim Aufsehen allein ließ er es bewenden; er predigte selber, las Messe und spendete die heiligen Sacramente. Und das alles mit einer Würde, einer Salbung, einem ausdauernden Ernste, wie man es bei dem Mechanismus der katholischen Liturgie nicht

*) Allerdings ein starkes Beispiel des Nepotismus! denn noch hatte derselbe nicht die geistliche Weihe erhalten, die er sich erst später in der Stille geben ließ, um dem Ehestand zu entfliehen. Siehe Sailer S. 20.

**) Hieronymo Soranzo b. Ranke a. a. O.

gewohnt war. Einen Altar zu weihen, forderte eine Ceremonie von acht Stunden, und doch rechnet man 300 Altäre, die er nach und nach geweiht hat.

Freilich aber brannte neben dem Liebeseifer in dem Herzen des Bischofs auch die Gluth des römischen Glaubenseifers, die wir so oft auch bei den Edlern der katholischen Kirche in verzehrende Flammen ausschlagen sehen. Die Thäler der Schweiz waren es vorzüglich, auf welche Borromeo sein Augenmerk richtete, und von ihm ging besonders (wie schon bemerkt) eine mächtige Reaction gegen den Protestantismus unseres Vaterlandes aus.

Es dürfte daher hier am Orte sein, über die kirchlichen Verhältnisse in der Schweiz und über die weitern Schicksale des Protestantismus daselbst seit der Reformation etwas Weniges einzuschalten.

Wir wissen, daß seit dem unglücklichen Ausgang des Kappeler Krieges die Scheidewand zwischen den protestantischen und katholischen Orten der deutschen Schweiz gezogen war; während um eben diese Zeit in der französischen Schweiz der Kampf der Parteien immer lebhafter wurde, bis durch Calvins Ansehn gehoben der Protestantismus daselbst eine immer tiefere Wurzel faßte. Durch ihre Verhältnisse zu Savoyen blieb jedoch die junge protestantische Republik von Genf fortwährenden Anfeindungen bloßgestellt, und nur durch das engere Anschließen an Zürich, zu welchem sie im Jahre 1580 in ein Burgrecht trat, ward es ihr möglich, einigen Widerstand zu leisten. So weit Genf und Savoyen, auf das wir später zurückkommen werden. Aber auch östlich von da, in den enetbürgischen Landen, besonders in der Vogtei Locarno, hatte (wie in Oberitalien überhaupt) die evangelische Lehre Eingang gefunden, und von da vertrieben hatten die gewerbthätigen Flüchtlinge in dem gastlichen Zürich sich angesiedelt*). Auch nach der Vertreibung jener Familien erhielt sich indessen in jenen Gegenden, sowie auch im Veltlin ein Heerd der antikatholischen Stimmung, und es war somit die Aufgabe der Päpste und ihres Anhangs, diesen Heerd wo möglich zu zerstören. Eine kräftige Ver-

*) Von dieser evangelischen Gemeinde in Locarno und ihrer Auswanderung nach Zürich ist neulich eine ausführliche Geschichte erschienen von Ferdinand Meyer, Zürich 1836.

bindung mit den katholischen Ständen der Eidgenossenschaft, in deren Gebiet ein Theil der ketzerischen Thäler lag, war dazu vor allem erforderlich. Eine solche dauerndere Verbindung als bisher einzuleiten und zugleich den Samen der Ketzerei auszurotten, wo er um sich gegriffen, dazu ward Carlo Borromeo von dem ihm gleichgesinnten Papst Pius V. ausersehen. Nachdem er bereits das Amt eines Inquisitors im Mailändischen versehen und strenges Verfahren gegen die Ketzer geübt hatte, verfügte er sich in die nördlichen Distrikte der mailändischen Diöces, in das Livinerthal, in das Thal von Bregno und in die Landvogtei Riviera, welche sämmtlich damals unter der Botmäßigkeit der drei schweizerischen Urkantone standen. Mit großer Freude und unter vielen Ehrenbezeugungen ward der Erzbischof von diesen katholischen Ständen empfangen, und des Landes kundige Männer wurden ihm mitgegeben, als er die beschwerliche Reise in die entlegensten Winkel dieser Thäler antrat. „Ueberall," so erzählt ein katholischer Schriftsteller *), „ging der heilige Prälat hin, seine verlorenen Schäflein in den Felsenklüften und in den unzugänglichsten Orten aufzusuchen. Den größten Theil der Reise war er genöthigt zu Fuß zu machen und durch den Schnee sich Bahn zu brechen; öfter mußte er sich der Steigeisen bedienen, um über die abschüssigen Felsen wegzukommen. Aber mit Vergnügen ertrug er Hunger und Frost, Durst und Anstrengung, und bei einem Stück schwarzen Brot, einer Hand voll Schneewasser und einigen Kastanien, fast der einzigen Frucht, welche die wilden Gebirge boten, dachte er auf das Heil der ihm anvertrauten Seelen." Ausrottung der Ketzerei und Reformation im katholischen hierarchischen Sinne gingen bei ihm stets Hand in Hand. Er fühlte es wohl, daß mit trägen und unwissenden Geistlichen der Kirche nicht gedient sei. Diese setzte er ab, wo er sie fand, denn auch für den schlechtesten Winkel der Christenheit sollten diese Miethlinge nicht gut genug sein. Grade diese verlassenen Posten sollten nach seinem Sinne mit schlagfertigen Wächtern besetzt sein, damit der Feind durch sie nicht eindringe in das Herz der katholischen Christenheit. Wo es an solchen Männern fehlte, da trat Borromeo selbst ein, und so wenig

*) Der Fortsetzer von Fleury a. a. O. S. 544. vgl. Sailer S. 49. und 70.

einſt der Kanzler Gerſon es verſchmäht hatte, ſelber Kinderlehre zu halten, ſo wenig hielt es Borromeo unter ſeiner Würde, die armen Hirtenkinder ſelber in der chriſtkatholiſchen Lehre zu unterrichten. Durch kleinere und größere Geſchenke an Kinder und Erwachſene, durch die Leutſeligkeit, womit er die Herrn des Landes an ſeine Tafel zog, machte er ſich die Herzen geneigt; mehr aber noch wirkte der gewaltige Eindruck ſeiner perſönlichen Leiſtungen und ſeiner alles überwindenden Hirtentreue. Nach Mailand zurückgekehrt ſorgte Borromeo weiteres dadurch für die katholiſche Schweiz, daß er ein eigenes Seminar für junge Prieſter ſtiftete, worein er ſogleich ſechs junge Leute verpflanzte, die er mit ſich genommen hatte, um für den geiſtlichen Stand ſie bilden zu laſſen. Auch veranlaßte er, wie ſchon bemerkt, den Papſt Pius V. zur Errichtung einer ſtändigen Nuntiatur. Auf ſeinen Namen ſchloſſen dann ſpäter die fünf alten Orte in Verbindung mit Solothurn und Freiburg den goldenen oder Borromeiſchen Bund, im Jahr 1586, wodurch die Kluft zwiſchen den Reformirten und Katholiſchen noch weiterhin befeſtigt wurde. — So ſehr es uns auf der einen Seite ſchmerzt, daß gerade dieſer Mann das Werkzeug zu dieſer Trennung werden mußte, ſo wenig dürfen wir ſeinen Eifer verkennen, der ihn weit über eine andere Partei der katholiſchen Kirche erhebt, die damals wie zu allen Zeiten — leider auch in der proteſtantiſchen Kirche — ihre Anhänger fand, eine Partei, der es am wohlſten war, wenn alles beim Alten blieb und die jeder Reformation, ſie mochte von gutkatholiſcher oder von der entgegengeſetzten Seite ausgehn, ſchon darum abhold war, weil ihre Bequemlichkeit dadurch geſtört und ihr Eigennutz gefährdet wurde. Dieſe mächtige Partei einer unbedingten Stabilität trat auch gegen den ihr immer läſtiger werdenden Erzbiſchof von Mailand auf. In ihren Augen war jeder Reformator ein Ketzer; ſo auch der entſchiedenſte Ketzerfeind Borromeo.

Wenn wir in der vorigen Stunde mehrere neue Orden haben entſtehen ſehen, vorzüglich auch zum Heil der leidenden Menſchheit, ſo lag der Grund dieſer Erſcheinung auch darin, daß mehrere der ſchon beſtehenden Orden von ihren frühern Zwecken abgewichen und zu einer Reformation nur ſchwer zu bewegen waren Zu dieſen verunſtalteten Orden gehörte der Orden der Humilia-

ten. Dieser im 12. Jahrhundert entstandene und von Innocenz III. im 13. Jahrhundert bestätigte Orden hatte in Mailand und der Lombardei seinen Sitz. Ursprünglich bestand er aus einem Verein frommer Laien, die besonders in Tuchmanufactur ihren Broterwerb suchten, daneben aber Werke der Barmherzigkeit übten und gemeinschaftliche Andachten verrichteten. Aber in der Folge artete diese Brüderschaft, die ein förmlicher Mönchsorden geworden war, in Schwelgerei und Müßiggang aus. Carlo Borromeo suchte aus reinem Eifer dieses vaterländisch kirchliche Institut wieder zu heben und zu seiner einfachen, frommen Gestalt zurückzuführen. Aber eben dieß hätte ihm bald das Leben gekostet. Die Humiliaten waren so erbittert über ihn, daß, als er einst zur Nachtzeit in seiner Kapelle die Hausandacht verrichtete (es war den 26. Oct. des Jahres 1569), ein Flintenschuß auf ihn losgefeuert wurde von einem der Mönche. Merkwürdig ging der Schuß in eben dem Augenblick los, als der Sängerchor in der Kapelle die Worte des Erlösers intonirte: „Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.“ Augenblicklich verstummte die Musik, alles gerieth in Bewegung; Borromeo allein zeigte sich unverwirrt, hieß die Aufgestörten ihre Plätze wieder einnehmen und setzte unverweilt die Andacht fort mit einer Ruhe der Seele und einer Heiterkeit des Angesichts, als ob nichts vorgefallen wäre. Dieß wirkte gewaltig. Der Schuß hatte ihn im Rücken gestreift und hinterließ nur eine leichte Verwundung. Jedermann sah in diesem Vorfall eine augenscheinliche Rettung von höherer Hand. Das Ansehn des Bischofs stand fester als je. Eine allgemeine Prozession ward angeordnet; Glückwünsche des Papstes und vieler Fürsten liefen ein; die Feinde verkrochen sich und der Orden der Humiliaten ward aufgehoben. — Karl Borromeo fuhr fort als Vater seiner Mailänder zu wirken. Als im Jahr 1570 die Hungersnoth, im Jahr 1576 die Pest regierte, war er einer der ersten, die thätige Hülfe leisteten. Leib und Leben widmete er dem Volke, dessen Vater er war. Wo das Elend am größten, da sah man ihn als rettenden Engel. Man glaubte an die Wunder, die seine Nähe wirkte. Nach einem thatenreichen, der Tugend und Frömmigkeit geweihten Leben starb Carlo Borromeo in einem Alter von 46 Jahren, den 3. Nov. 1584. Sein Körper hatte

nicht nur viel gelitten durch die Anſtrengungen auf Reiſen und durch Nachtwachen, die ſeine unermüdliche Hirtenſorge erforderten; ſondern auch die vielen Kaſteiungen hatten tiefe Narben zurückgelaſſen. Was Wunder, wenn der Mann, der zum Märtyrer des neuern Katholicismus geworden, auch unter deſſen Heilige verſetzt ward*)? Ein ſonderbares Gemiſch war in dieſem Charakter von hingebender Frömmigkeit und hierarchiſchem Geiſte, von evangeliſchem Liebeseifer und inquiſitoriſcher Härte, von freiem Reformationsgeiſte und von demüthiger Unterwerfung unter die Satzungen der Kirche und deren ſichtbares Oberhaupt. Nie empfing er ein päpſtliches Breve anders, als mit entblößtem Haupte! — Sein Andenken blieb im Segen.

Wenige Jahrzehnde nach dieſem Manne wirkte in ſeinem Sinne, vielleicht mit noch mehr Innerlichkeit des religiöſen Sinnes, im Geiſte der katholiſchen Myſtik ein andrer Mann, der gleichfalls auch in unſerm Vaterlande das Geſchäft des Bekehrers übernahm, dabei aber auch in der That ein Leben darſtellte, das im Stande war, ein gutes Vorurtheil für die Religion zu erwecken, die ſolch ein Leben erzeugte.

Franz von Sales, den wir bereits als den Stifter des Ordens der Heimſuchung kennen, verdient in mehrfacher Hinſicht unſre Beachtung. Er wurde geboren den 21. Auguſt 1567**). auf dem Schloſſe Sales im Savoyiſchen. Den Namen Franz erhielt er von ſeinen ſtreng katholiſchen Eltern zu Ehren des heiligen Ordensſtifters von Aſſiſi. Nachdem er auf dem Collegium in Annecy ſeine erſte Bildung erlangt hatte, bildete er ſich zu Paris unter den Benedictinern und Jeſuiten zum Theologen aus. Schon hier ward ihm der Unterſchied klar zwiſchen der bloßen Wiſſenſchaft und dem, was er und die Frommen ſeiner Zeit Meditation

*) Paul V. erließ im Jahr 1610 auf Betrieb Philipps III. von Spanien die Kanoniſationsbulle, wonach das Andenken an den Heiligen jährlich den 4. November gefeiert werden ſollte. Die Bulle findet ſich in Sailers Schrift mitgetheilt S. 152 ff., wo auch die Wunder aufgeführt werden, die er verrichtet haben ſoll.

**) Die ausführliche Biographie von Marſollier war mir nicht zur Hand, auch nicht die neuere von Renſing. Ich bin meiſt Helyot gefolgt, Histoire des ordres monastiques T. IV. p. 327. und Schröckh III. S. 506 ff., womit zu vergleichen Sailers Briefe aus allen Jahrhunderten Bd. 3. S. 127 ff.

nannten. Während jene mehr nur den Geiſt ſchärft und einzelne Fähigkeiten deſſelben ausbildet, giebt dieſe der Seele eine erquickende Nahrung und fördert ſie in ihrem geſammten Heil*). In dieſer contemplativen Geiſtesrichtung zeigt die Jugendgeſchichte auch dieſes Myſtikers viel Aehnliches mit der Luthers, ſo verſchieden ihre ſpätere Entwicklung war. Auch er mied wie Borromeo die Spiele der Kindheit und brachte die Stunden, welche die Studiengenoſſen zur Luſtbarkeit verwandten, am liebſten im Gebet und in Betrachtung der heiligen Vorbilder zu, denen ſeine jugendliche Seele nachſtrebte. Wie Luther einſt in einer entſcheidenden Stunde ſeines Lebens ein unvorſichtiges Kloſtergelübde that, das in der Folge ihn reute, ſo that auch Franz von Sales vor dem Angeſicht der heiligen Jungfrau das Gelübde ewiger Keuſchheit, jedoch ohne nachherige Reue. Gleich Luthern hatte auch er viel Stunden geiſtlicher Betrübniß, ohne jedoch auf demſelben Wege, wie dieſer, aus ihr errettet zu werden. Seine Retterin ward ihm die Mutter Gottes (wie er glaubte), und die Frucht ſeiner Kämpfe war, wie bei Loyola, eine nur um ſo größere Anhänglichkeit an die Religion der Väter. Auch er ſollte übrigens, wie Luther, Calvin u. a. große Männer, nach dem Wunſche ſeiner Eltern eine weltliche Laufbahn durchmeſſen, ward aber immer wieder zur Theologie hingetrieben und durch den gelehrten Jeſuiten Poſſevin in ſeinem Vorſatz beſtärkt. So trat er, nachdem er ſich in Padua der Rechtsgelehrſamkeit befliſſen hatte, in den Prieſterſtand, zum großen Leidweſen ſeiner Eltern, die ihm ſchon eine Senatorſtelle in Chambery und eine würdige Braut beſtimmt hatten. Obwohl Genf unter der Zeit zum Proteſtantismus übergegangen war, ſo bewahrte doch die katholiſche Kirche ihrem Syſtem gemäß alle Anſprüche auf die Beſetzung der kirchlichen Aemter daſelbſt. So wurde Franz von Sales durch eine päpſtliche Bulle zum Propſt von Genf beſtimmt, deſſen katholiſcher Biſchof ſeinen Sitz in Annecy hatte. Er predigte mit großem Beifall. Schon ſein erſter öffentlicher Vortrag hatte auffallende Bekehrungen vornehmer Per-

*) La méditation est fort différente de l'étude; car la fin de l'étude est la science, mais la fin de la méditation est l'amour de Dieu et la pratique de la vertu. (Introduction à la vie dévote. Paris 1825. p. 64.)

ſonen zur Folge. Aber auch des rohen Landvolks erbarmte er ſich, und predigte den Armen das Evangelium.

Ein ähnlicher Auftrag ward ihm rückſichtlich der Schweiz, wie dem Carlo Borromeo. Als nämlich der Herzog von Savoyen im Jahr 1594 den Genfern die Landſchaft Chablais entriſſen, in welcher bereits Calvins Lehre ſich ausgebreitet hatte, ſo war das Erſte, daß er den Biſchof beauftragte, durch ausgeſandte Geiſtliche die Abgefallenen wieder in die katholiſche Kirche zurückzuführen. Es bedurfte dazu unterrichteter, entſchloſſener und frommer Männer, die im Stande wären die katholiſche Religion von ihrer Lichtſeite darzuſtellen und ihr durch den eignen frommen Wandel den ſicherſten Nachdruck zu geben. Und wer war dazu geeigneter, als unſer Franz von Sales? Er bewies den Eifer eines Borromeo. In der härteſten Witterung unternahm er, in Begleitung eines Verwandten, ſeine Miſſionsreiſe. Die Thüren wurden ihnen von den Calviniſten verſchloſſen; ſelbſt ihr Leben ſtand auf dem Spiel. Dennoch ſiegte die Beharrlichkeit und der apoſtoliſche Eifer des Mannes über alle Schwierigkeiten, und wenn auch die päpſtliche Belobungsbulle, die von ihm rühmt, „daß er 72000 Ketzer bekehrt habe," den Mund etwas voll nimmt, ſo ſcheint doch wenigſtens ſeine Wirkung auf die Gemüther eine außerordentliche geweſen zu ſein. Ob Franz in ſeinem Bekehrungseifer auch verwerfliche Mittel angewandt habe? dürfte ſich wohl kaum mit Sicherheit ermitteln laſſen. Er ſoll zu gewaltthätigen Maßregeln, namentlich zur Deportation der reformirten Geiſtlichen, gerathen, ja er ſoll in einer Unterredung mit dem berühmten Theodor Beza die Beſtechung verſucht und ihm im Namen des Papſtes Clemens VIII. auf den Fall ſeines Uebertritts zur römiſchen Kirche einen Jahrgehalt von 4000 Goldſtücken verheißen haben. Das Erſtere kann wohl möglich ſein, da auch frömmere Gemüther von Härte gegen Andersdenkende nicht immer frei waren. Das Letztere that er, wenn ers that, aus Auftrag des Papſtes, und da hat freilich leider die Moral eines treuergebenen Katholiken ein Ende. Im Uebrigen ſcheint aber doch die Güte und Sanftmuth der Haupthebel ſeiner Bekehrungsthätigkeit geweſen zu ſein; denn alſo pflegte der Cardinal du Perron von ihm zu ſagen: durch Gründe getraue er ſich jeden Ketzer in der Welt zu widerlegen; aber da wo es auf wahre Bekehrung an-

komme, da müßte er die Sanftmuth eines Franz von Sales besitzen*). Zur Belohnung für seine vielen Verdienste um die Kirche ward Franz von Sales im Jahr 1599 von dem Bischof von Genf zu seinem Coadjutor und im Jahr 1602 zu dessen Nachfolger erwählt. Auch als Bischof (in partibus infidelium) fuhr er fort, selbst zu predigen und zu katechisiren, während er auf der andern Seite zur Unterdrückung des Protestantismus nicht minder thätig war. Den Purpur des Cardinals, der ihm angeboten wurde, lehnte er ab und seine Einkünfte verwandte er dermaßen zu Wohlthaten, daß er selber Mangel litt.

Als ihn die Gemahlin des Herzogs von Savoyen, Christina von Frankreich, die Tochter Heinrichs IV., zu ihrem Almosenier (aumônier) machen wollte, bedingte er sich zwei edle Freiheiten aus: 1. in seinem Kirchsprengel bei seiner Heerde leben zu dürfen, und 2. keine Besoldung von ihr anzunehmen, zur Zeit, wenn er keine Aufträge von ihr zu entrichten hätte. Die Prinzessin ließ sich die beiden Bedingungen gefallen, und gab ihm einen Diamant von großem Werth zum Geschenke, „mit der Bedingung," setzte sie hinzu, „daß Ihr ihn aus Achtung für mich behaltet." „So lange," erwiderte der Bischof, „bis ihn die Armen nöthig haben." „In diesem Falle," sagte die edle Frau, „mögt ihr ihn versetzen, und ich werde ihn für Euch wieder lösen." „Ich fürchte," sprach Sales, „der Fall möchte sich oft ereignen und ich am Ende Eure Güte mißbrauchen**)." —

Franz von Sales starb den 28. Christmonats des Jahres 1622. Am Grabe des frommen Bischofs sollen sich Wunder ereignet haben und auch ihn hat die Kirche gleich dem heiligen Borromeo kanonisirt. Wir dürfen diesen Mann, der gewissermaßen ein Vorläufer Fenelons genannt werden darf, nicht verlassen, ehe wir auch noch seiner schriftstellerischen Thätigkeit Erwähnung gethan haben, die uns zugleich auf das Gebiet der katholischen Mystik führt. Mehrere unter Ihnen kennen wahrscheinlich schon die Introduction à la vie dévote, ein Buch, das sich mit allem Fug an Thomas Kempis anschließen darf, rücksichtlich der Lauterkeit des Sinnes, und das vielleicht an Fülle religiöser Ideen das letztere Buch noch

*) Siehe Iselin hist. Lex. unter Sales.
**) Sailer a. a. O. S. 129. 130.

übertrifft. Eine gewisse katholische Gesetzlichkeit in Beziehung auf die Beobachtung äußrer Gebräuche und Ceremonien kann zwar hier wie dort dem protestantischen Lehrer anstößig werden; allein man darf gleichsam nur diese dünne Haut wegschälen, so findet man darunter einen unversehrten Kern gesunder, praktischer Frömmigkeit. Ich muß sogar gestehen, daß ich der Mystik des heiligen Franz in einer gewissen Hinsicht den Vorzug geben möchte vor der deutschen Mystik eines Weigel und Böhm. Wenn nämlich bei den letztern (wie wir gesehn haben) das speculative und theosophische Element vorwaltet und oft in paracelsische Träumereien sich versteigt, so tritt dieß bei dem einfachen, frommgläubigen Sales ganz zurück. Seine Mystik ist die reine Herzensmystik, und wenn sie auch an Kraft und Tiefe der Gedanken der deutschen Mystik nachsteht, so übertrifft sie sie wieder an Zartheit und Innigkeit. Selbst vor dem nüchternern Johann Arnd hat Sales einen Vorzug, der freilich mehr in der Form, als in der Sache besteht. Wir dürfen uns nämlich nicht verhehlen, daß die Franzosen der damaligen Zeit den Deutschen allerdings voraus waren in der Kunst des Stils. Wenn Arnd bisweilen durch seine Breite ungenießbar wird, und seine Bilder hie und da den guten Geschmack verletzen, so hat St. François de Sales schon jene Klassicität des Ausdrucks, wie sie nachher dem Zeitalter Ludwigs XIV. eigen war. Seine Bilder sind meist aus dem Leben der Natur entlehnt, oft auf eine höchst originelle Weise; und nur selten verirrt sich der Verfasser in Spielereien, was ihm am meisten da begegnet, wo er alttestamentliche Bilder, z. B. aus dem Hohenliede, auf christliche Verhältnisse anwendet. Ueber solche einzelne Störungen wird jedoch der Lehrer gerne wegsehen, weil er vielfach durch den Inhalt entschädigt wird. Auch darin noch hat der katholische Mystiker einen Vorzug, jedoch nur einen bedingten, vor seinen protestantischen Geistesverwandten, daß er mehr als sie auf die einzelnen sittlichen Verhältnisse des Lebens eingeht, mehr asketische Moral, als speculative Dogmatik giebt. Ich nenne dieß indessen einen bedingten Vorzug, indem eben wieder der feste, evangelische Glaubensgrund bei den deutschen Mystikern ein Vorzug noch größrer Art ist, den wir nicht dagegen einbüßen möchten. Die Zeit gestattet mir nicht aus den Schriften des frommen Bischofs Ihnen

Auszüge zu geben. Um so mehr empfehle ich Ihnen „die Einleitung zum andächtigen Leben," welche den Kern seiner Theologie enthält, zum eignen Nachlesen. Seine übrigen Schriften sind mir weniger bekannt; doch hat der würdige katholische Bischof Sailer in seinen Briefen aus allen Jahrhunderten, dem vierten Bande, schöne Auszüge aus der Correspondenz des Bischofs gegeben, die gleichfalls zu einer zweckmäßigen Erbauung sich eignen, und ich hoffe, daß auch Sie das Urtheil Sailers bestätigt finden werden, wenn er über Franz von Sales sagt*): „Rein und lichthell und milde war sein Thun; rein, lichthell und milde war auch, was er sprach, was er schrieb."

Wenn so Carlo Borromeo und Franz von Sales dadurch reformatorisch wirkten, daß sie im Zusammenhang mit der katholischen Kirche und durch die Mittel, die in ihr liegen, den bessern Geist derselben zu wecken und zu beleben suchten, wobei sie selbst an die Hierarchie sich anlehnten, so fehlte es von der andern Seite auch in der katholischen Kirche nicht an solchen reformatorischen Geistern, welche derselben Hierarchie mit protestantischer Kraft entgegenwirkten und demnach eine dem Protestantismus verwandte Opposition bildeten. Unter diesen zeichnete sich der Servitenmönch Fra Paolo Sarpi aus, der als Vertheidiger der Republik Venedig gegen den Papst Paul V. in die Schranken trat. Auch Sarpi**), der Sohn eines ruinirten Kaufmanns in Venedig, machte sich durch große Strenge des Lebens und der Sitten seinen Zeitgenossen achtungswerth. Mathematischer und juristischer Scharfsinn und eine über die gewöhnlichen Kenntnisse des Zeitalters hinausgehende Bekanntschaft mit den Gesetzen der Natur waren bei einem zarten, schwächlichen Körper seine hervorstechenden Geistesgaben, durch welche er bald die Aufmerksamkeit der größten Geister, wie eines Carlo Borromeo, auf sich zog. Mit den weltlichen Wissenschaften verband aber Paul Sarpi ein eifriges Studium der Bibel. Er hatte angefangen, die Stellen der Schrift, die ihm besonders merkwürdig waren, in seinem Exemplar zu unterstreichen, und siehe da! bald fand sich keine Stelle mehr, die nicht unterstrichen war. Indessen schien es we-

*) a. a. O. S. 129.

**) Siehe Courayer, vie de Fra-Paolo vor dessen Ausg. der Histoire du Concile de Trente, und vgl. Ranke II. S. 334 ff.

niger ein vollendetes dogmatiſches Syſtem, als vielmehr die entſchiedene Abneigung gegen die weltlichen Anmaßungen der Päpſte, was ihn zum Reformator ſtempelte und ihn eine entgegengeſetzte Richtung verfolgen ließ, als die, welche Borromeo und Franz von Sales verfolgten. Eine äußere Veranlaſſung warf ihn beſonders in dieſe Bahn der Oppoſition hinein. Der Papſt hatte im Jahr 1606 über Venedig das Interdict verhängt, weil die Republik ihre alten Rechte ſich nicht wollte von ihm entwinden laſſen*). Als Sarpi dieſe Rechte kühn vertheidigte, traf auch ihn der Bannſtrahl. Die Jeſuiten waren ſeine Feinde. Einſt ward er von fünf Banditen angefallen und mit funfzehn Dolchſtichen verwundet in den Straßen liegen gelaſſen; doch erholte er ſich wieder, und trotz mehrfach erneuerter Attentate auf ihn erreichte er ein Alter von 71 Jahren. Er ſtarb in fromm ergebener Stimmung und unter den Tröſtungen der katholiſchen Sacramente, den 14. Jan. 1623. Ein heiteres Lächeln ſchwebte auf den Lippen der entſeelten Hülle. Bei dem venetianiſchen Volke ſtand Fra Paolo ſowohl ſeiner muſterhaften Frömmigkeit, als ſeiner hohen Vaterlandsliebe wegen in ſo hohem Anſehn, daß ſich viel Gläubige auf ſeinem Grabe verſammelten, um auf demſelben zu beten. Aber Papſt Urban VIII. verbot dieſe Uebungen als ärgerlich**). Unter den Schriften Paul Sarpi's iſt die Beſchreibung des tridentiner Concils die berühmteſte.

Nicht nur aber die hierarchiſche Verfaſſung der katholiſchen Kirche fand in dieſer Zeit Widerſpruch im Innern dieſer Kirche ſelbſt. Auch in Beziehung auf die Lehre entwickelte ſich allmählig eine Oppoſition. Die evangeliſche Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben war ja bekanntlich die Lehre geweſen, durch welche Roms Macht geſtürzt wurde. Und dennoch fand eben dieſe Lehre, im Zuſammenhang mit dem ſtrengern auguſtiniſchen Syſtem, fortwährend ihre Anhänger auch in der katholiſchen Chriſtenheit. Wenn auch gleich das tridentiner Concil die entgegengeſetzten Behauptungen nicht ohne Widerſpruch mancher Beiſitzer***) feſtgeſtellt

*) Der Streit drehte ſich um die Stiftung neuer Orden und um die geiſtliche Gerichtsbarkeit.

**) Iſelins Lexicon unter Sarpi.

***) Siehe oben.

hatte, und wenn auch gleich die gelehrten Jesuiten, wie der Cardinal Bellarmin sich zu Vertheidigern derselben aufwarfen, so fehlte es doch nicht an Einzelnen, welche grade in der Lehre von der Rechtfertigung den Grundsätzen des Protestantismus beipflichteten, wenn sie auch im Uebrigen katholisch blieben. In den Niederlanden brach zuerst ein Streit aus, der in der Folge eine sehr bedenkliche Gestalt annahm. Als nämlich Michael Bajus, Professor der Theologie zu Löwen, die Lehre Augustins in dem Sinne vertheidigte, in welchem die Protestanten sie gefaßt hatten, reizte er dadurch den Widerspruch der Jesuiten. Die Päpste Pius V. und Gregor XIII. verdammten die Lehre des Bajus, und der Jesuit Molina setzte ihr ein anderes Werk entgegen. Clemens VIII. endlich setzte ein eigenes Collegium von Prälaten nieder, denen er die Untersuchung dieses wichtigen Lehrpunktes übertrug*). Aber mit diesem äußern diplomatischen Kunstgriff war der Sache nicht geholfen. Das Bedürfniß nach einer tiefern Glaubensansicht machte sich fortwährend geltend, und endlich trat in der Gestalt des Jansenismus eine förmlich protestantisch-dogmatische Partei in der katholischen Kirche auf, deren Geschichte jedoch schon einer spätern Periode angehört. Bei diesem Wendepunkt, dem Eintritt des Jansenismus in die katholische Kirche, glaube ich für diese Periode die Geschichte derselben schließen zu dürfen, indem ich mir für die nächste Stunde unsrer letzten Zusammenkunft nur noch einige allgemeine Bemerkungen über das Verhältniß des Katholicismus zum Protestantismus in dieser Zeit und über ihren beiderseitigen Einfluß auf Politik, auf Wissenschaft, Kunst, Sitte und Leben vorbehalte.

*) Congregationes de auxiliis gratiae.

Zweiundzwanzigste Vorlesung.

Recapitulation. Ueber den Einfluß des Protestantismus und Katholicismus auf Politik, Wissenschaft, Kunst, öffentlichen Cultus und Sitte. Das Kirchenlied der Lutheraner und die reformirten Psalmen. Palestrina. Die Predigtweise. Beiträge zur Sittengeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Hans von Schweinichen. Dorothea Sibylla. Schlußbetrachtungen.

Wir haben in den bisherigen Stunden unsre Aufgabe, wie ich sie in der ersten Vorlesung andeutete, bis zum Ende unsrer ersten Periode, d. h. bis zu den Zeiten des dreißigjährigen Krieges verfolgt. Die schon vorgerückte Jahreszeit erlaubt uns nicht mehr, die beiden spätern Perioden*) in unsre dermalige Darstellung hineinzuziehen. Ja, auch die Geschichte des dreißigjährigen Krieges selbst mußten wir unberührt liegen lassen. Um so zweckmäßiger wird es aber sein, die gegenwärtige, uns noch übrig bleibende Stunde theils zu einem kurzen Rückblick auf das bisher Behandelte zu benützen, theils aber auch vorzüglich dazu, uns die Resultate zusammenzustellen, die wir aus unsern Betrachtungen zu ziehen berechtigt sind. Wir wollten ja den Einfluß des Protestantismus auf die Bildung der Zeit, auf das Leben der Völker, auf Politik, Wissenschaft, Kunst und Sitte erwägen. Das war die ursprüngliche Tendenz dieser Vorlesungen. Es konnte dieß aber zunächst nur geschehn durch eine Darlegung der weitern geschichtlichen Entwicklung des Protestantismus selbst. Das Allgemeine kann ja erst dann mit Frucht und Nutzen zusammengestellt werden, wenn das Besondere der Anschauung vorangegangen ist. Und so wird denn diese Stunde den eigentlichen Gang der Untersuchung zum Abschluß bringen, indem sie das, was wir bisher besonders betrachtet haben, wieder unter allgemeine Gesichtspunkte bringt, dabei aber auch noch manches Einzelne und Besondere hinzuzieht, um die Anschaulichkeit des Gemäldes zu erhöhen.

*) Vom westphälischen Frieden bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts und von da wieder bis auf unsre Zeit.

Indem wir nun zuerſt einen Rückblick thun auf die zurückgelegte Periode der Geſchichte des Proteſtantismus, ſo finden wir uns in einem andern Fall, als wir uns beim Abſchluß der Reformationsgeſchichte (im engern Sinne des Wortes) befanden. Dort hatten wir ein Ganzes vor uns, das aus einem großen Impuls hervorgegangen war: eine mächtige Thatſache, die zwar in verſchiedenen Formen hervortrat, die aber ſich leicht wieder in ein Bild zuſammenfaſſen ließ. Hier aber ſind verſchiedene Bilder an unſerm Blick vorübergegangen, die nicht alle einen gleich günſtigen Eindruck hinterlaſſen haben. Wir hatten es mit einer blutigen Zeit auf der einen, mit einer trockenen und dürren Zeit auf der andern Seite zu thun, und doch fehlte es auch dieſer Zeit nicht an großen Charakteren, an gewaltigen Erſcheinungen und Bewegungen, an vielfachen Elementen der Bildung, an ſchönen Einrichtungen, an ruhmwürdigen Zügen der Aufopferung und des Edelmuthes. Stellen wir den Katholicismus und Proteſtantismus noch einmal einander gegenüber, wie ſie ſich uns in dieſer Zeit gezeigt haben, ſo können wir nach dem, was wir geſehn, nicht unbedingt ſagen, hier iſt das Licht und dort der Schatten. Wir finden beides in beidem gemiſcht. Bei der Geſchichte der Verfolgungen, welche die Proteſtanten in Frankreich, den Niederlanden, in England und Schottland zu beſtehen hatten, nahmen wir natürlich einen regen Antheil an dem Schickſal unſrer Glaubensgenoſſen. Wir bewunderten ihren Muth, ihre Standhaftigkeit, ihre hohe Glaubensfreudigkeit in dem Maaße, als wir die blutdürſtigen Anſtalten der Inquiſition, die Greuel der Bartholomäusnacht, das ränkevolle Verfahren einer Katharina von Medicis und die fanatiſche Wuth eines Philipp und Alba verabſcheuten. Welche gewaltige, heroiſche Erſcheinungen begegneten uns in einem Annas dû Bourg, einem Coligny, einer Jeanne d'Albret und ihrem Sohne, einem dû Pleſſis Mornay, in den Brüdern des Hauſes Oranien, einem Cranmer, Knox und Eliſabeth! Dennoch konnten wir ſchon damals die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es auch in der katholiſchen Kirche würdige, fromme und gemäßigte Männer gab, wie ein l'Hôpital in Frankreich, ein Polus in England. Ja, wir konnten nicht umhin, namentlich in dem letztern Lande die traurige Wendung zu bedauern, welche der Pro-

teſtantismus nahm, indem er ſelbſt wieder das Schwert gegen die kehrte, die von dem Rechte der Gewiſſensfreiheit Gebrauch machen wollten. Und auch in den Religionskriegen anderwärts begegneten uns manche Ausartungen der Leidenſchaft auf beiden Seiten. Als wir darauf die innere Geſchichte des Proteſtantismus näher beleuchteten, da begegneten wir einem rohen, wilden Gezänke, das ſelbſt wieder hie und da in Verfolgungen ausbrach. Aber mitten unter dieſem dem Princip der Reformation Hohn ſprechenden Gewirre und Getöſe ſahen wir Einzelne einen tiefern Blick wagen in die Geheimniſſe des religiöſen Lebens, und wenn auch die ſogenannten Myſtiker auf mancherlei Abwege geriethen, ſo zeugte doch ihr Streben von einem lebendigen, nach Wahrheit ringenden Geiſte. Und bei dieſem bloßen Ringen blieb es nicht allein. Es erhoben ſich Einzelne auch zur größten Klarheit des Gedankens. Den praktiſch frommen Geiſt Luthers ſahen wir auf Johann Arnd übergehen; die freiere wiſſenſchaftliche Richtung eines Reuchlin, Erasmus, Weſſel begegnete uns wieder auf verſchiedene Weiſe, hier in Valentin Andreä, dort in Baco, Grotius und Kepler, und ſo fehlte es denn nicht an einem Verein von Geiſtern, welche das Kleinod des Proteſtantismus aus der Brunſt der Verfolgungen, wie aus der Waſſerfluth der theologiſchen Zänkereien herausretteten und es der Nachwelt überlieferten. Das Andenken an dieſe wahrhaft reformatoriſchen Geiſter zu erneuen, die leider! ſelbſt dem Namen nach bei vielen unſrer Zeitgenoſſen unbekannt ſind, war eine Hauptaufgabe dieſer Vorträge. Wenn wir aber dann, wie die Billigkeit es erforderte, auch einen vergleichenden Blick erſt auf die von uns getrennten Sekten und dann zuletzt auf die katholiſche Kirche thaten, ſo begegneten uns auch in der letztern Männer, denen wir unſre Achtung nicht verſagen konnten. Die Träger der katholiſchen Gelehrſamkeit, die theologiſchen Schriftſteller Baronius, Bellarmin, Poſſevin u. a. konnten wir nicht einmal in den Kreis unſrer Darſtellung hereinziehn. Wir begnügten uns bloß mit denen, die praktiſch auf die Kirche einwirkten, und da hätten wir abſichtlich unſer Herz verengen müſſen, wenn wir der Aufopferungsfähigkeit eines Vincenz von Paula, eines Miani, eines Carlo Borromeo, wenn wir der Frömmigkeit eines Franz von Sales unſre Achtung hätten verſagen wollen. Selbſt

an dem Stifter des Jesuitenordens und an seinem Schüler Xaver, dem Apostel der Indier, mußten wir wenigstens die Kraft des Willens und ihre Ausdauer bewundern; und auch unter den Päpsten fehlte es nicht an einzelnen großen und achtungswerthen Charakteren. Dazu kommt endlich, daß auch in dieser Kirche protestantische Elemente sich regten, wie die Geschichte des Paolo Sarpi und des Michael Bajus am Schlusse der vorigen Stunde uns gezeigt hat.

Wenn wir nun aber nicht sagen können, in der sichtbaren protestantischen Kirche, wie sie der zurückgelegte Zeitraum uns darstellt, sei allein das Richtige zu finden, in der sichtbaren katholischen Kirche das Unrichtige, so werden wir doch, wenn wir auf die Principien zurückgehn, wie sie sich im Zeitalter der Reformation und noch später von einander geschieden haben, den Einfluß des protestantischen Princips als einen überwiegend heilsamen Einfluß erkennen, so daß wir sagen müssen, die Mängel der protestantischen Kirche, die wir entdecken, sind nicht sowohl aus diesem Princip gefolgt, als vielmehr demselben zuwider; und umgekehrt verdankte die katholische Kirche manches Gute der Anregung, die von dem protestantischen Princip ausgegangen war und auf sie zurückwirkte. — Lassen Sie uns nun den Einfluß dieses Princips auf die einzelnen Lebensgebiete etwas genauer betrachten.

Fassen wir zuerst den großen Umschwung der politischen Geschichte von der Zeit der Reformation bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges ins Auge, so werden wir hier an ein früheres Urtheil Raumers erinnert, daß die gewaltigen Herrschercharaktere, die auf die Zeit gewirkt haben, doch wesentlich dem Protestantismus angehörten. Zu welcher Partei Heinrich IV. zu rechnen sei, darüber könnte zwar gestritten werden; allein, wie man auch immer über seinen Uebertritt urtheilen möge, seine Bildung verdankte er denn doch wesentlich dem Protestantismus, und steht so mit Elisabeth und Wilhelm von Oranien auf einer Linie. — Kaiser Maximilian II., der größte unter den Kaisern dieses Zeitraums, war Katholik, und die kluge Mäßigung, die er, im Gegensatz gegen mehrere der damaligen deutsch-protestantischen Fürsten, beobachtete, gereicht ihm allerdings zur Ehre. Aber dieß beweist nur, daß er, obwohl äußer-

lich mit der katholischen Kirche zusammenhangend, doch das Princip des Protestantismus in sich aufgenommen und es sogar reiner gefaßt hatte, als manche Protestanten selbst. Um so greller ist daher auch sein Abstand gegen Philipp II. und die katholische Maria von England. — Das aber muß uns auffallen, daß die großen protestantischen Fürsten dieser Zeit sämmtlich der reformirten Kirche angehörten, während die Fürsten des lutherischen Bekenntnisses weniger bedeutend einwirkten*). Es hängt dieß freilich mit der Zerstückelung des deutschen Reichs und mit dem Umstand zusammen, daß grade in jenen großen Staaten der reformirte Lehrbegriff der herrschende wurde; aber eben dieß selbst ist nicht ein reiner Zufall. Es ist auch schon von Andern bemerkt worden, daß in dem schweizerischen und auswärtigen Calvinismus eine stärkere Hinneigung zu freien politischen Institutionen lag, als im deutschen Lutheranismus**). Wir wissen, mit welcher Entschiedenheit Luther jeden politischen Aufruhr seiner Zeit unterdrückte. Er that es aus guter Absicht, und die Pietät, welche auch ferner die lutherischen Fürsten gegen das katholische Reichsoberhaupt beobachteten, verdient gewiß alle Achtung. Aber daß dieses passive Verhalten auch wieder hemmend wirkte auf das politische Leben, kann nicht verkannt werden. Die reformirte Kirche hatte ihre Wiege im Republicanismus, ihre Verfassung selbst nahm die Formen davon an, und so ging denn auch diese größere politische Freisinnigkeit auf die fernern Bekenner über; freilich auch mit die größere Gefahr, die Reformation in Revolution umschlagen zu lassen. In welchem engen Verband der Hugenottenkrieg in Frankreich und der Aufstand der Niederlande mit dem Streben nach größerer politischer Freiheit stand, haben wir gesehn. So trug auch in Deutschland das reformirte Kurhaus von der Pfalz kein Bedenken, an die großen reformirten Mächte von Holland und England sich anzuschließen, während Sachsen mit alter Treue am

*) Gustav Adolph war noch nicht aufgestanden!

**) Menzel VI. S. 56. 57. und neulich besonders auch Max Göbel, die religiöse Eigenthümlichkeit der lutherischen und der reformirten Kirche. Bonn 1837., ein Buch, das ich erst nach Beendung meiner Vorlesungen zu Gesicht bekam, das ich aber grade bei dieser letzten Vorlesung gerne noch genauer berücksichtigt hätte.

Haus Oestreich hangen blieb. Ja, wir haben schon früher erwähnt, wie die deutschen Lutheraner den um ihren Glauben kämpfenden Reformirten ihre Hülfe versagten, theils weil sie sie für irrgläubig, theils aber auch weil sie sie für Aufrührer gegen ihre rechtmäßige Obrigkeit hielten, und somit ihr politisches Streben in eben dem Grade als ein revolutionäres mißbilligten, als sie ihre Lehre als eine ketzerische verabscheuten.

Wir haben seiner Zeit zwar das Unheilbringende der Vermengung des Kirchlichen und Politischen anerkannt; und diese wollen wir auch keineswegs als einen Vorzug des Calvinismus rühmen vor dem Lutherthum. Aber abgesehen von dem Gewaltsamen, das sich in die revolutionären Bewegungen einschlich, muß uns doch die freisinnigere oder wenigstens die großartige Politik selbst, wie sie in den reformirten Staaten sich zu gestalten anfing, als ein Fortschritt des Protestantismus nach dieser Seite hin erscheinen, wozu denn noch später im dreißigjährigen Kriege die nordisch-lutherische Macht Schwedens ins Gleichgewicht trat. — Ohne nun behaupten zu wollen, daß die Beweggründe der protestantischen Politik immer nur die rein evangelischen gewesen und geblieben seien, so bleibt doch dies als Thatsache, daß an dem großen Umschwung der politischen Verhältnisse vor und nach dem dreißigjährigen Kriege die protestantischen Ideen einen mächtigen Antheil gehabt, und neben ihrer kirchlich religiösen auch eine welthistorische Bedeutung erlangt haben!

Auch was die innere Verwaltung betrifft, so dürfte nachgewiesen werden, wie auch hier, zumal in Republiken, wie in Genf, der Protestantismus einen bedeutenden Antheil an derselben hatte, was sich denn auch wieder in den größern Ländern zeigte, deren kirchliche Verhältnisse nach dem Vorbilde Genfs sich gestaltet hatten. Die großen Minister der Zeit, Sülly, Cecil, Bacon, waren Protestanten, und zwar Calviniſten. Gleichwohl können wir nicht rühmen, daß der ächte Geist des evangelischen Protestantismus alle Zweige der öffentlichen Verwaltung gleichmäßig durchdrungen habe. Namentlich zeigt sich uns in der Justiz fast durchweg eine große Barbarei. Man schaudert, wenn man die ausgesuchten Martern hört, welche die Japanesen an den Christen

übten, die in ihre Gewalt kamen *). Aber die Christen selbst standen ihnen in nichts nach, und hier möchte sich sogar schwerlich ein Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten zeigen, der zum Vortheil der Letztern ausfiele. Man lese z. B. nur den berüchtigten Grumbachischen Proceß **) im protestantischen Kurfürstenthum Sachsen und die dem Verurtheilten beigefügten Qualen, und man wird mit demselben Abscheu den Blick von solchen kannibalischen Scenen abwenden, als man ihn von den Greueln abwendet, welche die katholischen Spanier in der neuen Welt übten. Es ist überhaupt ganz eigen, wie diese fieberähnliche Wuth, Menschen mit der ausgesuchtesten Grausamkeit zu peinigen, eine Krankheit der Zeit war und sogar noch an der theologischen Orthodoxie der Zeit eine mächtige Stütze fand, so daß der juristische Scharfsinn in Erfindung grausamer Foltern und Strafen mit der dogmatischen Verketzerung und Verdammungslust wetteiferte. In dieser Beziehung ist die Zeit, die wir betrachtet haben, eine wahrhaft traurige zu nennen, und nur wenige erleuchtetere Männer waren es, die von dieser Ansteckung sich frei hielten, einer Ansteckung, der sogar manche zarte Frauen nicht widerstanden. Der weise und mäßige Grotius gehörte zu diesen Seltenen. Als er in der Eigenschaft eines schwedischen Gesandten im Sommer 1638 von einer königlichen Audienz in St. Germain zurückkam, fand er in einem Dorfe, durch welches der Weg ging, eine Menge Volks versammelt, um seine grausame Neugierde an der Hinrichtung einiger Verbrecher zu befriedigen. Als einer seiner Leute, um Platz zu machen, das Volk auseinander trieb, entstand ein gewaltiger Aufruhr, weil dieses in der Meinung stand, die Herrn im Wagen wollten die Delinquenten befreien und so das Vergnügen eines Schauspiels ihm entziehn. Schüsse fielen auf den Wagen des Gesandten, der Kutscher ward so verwundet, daß er bald drauf starb; Grotius selbst, den die Kugel kaum vermieden, ward aus dem Wagen gerissen, und es dauerte lange, bis das Geschrei, es sei der Gesandte Schwedens, ihn und seine Begleiter den Mißhandlungen der Menge entzog. — Hätte hier Grotius nach strengem Recht oder im Geist seiner Zeit verfahren wollen, so hätte

*) Siehe den Commentator zu Dallas S. 102 ff.
**) Bei Menzel V.

er leicht ein noch viel gräulicheres Schauspiel hervorrufen können, als das, welches durch seine Anwesenheit unterbrochen wurde. In der That wurden alle die, welche sich an der Person des Gesandten vergriffen hatten, zum Tode verurtheilt und ihr Vermögen dem Grotius zuerkannt. Aber dieser bat für alle um Gnade, das Vermögen gab er ihnen zurück, und zur Abschreckung für andere begnügte er sich einzig damit, daß die gegen die Schuldigen verhängte Todesstrafe — an ihrem Bilde vollzogen wurde*).

Die schändlichsten aller Criminalprocesse waren nächst den Ketzerprocessen, die wir schon kennen, die sogenannten Hexenprocesse. Wir haben schon im Leben Keplers eines einzelnen Falles erwähnt. Aber solche Fälle ereigneten sich oft, und nahmen nicht immer die glückliche Wendung wie bei Keplers Mutter. Im Braunschweigischen z. B. gingen die Executionen (in den Jahren 1590 bis 1600) so stark, daß oft auf einen Tag zehn bis zwölf Weiber verbrannt wurden, und daß der Ort, wo sie verbrannt wurden, wegen der vielen aufgesteckten Pfähle einem kleinen Wald ähnlich sah**). — Und fragen wir: was gab den Grund zur Beschuldigung? so reichte oft Alter, Mißgestalt, ein rothes Auge oder irgend ein anderes auffallendes Zeichen hin, eine Frau auf die Folter und von da auf den Scheiterhaufen zu bringen. Hexen, hieß es unter anderm auch, könnten nicht weinen, und so ward eine durch physische Ursachen verhinderte Thränenabsonderung ein Grund mehr zur Hinrichtung. Im Ganzen war das weibliche Geschlecht mehr dem Verdacht der Hexerei ausgesetzt, als das männliche; doch fehlte es auch nicht an solchen, die das Gerücht als Zauberer, Hexenmeister oder Schwarzkünstler bezeichnete, die mit dem Teufel im Bund ständen***). Es ist merkwürdig, wie neben dem Hange der Zeit zur Magie, zur Astrologie und Alchymie, den wir schon an einem andern Orte erwähnt haben, doch auch wieder ein entschiedener Abscheu vor solchen Dingen sich kundgab. Die Grenze aber zwischen dem Wunderbaren, an dessen Aechtheit man glaubte, und dem Wunderbaren, das man für eine Wirkung der Hexerei hielt, war jedenfalls schwer zu ziehn, und so hatten Willkür, Vor-

*) Luden, Leben Grot. S. 266 ff.
**) Beckers Weltgeschichte VI. S. 371.
***) Siehe unten die Geschichte des Hofjuden Lippold.

urtheil, Leidenschaft ihren weitesten Spielraum. Das Aergste war, daß selbst protestantische Geistliche, statt das Volk vom Aberglauben zu heilen, es in demselben bestärkten*). Zur Verbannung dieses Aberglaubens hätten, so sollte man glauben, am meisten wirken sollen die Fortschritte in der Wissenschaft, und auf diese kommen wir nun, das politische Gebiet verlassend, zu reden.

Wenn wir auch hier wieder Katholicismus und Protestantismus neben einander stellen, so dürfen wir nicht verkennen, daß auch in der katholischen Kirche der wissenschaftliche Sinn vielfach angeregt und genährt wurde. Einzelne Orden, wie die Väter des Oratoriums, haben dafür vieles gethan, und auch die Jesuiten standen nicht zurück. Aber freilich, wenn man den Werth des Wissens nicht allein nach der Masse des Stoffes, den man weiß, sondern nach der Art der Auffassung und Behandlung, nach dem Geist beurtheilt, der den Stoff erst belebt, so fehlte es zumal der jesuitischen Wissenschaft an aller Lebendigkeit und Frische. Es war ihr ja nicht um die Wissenschaft an sich zu thun, sondern nur um äußere Zwecke, denen die Wissenschaft als Mittel dienen sollte. Ueberhaupt kann sich aber die Wissenschaft da nie frei entfalten, wo ihr irgend ein schon fertig gemachtes Dogmensystem im Wege steht, d. h. wo die Resultate schon vorgeschrieben sind, zu denen sie gelangen muß, wo man mit einem Wort der freien Forschung einen Kappzaum anlegt. Dieß mußte aber die katholische Kirche von ihrem Princip aus thun. Die protestantische Kirche that es nicht minder in dieser Zeit, aber sie that es gegen ihr Princip. Wir wissen, mit welchen Vorurtheilen Kepler zu kämpfen hatte, als er das Copernikanische System vertheidigte. Einem noch merkwürdigern Kampfe begegnen wir in dieser Hinsicht in der katholischen Kirche. — Der große Zeitgenosse Keplers Galileo Galilei mußte noch in seinem Greisenalter nach Rom wandern, und nachdem er einige Monate in dem Gefängnisse der Inquisition geschmachtet, kniefällig seine

*) Siehe den Brief der Herzogin Dorothea Sibylla an Matthias Baumgart in der schlesischen Monatsschrift Jahrgang 1829. S. 785. vgl. Menzel VI. S. 229. Doch kann bemerkt werden, daß der Teufels- und Hexenglaube im Ganzen in der lutherischen Kirche von Haus aus stärker war, als in der reformirten; siehe Göbel S. 231., der indessen zu weit geht, wenn er ihn für die reformirten Lande negirt. Man denke an Schottland und mehrere Gegenden der Schweiz noch in unsrer Zeit!

Irrthümer bezeugen. Aber der protestantische Geist, der sich in dem katholischen Philosophen regte, war zu gewaltig, als daß er die Schmach hätte ertragen können. Die greise Zunge stammelte zwar die Abschwörungsformel nach, aber kaum erhob sich der freie Mann wieder von den Knieen zu einer aufrechten Stellung, als er mit dem Fuße stampfte und in die Worte ausbrach: „und dennoch bewegt sie sich*)."

Was wir ihm nebst Kepler und Copernikus verdanken, wurde schon früher erwähnt; wie wir denn überhaupt in Beziehung auf Mathematik, Astronomie und Naturwissenschaften in dieser Zeit schon einen Fortschritt wahrnehmen können, im Vergleich mit dem Zeitalter der Reformation. Unstreitig trugen dazu auch bei die immer weiter gehenden Entdeckungen auf dem Gebiete der Erdkunde und die immer lebendigere Verbindung der alten mit der neuen Welt, die Hebung der Schiffahrt, des Handels und der Industrie. Gleichwohl wirkten diese Fortschritte noch nicht so reformatorisch auf die Zeit ein, um alle alte Vorurtheile zu zerstreuen. Sie waren mehr vereinzelt und vorbereitend und hatten es überhaupt mehr mit den handgreiflichen Realitäten, als mit den Ideen zu thun! Das eigentlich bildende, auf die Geistescultur abzweckende Studium, wie es auf höhern und niedern Schulen betrieben wurde, blieb mehrentheils auf die Fächer beschränkt, wie sie zur Reformationszeit gelehrt wurden. Die alten Sprachen waren das vorherrschende Bildungselement, nicht nur bei den Deutschen, sondern auch bei den Franzosen und Engländern. Wir wissen ja, wie selbst Frauen an diesem Unterrichte theilnahmen und als Schriftstellerinen auf diesem Gebiete auftraten. (Die Königin Elisabeth übersetzte noch im Jahr 1593 den Boethius (de consolatione philosophiae), den Horaz (de arte poetica) und den Plutarch**). Aber dieses Studium der alten Sprachen wurde nicht mehr mit der Lebendigkeit und in dem klassischen Geiste betrieben, wie zur Zeit eines Erasmus und der Reformation; sondern während wir auf der einen Seite eine größere Hinneigung zur empirischen und realistischen Seite des Wissens (Mathematik und Naturwissenschaft) bemerken, sehen wir auf der andern Seite

*) e pur si muove!
**) Raumer, Beiträge zur neuern Geschichte Bd. I. S. 623.

ein Zurückſinken in die Zeit der Scholaſtik*). — Nur einzelne große Männer, wie Baco, ſuchten beide Klippen zu vermeiden, wie wir früher geſehn haben. In der katholiſchen Kirche waren es aber namentlich die Jeſuiten, welche den klaſſiſchen Geiſt der Bildung, wie er zur Zeit Leo X. auftauchte, wieder zu verdrängen ſuchten. Sie waren es, welche auf der einen Seite zwar die mathematiſchen Fächer begünſtigten, freilich nicht darum, weil an ihnen der Geiſt geſchärft und geübt wird zu einem tüchtigen Denken, ſondern wegen des äußern Nutzens, den ſie bringen; ſie waren es aber auch, welche auf der andern Seite das dürreſte Formenweſen in der Behandlung der Grammatik und Logik zur Karrikatur ausbildeten, weßhalb die Jeſuitenſchulen rückſichtlich der Pedanterie ebenſo zum Sprichwort geworden ſind, als ihr barbariſches Latein. Aber auch bei den Proteſtanten war das, was wir Methode nennen, noch ſchlecht berathen. Nur Wenige wie Baco in England und wie Andreä in Deutſchland verſtanden es, der eine die Maſſen zu ſichten und zu ordnen, der andere die Geiſter zu führen und zu lenken. Als Pädagog ragte unter ſeinen Zeitgenoſſen Johann Amos Comenius hervor**), der auf das Schulweſen der meiſten proteſtantiſchen Länder großen Einfluß übte und deſſen Orbis pictus auf lange Zeit hinaus ein beliebtes Buch der Jugend blieb. — Bei allen Mängeln des Unterrichtsweſens darf uns jedoch das wieder nicht entgehn, was jene Zeit vor der unſern voraus hatte, daß nämlich die weitere Ausbildung der Gelehrten, der Geiſtlichen und der Staatsmänner weder auf die Schule, noch auf bloße Büchergelehrſamkeit beſchränkt blieb. Die Stelle der heutigen Journale, die uns nur in verblichenen Zeichen das wiſſenſchaftliche Streben der Gegenwart zum Bewußtſein bringen, vertraten damals weite Reiſen (die noch obendrein durch die größere Gefahr, die damit verbunden war, den Reiz des Abentheuerlichen erhielten), häufige Briefwechſel, öffentliche Verhandlungen, lebendige Berührung und Wechſelwirkung, und wenn gleich auch manche rohere Fürſten das Getümmel der Jagd und des Krieges dem ſtillen Leben gelehrter

*) Vgl. über die wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen im Einzelnen: „Voigt, Herzog Albrecht von Preußen und das gelehrte Weſen ſeiner Zeit, in Raumers hiſtor. Taſchenbuch 2. Jahrgang.

**) Geb. 1592 zu Prenow in Mähren, geſtorben 1671 in Amſterdam. Er ſteht ſomit an der Grenze unſrer Periode.

Betrachtung vorzogen und ihre tüchtigsten Männer darben ließen*), so bleibt hinwiederum das innige Verhältniß, in welchem die Ausgezeichnetern unter ihnen zu manchen großen Theologen, Gelehrten und Dichtern standen, und die Aufmerksamkeit, die sie ihren Leistungen bewiesen, ein schönes und erfreuliches Zeichen einer oft zu sehr verschrieenen Zeit.

Mit der scholastischen Richtung in der Wissenschaft hing eine gewisse Geschmacklosigkeit und Unbehülflichkeit in der Darstellung zusammen; daher die ungünstige Wendung, welche die Kunst nahm, sowohl in der katholischen**), als in der protestantischen Kirche. Das Zeitalter Leo X. war bekanntlich die Blüthezeit der italischen Kunst gewesen; jetzt aber war dieses goldne Zeitalter vorüber, und unter dem Schimmer des silbernen sah man bereits das bleierne hereinbrechen. Das Gekünstelte, Manierirte trat an die Stelle des Schöpferischen, des Natürlichen, des einfach Schönen. Besonders zeichneten sich auch die Jesuiten als Geschmacksverderber aus. Dasselbe Gemisch von verschiedenartigen Elementen, das wir in ihrem Wesen erkannt haben, tritt auch in ihren Kunstproducten heraus. Wir dürfen nur in eine der neuen katholischen Kirchen treten und sie mit einem alten gothischen Bau vergleichen: dort das Ueberladene, Geschnörkelte, das die Augen des Pöbels allerdings besticht, oder auch wohl selbst durch gefälligere Formen sich der weltlichen Richtung der Gebildetern empfiehlt; hier hingegen das einfach Große, das Ueberwältigende, das durch sich selbst redet und jedes kleinliche Lob verstummen macht. — Aber auch in der protestantischen Kirche darf um diese Zeit der gute Geschmack nicht gesucht werden. Von der bildenden Kunst wollen wir nicht reden, da sie aus dem Cultus so gut als verbannt war und nur auf die prosaischen Darstellungen der niederländischen Schule, auf ängstliche Nachahmung der gegebenen Wirklichkeit sich beschränkte. Aber sehen wir dagegen auf die Kunst der Sprache und des Ausdrucks, wie weit hatten sich die spätern Lutheraner von ihrem großen Vorbilde, Luther, entfernt! Hören wir darüber das Urtheil Adolf

*) Davon mehrere Beispiele in dem angeführten Aufsatz von Voigt.
**) Auf diese veränderte Richtung des Geschmacks hat besonders Ranke in geistreicher Weise aufmerksam gemacht. Gesch. der Päpste I. S. 482 ff.

Menzels in seiner neuern Geschichte der Deutschen*): „Wenn in den letzten Jahrzehnden des 15. und in den ersten des 16. Jahrhunderts Redner, Dichter und Geschichtschreiber in beträchtlicher Anzahl, theils in vaterländischer Sprache, theils in klassischem Latein zu den Deutschen gesprochen hatten, so wurde nun in Deutschland, zwei Jahrhunderte lang in barbarischem Latein oder in einem gleich barbarischen Deutsch über Glaubenslehren gestritten und alle Kraft des nationalen Genius verschwendet, um den höchsten Gegenständen der geistigen Betrachtung die unfruchtbarste Seite abzugewinnen und das Ergebniß der Anstrengungen in die widrigsten und geistlosesten Formen zu zwängen. So groß war die Gewalt dieser Richtung, daß, neben der unbegrenzten Verehrung für Luthers Worte, die bewundernswerthe Kraft und Kunst, mit welcher er die deutsche Sprache behandelt und gefördert hatte, ganz unbeachtet blieb, und daß die Theologen, mit dem in sprachlicher und dichterischer Beziehung unübertroffenen Meisterwerke seiner Bibelübersetzung in den Händen, in die dürre Wüste der Begriffsweisheit sich immer tiefer verloren." Als Grund dieses Verfalls der deutschen Sprache führt Menzel wohl mit Recht den Umstand an, daß der große Lehrer Deutschlands, Melanchthon, nur lateinisch schrieb, während Flacius, das Haupt der Gegenpartei, als ein Ausländer die deutsche Sprache sogar verachtete, weil er sie nicht kannte, und sogar in offenem Druck erklärte, „durch deutsche Bücher sei kein Ruhm zu erwerben, denn die könne jeder Dorfküster schreiben." Von diesem gelehrten und verkehrten Hochmuth, den auch Andere mit Flacius theilten, machten jedoch die Mystiker eine rühmliche Ausnahme, und wenn auch ihr Geschmack nicht immer der beste und feinste war, so haben wir doch bei Böhm und Arnd die Kraft und Gediegenheit, ja mitunter auch die Innigkeit und Zartheit des Ausdrucks bewundert und einen Nachklang von Luthers Sprache drin gefunden.

Es dürfte hier der Ort sein, noch ein kurzes Wort von der deutschen Poesie und dem deutschen Kirchenliede zu reden. Wir können jedoch diesem Gegenstande hier nur eine flüchtigere Aufmerksamkeit widmen, da die neue Periode, welche für die Ge-

*) Bd. IV. S. 26.

schichte der deutschen Poesie mit Opitz und der schlesischen Dichterschule beginnt, zum Theil schon über die Grenzen unsrer Periode hinausschreitet; doch können wir bemerken, daß auch in der Zeit zwischen Luther und dem dreißigjährigen Kriege es nicht an kräftigen Stimmen zum Preise Gottes und Christi gefehlt hat, und mehrere der Gesänge, die wir jetzt noch, leider! oft zu sehr verändert und verstümmelt in unsern kirchlichen Gesangbüchern haben, stammen aus dieser Zeit*). Wenn es uns für dießmal nicht vergönnt sein kann, in eine genauere Charakteristik dieser Männer und ihrer Dichtweise einzugehen, so dürfen wir dagegen doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß unsre reformirte Kirche in dieser Beziehung weit hinter der lutherischen Schwesterkirche zurückblieb, so sehr sie ihr auch in politischer Hinsicht, in Beziehung auf Kirchenverfassung und Kirchenordnung voraneilte. Schon ursprünglich war man in der zwinglisch reformirten Kirche mit Abschaffung alles Poetischen und Symbolischen zu weit gegangen; das Extrem dieser Richtung erschien aber in dem spätern Puritanismus, der alles absichtlich entfernte, was den Schönheitssinn anspricht, und einseitig nur den starren Buchstaben der Lehre festhielt. — Eine eigene Erscheinung ist es übrigens, wie in den Einrichtungen der reformirten Kirche so manches Alttestamentliche sich festsetzte, das mehr, als man glauben sollte, auf den Charakter und die Haltung dieser Kirche gewirkt hat. Dieß zeigt sich uns auch bei der Einführung der Psalmen in den reformirten Gottesdienst. Während der Quell der religiösen Begeisterung in der lutherischen Kirche in eignen Dichtungen sprudelnd sich ergoß, wurde die Erinnerung an den Glanz der davidischen Herrschaft und die Zeiten der israelitischen Theokratie in den Gemüthern der Reformirten belebt durch die Uebertragung der hebräischen Nationalgesänge in die Muttersprache. Es geschah dieß nicht ohne Bedeutung mitten unter den Kämpfen, welche die reformirte Kirche in Frankreich zu bestehen hatte. Clement

*) Nicolaus Decius, Nicolaus Selnekker, Johann Schneesing, Erasmus Alber, Nicolaus Hermann, Philipp Nicolai, Bartholomäus Ringwaldt haben uns schöne, kräftige Lieder hinterlassen, und an sie haben sich, zum Theil noch unsrer Periode angehörend, Johann Rist, Simon Dach, Andreas Gryphius, Martin Rinckhardt, Paul Flemming und Paul Gerhard angeschlossen.

Marot*), ein Hofbeamter Franz I. von Frankreich, genoß den Ruf eines großen Dichters. Nachdem er erst einige ziemlich leichtfertige Lieder weltlichen Inhalts gedichtet hatte, ließ er sich durch den gelehrten Vatablus bewegen, die hebräischen Psalmen in französische Verse zu übertragen; diese französischen Psalmen gefielen so sehr, daß sie sogar zur Mode wurden. Da noch keine besondern geistlichen Melodien für sie vorhanden waren, so legte man ihnen weltliche Tonweisen unter, und König Heinrich II. sang daher den Psalm: „Wie der Hirsch nach einem Wasserquell" auf die Melodie eines Jägerliedes. Bald aber fanden sich auch die Noten zum Texte. Claude Goudimel**), geb. 1520 in Besançon, war, nachdem er unter verschiednen Päpsten als Capell- und Sangmeister angestellt war, zu den Reformirten übergetreten. Er galt für einen der größten Tonsetzer seiner Zeit, und seine Psalmenmelodien verbreiteten sich bald durch die ganze reformirte Kirche. Goudimel selbst ward ein Opfer der Bartholomäusnacht. — So lange die Psalmen der streitenden Kirche der Reformirten als ihre Kriegs- und Siegeslieder, als ihre Klag- und Loblieder dienten, lag etwas Großes, wahrhaft Poetisches in diesem Gebrauch. Aber später verlor sich dieß gänzlich, und namentlich war es für die deutschreformirte Kirche kein Gewinn, als Ambrosius Lobwasser, der im Jahr 1585 als Professor der Rechte in Königsberg verstarb, zuerst im Jahr 1573 seine deutsch gereimten Psalmen herausgab. Lobwasser selbst war Lutheraner; aber die lutherische Kirche, die einen bessern Liederschatz sich zu sammeln bereits angefangen hatte, verschmähte, wenn auch vielleicht aus andern Gründen***), dieses wässrige Lob†) und überließ es den Reformirten, die nur

*) (Geboren 1495, gestorben 1544). Vgl. über ihn Bayle, Dictionnaire hist. und Dictionnaire de biographie universelle.

**) Vgl. Dictionnaire de biogr. universelle und Rochlitz, für Freunde der Tonkunst Bd. 4.

***) Sie nannten sein Werk pupilla et Siren Calvinismi!

†) Wer hätte nicht an der gereimten Empfehlung schon genug?

„Lobwasser recht bin ich genannt,
Den Christgläubigen wohl bekannt,
Denn wie ein frisches Wässerlein
Erquickt den Menschen Haut und Bein,
Also bin ich ein edler Saft
Dem, der da hat kein Stärk', kein Kraft.
Ich mach', daß wer nur aus mir singt,

zu lange mit dieſer ſchlechten Reimerei vorlieb nahmen, ehe ſie ſich theilweiſe dazu bequemten, die beſſern Lieder der lutheriſchen Kirche auch bei ſich aufzunehmen.

Thun wir von da einen vergleichenden Blick auf die katholiſche Kirche, ſo zeigt ſich uns die eigene Erſcheinung, daß die ſtrenger geſinnten Päpſte an der Verweltlichung der Kirchenmuſik ebenſo vielen Anſtoß nahmen, als nur immer die Proteſtanten dran nehmen konnten, und daß ſie ſogar mit zwingliſchem Eifer drauf dachten, die Muſik gänzlich aus der Kirche zu verbannen. Aber es ſollte ihr auf beſſerm Wege geholfen werden. Um eben dieſe Zeit — um die Mitte des 16. Jahrhunderts — trat ein gewaltiger Reformator auf, Pier Luigi Paleſtrina, der zunächſt durch ſeine Meſſe, die er zu Ehren des Papſtes Marcell dichtete, ſo wie durch andere ſeiner Compoſitionen die verirrte heilige Tonkunſt wieder in die keuſchen Schranken der Ordnung zurückführte und einen neuen Geiſt der Kraft und der ſchmuckloſen Einfalt ihr einhauchte, der der Kirche wieder erſetzte, was ihr auf anderm Wege entzogen worden war. — Dieſem herrlichen Gewinn gegenüber nahm ſich die Dürftigkeit des proteſtantiſchen Kirchengeſanges wenigſtens etwas kahl und einförmig aus. Aber dieſen Mangel hätte die proteſtantiſche Kirche immerhin verſchmerzen mögen, wenn ihr dagegen eine ſalbungsvolle, erbauliche Predigtweiſe als unverkümmertes Erbtheil der Reformation geblieben wäre. Aber leider! fanden auch auf dieſem Gebiete Rückſchritte ſtatt. Während grade in der katholiſchen Kirche die Predigt wieder mehr zu Ehren kam, als früher, ſank mit der deutſchen Sprache auch die heilige Beredſamkeit in der deutſch-lutheriſchen Kirche zu einer bloßen theologiſchen Diſputirübung herab (mit Ausnahme weniger beſſern Männer, wie eines Joh. Arnd), ſo daß die Prediger, ſtatt die Lehre des Heils mit der Salbung eines Luther zu verkünden, entweder ihre Zuhörer mit dogmatiſchen Spitzfindigkeiten langweilten oder durch Verketzerung der anders Denkenden die Leidenſchaft des Pöbels erregten; zu geſchweigen der höchſt

---

Daſſelb' für Gottes Ohren klingt;
Darum kommt all', die ihr traurig ſeid
Und nehmt von mir all' Freudigkeit,
Damit ihr werdet allzugleich
Verſetzet in das Himmelreich."

geschmacklosen, oft anstößigen Form, deren sie sich bedienten. Daß damit dem heilsbegierigen Volke nicht gedient war, läßt sich denken. Als einst Lucas Osiander zu Tübingen die Gemeinde mit lauter theologischen Zänkereien aufhielt, rannte ein barscher Kriegsknecht mit bloßem Degen die Kanzeltreppe hinan, und stieg dem Prediger mit der Mahnung zu Leib: „Warum lehrst du nicht Gottes Wort*)?"

Die Früchte dieser Predigtweise führen uns auf ein ferneres Gebiet unsrer Betrachtung, auf den Einfluß der damaligen Religionsweisen auf das Leben und die Sitten überhaupt. Wie sehr der gegenseitige Glaubenshaß durch die Streitigkeiten genährt wurde, das konnten wir bei der Geschichte derselben bereits beobachten. Ich will nur noch einige Beispiele anführen, um zu zeigen, wie ein übertriebener Glaubenseifer bis zur Frivolität, ja bis zur Ruchlosigkeit gehen kann in der Verspottung andrer Religionsformen. So spielten die Katholiken den Protestanten gegenüber häufig die Freigeister, um diese zu ärgern. Ein katholischer Schulmeister in Haddington unter Maria Stuart taufte eine Katze, um die Taufe der Protestanten lächerlich zu machen; und ein Sänger aus der Kapelle der Königin äußerte sich, er glaube eben so gut an Robin Hood, als an irgend etwas in der Bibel**). Aehnliches zeigte sich im Streit der Lutheraner und Reformirten unter einander. Suchten doch selbst lutherische Prediger ihren Zuhörern weis zu machen, „der reformirte Gott sei dem Teufel ähnlicher, als dem wahrhaftigen Gott," und in Kursachsen wurden Hunde und Katzen mit dem Namen „Calvin" belegt, um die Reformirten zu ärgern***).

Die gänzliche Verschiebung des richtigen Verhältnisses vom Glauben und den Werken trug nicht wenig dazu bei, eine falsche Sicherheit hervorzubringen, wie sie uns Andreä in der Christenburg trefflich geschildert hat. Viele Geistliche selbst begnügten sich damit, eifrige Zionswächter zu sein in Beziehung auf die Lehre, ohne sich sonst weiter um den Schaden Josephs zu bekümmern. Es wurde geklagt, daß Viele mehr „des Kruges und Ackerbau's warteten," als

---

*) Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorie Theil II. Buch 17. Capitel 6. §. 8.

**) Raumers Beiträge I. S. 56.

***) Menzel VI. Seite 87.

der Gemeinde*). Und so nahmen denn auch bei den Laien wieder manche Laster überhand unter dem Deckmantel der äußern Rechtgläubigkeit; besonders in der lutherischen Kirche. Die reformirte bewahrte dagegen mehr den Ernst einer strengen Sittenzucht, um welche sie selbst von den besser gesinnten Lutheranern beneidet wurde; namentlich zeigte sich dieß in den Zeiten der Verfolgung. Wer erinnert sich nicht an die Demüthigung, die sich Heinrich IV. im Angesichte des Heeres vor der Schlacht von Coutras mußte gefallen lassen**)! Bei den englischen Puritanern und auch anderwärts artete indessen diese Sittenzucht in einen schroffen Rigorismus aus, der auch an unschuldigen Vergnügungen Anstoß nahm, während die lutherische Kirche hierin eine größere Lebensfreudigkeit mit der katholischen gemein hatte. Aber auch in der reformirten Kirche war die größere Strenge oft nur eine todte Gesetzlichkeit, während die Gesinnung der Einzelnen selbst nicht immer dem Ernste entsprach, der in dem starren Buchstaben bewahrt wurde. Man lese z. B. das von Graf herausgegebene Tagebuch unsers Baselschen Landsmanns, Doctor Wolfgang Meyer, als er die Synode von Dordrecht besuchte, und man wird sich wundern über die frostigen Späße, an welchen damals die geistlichen Herrn Gefallen fanden, und über das Wohlbehagen, mit dem sie von Essen und Trinken reden***).

Was uns überhaupt im Sittengemälde der damaligen Zeit zuerst auffallen muß, ist eine gewisse Rohheit, die sich bei ernsten Anlässen häufig durch Scheltworte und Dreinschlagen, bei fröhlichen Anlässen durch Uebermaß im Trinken kund gab. Wir finden dieß nicht nur beim gemeinen Volke, sondern auch bei Vornehmen und Großen. Ein Buch, das merkwürdige Züge aus dem Leben der Deutschen zur Zeit des 16. Jahrhunderts enthält, die „Begebenheiten des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen, von ihm selbst aufgesetzt und herausgegeben von Büsching†),“ liefert mehr als einen Beleg dazu. So wird uns da erzählt††), wie J. F. G. der Herzog Heinrich von Liegnitz (bei welchem Schwei-

*) Barthol. Ringwaldt Vorr. zu den Evangelien.
**) Siehe Vorlesung 5. S. 105.
***) Graf, Beitr. zur Syn. von Dordrecht, besonders S. 31. 36. 40.
†) Breslau 1820. 2 Bde.
††) Bd. I. S. 124.

nichen als Kammerjunker ſtand) in einem Wortwechſel der Herzogin in Gegenwart des Junkers „eine gute Maulſchelle" gegeben, „davon die Fürſtin auch taumelte," und als der Kammerjunker die Herzogin beim Arm faßte, um „ſie in ihre Kammer zu ſalviren," lief der Herzog nach „um ſie beſſer zu ſchlagen." Der Kammerjunker aber ſchlug die Thür zu, „daß J. F. G. nicht hernachkonnten." Dieſer aber befahl ihm, „er ſoll ihn ungehofmeiſtert laſſen, es ſei ſein Weib, er könne mit ihr machen, was er wolle." Derſelbe Fürſt trieb es auch endlich in der Liederlichkeit und im Schuldenmachen ſo weit, daß er abgeſetzt werden mußte. Der genannte Junker, Hans von Schweinichen, war bei ihm in einer guten Lehre, namentlich was das Trinken betraf. Faſt auf jeder Seite des gemüthlich geſchriebenen Buches kommt die Anmerkung „von einem guten Rauſch," den er ſich getrunken, und dieß ſchien ſich ſo vollkommen mit der ſonſtigen Frömmigkeit des Junkers zu vertragen, daß er in demſelben Athemzuge wieder ganz erbaulich von Gottes Gnade ſpricht, die ihn in ſeinem Leben ſo wunderbar behütet habe*). — Das Uebermaß im Trinken ſchien überhaupt bei der Mehrzahl der damaligen Deutſchen zur Nationalehre zu gehören, ohne daß an etwas Böſes dabei gedacht worden wäre, weßhalb denn auch der Dichter Bartholomäus Ringwaldt klagt:

„Ach, wenn die deutſchen Knecht' und Herrn
Nicht leider! ſo verſoffen wär'n,
So wär' kein ſchöner Nation
Unter des weiten Himmels Thron**)."

Doch auch Jacob I. von England ſtand darin den Deutſchen nicht nach. Bei einem Feſte, das er einſt den Geſandten von Dänemark und Braunſchweig gab, betrank er ſich dergeſtalt, daß er unter den Tiſch fiel***). Aber zur Ehre des beſſern proteſtantiſchen Geiſtes muß bemerkt werden, daß der König durch eben dieſes Betragen allgemeinen Anſtoß bei den ſtrenger geſinnten Reformirten gab. Auch dürfen wir, wenn vom Verderben der Höfe geredet wird, nicht vergeſſen, daß die katholiſchen Höfe im

*) Vgl. z. B. S. 219. und mehre andere Stellen.

**) Siehe Hoffmann von Fallersleben, Barth. Ringwaldt S. 17. wo noch manches hieher Gehörige zu vergleichen.

***) Raumers Briefe aus Paris II. S. 253. und (noch viel ärger) S. 317. Ueberhaupt enthält dieſer Band vieles Wichtige zur Sittengeſchichte.

Ganzen die verdorbenern waren. Man denke nur an die Zeiten Karls IX. und Heinrichs III. von Frankreich.

Wenn man unsere Zeiten häufig eines übertriebenen Luxus beschuldigt, so war doch der Luxus jener Zeit weit größer und zugleich unverständiger. Es war oft mehr auf die Verschwendung selbst abgesehen, als auf den Genuß. Besonders spielten auch hier Essen und Trinken eine große Rolle. Dasselbe, das wir bei den Fürsten gesehen, wiederholte sich auch beim hohen und niedern Adel und im bürgerlichen Leben bei Hochzeiten, Taufen und Leichenschmäusen, so daß die Einfachheit der Sitten, welche der Protestantismus befördern wollte, nicht überall den Sieg erhielt, der ihr zugedacht war. Zwar ließ es die protestantische und vor allem die reformirte Kirche nicht an erneuerten Reformationsedicten fehlen, in welchen der Unmäßigkeit gesteuert werden sollte*); aber die allgemeine Unsitte war mächtiger, als die Mahnung und das Verbot. So erzählt uns, um nur Einiges anzuführen, der genannte Ritter Hans von Schweinichen von der Taufe eines seiner Kinder, die acht Tage lang gewährt habe, und worüber draufgegangen ein guter Ochse, zwei Schweine, fünf Kälber, fünf Spanferkel, dreißig Hühner, neun Hasen, drei Eimer Wein und noch viel andres. Die Taufe kostete 103 Thaler**). Das alles war aber noch nichts gegen die Verschwendung auf der Hochzeit eines böhmischen Edelmanns***), auf welcher, um nur einiges aus dem weitläufigen Küchenzettel anzuführen, 113 ganze Hirsche, 98 wilde Schweine, 162 Rehe, 2292 Hasen und ebenso zu vielen Tausenden von Geflügel, 5 Tonnen Austern, eine Unzahl von Fischen und Pasteten verzehrt und dazu über 6000 Eimer verschiedner

*) So heißt es in einer Policeiordnung von Münden: es sollten bei einer großen Hochzeit nicht über 24 Tische sein, auf jeden Tisch 10 Personen gerechnet; bei einer kleinern nicht über 14 Tische, und das Essen sollte nicht über 3 Stunden dauern. — Auch in Berlin durfte man, einer Verordnung zufolge, nicht länger als Mittags bis ½2, und Abends bis 11 Uhr zu Tische sitzen. Der Anfang des Mittagsessens ward nämlich damals auch an den größten Tafeln um 11, und der der Abendmahlzeit um 5 Uhr gemacht. Siehe Beckers Weltgeschichte (4. Aufl.) Bd. VI. S. 368.

**) Bd. II. S. 182.

***) Herrn Wilhelms von Rosenberg mit einer Pfalzgräfin von Platten, zu Krommenau in Böhmen, siehe Schweinichen a. a. O. I. S. 319 ff. und Becker VI. S. 366, wo die Angaben etwas verschieden sind.

Weine neben einer Menge von ſtarkem Bier getrunken wurden. Die Hochzeit koſtete 100,000 Rthlr. Unter den bürgerlichen Perſonen waren es beſonders die Fugger in Augsburg, welche es den Fürſten nachzuthun ſtrebten. Bei einer Mahlzeit, welche Marx Fugger dem gedachten Herzog von Liegnitz zu Ehren gab, wurde der Wein zum Nachtiſch in einem großen Schiff von venetianiſchem Glaſe ſervirt, das aber der Junker von Schweinichen, der aufwarten ſollte, leider fallen ließ, weil er mit den Schuhen auf dem glatten Marmorboden ausglitt *). — Auch die Kleiderpracht gab fortwährend vielen Anſtoß, die Seidenſtoffe nahmen mehr und mehr überhand. Königin Eliſabeth von England trug die erſten ſeidnen Strümpfe; dreißig Jahre nachher waren ſie keine Seltenheit mehr **).

Wir ſind unvermerkt aus den Betrachtungen über die Rohheit des Zeitalters in die Verfeinerung der Genüſſe gekommen. Allein die Grenzen von beidem liegen nicht ſo weit auseinander. Auch die Verfeinerung des Genuſſes, wenn ſie beim Sinnlichen ſtehen bleibt, iſt Rohheit und deutet auf ein unklares Streben nach einem beſſern Zuſtande ohne Kenntniß der wahren Güter, nach denen der Menſch auch in ſeinen irdiſchen Verhältniſſen zu ſtreben hat. Wenn indeſſen die Verfeinerung der Genüſſe auch abhängt von einer größern Thätigkeit in der Bewältigung der Natur, ſo läßt ſich dieſem Streben auch eine ſittliche Seite abgewinnen. Es iſt eine nicht unwichtige Bemerkung, daß die Reformirten hauptſächlich die Induſtrie emporgebracht haben, mehr als die Katholiken und die Lutheraner. Es hing dieß wohl auch mit der früher erwähnten größern politiſchen Regſamkeit der Calviniſten zuſammen. Der große Welthandel nahm durch die Freiwerdung der Niederlande und durch Englands wachſende Macht einen Gang, der auf Deutſchlands Unternehmungen nachtheilig zu-

*) Schweinichen I. S. 158.; vergleiche auch die Anekdote bei Becker VI. S. 367.

**) Man ſah dergleichen an deutſchen Amtmannsfrauen. „An einem Manne aber fand man im 16. Jahrhundert noch einen ſeidnen Strumpf ſo luxuriös, daß der Markgraf Johann von Brandenburg († 1571) ſeinem geheimen Rathe Berthold von Mandelsloh, welcher einmal an einem Wochentag in ſeidnen Strümpfen zu ihm kam, verweiſend entgegenrief: Ei, ei, Bertholde, ich habe auch ſeidene Strümpfe, aber ich trage ſie nur Sonntags und Feſttags.“ Becker a. a. O. VI. S. 369. 370.

rückwirkte, so daß man im letztern Lande fortwährende Klagen über Stockung der Geschäfte vernahm *). Durch die größere Masse des Goldes und Silbers, welche seit der Entdeckung des neuen Welttheils immer mehr in Umlauf gebracht wurde, nahm der Werth des Geldes ab, und die Preise der Lebensmittel und des Arbeitslohns stiegen beträchtlich. Dazu kam in Deutschland die Münzverwirrung und in Folge derselben die Falschmünzerei (Kipper und Wipper), aus der auch manche sonst gar rechtgläubige Fürsten sich kein Gewissen zu machen schienen **).

In solchen allgemeinen Krisen tritt auch immer für die sittliche Haltung des Volkes und der Einzelnen eine Zeit der Prüfung ein. Der Eigennutz sucht das Gewissen gar vielfach zu beschwichtigen, wogegen dann die Strenge der Grundsätze um so schärfer absticht. Ich erwähne nur eines einzigen Punktes, über den damals viel geklagt wurde, des Wuchers.

Längere Zeit hielt man in der christlichen Kirche das Darleihen des Geldes auf Zinsen überhaupt für Sünde, und auch jetzt noch zeigte sich ein Schwanken der öffentlichen Grundsätze in dieser Hinsicht. So wurde in England unter Eduard VI. das Zinsennehmen gänzlich verboten (1552), unter Elisabeth aber das Verbot wieder aufgehoben, und bloß der Zinsfuß festgesetzt, erst auf zehn, und dann (zu Jacobs I. Zeit) auf acht vom hundert ***). Und in der That waren solche schützende Maßregeln besser als ein gänzliches Verbot. Gleichwohl fehlte es nicht an Eifrern für die alte Ansicht, die alles Ausleihen des Geldes auf Zinsen für Wucher und Sünde erklärten †). So bezeichneten ums Jahr 1587 einige Prediger zu Regensburg alle die, welche Geld auf Zinsen legten, als vierfache Diebe, Räuber und Mörder und erklärten öffentlich, daß sie solchen keine Absolution ertheilen, ihnen kein Abendmahl

*) Becker VI. S. 364.

**) Eine rühmliche Ausnahme machte der Landgraf Philipp von Hessen, der es seinen Söhnen noch in seinem Testament einprägte, daß sie gute Münze schlagen sollten, denn ein Fürst werde erkannt an seiner Münze, Reinhaltung seiner Straßen und Haltung seiner Zusage. Becker VI. S. 364.

***) Anderson, Geschichte des Handels Bd. IV. S. 12.

†) Zu diesen Strengen gehörte freilich der orthodoxe Pastor Gregorius Richter nicht, der dem armen Verwandten Böhms den Zins von einem Thaler abdrücken wollte. S. oben S. 348.

reichen, keinen Zuspruch auf dem Sterbebette gewähren würden. Vergebens forderte sie der Rath zur Mäßigung dieses Eifers auf; es folgte endlich ihre Entsetzung*). Besonders aber wurden die Juden als Wucherer verschrieen, und bisweilen auch diese Anklage mit der Beschuldigung der Zauberei in Verbindung gebracht. Ein gräßlicher Proceß war der gegen den churbrandenburgischen Hofjuden Lippold, der in Berlin auf die jämmerlichste Weise gefoldert und hingerichtet wurde, weil man ihn ohne allen Beweis und auf bloße Vermuthung hin beschuldigte, den Churfürsten Joachim II., bei dem er in großen Gunsten gestanden und unter dem er sich allerdings auch bereichert hatte, durch zauberische Künste vergiftet zu haben**).

Wir wenden den Blick ab von den sittlichen Verkehrtheiten des Zeitalters, um ihn auch der Lichtseite desselben zuzuwenden. Wenn wir ausgegangen sind von der Unduldsamkeit und dem Glaubenshasse als einer weit verbreiteten Stimmung der Zeit, so darf uns dagegen auch nicht verborgen bleiben der große Glaubenseifer und Glaubensmuth, der sich in den Zeiten der Verfolgung kund gab. In der reformirten Kirche ist er am Stärksten hervorgetreten, weßhalb diese Kirche auch viel reicher an Blutzeugen ist, als die lutherische***); denn auch die, welche in der lutherischen Kirche verfolgt wurden (wie Peucer und Crell), litten es meist um ihres calvinischen Bekenntnisses willen. Wir dürfen aber den edlern Glaubenseifer auch der katholischen Kirche nicht absprechen, wie die Beispiele eines Borromeo, eines Franz von Sales, selbst eines Loyola und Xaver uns gezeigt haben. In dieser Kraft, alles zu opfern, auch das Leben dranzugeben für die Ueberzeugung, stand jene Zeit der unsrigen voran, wenn diese ihr auch an der feinern Bildung überlegen ist. Mit dem Glaubenseifer, wo er ein rechter ist und nicht ein fanatischer, pflegt auch der Liebeseifer, der Eifer in guten Werken ver-

---

*) Siehe Menzel V. S. 115. 116. Auch die frühern Reformatoren hatten hierin sehr strenge Grundsätze. Zwingli verwarf noch 1523 alles Zinsennehmen als verboten, nach 5 Mos. 23, 19 ff. Siehe Göbel S. 185.

**) Menzel IV. S. 441 ff.

***) Darauf hat mit Recht auch Göbel aufmerksam gemacht in seiner geistreichen Schrift über die religiöse Eigenthümlichkeit der lutherischen und reformirten Kirche.

bunden zu ſein, und da tritt uns denn eine ſchöne Seite der Zeit entgegen, die Aufopferungsfähigkeit zum Wohle Anderer und die Wohlthätigkeit. Aus der katholiſchen Kirche haben wir noch unlängſt Beiſpiele angeführt*). Unter den Sectirern zeichnete ſich der Wiedertäufer David Joris durch edle Mildthätigkeit aus, und auch von andern Wiedertäufern werden rührende Züge mitgetheilt. Aber auch die rechtgläubigen Proteſtanten blieben in der Ausübung einer Tugend nicht zurück, die auch in den finſterſten Zeiten des Chriſtenthums von dem milden, himmliſchen Charakter deſſelben Zeugniß ablegte. Hatte auch der Proteſtantismus noch nicht genug Kräfte geſammelt, um ins Große zu wirken, konnte er auch noch keine Heilsboten ausſenden in andere Welttheile, noch keine Anſtalten gründen, wie das Halleſche Waiſenhaus, das einer ſpätern Zeit angehört, ſo wurde doch auch manches Gute im Stillen gepflegt und die Wohlthätigkeit in manchen Formen geübt. Valentin Andreä z. B. gründete als Superintendent in Calw das ſogenannte Färbergeſtift, welches in den bald darauf folgenden Zeiten des dreißigjährigen Krieges viele tauſend Menſchen vom Untergang rettete und auch in ſpätern Zeiten eine Anſtalt für Hülfsbedürftige blieb. Unterſtützung von Dürftigen, von Wittwen und Waiſen, von armen Studierenden, von Krüppeln und Blödſinnigen u. ſ. w. war der Zweck, worauf die Zinſen des Capitals verwandt werden ſollten**). — Ueberhaupt machte die Unbill der Zeiten, Kriege, Theuerungen, Peſtilenz, häufig beſondere Anſtrengungen der Wohlthätigkeit nothwendig. So finden wir, daß in den theuern Jahren 1586 und 1587 in der elenden Herberge zu Baſel mehr als 40,000 Menſchen geſpeiſt werden mußten***). Das that der Staat, und man möchte ſagen von Rechtswegen. Aber auch Privaten gingen mit edler Wohlthätigkeit voran. Die Frau des Antiſtes Breitinger in Zürich, Regula Thommann, die allem eignen Schmuck freiwillig entſagte und eines frommen beſcheidnen Wandels ſich befliß, ließ die armen Kinder von der Gaſſe in die warme Stube kommen und richtete eigens dazu eingerichtete lange, niedere Tiſche auf, an wel-

*) Siehe die beiden vorangehenden Vorleſungen.
**) Siehe Hoßbach in der angeführten Schrift.
***) Ochs, Geſchichte der Stadt und Landſchaft Baſel. VI. S. 305.

chen sie die Kinder speiste. Den Kranken brachte sie Arzneien und Latwergen, versah sie sowie die armen Wöchnerinen mit Bettzeug, und ließ ihnen Speise reichen. Flüchtlinge, welche die verschiednen Kriege nach der Schweiz trieben, fanden in ihrem Hause monat- und jahrelange Aufnahme. Sie sorgte für Bäder, für Aerzte, für jegliche Nothdurft. „Auch hat sie (setzt der Chronist schön hinzu) in Erweisung solcher Wohlthaten sich nicht irren, noch abhalten lassen durch die Ungleichheit der Religion, sondern den Lutheranern, Katholiken und andern Secten sowohl, als den Unsern, doch diesen voraus, zu erkennen gegeben, daß sie ein wahres Kind Gottes sei *)."

Ein liebliches Frauenbild aus den höhern Ständen, das Bild der Herzogin Dorothea Sibylla von Brieg in Schlesien, das noch auf der Grenze des von uns betrachteten Zeitraums steht, mag uns endlich dazu dienen, die Zeiten vor und zum Theil noch während des dreißigjährigen Krieges von ihrer schönern Seite kennen zu lernen **). Dorothea Sibylla, geb. 1590, war die Tochter des Churfürsten Johann Georg von Brandenburg und dem Herzog Johann Christian von Liegnitz und Brieg im Jahr 1610 vermählt. Ihr Vater war streng lutherisch ***); aber am Hof ihrer Mutter, einer anhaltischen Prinzessin, hatte sie gemäßigtere Grundsätze kennen gelernt, die auch mit ihrem von Natur milden Charakter sich besser einigten. Schon sie versuchte zwischen den getrennten Parteien, wiewohl vergeblich, eine Union. Nicht nur an klarer religiöser Einsicht stand sie in vielen Puncten über ihrer Zeit (wie sie denn auch dem Hexen- und Gespensterglauben sich kräftig widersetzte) †), sondern sie bildete auch durch ihr ganzes sittliches, dem Wohl der Menschheit geweihtes Betragen zu dem verdorbnen Hofleben einen wohlthuenden Contrast. Vorzüglich er-

*) Siehe Schuler, Gallerie schweizerischer Frauen in den Alpenrosen 1837.

**) Vgl. Monatschrift von und für Schlesien, Jahrgang 1829., woraus Menzel VI. S. 226 ff. Vieles mitgetheilt hat; doch verdienen die Auszüge in der Monatschrift selbst sowie die vom Syndicus Koch herausgegebenen Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Herzogin (Brieg 1830) nachgelesen zu werden.

***) Erst Johann Sigismund trat zur reformirten Lehre über, 1613

†) Koch, Denkwürdigkeiten S. 40—42. und Monatschrift a. a. O. S. 785.

schien auch sie auf dem Gebiete der Wohlthätigkeit und edler weiblicher Gemeinnützigkeit als ein rettender und schützender Engel. Jeder, ohne Unterschied des Standes, erhielt täglich von Morgens 10 Uhr bis zur Zeit der Tafel Gehör bei ihr, wobei sie alte und gebrechliche Leute aus dem Bauern- und Bürgerstande nicht vor sich stehen, sondern niedersitzen hieß. Nicht allein aber hatte die Armuth unverwehrten Zutritt zur edlen Wohlthäterin, sondern durch eigene Kundschafter, die sie in der Stadt und in den Dörfern unterhielt, ließ sie sich hinterbringen, was da und dort der Hülfe bedürfe. Durch Anwendung einfacher Mittel beschämte sie manchen der damaligen Aerzte, sie leistete selber — und oft nicht die angenehmsten Krankenwärterdienste *), nahm sich besonders der Wöchnerinen an und sorgte für geschickte Hebammen. Sie legte Sparkassen an für die Armen, steuerte durch freundliches Entgegenkommen dem Bettel mehr als durch Strenge, und ließ sich vor allem die Pflege der Schulen und das Wohl der heranwachsenden Jugend angelegen sein. Auch hier wußte sie durch liebreiche Beimischung des Heitern und Ergötzlichen manches zu versüßen. Zur Aufmunterung des Fleißes veranstaltete sie Schulfeste und verschaffte den Kindern an ihren Namenstagen (dem Dorotheen- und Sibyllentag) und bei andern Anlässen **) manche Freude bald mit Geschenken, bald mit stattlichen Aufzügen, mit Scheibeschießen, Tanzen und Comödien, wobei sogar nach damaliger Sitte der Hanswurst nicht fehlen durfte ***). Durch solche

*) Sie brachte zuerst das vorher fast unbekannte äußere Hülfsmittel gegen Leibesverhärtung in Anwendung, und wenn die Verschämtheit mancher Frauen sich sträubte, „hat sie drauf gedrungen und geboten," zuweilen auch selber verrichtet. Menzel S. 234.

**) So am Sonntag Lätare, am Michaelistag und am Silvester.

***) „Und war der Pritschemeister Hans der lustige Diener Kilianus Brustfleck, so den Kindern viel zu lachen gab." Wir erlauben uns hiebei noch eine Bemerkung, die verschiedene sittliche Praxis in der lutherischen und reformirten Kirche betreffend. Daß die größere Strenge rücksichtlich der weltlichen Vergnügungen (des Tanzes, Schauspiels u. s. w.) auf Seiten der Reformirten war, hat auch Göbel (die religiöse Eigenthümlichkeit der lutherischen und der reformirten Kirche) richtig bemerkt. Allein so sehr diese Strenge auf der einen Seite der reformirten Kirche zum Lob gereicht, so hing die Verdammung auch der harmlosesten Volksfreuden und einer ehrbaren Lustigkeit mit dem schon anderwärts von mir gerügten Mangel an poetisch gemüthlichem Sinn zusammen, der schon in Calvins Persönlichkeit bemerkt werden kann und im Puritanismus vollendet seinen höchsten Grad erreichte. (Vgl. Vorlesungen über Re-

Dinge machte sich Dorothea Sibylla bei Alt und Jung beliebt. Sie hieß auch nur die liebe Dorel, und als einst bei Anlaß eines Schulfestes ein kleines Mädchen sie mit diesem Namen anredete und der Vater sich deßhalb entschuldigen zu müssen glaubte, sah sie zum Himmel auf und sprach mit gefalteten Händen: „Gott sei gelobt für solchen köstlichen Titel, und will ich ihn, so ich bei Sinnen bleibe, in meinem Leben gegen eine Majestät nicht wechseln.“ Der Herzog aber, der dabei stand, fiel ihr um den Hals und sprach: „Fort mit dem Titel: Fürstliche Gemahl, ich will dich fortan nicht anders, als liebe Dorel nennen *).“ „Und war eine große Bewegung (setzt der Augenzeuge hinzu) bei den umstehen-

---

formation Bd. II. S. 278. 279.) Nach dem obigen Berichte des Valentin Gierth hielt es der lutherische Pastor Michael Scholz, der dem Kinderfeste beiwohnte, nicht unter seiner Würde, ein Ehrentänzchen zu wagen: „Er nahm sich die Mutter Grete (die alte Amme der Herzogin) zum Reigen, sprechend: Ein Tänzlein in Ehren thut Gott nicht wehren.“ Und es war dieß etwa kein frivoler Geistlicher. Nach seinem Tode noch gab ihm die fromme Herzogin das Zeugniß: „Das war ein rechter und gründlicher Apostel unsres Herrn und Meisters.“ (Siehe Koch, Denkwürdigkeiten S. 37.) Die Herzogin selbst, welche gleich jenem Pastor auch in ihrer religiösen und theologischen Gesinnung über den Parteien stand, hielt es hierin mit der lutherischen Praxis, und ihr gleichfalls lutherischer Biograph vereifert sich gewaltig über den Superintendent Neomenius, welcher in seiner Leichenrede von ihr gehandelt, „als ob sie sollte der Welt Lust und Freude schon in der Mutter Leibe ganz abgestorben und gleichsam eine Kopfhängerin und Tuckmäuserin gewesen sein.“ „Die gnädige Frau (fährt er fort) hat weltliche Freuden mit nichten verachtet und gemieden, sondern nur Maaß und Ziel gehalten, den Spruch gar recht wissend: Seid fröhlich mit den Fröhlichen und traurig mit den Traurigen. Mir, auch vielen aus der Bürgerschaft, so auch der fürstlichen Hofstatt ist genüglich bekannt, daß die gnädige Frau zur Fröhlichkeit alle Wege selber angespornet, auch sonderlich so sie auf eine Hochzeit oder Kindelschmaus bei Adlichen oder Unadlichen geladen gewest und es etwas still hat hergehen wollen, die Gäste zur Lust und zum Sange gereizet, auch dem jungen Volk allerlei Scherz und Pfänderspiel zu treiben angegeben, sich auch manchesmal bei solchen Wirthschaften in ein ausländisches Bauerweib oder sonst anders verputzet und der Jungfer Braut in Ueberantwortung von Kochelöffelein und anderm Zeuge eine lustige Predigt gehalten, bis in ihren letzten Jahren ihres Leibes Schwachheit, auch die gefährlichen Zeitläuften ein anderes mitgebracht, und die Frau Herzogin zur Ablegung der Weltlust und Betrachtung der letzten Dinge gezwungen und gedrängt wurde.“ Alles und jedes zu seiner Zeit und an seinem Ort. Das ist die wahre christliche Weisheit.

*) Ein schönes Gegenstück zu dem oben angeführten Herzog Heinrich von Liegnitz und der Maulschelle, womit er seine Gattin tractirte. — Auch den Titel Durchlaucht verschmähte sie, indem es bei manchen Herrschaften gar übel aussehen würde, wenn sie durchsichtig wären.

den Herrschaften; ich aber habe abseiten gehen müssen, dieweil ich mich vor Thränen gar nicht lassen mochte über eine solche fromme Frau.“ Dieser Augenzeuge, ein schlichter Rothgerber jener Zeit, Valentin Gierth, hat uns ein Tagebuch hinterlassen, in dem noch viele schöne und erhebende Züge dieser wahrhaft hochgebildeten, christlich gesinnten Fürstin sich finden*), aus denen ich gerne noch einiges mittheilen möchte, wenn die Zeit nicht zum Schlusse drängte. Nur noch ihres Endes möge gedacht sein. Sie starb den 19. März 1625, ehe sie ihr 35stes Lebensjahr erreicht hatte. „Mein Jesus öffnet seine güldnen Pforten“ — das war der Ausruf der Sterbenden. Die Thränen ihrer Unterthanen, die ihr Bahrtuch benetzten, waren, wie ihr Biograph sagt, mit Recht „ihr fürtrefflichster Lobspruch**).“ Aber auch das gereicht ihr zum besten Lobe, daß ein wackerer katholischer Geistlicher, der mit zu den Landsassen des Fürstenthums Brieg gehörte, sich an ihrem Sarge dahin aussprach, „daß, wenn die Herrn Calviniſten einen Papst hätten, dieser nichts Eiligeres thun könnte, als die selige Frau Herzogin unter die Heiligen zu versetzen,“ und drauf seinen Beichtkindern ein heiliges Vaterunser für die abgeschiedene Seele zu beten befahl. Es beweist uns aber auch dieses und das vorige Beispiel, daß es auch der protestantischen Kirche nie an barmherzigen Schwestern gefehlt hat, wenn sie auch gleich keinen sichtbaren Orden bildeten***).

So hätten wir denn die sittlichen Wirkungen des Christenthums in einer Zeit kennen gelernt, die freilich noch mannigfache Spuren von Rohheit an sich trug. Wir können, wenn wir unparteiisch sein wollen, nicht sagen, daß die bessern Früchte allein und ausschließlich auf dem Stamme des Protestantismus gewachsen seien; auch die Pflanzung der alten Kirche schlug hie und da in schöne Blüthen aus. Aber wenn wir die beiden Principien neben einander stellen, so werden wir doch finden, daß das ächte, evangelische Princip, wie es die Reformatoren aufstellten, am Ende in beiden Kirchen das treibende und bewegende war. Nicht

*) Vgl. die Monatschrift a. a. O., beſ. auch Seite 572.—584.
**) Gierth bei Koch S. 65.
***) Uebrigens deutet der Biograph irgendwo die Absicht der Fürstin an, in der That einen wohlthätigen Frauenorden zu stiften.

der Katholicismus, ſondern auch das in ihm wieder erweckte Chriſtenthum war es, was auch dort gute Frucht brachte. Auch das Lutherthum war es nicht und der Calvinismus, wohl aber die reformatoriſch evangeliſche Geſinnung, welche dem Proteſtantismus in dieſer Zeit ſeine Bedeutung ſicherte. So viel Unklares, Unfreies und Unſchönes ſich auch (dem Princip der Reformation zuwider) innerhalb der proteſtantiſchen Kirche zeigte, ſo ging doch dieſes Princip ſelbſt nicht in ihr unter, ſondern wirkte ſogar auf die katholiſche Kirche belebend zurück. Die langen Drangſale des dreißigjährigen Krieges wurden dann in der Folge eine merkwürdige Läuterungsſchule, und neue Richtungen thaten ſich von da an auf, die wir leider! für dießmal nicht mehr in den Kreis unſrer Betrachtung ziehen können. Ob mir geſtattet ſein wird, in einem ſpätern Curſe meine Aufgabe dahin zu vollenden, daß ich die Entwicklung des Proteſtantismus bis auf unſere Zeiten durchführe, wird von Umſtänden und Verhältniſſen abhängen, die vorauszuſehn nicht in meiner Macht liegt. Ich hoffe und wünſche es.

Ehe ich jedoch für dieſen Winter von Ihnen ſcheide, erlaube ich mir noch eine Anwendung des Bisherigen auf die Gegenwart. Liegen auch gleich zwiſchen der behandelten Zeit und der unſrigen mehr als zwei Jahrhunderte, welche die Brücke bilden von dort zu uns hinüber, ſo dürfen wir doch, auch ohne dieſe Brücke ſelbſt mit unſern Schritten bereits durchmeſſen zu haben, einige vergleichende Blicke herüber und hinüber wagen aus dem 16. und 17. Jahrhundert ins 19. und aus dieſem in jenes.

Es hat ſich vielleicht manchem unter Ihnen während der verſchiedenen Vorträge die Frage aufgedrungen, welche Zeit die beſſere geweſen ſei, die damalige oder die jetzige? und ob wir ſagen können, wir hätten Fortſchritte gemacht oder Rückſchritte? — „Gottlob, daß dieſe Zeiten vorüber ſind," ſagten vielleicht die Einen — wenn ſie hörten, wie Menſchen um ihres Glaubens, ja oft um einer bloßen Glaubensanſicht willen vertrieben, eingekerkert, gefoltert und zu Tode gemartert wurden; während Andere vielleicht beklagten, daß wohl kaum mehr unter unſerm weichlichen Geſchlechte ſolche Märtyrer gefunden würden, die ſich für ihre Ueberzeugung verbrennen oder ins Elend ſchicken ließen. Wiederum mochte es uns ſehr nahe liegen, zu der fortgeſchrittenen Bildung

uns Glück zu wünschen, wenn wir der Rohheiten gedachten, von denen ich noch heute einige Beispiele gegeben habe, oder wenn wir den Stand unsrer Schulen mit dem der damaligen, die Verwaltung des öffentlichen Wesens in so vielen Punkten mit der der frühern Zeiten verglichen. Aber Andere hat vielleicht wieder die Herzlichkeit und Innigkeit angesprochen in so manchen Verhältnissen der Menschen zu einander im Vergleich mit der jetzigen weltbürgerlichen Großartigkeit, mit der man solche Verhältnisse in unsrer Zeit gemeiniglich behandelt. Und so ließe sich manches auf die eine und auf die andere Wagschale legen, ohne daß das Gewicht der einen das der andern vollkommen niederdrückte. Ehe wir daher etwas entscheiden können, müssen wir über die Frage selbst ins Klare kommen, was es heiße, eine Zeit sei fortgeschritten im Sittlichen. Denken wir uns unter einem Zeitalter eine mehr von außen, als von innen bestimmte Masse, so wird uns auch die Sittlichkeit eines ganzen Zeitalters, wie sie sich dem Auge des Beobachters darstellt, mehr als ein Naturproduct, d. h. als das Erzeugniß äußerer Einflüsse und Verhältnisse erscheinen, an denen der Einzelne mehr unbewußt, als bewußt, theilnimmt; die Zeit ist dann das Kleid, worin der Zeitgeist erscheint, und so mag denn auch immerhin das Kleid seine Farbe und seinen Schnitt ändern mit den Jahreszeiten, d. h. hier mit den Jahrhunderten. Aber dieser gemeinsame sittliche Charakter einer Zeit gehört in der That noch nicht dem eigentlichen Gebiete der Sittlichkeit an, welches nur da beginnt, wo ein selbstbewußtes Handeln stattfindet. Es wäre allerdings bequem, wenn der Einzelne in seiner Sittlichkeit „mit der Zeit fortschreiten" könnte, etwa so wie der, der sich auf ein Dampfschiff setzt und von diesem getragen ans Ziel gelangt. Aber so ist es nicht. Jeder muß mit eignem Ruder steuern, mit eignen Segeln in den Hafen einlaufen. Er muß den Weg selber gehn, ihn an sich erfahren, ihn in sich selber durchmachen. Und da werden wir finden, daß zu allen Zeiten dieselbe Regel gegolten hat: „Der Weg ist schmal, und die Pforte ist eng, die zum Leben führt, und Wenige sind, die auf ihm wandeln." Diese Wenigen aber sind es allein, die über die massenweise, unbewußte, mechanische Sittlichkeit sich erheben, welche eine Zeit gleichsam von selbst schon mit sich bringt; sie sind es, die dem sitt-

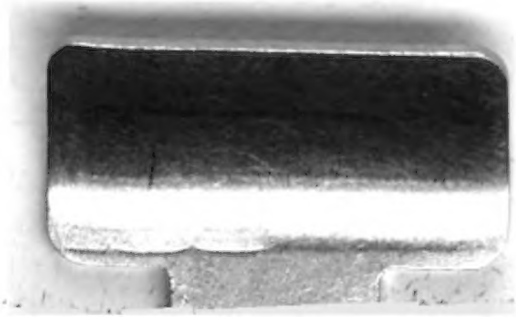
lichen Geiſte wieder einen neuen Schwung geben und die Zeit wahrhaft vorwärts bringen, der eine in dieſem, der andere in jenem Stücke. Sie ſind daher auch die reformatoriſchen Geiſter, gleichviel, ob ſie in der katholiſchen oder in der proteſtantiſchen Kirche oder auch wohl gar in einer Secte ihre Wurzel anſetzen. Nur daß die Wurzel ſelbſt geſund ſei. Die Wurzel des Lebens, das Princip der ächten Sittlichkeit und ſomit auch der ächten Reformation iſt zu allen Zeiten daſſelbe, und zwar läßt dieſes Princip ſelbſt keinen Fortſchritt, keine Mehrung und Verbeſſerung in ſich zu, ſondern nur eine immer beſſere, vollkommnere Anwendung von Seiten des Willens und eine immer klarere und reinere Auffaſſung von Seiten des Verſtandes. Die Gunſt der Verhältniſſe kann die Herrſchaft des Guten erleichtern, aber ſie nie erſetzen, wo ſie nicht von innen kommt. Das Heil der Welt iſt einmal erſchienen, Chriſtus einmal geoffenbaret im Fleiſch, und wir ſollen hinfort keines andern warten. Nur in der Art, wie die Seinen ihn aufnehmen, findet allerdings eine Verſchiedenheit ſtatt, ein Mehr und Minder; doch nicht ſo, daß wir ſagen könnten, die Geſchichte zeige uns ein ſtetiges Fortſchreiten. Es giebt auch Rückſchritte, und wenn ſchon oft bemerkt worden iſt, daß man ſich die Fortſchritte der Menſchheit nicht in grader Linie, ſondern in den vielfachen Windungen und Krümmungen einer Spirallinie zu denken habe, ſo dürfte vielleicht der zurückgelegte Zeitraum einen ſchlagenden Beweis dazu liefern. Nur der troſtloſen Anſicht dürfen wir uns nie hingeben, als ob es immer ſchlimmer würde mit der Welt. Das hieße die Kraft der Erlöſung ebenſowohl läugnen, als die entgegengeſetzte Anſicht den Schwindel des Hochmuths erzeugt. Der Strom der Geſchichte führt Gold mit ſich und Schlamm; ſuchen wir das Gold heraus, und laſſen wir den Schlamm; aber vergeſſen wir auch nicht, uns immer wieder der Quelle zuzuwenden, aus der jeder ſchöpfen kann, der ernſtlich will. Dieſe Quelle wieder eröffnet zu haben, iſt und bleibt das Hauptverdienſt der Reformation. Aus ihr quillt für alle Zeiten der Segen der Menſchheit, und nur wer durch ſie erfriſcht und geſtärkt die Hand erhebt zum Werke, tritt in die Fußtapfen der Reformatoren ein. Das hat uns auch dieſe Zeit gelehrt; das wird eine jede Zeit uns lehren. Mögen wir uns nur immer be-

lehren lassen, so wird jede Geschichte durch Gottes Segen ihre Frucht bringen. Daß auch diese geschichtlichen Vorträge, so unvollkommen auch ihre Aufgabe erreicht wurde, dennoch diese wesentliche Frucht mögen gebracht, oder daß sie wenigstens zu einem fruchtbaren Nachdenken mögen angeregt und angeleitet haben, das, verehrteste Freunde! ist mein innigster Wunsch, mit dem ich dieselben schließe, und wenn ich zugleich damit den Dank verbinde für Ihre Nachsicht und das mir bewiesene Zutrauen, so geschieht es in der Ueberzeugung, daß die Macht der Ideen, die Macht des Wahren und Guten, die Gott selbst in die Geschichte, wie in jede Menschenbrust gelegt hat, weit größer sei, als der schwache Versuch des Sterblichen, der ihr zum Werkzeuge dient, und daß das, was vereinzelt ein kümmerliches Stückwerk bliebe, im Zusammenhange mit dieser geistigen Macht und getragen von ihr, auch mit einen bescheidnen Beitrag geben könne zu der höhern Vollendung, nach der wir Alle streben.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google